Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1916.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Oktober 1916.

Idole und Ideale.

Da es nicht gelingt, das Gewebe der Thatsachen und Ereignisse, die man Geschichte nennt, klar und glatt in Reihen von Ursachen und Wirkungen zu ordnen, so klammert sich die gewöhnliche Geschichtbetrachtung und das politische Urtheil mit besonderer Heftigkeit an die Personen, die im Vordergrund des geschichtlichen Geschehens stehen. Das thun aber auch denkende Menschen, die von der unbefriedigenden und schließlich resultatlos gebliebenen geschichtphilosophischen Betrachtung sich resignirt abkehren und sich bescheiden an Das halten, was uns geläufig ist: den Menschen.

In einer Lage, die jeden Versuch drückt, aus dem „Meer des Irrthums" aufzutauchen und im europäischen Chaos die vorwärts weisende, die gestaltende Kraft aufzuspüren, erliegen wir darum immer wieder der Verlockung, einzelne Menschen oder Gruppen von Menschen für das Geschehene verantwortlich zu machen und ihnen daher ein Uebermaß von ursächlicher Bedeutung zuzuschreiben. Damit thut sich eine neue Fehlerquelle auf; denn die Räthselfrage, mit wie viel Bestimmtheit die Selbstbestimmung im geschichtlichen Vorgang gemischt ist, wird durch parteiisches Gefühl nicht beantwortet; und die Vorsicht des kausalen Instinkts, der wenigstens die Natur der Dinge und „Gelegenheit, Glück und Genius" als gottgewolltes Ungefähr zusammen wirken läßt, wird dabei überrannt. Ich will hier nicht philosophiren, ich will nur feststellen, wie hoffnunglos bisher die Bemühungen waren, das Gewebe von Zufall und Nothwendigkeit, von Persönlichem und Sachlichem, von Idee und Trieb, das diesem Krieg zu Grunde liegt, zu entwirren.

Die übliche politische Erörterung behilft sich unter solchen

Umständen mit sehr einfachen Mitteln: sie fragt, wie sich etwa Bismarck oder Marx oder Jaurès (wer es nun gerade sei, der das besondere Vertrauen des Fragenden genießt) zu dem europäischen Konflikt gestellt und wie er versucht hätte, aus ihm herauszuführen. Bei den Sozialisten ist dieses Verfahren merkwürdiger Weise ganz besonders ausgebildet, obwohl kein Denker und Politiker mit schrofferem Eifer als Marx den entwickelungsgeschichtlichen Standpunkt empfohlen und den Werth und Einfluß des persönlichen Faktors herabgedrückt hat. Gegen den Brauch, das Orakel Bismark zu befragen, ist in letzter Zeit gerade von seinen denkenden Bewunderern Einspruch erhoben worden. In der That giebt er auf keins der Probleme, die unser Wissen narren und unser Gewissen beklemmen, eine eindeutige Antwort. Wir kennen ungefähr seine Methoden: aber wer vermäße sich, sie auf das gegenwärtige Chaos anzuwenden, in dem ungemein verwickelte wirthschaftliche und politische Fragen, mit allerlei nationalen Atavismen verquirlt, neben einander lagern? Sein Grundtrieb war, ohne Zweifel, machtpolitisch; Staat und Macht setzte er in Eins, die humanitäre Ideologie mit dem Europäismus als Gipfel höchster Wünschbarkeit schob er als redensartlich bei Seite und den Krieg als politisch-ökonomisches Mittel stellte er fest in Rechnung. Daneben bemerken wir als Richtpunkte seines Handelns bis zuletzt den hartnäckigsten Kontinentalismus, dazu die äußerste Vorsicht in der Behandlung möglicher Gegenspieler; das Bestreben, die Bildung „kaunitzischer“ Koalitionen gegen seine Schöpfung Großpreußen zu verhindern; die Unterordnung innerpolitischer Fragen unter außenpolitische; die Vermeidung aller Gesten, die in der Welt Unruhe und Zweifel erregen könnten; den festen Willen, sein Regententhum vor parlamentarischer Belastung zu bewahren; die Tendenz, zwischen den Klippen der Isolirung und der Allerweltbeflissenheit das Staatsschiff unbeschädigt hindurchzusteuern; ferner die weltpolitische Konzentration; endlich die allmähliche Anpassung der überkommenen Wirthschaft an den neuen Industrialismus. Aber indem ich an diesem Bild des Vor-Bildes die Weisungen der gelehrten und geaichten Bismarckianer messe, befällt mich das Gefühl der Ohnmacht und Verzweiflung, denn ich kenne nicht drei für die heutige Bedrängniß empfohlene Sätze seiner geschäftigsten Ausdeuter, von denen ich nicht überzeugt wäre, daß Bismarck selbst ihnen nicht Wort vor Wort widersprochen hätte.

Schon vor der europäischen Katastrophe konnte man feststellen, daß die Berufung auf Bismarck den Willen zur politischen Erkenntniß zu lähmen beginne, statt ihn leichter, freier, hell

unbefangener zu machen. Die Bismarck-Philologie machte unlebendig, die Bismarck-Romantik blind. Heute dient die Berufung auf ihn fast schon gar als nationaler Zollstock, um gute von schlechten oder verdächtigen Deutschen zu unterscheiden. Vergesset nicht, daß zum Reiten-Können, um ein mißbrauchtes Wort des Meisters anzuwenden, ein Solidaritätgefühl ohne Mißtrauen, ohne das sich mehr oder besser oder nationaler Dünkeln gehört. Bismarcks intimste Kenner und Bewunderer müssen über sein Verhältniß zu unserer Zeit und unseren Zielen sagen: er sah eine neue Politik und ein neues Geschlecht entstehen und sich versuchen, doch er hat an sie nicht geglaubt. Er widerstrebte und widersprach. Er lehnte Ziele und Methoden ab. Er hatte für sie kaum je ein ermuthigendes Wort, über seine Lippen kam kaum je etwas Anderes als eine Warnung. Und sein herber, ätzender Tadel bezog sich nicht nur auf die schüchternen Liberalismen gegen Bürgerschaft und Arbeiterschaft, die den Formen seines Autoritätglaubens und seiner Autoritätübung widersprachen und widerstrebten, er bezog sich noch unzweideutiger (der caesarische Sachwille ließ sich nicht entwurzeln und entamten) auf alle sichtbaren und heimlichen Aeußerungen des gouvermentalen Machtwillens. Hier begannen Zweifel auch bei Denen sich zu regen, die nur noch ein letzter Rest von Selbstbesinnung abhielt, in den Abgrund gedankenloser Genie-Vergottung zu stürzen. Diese Zweifel waren ja schon in seiner stärksten Schaffenszeit berechtigt und in einem großen, reichen, schöpferischen Volk frei sein wollender Männer sogar selbstverständlich; der geschichtliche Rhythmus zersprengt immer den Kreis des alternden Genius; und so kam der Moment, da Bismarck und seine Zeit sehr fühlbar auseinander gingen. Denn das Neue war da; es webte und regte sich und suchte sich neue Formen in dem von ihm, von seinen eisernen Händen und seiner harten Produktivität geschaffenen Deutschland, das er, gleich einem Klumpen Erz, in die alte, vermorschte Staatenwelt Europas geworfen hatte. Wovor sollen wir uns also beugen? Vor Bismarck als Thatsache; und die Wirkungskraft dieser Thatsache zeigte sich nie großartiger als heute. Was soll unser Sammelpunkt sein? Bismarck als Urzelle unseres heutigen staatlichen Seins, als Ausgangspunkt neuen, sprudelnden, wachsamen Lebens, bei dem die Selbstbeherrschung im genauen Verhältniß zur Selbstbestimmung steht. Doch der Willkür einseitiger Deutungen dieser Thatsache setzen wir unsere Lesarten entgegen. Wenn also der Kanzler von heute auf die Mäßigung hinweisen läßt, mit der der geniale Staatsmann seinem Machtwillen die Zügel anlegte, in Augenblicken, wo die Versuchung am Stärksten

war: so hat er, da die alleröffentlichste Verantwortung ihn leitet, nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht dazu. Dieser Hinweis ist freilich noch kein Programm und die Erinnerung an Bismarcks Enthaltsamkeit in Nikolsburg ist freilich kein Novum; aber selbst in dieser Beschränkung, und wenn er auch vom Ausland mit jenem bismärckischen „jede Thür offen, jede Wendung frei erhalten" (an Gerlach) in Zusammenhang gebracht wird, ist er als Warnung und Vorbereitung heute nicht bedeutunglos.

Was die Gründer der Internationale betrifft, so liegt der Fall einfacher und klarer. Wir wissen, wie wichtig er ist, denn der Bruch in der sozialistischen Reichstagsfraktion ist ein Vorgang, dessen Bedeutung für Gegenwart und Zukunft kaum übertrieben werden kann. Als Karl Marx die Internationale gründete, mochte er sie für ein brauchbares Mittel im proletarischen Befreiungskampf und der Zerstörung kapitalistischer Bürgerherrlichkeit förderlich gehalten haben; aber die Werkzeuge zu dieser Ueberwindung und die Bausteine zur Konstruktion eines klassenlosen Staates suchte er bekanntlich in anderen und tieferen Kräften. Staunenswerth ist, mit welcher Oberflächlichkeit über die Phasen seiner inneren Entwickelung hinweggeglitten und die verächtliche Skepsis übersehen wird, mit der er privatim solche Veranstaltungen betrachtete. Ein Beispiel. Die Internationale soll das Nationale überwinden helfen: Das war ein Glaubenssatz der Parteigänger, als die Partei noch Sekte war. Schlage ich nun den dritten Band seines Briefwechsels auf, so finde ich unter dem zwanzigsten Juni 1866 eine sehr ergötzliche Darstellung einer Berathung im International Council, worin es heißt:

„Uebrigens rückten die (Nichtarbeiter) Repräsentanten der ‚Jeune France' damit heraus, daß alle Nationalität und Nationen selbst ‚des préjugés surannés' sind. Proudhonisirter Stirnerianismus. Alles aufzulösen in kleine ‚groupes' oder ‚communes', die wieder einen ‚Verein', aber keinen Staat. Und zwar soll diese ‚Individualisirung' der Menschheit und der entsprechende ‚mutualisme' vor sich gehen, indem die Geschichte in allen anderen Ländern aufhört und die ganze Welt wartet, bis die Franzosen reif sind, eine soziale Revolution zu machen. Dann werden sie uns das Experiment vormachen und die übrige Welt wird, durch die Kraft ihres Beispiels überwältigt, das Selbe thun. Ganz, was Fourier von seinem phalanstère modèle erwartete. Im Uebrigen sind Alle ‚Reaktionäre', die die ‚soziale' Frage mit den ‚superstitions' der Alten Welt inkumbiren. Die Engländer lachten sehr, als ich meinen Speech damit eröffnete, daß unser Freund Lafargue, der die Nationalitäten abgeschafft hat, uns ‚französisch', also in einer Sprache angeredet habe, die neun Zehntel des Auditoriums nicht verstanden. Ich deutete weiter an, daß, gänzlich unbe-

wußt, er unter Negation der Nationalitäten ihre Absorption in die französische Musternation zu verstehen scheine."

Ueberall triumphirte in diesem phantasievollen Begriffsvirtuosen der Sinn für die Realitäten. An grimmem Haß der Rechtsphraseologie nimmt es Marx mit Bismarck auf: aus den Statuten der Internationale wirft er duty, right, truth, morality and justice, überhaupt die ganze Moralterminologie, heraus. Er verhöhnt die Utopisten, die mit den Waffen der Menschenrechte die europäische Diktatur glauben begründen zu können. In seinen Kleinen Schriften theilt er die europäischen Nationen in historische und unhistorische und werthet sie nach kulturellen Leistungen für die zu erstrebende Gemeinschaft der europäischen Familie. Mit dem Groll gegen Bismarck verbindet sich, besonders bei Friedrich Engels, ein unterdrücktes Gefühl der Bewunderung für die mitleidlose Kraft dieses Menschen, der alle Politik in eine Dynamik von Kräften auflöst und mit den Mitteln eines großen Kaufmanns den Machtzuwachs seines Betriebes erstrebt. Wilhelm Liebknecht wird verspottet, als er gegen Bismarcks Lösung des Einheitproblems und gegen die Thatsache der mit preußischer Gewalt geschaffenen Einheit bei den Süddeutschen und den Habsburgern Rettung und Erlösung sucht. Mit sichtlichem Behagen erzählt Engels die Anekdote weiter, die Bennigsen, der Vater der Nationalvereinler, selbst mitgetheilt haben soll. Als er Bismarck vor dem Krieg von 66 gefragt habe, wie es denn komme, daß er, um die nationalvereinliche deutsche Politik auszuführen, den verwickelten Weg eines Krieges wähle, statt sich einfach „auf das Volk zu stützen", habe der preußische Macchiavelli ihn ein paar Augenblicke starr angesehen und dann geantwortet: „Können Sie mit einem steifen Gaul über einen Graben springen?" Die Haltung der sozialistischen Dioskuren zum siebenziger Krieg war im Grunde bejahend, weil sie im Kampf der beiden Bourgeoisien das größere Recht, nämlich die stärkere Zukunftmacht auf deutscher Seite sahen, natürlich bis auf die Ablehnung der Annexion von Elsaß-Lothringen; irgendwelche Gestaltung der deutschen Nation zu einem festen machtpolitischen Ganzen war, auch mit Bismarck und den Hohenzollern als Gestaltern, gegenüber bisheriger Ohnmacht und Zersplitterung ein Fortschritt auch (oder gerade) für die proletarische Sache. Für die Periode, die später folgte, die Entstehung des neudeutschen Wirthschaftvolkes, des neudeutschen Wirthschaftkörpers und unseres modernen technisch-ökonomischen Apparates, hatten die beiden großen sozialistischen Denker wohl den theoretischen Schlüssel, da sie ja die Anfänge noch erlebt haben; aber die böse Zeit des Sozialistengesetzes hatte ihren

Blick verengt und der Aufenthalt im Auslande verleitete sie, den deutschen Sozialismus eher unter dem Gesichtspunkt einer Sekte als unter dem einer großen radikalen Reformpartei zu betrachten. Welcher Nutzen läßt sich daher heute durch die beständige Berufung auf Marx und Engels erzielen? Es ist Gemeingut aller ehrlichen Marxkenner (und die Protokole der Parteitage und der Internationalen Sozialistenkongresse erbringen den unwiderleglichen Beweis), daß die Brücke zwischen Theorie und Praxis immer gebrechlicher wurde; das Wachsthum der großen proletarischen Berufsorganisationen zwang geradezu zu einer neuen politischen Praxis; und zwischen Lohn und Profit waren Gemeinsamkeiten entstanden, die nicht mehr gestatteten, gegen den Kapitalismus als System und Gesinnung einfach eine feindliche Front zu bilden. Wem sage ich da Neues? Die unversöhnlich radikale Phraseologie war in tausendfacher Hinsicht eine Lüge; die Taktik der Parteiführer, er heiße Bebel oder Jaurès, gleich einem schwankenden Rohr: im neuen sozialen Klima versagten die Rezepte aus der Zeit der Kinderkrankheiten. Geschlossen hatten sich allmählich die sich mehr und mehr nationalisirenden Proletariate der durchkapitalisirten und durchindustrialisirten Länder hinter die nationalen Politiker, die nationalen Wirthschaften, die nationalen Monopole gestellt, während der Kampf um die Antheilquote am Nationaleinkommen weiter ging und nach neuen, wenn auch nur zum Theil erfolgreichen Methoden der Einbruch in die politische Machtsphäre versucht wurde. Der Streit ging um mehr Demokratie, also um mehr Staatsantheil und Staatskontrole; aber es wurde täglich mehr eine beleidigende Unwahrheit, zu sagen, daß im Bewußtsein der Massen, die da sich hinaufkämpften in Licht und Wohlbehagen und bürgerlich fundirte Sicherungen des Lebens, die Entkapitalisirung des Staates die treibende Vorstellung war. Diesem neuen proletarischen Bewußtseinszustand, der von der alten proletarischen Weltidee himmelweit entfernt war, suchte der Revisionismus den Ausdruck: die Praxis war schon leise opportunistisch geworden, sie drängte auf Uebernahme der Verantwortungen, ehe die Bernsteine aller Länder ihre neuen Voraussetzungen des Sozialismus offenbarten. Und bei den Westlern war der Schritt zum Ministerialismus geschehen, wenn auch unter den Protesten und Flüchen der Orthodoxen. Noch lebte und wirkte die Internationale; aber neben den Vaterländern, nicht: um sie zu ersetzen. Für die zwischenstaatlichen Beziehungen aber, das Feld der gefährlichsten Reibungen und die Quelle der tötlichsten Gefahren, hielt man lange Jahre pazifistische Beschwörungformeln und die Verurtheilung des Imperialismus in Bereitschaft; und als Leute auftraten, die auf den letzten Kon-

gressen über die tieferen Ursachen der imperialistisch genannten Bestrebungen aufzuklären suchten, stopfte man ihnen den Mund und beschloß den internationalen Generalstrike, den auch weniger kluge Männer als Auer für den Generalunsinn hielten. So muß man sagen: Die letzten fünfundzwanzig Jahre der deutschen proletarischen Bewegung haben Verhältnisse geschaffen, die man kennen muß, um zu verstehen, daß die Abstimmung der Reichstagsfraktion am vierten August 1914 kein Willküraкt, sondern eine Nothwendigkeit war.

* * *

Bausteine zu einer Politik mit anderen Mitteln:

„Als Tamerlan den Bau seiner Pyramide von siebenzigtausend grinsenden Schädeln beendigt hatte und man ihn an dem Thor von Damaskus stehen sah, in Stahl glänzend, die Streitaxt auf der Schulter, bis seine wilden Schaaren zu neuen Siegen, zu neuen Blutbädern zogen, mochte der blasse Zuschauer glauben, die Natur liege im Todeskrampf; denn Verwüstung und Verzweiflung hatten von der Erde Besitz genommen, die Sonne der Menschheit schien in Meeren von Blut unterzugehen. Aber an eben diesem Festtage Tamerlans spielte wohl auf der Straße in Mainz ein kleiner Knabe Kegel, dessen Geschichte für die Menschheit wichtiger war als die von zwanzig Tamerlanen." (Carlyle.)

„Die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution gelangten heute nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Ich ging im Lauf des Nachmittags zu Goethe. Nun, rief er mir entgegen, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; Alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossener Thüre! Eine furchtbare Geschichte, erwiderte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und einem solchen Ministerium anders erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde? Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester, erwiderte Goethe. Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen Streit zwischen Cuvier und Geoffrey de Saint-Hilaire." (Eckermann.)

„Wie Gott will, es ist ja Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt . . Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Muskel von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über Kurz oder Lang; und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht . ."

Bismarck schrieb diese Worte 1859 in einem Zustand augenblicklicher Willenslähmung nieder. Er fürchtete, mit Erich Marcks

zu reden, sein preußisches Schiff in den Strudel der feindsäligen österreichischen Politik hineingerissen zu sehen; und an der Schmach dieser Vorstellung rieb sich sein Patriotismus wund. Die Fluth schwoll bald wieder zu mächtiger Woge, sie trug das stolze preußische Schiff, nach siegreichem Kampf um die Vorherrschaft, in den Hafen: und die Ewigkeitstimmung wich. Wer weiß? Villeicht hätte diese vorübergehende Werthbetrachtung sich seines Gemüths mit tausendfach verstärkter Gewalt bemächtigt, wenn er erlebt hätte, was seine Phantasie in der Reichstagsrede vom sechsten Februar 1888 vorwegnahm: Europa in Flammen, von Moskau bis an die Pyrenäen, von der Nordsee bis nach Palermo; und nachdem der Brand verglommen, wisse man kaum mehr, warum man sich geschlagen habe. Es ist nicht undenkbar, daß ein neuer Bismarck seinen schöpferischen Genius und die unbestechliche Tapferkeit seiner Vernunft daran gesetzt hätte, das politische System Europas nach neuen und dauerhafteren Regeln zu ordnen. An Andeutungen hat der alte es nicht fehlen lassen. Die Achtung vor den Rechten anderer Staaten, hat er gelehrt, wird dem Deutschen Reich durch die „verdienstlose" Thatsache erleichtert, daß wir eine Vergrößerung unseres unmittelbaren Gebietes weder brauchen noch herstellen könnten, ohne die centrifugalen Elemente im eigenen Gebiet zu stärken. Die oft erwähnte deutsche „Saturirtheit" bezog sich natürlich nur auf den äußeren, staatlichen Rahmen im Herzen Europas; daß dem Wachsthum eines großen Volkes voll stärkster Produktivkräfte wirthschaftlich und kulturell keine Grenzen gesetzt werden können, ist und war stets von selbst verständlich. Auch hat Bismarck sich nie, auch nicht bei der (wie mich dünkt: viele bedenkliche und folgenschwere Fehlerquellen einschließenden) Begründung seiner Schutzzollpolitik, zu der Utopie eines geschlossenen nationalen Wirthschaftkörpers auf eigenem Boden verstiegen. Eine gewaltsame Angliederung der Theile der deutschen Nation, die außerhalb des Reiches in anderen Staatsverbänden lebten, hat nie zu seinem Programm gehört; Staat und Nation waren ihm in so beschränktem Sinn identische Begriffe, daß er für die heute wieder so lebendige Seele der großdeutschen Bewegung und großdeutschen Politiker wie Lagarde, Konstantin Frantz oder Karl Jentsch nicht die geringste Sympathie empfand; und die Alldeutschen in Oesterreich ließ er seine Offiziösen als lästige Eigenbrötler ziemlich verächtlich abthun. Sein Konzept war auch außenpolitisch zu eng geworden, denn es hat die expansiven Motive nicht beachtet, die in einem Staat mit vollendeter Bodenvertheilung, mit wachsendem Landhunger und ameisenhaft sich vermehrender Industriebevölkerung

wirksam werden; und die ungeheure Thatsache hat er zu seiner Zeit noch nicht in Rechnung stellen können, daß eine Erschütterung unserer deutschen Industriegrundlagen durch Verschluß von Absatzmärkten und Rohstoffgebieten in absehbarer Zeit lebensgefährlich werden könne. Trotzdem leuchtet ein Satz aus dem dreißigsten Kapitel „Gedanken und Erinnerungen“ wegweisend in alle Zukunft: „Mein ideales Ziel, nach dem wir unsere Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zu Stande gebracht haben, ist stets gewesen, das Vertrauen nicht nur der minder mächtigen Staaten, sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation, gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Um dies Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit, Offenheit und Versöhnlichkeit im Fall von Reibungen oder von untoward events nöthig.“ Vertrauen statt Gewalt; auch dieser neue Klang liegt in seinem Vermächtniß.

Professor Dr. Samuel Saenger.

Die Wacht.

Auch ich bin ein Soldat und halte
In Dunkelheit und Elend Wacht,
Licht schenkt nicht eine Wolkenspalte
Und allerorten wächst die Nacht.

Vorüber farrt auf vielen Wagen
Die arme Erde ihre Noth,
Fern hör' ich eilig Brücken schlagen
Den alten Feldobristen Tod.

Wind stiebt mir eisig um den Nacken.
Was schlug die Uhr? Zwei oder Drei?
Gehüllt in rothgefärbte Laken
Zieht der Erschlagenen Heer vorbei.

Ein Hornsignal. Es gräbt die kalte
Frühdämmerung aus Blut und Nacht . . .
Auch ich bin ein Soldat und halte
In Dunkelheit und Elend Wacht.

Alfons Petzold.

(Aus „Der stählerne Schrei“; Verlag Stracke in Warnsdorf.)

Kriegsnothgesetze.

Noth kennt kein Gebot, sagt das Sprichwort; aber unsere Kriegsnoth kennt gar viel der Gebote und namentlich der Verbote. Mit jedem Tritt kann man wissentlich oder unwissentlich eins davon übertreten, und wenn ein Spötter schon früher das Wort geprägt hat, der deutsche Staatsbürger wandle beständig zwischen Stacheldrahtzäunen, so kann man jetzt getrost von förmlichen Drahtverhauen mit Wolfsgruben und elektrischer Hochspannung reden. Ob Du eine Wurst kaufst oder ein Blümlein am Wege pflückst, ob Du Deinen Vogel mit Gerstenkörnern fütterst oder Deinen Stammtisch mit politischen Neuigkeiten, ob Du „hamsterst“ oder Ausverkäufe anmeldest: stets mußt Du gewärtig sein, gegen irgendein Verbot zu verstoßen. Wenn Alles, was jetzt verbotwidrig ist, auch wirklich bestraft würde, könnte ein Diogenes die Unbestraften mit der Laterne suchen und schließlich doch unverrichteter Sache in seine Tonne (falls sie nicht inzwischen beschlagnahmt wäre) zurückkehren.

Die Gründe dieses Zustandes, den man kaum als einen behaglichen bezeichnen kann, sind unschwer zu begreifen; der äußere, augenfällige Grund liegt in der großen Anzahl der Behörden, die jetzt als gesetzgebende oder anordnende Gewalten auftreten müssen, oft, ohne bei der Fülle des Stoffes und der Dringlichkeit der Regelung die wünschenswerthe Fühlung mit einander nehmen zu können. So entsteht ein Rattenkönig von Edikten und Ukasen, deren manche einander in den Schwanz beißen, andere wieder mit den Köpfen nach gar verschiedenen Seiten hin auseinanderstreben. Hier wäre immerhin eine gewisse Ausgleichung möglich und ist wohl auch schon auf manchem Gebiet erreicht worden. Aber die eigentlichen Wurzeln der überwuchernden Rechtsunsicherheit liegen tiefer; ihnen ist nicht so leicht beizukommen. Unsere ganze Rechtsordnung ist, trotz vielen polizeilichen Eingriffsmöglichkeiten, im Wesentlichen auf die Unverletzlichkeit der Individualrechte, auf die Freiheit der Persönlichkeit in der Verfügung über ihr Eigenthum und ihre wirthschaftlichen Kräfte, in der Bethätigung alles dem Gemeinwohl und den Rechten Anderer nicht widerstreitenden Strebens gebaut. Sie zu sichern, gegen Erschütterung im Ganzen oder gegen übereilte Umgestaltung im Einzelnen, ist die Gesetzgebung so sehr erschwert, mit allen erdenklichen Schranken und Garantien umgeben, nur den berufensten Organen vorbehalten. Leider halten nun solche zarten Rücksichten vor den Geboten eines Kriegsnothzustandes nicht lange

Stand. Wo das Fortbestehen des Ganzen, in dessen Schutz wir leben und wirken, bedroht ist, müssen hinter die Dringlichkeit der Zusammenfassung aller Kräfte zu seiner Vertheidigung viele sonst unverletzliche Privatrechte zurücktreten, wie denn auch in einer belagerten Festung die bürgerliche Freiheit gemeiniglich nicht hoch zu Buch steht. Auf freiwillige Anpassung aller Einzelnen an die Forderungen der Stunde ist (wir haben es in diesen zwei Jahren nur zu oft gesehen) kein Verlaß; Vielerlei muß erzwungen, Anderes, was bisher gestattet oder gar gebilligt und gefördert war, muß auf einmal strengstens verboten werden. Das ist natürlich, soll nicht die schlimmste Anarchie von oben her eintreten, nur auf dem Wege geregelter Gesetzgebung angängig. Aber hier versagt der auf normale Zustände berechnete Apparat unserer Gesetzgebungmaschine; er ist, so sehr man auch sonst seine Schnellfabrikation bald gerühmt, bald gescholten hat, doch kein Maschinengewehr, das mit hastigem „tak, tak“ nach allen Seiten seine mit Zwangsmaßregeln und Strafandrohungen geladenen Geschosse auf die Feinde des Gemeinwohls schleudern könnte. Der Weg von der Vorbereitung bis zur Verabschiedung eines neuen Gesetzes ist lang wie der nach Tipperary: Erwägungen der Verbündeten Regirungen, Sachverständigen-Kommissionen, Ausarbeitung im Schoß eines Ministeriums, Verständigung mit anderen „Ressorts“, Bundesrathsausschuß, Einbringung in den Reichstag, Erste Lesung, Verweisung an eine vielgliedrige Kommission, deren Berichte Erster und Zweiter Lesung, Widerspruch im Plenum oder vom Bundesrath, Parteikompromisse: und schließlich vielleicht gar noch Ablehnung oder „Versumpfung“ des Entwurfs, wenn nicht ein von seinen eigenen Vätern verleugneter Wechselbalg, der schon mit erster Lungenkraft nach der „Novelle“ schreit! Nein, so geht es nicht unter dem Donner der Kanonen.

Da haben sich nun bei Frau Themis zwei Kriegsnothhelfer eingestellt: ein blutjunger in bürgerlicher Kleidung und ein stark angejahrter in Uniform. Der Erste ist das Gesetz vom vierten August 1914, durch das der Bundesrath ermächtigt wird, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirthschaftlicher Schädigungen als nothwendig erweisen“; diese sind aber dem Reichstag bei seinem nächsten Zusammentritt zur Kenntniß zu bringen und auf sein Verlangen aufzuheben. Der Bundesrath hat von seiner Befugniß auf den verschiedensten Gebieten, namentlich auf dem der Nährmittelversorgung, ausgiebigen Gebrauch gemacht, wobei seine wichtigste Waffe die Beschlagnahme von Vorräthen ist; er

hat aber auch viele Landesbehörden, bis auf die Gemeindeverwaltungen hinab, mit der Ausgestaltung seiner Bekanntmachungen im Einzelnen betraut und dadurch mittelbar mit gesetzgeberischer Gewalt ausgestattet, so daß jeder kleine Landvogt oder „löbliche Magistrat“ als „Erzeuger“ oft recht einschneidender Vorschriften und Verbote auftreten kann. Das war (und zwar gerade wegen des tiefen Eingreifens in die vielfach örtlich verschiedenen Wirthschaftverhältnisse) wohl kaum zu umgehen; hat aber auch seine Kehrseite. Denn es erschwert ungemein die Uebersicht und führt zu allerlei Reibungen und Verkehrshemmungen, weil jeder Gewalthaber dem anderen an den Kreisgrenzen sein „Noli turbare circulos meos!“ zuruft; besonders hat es die mißliche Abschließung der einzelnen Wirthschaftgebiete gegen einander im Punkte der Lebensmittelversorgung begünstigt. Wer davon einen Begriff erhalten will, Der reise mit einer Wurst durch die thüringischen Kleinstaaten oder trage auch nur in Preußen oder Sachsen einen verdächtig vollen Rucksack von Kreisstadt zu Kreisstadt mit sich herum: er wird sich in die schönsten Zeiten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation mit ihren Paßkontrolen, Accisen, Stadtwachen und den Schlagbäumen, hinter denen „Freund Zollmann“ lauert, zurückversetzt sehen und dabei seine Landkarte noch immer weniger bunt finden als die Fülle der „Futterkarten“, ohne die man ihm nichts verabreicht, was zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehört. So entsteht eine neue Art von Reiseromantik, vor der selbst die des Mittelalters verblaßt.

Nicht ganz so weit zurück, aber immerhin bis fast in die Barrikadentage des vorigen Jahrhunderts versetzt uns der zweite Nothhelfer: das preußische Gesetz über den Belagerungzustand vom vierten Juni 1851, das sich über alle politischen Umwälzungen hinüber in das Reichsgesetzbuch gerettet hat und sich dort, ungeachtet starker Anfechtung durch die Herren Vertheidiger, noch immer einer unerschütterlichen Rechtsgiltigkeit erfreut. Lange fast ganz außer Gebrauch, halb vergessen und deshalb der liebevollen Pflege durch Richter und Kommentatoren entbehrend, ist es jetzt auf einmal zu einem Grundpfeiler der Kriegsnothgesetzgebung geworden, in die es als wesentlichen Faktor den Militärbefehlshaber (Kommandirenden General oder Festungskommandanten) einführt. Auf ihn geht nach Paragraph 4 die vollziehende Gewalt über, sobald die Erklärung des Belagerungzustandes bekannt gemacht ist. (Diese Bekanntmachung soll, nach Paragraph 3, „bei Trommelschlag oder Trompetenschall“ vor sich gehen: eine Verwendung der Militärmusik, die man jetzt nicht

mehr als wesentliches Erforderniß ansieht; es geht also nicht nur „bei gedämpfter Trommel Klang“.) Alle Behörden haben von da ab den Anordnungen des Befehlshabers Folge zu leisten. Wer ein von ihm „im Interesse der öffentlichen Sicherheit“ erlassenes Verbot übertritt oder Andere dazu anreizt, wird mit Gefängniß bis zu einem Jahr, daneben auch nach Befinden mit Geldbuße, bestraft (Paragraph 9b). Hier steckt der eigentliche Kern des Pudels: denn hiermit ist dem Befehlshaber eine unbeschränkte Strafgesetzgebungsgewalt verliehen, die weder an Mitwirkung anderer Organe noch an irgendwelche Förmlichkeiten der Entstehung oder Bekanntmachung der Erlasse gebunden ist und durch empfindliche Strafandrohung wirksam wird. Voraussetzung ist nur, daß das Verbot (oder Gebot) ersichtlich (wenn auch nicht nothwendig ausdrücklich) im Interesse der öffentlichen Sicherheit erlassen ist. Das ist aber, wofern beim derzeitigen Mangel an Gummi-Material der Ausdruck noch zulässig erscheint, ein richtiger Kautschukbegriff. Wo eine Regelung jetzt überhaupt von irgendwelcher Bedeutung ist, berührt sie auch irgendwie die öffentliche Sicherheit. Verkehr mit Gefangenen, Aufenthaltsbeschränkungen für Ausländer, Verbreitung von Kriegsnachrichten, Absperrung von Bezirken, Waffenverkauf und Aehnliches drängen sich ja als Gegenstand der Regelung geradezu auf; aber auch Verkauf von Kupfer, Automobilreifen, Pferden und Trinkbranntwein, Ankündung kurpfuscherischer Heilmittel, Tanzlustbarkeiten, Einführung der Polizeistunde in den Bordellbetrieb, Landstreichen, Betrug bei Unterstützungsgesuchen, Besprechung militärischer Angelegenheiten und Beschlagnahme von Großviehhäuten, Höchstpreise und Viehfütterung sind gleichermaßen einbezogen worden. Vieles davon, wie ein Tänzlein in Ehren oder ein Schöpplein über den Durst, würde in Friedenszeiten die öffentliche Sicherheit kaum gefährden; im Krieg läßt sich ein Zusammenhang wohl herausfinden. Im Uebrigen genügt es, daß der Befehlshaber einen solchen Zusammenhang angenommen hat; ob mit Recht, ist nicht Sache richterlicher Nachprüfng, so wenig wie die Nothwendigkeit der Verordnung. Diese kann sowohl in Ergänzung bestehender strafrechtlicher Vorschriften als auch zu deren Abänderung oder ganz praeter legem ergehen und eben so bisherige Strafandrohungen verschärfen. Gerade diese Befugniß spielt eine besonders große Rolle: leichte Verstöße, wie Ueberschreitung der Polizeistunde, die sonst mit Geldstrafe oder Haft gesühnt wurden, verfallen, sobald der Militärbefehlshaber eingreift, unweigerlich der Gefängnißstrafe, die der drakonische Paragraph 9 b ursprüng-

lich allein gelten ließ. Allerdings ist ihm dieser Giftzahn durch das vom Reichstage eingebrachte Gesetz vom elften Dezember 1915 ausgebrochen oder doch abgestumpft worden; bei Annahme mildernder Umstände ist jetzt die Verhängung von Haft oder Geldstrafe zulässig. Immerhin bleibt das Schreckwort: „Hier steht Gefängniß drauf!" grundsätzlich bestehen; und die Zahl dieser Anordnungen, Verfügungen und Bekanntmachungen ist Legion! Sie sprießen auf wie Kräuter im Maien, sind in jedem Kommandobezirk anders, werden oft aufgehoben oder abgeändert und stehen in keinem Gesetzblatt, sondern verstreut in Amtsblättern oder sonstigen Zeitungen. Manchmal sind sie auch nur den Betroffenen mündlich bekannt gegeben, so daß die Feststellung ihres Inhalts Schwierigkeiten macht.

Aus zwei Quellen fließt also der Strom unserer Kriegsnothgesetzgebung; an der einen sitzen die bürgerlichen Obrigkeiten vom hohen Bundesrath bis hinab zum einfachen Land- oder Stadtrath, an der anderen die militärischen Machthaber. Hierbei sei jedoch gleich bemerkt, daß „Gesetze" im engeren Sinn nur der Bundesrath, und auch nur auf Grund des schon erwähnten Ermächtigungsgesetzes vom vierten August 1914, erlassen kann; andere Erlasse haben nur das Wesen von Verwaltunganordnungen. Ueber den Unterschied wird noch zu reden sein.

Wie findet sich nun unsere Rechtsprechung mit diesem lawinenartigen Anschwellen der Strafvorschriften ab? Die Schwierigkeiten sind nicht gering und bestehen nicht nur in der Fülle, sondern fast noch mehr in der Qualität des Stoffes. Schon die Frage der Rechtsgiltigkeit der einzelnen Verordnungen muß oft gestellt werden. Hat der Verordnende nicht die Grenzen seiner Zuständigkeit überschritten? Ist seine Verordnung mit denen anderer Stellen vereinbar? Muß sie nicht durch spätere Erlasse als aufgehoben oder abgeändert gelten? Hier bieten sich für eine Offensive der Vertheidigung (was man taktisch einen „Gegenstoß" nennt) leicht Angriffspunkte. Noch schlimmer aber steht es um die Auslegung des Sinnes. Was bei normaler Gesetzgebung die beste Handhabe bietet, nämlich die „Materialien" (Begründung des Entwurfes, Kommissionberichte, Reichstagsverhandlungen), fehlt hier natürlich. Der nackte Text steht in glanzvoller Vereinsamung da, wie eine Minerva aus dem Haupte des Urhebers entsprungen, aber nicht immer von gleicher Vollkommenheit und göttlicher Weisheit. Und Das ist nicht zu verwundern. Die jetzt nothgedrungen zur Rechtserzeugung berufen sind, werden nicht immer auch den inneren Beruf dazu in sich tragen und noch weniger die

erforderliche Schulung durchgemacht haben, um Alles juristisch scharf durchzudenken und mit unzweideutiger Klarheit zum Ausdruck zu bringen (was übrigens auch geschulten Juristen manchmal mißlingen soll). Hierzu kommt, daß Schleunigkeit des Eingreifens in die verschiedensten Materien jetzt oft das Haupterforderniß einer wirksamen Regelung ist, und da Geschwindigkeit bekanntlich keine Hexerei ist, so brauchen die Verfasser der Nothverordnungen auch keine Hexenmeister zu sein. Wo eine Lücke oder Dunkelheit bleibt, mag dann die zünftige Jurisprudenz nachhelfen.

Also läßt sich nicht leugnen, daß unsere herkömmlichen Begriffe von Gesetzgebung und Gesetzesanwendung einigermaßen auf den Kopf gestellt sind; doch ist zuzugeben, daß sie ganz gut darauf stehen, jedenfalls besser, als man erwarten konnte. Aber in einer Zeit, wo man Alles mit Ersatzmitteln schafft, läßt sich eben auch mit einem „Gesetzesersatz“ eine Weile erträglich auskommen. So haben denn die Gerichte, an der Spitze das Reichsgericht, den Umgang mit Kriegsnothverordnungen allmählich gelernt und die wichtigsten Rechtsgrundsätze für ihre Anpassung an das bestehende Rechtssystem festgelegt. Erschwerend war hierbei obendrein die Verwischung der Grenzen von Civil- und Strafrecht, die das (schon zuvor berührte) Eingreifen des Staates in private Rechte und Freiheiten mit sich gebracht hat und die in Beschlagnahmen, Handels- und Zahlungverboten, Preisfestsetzungen und Anzeigepflichten scharf hervortritt. Sie überträgt sich naturgemäß auch auf die Verordnungen, deren civiler und krimineller Inhalt (für die Militärbefehlshaber ist ja ohnehin das Alles „civil“) vielfach in einander übergeht. Aber auch darüber ist man hinweggekommen.

Die wichtigste Frage war, ob auch fahrlässige Uebertretung der Verbote mit Strafe bedroht sein soll, worüber die Verordnungen meist keinen Ausspruch enthalten. Der Einwand der Unkenntniß wird fast in drei Vierteln der Straffälle erhoben; und gewiß oft mit Recht. Denn noch lebt nicht der Mensch, der sich einer vollständigen Kenntniß der Kriegsnothverordnungen rühmen könnte, und je länger der Krieg dauert, desto mehr schwindet die Möglichkeit, daß ein solcher Kenner jemals geboren wird. Dafür sorgt schon die Unauffindbarkeit mancher Verordnungen, die „kein Lied, kein Heldenbuch meldet“, höchstens der amtliche Theil irgendeines Lokalblättchens. Der beneidenswerthe Mensch, den man unbesehen wegen wissentlicher Uebertretung jedes Verbots strafen könnte, wird also nie gefunden werden. Das hilft aber den Anderen nicht. Denn es ist bereits in der Rechtsprechung festgestellt,

daß alle Verbote, die einen polizeilichen Charakter haben (und Das sind die meisten), im Zweifel auch den fahrlässigen Uebertreter treffen wollen. Nun kann freilich die Unkenntniß solchen Verbotes eine völlig unverschuldete, also nicht fahrlässige sein. Aber Unkenntniß des Gesetzes schützt ja bekanntlich vor Strafe nicht, nur Unkenntniß von „Thatumständen", wenn sie unverschuldet ist. (Paragraph 59 des Strafgesetzbuchs.) Wären also alle Kriegsverordnungen wirkliche „Gesetze", so könnte sich Niemand auf Unkenntniß berufen. Das sind sie aber, wie schon erwähnt, zum Glück nicht, sondern das Reichsgericht sieht sie als bloße Verwaltungmaßregeln an. Ihr Erlaß ist danach für den Uebertreter ein „Thatumstand"; er wird ihn zu den ungünstigen Umständen dieser Art rechnen müssen. Irrthum über das Vorhandensein, auch über das Fortbestehen, die Rechtsgiltigkeit und den Inhalt der Verordnung wird also an sich beachtet. Bleibt nur die Frage, ob er unverschuldet ist. Hier vertraten nun die Gerichte anfangs die Meinung, daß jeder Staatsbürger die Verordnungen, die für das ganze Reich oder seinen Bundesstaat ergangen sind, und die seines Bezirks kennen müsse. Jetzt nimmt man Dies aber nur noch von solchen Bestimmungen an, die von ganz allgemeiner Bedeutung sind oder den Wirthschaft- oder Geschäftsbetrieb des Angeklagten besonders treffen; um solche hat er sich unbedingt zu bekümmern. Jeder muß die Beschlagnahme gewisser Stoffe, wie Kupfer und Gummi, kennen, Jeder auch die Höchstpreise der gangbaren Lebensmittel; sonst macht sich auch der Käufer, der zu höheren Preisen einkauft, strafbar. Ein Gastwirth muß um die Polizeistunde, um das Verbot des Branntweinverkaufes Bescheid wissen, ein Landwirth um das Verbot der Verfütterung von Getreide an das Vieh, ein Pferdehändler um die Beschränkungen des freien Aufkaufs, ein Zeitungmann um die Censurvorschriften, während ein Oberlehrer mit diesen Censuren nicht vertraut zu sein braucht. Wie weit man im Einzelnen die Anforderungen an das „Kennenmüssen" stellen soll, ist Sache der Praxis. Wer einen Anderen im Geschäft vertritt, sei es auch nur als Familienangehöriger, haftet wie der Inhaber selbst. Auch sonst wird Jeder gut thun, nicht mit Scheuklappen an der Verordnungmaschine vorüberzugehen und sich nicht auf seine Harmlosigkeit zu verlassen.

Daraus, daß die bezeichneten Verordnungen als Verwaltungmaßregeln gelten, anstatt als Gesetze, folgt übrigens auch manches für den Angeklagten Nachtheilige. Sie werden weder durch eine Aenderung der Gesetzgebung berührt noch wirkt ihre

eigene Abänderung auf die Strafbarkeit der vorher begangenen Uebertretungen zurück. Wer über den Höchstpreis verkauft hat, wird durch dessen spätere Erhöhung oder Beseitigung nicht straffrei, wer sein Schwein im Lenz mit Kartoffeln gemästet hat, nicht durch deren nunmehrige Freigabe zur Viehfütterung. Das wird sehr oft übersehen, auch von den Vertheidigern. Dann giebt es allerlei feine Unterschiede. Der Bundesrath, zum Beispiel, kann sowohl eigentliche Gesetze erlassen als auch (wie etwa, wenn er nur Höchstpreise festsetzt oder Bestimmungen über die Ausgestaltung neuer Einrichtungen trifft) bloße Verwaltunganordnungen. Der Militärbefehlshaber kann Strafbestimmungen aus Paragraph 9b treffen oder auch nur nach Paragraph 4 vermöge der auf ihn übergegangenen vollziehenden Gewalt, also wie ein Polizeiorgan; diese zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Wann nun in allen diesen Fällen das Eine, wann das Andere vorliegt, ist einem Erlaß nicht immer sogleich anzusehen. Oft weiß es wohl der Erlassende selbst nicht. Aber der Strafrichter muß es wissen. Denn für die Giltigkeit, Tragweite, Auslegung des Erlasses in der Revisioninstanz kann viel davon abhängen. Aber hier gerathen wir schon zu tief in den juristischen Begriffshimmel hinein, in dem anderen Leuten selten „himmlisch" zu Muth ist, und wollen deshalb auf gründlichere Belehrung lieber verzichten.

Auch ein Eingehen auf die einzelnen Verordnungen würde hier zu weit führen. Manche sind dabei, die eine besondere Besprechung verdienen, weil sie viel umstrittenen und noch ungelösten Problemen der Gesetzgebung mit einem kühnen „Immer feste druff!" wacker zu Leibe gehen und dabei beachtenswerthe Ansätze zu einer dauernden Rechtsbildung enthalten. So die Verordnung des Bundesraths über die Entlastung der Gerichte mit ihren Vereinfachungen des Rechtsganges, die freilich zum Theil schon wieder rückwärts revidirt worden ist, weil sich nicht Alles bewährte. So ferner die Höchstpreisgesetzgebung, eine Fundgrube der feinsten civil- und strafrechtlichen Streitfragen, dann das kaum minder ergiebige Verbot der Zahlungleistungen an das feindliche Ausland und namentlich die Bekämpfung des Nahrungmittelwuchers in Anlehnung und weiterer Ausbildung des in den Paragraphen des Strafgesetzbuchs festgelegten Wucherbegriffes. Die Umgrenzung der Begriffe des übermäßigen Gewinnes, der Marktlage und ihres Verhältnisses zum Marktpreis, des Kettenhandels und der Preistreiberei, die Berücksichtigung der Anlagekosten: da sind große Schwierigkeiten. Als Gegenstück sei eine Bekanntmachung verschiedener Militärbefehlshaber erwähnt, die, obwohl

äußerst einschneidender Natur, bisher wenig Beachtung gefunden hat. Sie verbietet im Interesse der öffentlichen Sicherheit (Paragraph 9b) schlankweg jede Besprechung militärischer Angelegenheiten. Was aber wird wohl heutzutage mehr besprochen als eben solche Angelegenheiten? Wovon leben die Zeitungen, die Stammtische, die Versammlungen und Vorträge? Wer könnte denn stets der Versuchung widerstehen, ein Weniges über die Kriegsziele zu reden? Und Die gehören doch, wie gerichtlich ausgesprochen ist, ganz unbestreitbar zu den militärischen Angelegenheiten, auch wenn man sie vorsichtiger Weise „Friedensziele“ nennt. Eben so ist jeder Erfolg unserer Truppen, jede Einberufung oder Beurlaubung, jede Verleihung eines Gefreitenknopfes, ja, jedes Militärkonzert natürlich eine durch und durch militärische Angelegenheit. Soll das Alles nun mit eisigem Stillschweigen übergangen werden? So ist es offenbar nicht gemeint. Die Gerichte haben denn auch schon für eine entsprechende Einschränkung des Wortsinnes gesorgt, so daß man unverfängliche Mittheilungen über militaria machen kann, ohne alsbald die Gefängnißzelle offen zu finden. Militaria non sunt turpia.

Im Ganzen darf man sagen, daß die Erschütterung des Rechtslebens gar nicht so schlimm geworden ist, wie man fürchtete und wie es bei oberflächlichem Hinblicken auf die Fülle sich überstürzender Anordnungen scheinen könnte. Es bleibt auch unter dem Wasserfall noch manch trockenes und geschütztes Plätzchen Besonders ist anzuerkennen, daß die Militärbefehlshaber von der ihnen verliehenen fast schrankenlosen Macht einen durchaus maßvollen und sachgemäßen Gebrauch gemacht haben. Wir haben kein Säbelregiment, und wo eingegriffen wird, geschieht es nicht ohne erheblichen Grund. Vieles, was jetzt von Krieges wegen seine vorläufige Regelung gefunden hat, könnte gut und gern auch später von Rechtes wegen mit gleicher Kraft, wenn auch größerer Ruhe und Gründlichkeit angefaßt werden. Gewiß: der Jurist (und nicht nur er) wird bei aller Anerkennung der tüchtigen Gesammtleistung hinter der letzten Kriegsnothverordnung, die aufgehoben wird, ein großes Kreuz schlagen. Aber er wird nicht verkennen, daß die erschütternde Krisis alles Bestehenden, die unser Vaterland durchgemacht hat, auch an seinem Rechtsleben nicht vorübergehen konnte und daß sie auch ihm schließlich zur Aufrüttelung, Erfrischung und inneren Erstarkung zu dienen vermag. Die leidige Vielregirerei wird schon wieder aufhören, wenn es erst ohne sie geht; bis dahin thun die von ihr geschaffenen Behörden nach bestem Wissen ihre Pflicht.

Otto Reinhold.

Anzeigen.

Schritt für Schritt. Roman von Otto Flake. Verlag S. Fischer.

Dieser Roman kommt mir vor wie ein unbewußter Versuch, zwei grundverschiedene geistige Welten einander zu verschmelzen: in ihm ist romanische Sinnenfeinheit mit germanischer Gedankentiefe und -schwere verbunden. Ein voller Einklang ist nicht entstanden; man stößt auf Stellen, wo federleichtes Geistiges mit hartem Stofflichen peinlich aufeinanderprallen. Aber Das schadet dem Buch nicht; denn das Bedeutende an ihm ist die That, die Entschlossenheit, mit der hier ein denkender Mann den überkommenen Wust von erotischem Ritterthum und sexueller Pfäfferei in den Trödelwinkel wirft. Ein gründlich suchender Germane, dem jede romanische Oberflächlichkeit und Frivolität weltenfern liegt, bekennt sich hier freudig und offen zu dem Grundsatz: „Sinnliche Regsamkeit ist ein Besitz so positiv wie ein anderer; wer sinnenstark ist, hat Etwas vor Sinnenschwachen voraus.“ Otto Flake hat als gedanklich Produktiver ein erotisches Problem herzhaft angepackt, das bisher unter hundert Männern kaum einer als Problem auch nur gesehen hat: die naturwidrige und verderbliche Grundlage, auf der die Normalehe, wie sie im Lauf der Jahrtausende in der gebildeten Gesellschaft sich geformt hat, beruht. In unseren Durchschnittsehen pflegt sich ein wissender, in Dingen der Liebe erfahrener Mann mit einer unberührten, in solchen Dingen ganz unerfahrenen Frau zu verbinden; zwei Individuen, die auf verschiedenen Stufen der erotischen Entwickelung stehen, geben sich dem Wahn hin, ihre harmonische Vereinigung sei ohne Weiteres möglich. Anders ausgedrückt: jede normale Durchschnittsehe trägt den Keim zur Enttäuschung und damit zu innerer Zerrüttung in sich; meist liegts nur am Zufall oder an der Temperamentlosigkeit der Gatten, daß die Tragik ausbleibt. Dieses Problem ist von Flake zwar nicht scharf formulirt, aber tief gefühlt und in geistiger Unabhängigkeit, in Freiheit von „Moralinsäure“, mit offenem Blick für menschliche Größe und Kleinheit betrachtet worden. Es liegt an der unendlichen Spannweite des Gegenstandes, an der grenzenlosen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen im Gebiet des Erotischen überhaupt, daß nur einzelne Flächen und Tiefen des Problems in dem Roman durchmessen werden. Doch der Dichter ist auf der Barke seiner germanischen Denkfreudigkeit und Entdeckerlust, mit dem Kompaß seines romanisch feinen erotischen Spürsinns am Ufer eines neuen Welttheils gelandet, wo in Zukunft unserem Wissen um sexualethische Werte wunderbar neuartige, wohlschmeckende und nahrhafte Früchte am Baum der Erkenntniß reifen können. Als die schönste Stelle des Buches habe ich das (im bürgerlichen Sinn höchst unmoralische) Abenteuer des Helden mit der wildfremden Frau empfunden, die mit einer Unbekannten verlebte Nacht, die niemals wiederkehren soll und wo schweigendes Einverständniß nicht der Worte be-

darf. Hier ist das Fleischliche mit einer Wucht und einem Ernst behandelt, der den animalischen Vorgang mit einem Schlag bis in die reinste Höhe hebt. In dieser schweigenden Vereinigung zweier erotisch gleichgestimmten Seelen ist die Sinnenthat in die heilige Tiefe des Mysteriums entrückt. Andere Stellen brachten mich in Unbehagen. Besonders der tragikomische Ausgang der Liebelei der erregbaren Wanda mit dem bärenstarken Artillerielieutenant. Die Art, wie die junge Frau noch rechtzeitig, aber im allerletzten Augenblick, durch ein unappetitliches kleines Mißgeschick in Gattentreue zurückgetrieben wird, würde ein Franzose entweder als barbarisch geschmacklos verdammen oder als famosen Einfall begrüßen und, nach dem Muster Balzacs, mit Witz und Behagen zu einer erotischen Groteske nützen.

Henriette Geerling.

Neuland der Kunst und Kultur. Erich Matthes in Leipzig.

Diese Arbeit ist sachlich die Fortsetzung meiner (auch hier angezeigten) „Kulturmission unserer Dichtkunst". Ueber die inneren Gründe und die Zeit ihrer Entstehung heißt es im Vorwort: „Die hier zum Werk vereinigten kunstkritischen und kunstpolitischen Gedanken zur Literatur und künstlerischen Kultur der Gegenwart sind die Kriegsarbeit eines Daheimgebliebenen, der nicht mit ins Feld ziehen durfte, als ein Schaffender des Geistes es aber stets mit den Wehr- und Weltinstinkten der deutschen Volksseele hielt. Ich sende die Arbeit hinaus, in der Ueberzeugung, daß wir nach dem Sieg des deutschen Schwertes nun auch als Edelkrieger des schöpferischen Lebens das Reich der Denker und Dichter, der geistigen Persönlichkeit, des Gottmenschen in uns und in unserer Volksseele zu weiten und zu festigen und in Kunst und Leben größer und schöner zu gestalten haben."

Wandsbek. Paul Schulze-Berghof.

Der Krieg und das Herz. Skizzen. Zweite Auflage. Beckers Verlag in Dresden. 1 Mark.

Ich war Fabrikarbeiter, meine Eltern waren noch ärmer, als ich selbst bin, rang neben harter körperlicher Arbeit um geistiges Besitzthum, liebte die Bücher der Dichter; und ward durch den Krieg aus diesen gährenden Hoffnungen heraus gerissen und in ein größeres Erleben geschleudert. Ich ging nach Westen. Dort begrub mich Mutter Erde, gab mich zurück und schickte mich in das Lazaret. Da kam es über mich, daß ich schreiben mußte; mußte: ich darf dieses Wort hierher setzen. Bald lagen acht Skizzen vor mir, die wie Blut aus meinen Erlebnissen, meinem Denken heraus geflossen waren. Ein Verleger übergab sie der Oeffentlichkeit. Dann kamen Menschen, zuvor noch nie gekannte, voll Begeisterung und beschenkten mich mit anerkennenden Worten und helfenden Thaten. Und Urtheilsfähige sag-

ten mir, daß dies Büchlein stark genug sei, über Sachsens Grenzen hinaus zu siegen. Darum zeige ich es hier an.

Oberloschwitz. Otto Ernst Müller.

Währungpolitik und Geldtheorie im Lichte des Weltkrieges. Duncker & Humblot in Leipzig. 3 Mark.

Der Weltkrieg hat auch die Erkenntniß der Natur des Geldes mit einem mächtigen Ruck vorwärts gebracht. Was bisher nur einem engen Kreis klar war: daß die herrschende Geldlehre, wie sie noch Helfferich in seinem mit souverainer Stoffbeherrschung, aber unter Verzicht auf eigene Ideen geschriebenen Werk vorträgt, auf einem großen Irrthum beruht und daß nicht im Edelmetall oder in der mehr oder minder sicheren Aussicht, solches zu erhalten, das Wesen des Geldes besteht, sondern in seiner Funktion als ein Zahlungmittel und Träger abstrakter Wertheinheiten, — diese Wahrheit ist jetzt auf dem besten Weg, ein Besitz der Oeffentlichen Meinung, des Volkswissens zu werden. Und schon wagt sich die theoretische und bankpolitische Kritik sogar an die Goldwährung, die mit fast religiöser Scheu bisher verehrte Institution, an deren Vortrefflichkeit und Unantastbarkeit Zweifel zu äußern in Friedenszeit wie ein geradezu anarchistischer Frevel erschien. Meine Schrift entwickelt auf der theoretischen Basis meiner früheren Schriften („Wesen des Geldes" 1908, „Geld und Kapital" 1912) ein Programm zu einem Neubau unserer Geld- und Reichsbankverfassung. Daß ich bei aller Anerkennung alles Guten, was die Reichsbank geleistet hat, nicht mit freimüthiger Kritik ihrer minder glücklichen Maßregeln zurückgehalten habe, wird ihre Panegyriker ärgern; aber die Zeit verlangt Wahrheit und Klarheit, nicht Beschönigung des Bestehenden und Verunglimpfung der anders Denkenden. Erheblicher als der aktive Widerstand, den die Verständnißlosigkeit dem Problem entgegensetzt, würde die passive Resistenz der wissenschaftlichen und fachmännischen Kreise sein, die vor der doppelten Aufgabe stehen, ihre theoretischen Anschauungen vom Geld umbilden und daraus die praktisch brauchbaren Schlüsse ziehen zu müssen. Diesen Kreisen hoffe ich die unerläßliche Gedankenarbeit durch meine Schrift erleichtert zu haben. Das Buch zerfällt in einen währungpolitischen und einen geldtheoretischen Theil. Der erste enthält drei Abhandlungen: die Reichsbank vor, in und nach dem Krieg. Die erste, „Sturmwarnung", wurde schon 1913 veröffentlicht, die zweite ist als Feldpostbrief entstanden, die dritte zeigt die von der Reichsbank nach dem Krieg zu treibende Politik. Der geldtheoretische Theil führt mit der Abhandlung „Das ‚unlösbare' Geldproblem" in das Centrum der Geldtheorie; zwei andere Aufsätze behandeln den „Geldwerth"; der letzte Aufsatz erweist an den verfehlten Reformvorschlägen des englischen Bankpolitikers Sir Edward Holden, daß das viel bemängelte Ein-Reserve-System nur eine Zwischenstation ist auf dem Weg zur Befreiung des Zahlungwesens vom Zwang des Goldes.

Hamburg. Dr. Friedrich Bendixen.

Bedrängte Städte.

Saint-Dié, die Pathin Amerikas.

Saint-Dié hat des Krieges schweres Leid erfahren. Im September 1914 stand es im Mittelpunkt lebhafter Kämpfe und war etwa vierzehn Tage lang in deutschen Händen. Die Ende März 1916 angeordnete Räumung scheint nicht durchgeführt worden zu sein; denn noch, heißt es, seien Spinnereien und Fabriken in unverzagter Thätigkeit. Zwischen dem dritten Februar und dem neunzehnten Mai ist es nach französischer Angabe dreizehnmal entweder von weittragenden Kanonen beschossen oder mit Bomben „belegt" worden, wie der wunderliche deutsche Euphemismus lautet.

Saint-Dié ist Hauptort eines der fünf Arondissements vom département des Vosges und hatte etwa siebenzehntausend Einwohner; darunter viele (oder deren Nachkommen), die nach dem Frankfurter Frieden vom Elsaß hinüberzogen, und (so hat man mir in der Stadt oft gesagt) gegen vierzig Millionäre; daher auch das saubere und wohlhabende Aussehen der Stadt.

Beim Bau der Häuser wurde der Vogesensandstein naturgemäß bevorzugt, insbesondere seit dem großen Brande von 1757, dessen Schäden zu heilen König Stanislaus von Polen, Lothringens letzter Herzog, „le bienfaisant", wie ihn sein Denkmal in Nancy nennt, eifrig mit am Werke war.

Saint-Dié liegt an der Meurthe, die kurz vorher von rechts die Fave aufnimmt, und heißt nach dem Zeitgenossen des Heiligen Wilfrid von York, nach Sankt Deodatus*), dem Bischofe von Nevers, der, das Christenthum in den Vogesen zu verbreiten und zu festen, hier, im Val de Galilée, ein Kloster gründete und der, wenige Jahre nachdem der Merowinger Dagobert der Zweite 678 im Walde von Stenay ermordet worden war, starb.

Die Benediktiner machten später Stiftsherren Platz, die zu großem Einfluß und, nicht zum Mindesten unter Friedrich Barbarossa, zu gewichtigen Privilegien kamen**); zu ihren Pröpsten zählten die Höchsten Lothringens, zählte auch Giovanni de' Medici (Leo X.)

Was den alten Klostergrund heute deckt, bildet auch die eigentliche Sehenswürdigkeit des Ortes: die auf einer kleinen Erhöhung gelegene Kathedrale, die auch den (angeblichen) Sarkophag des Heiligen Deodatus birgt. Ihr Portal, vor dem links eine nur noch wenig ansehnliche, aber auf mehrere Hundert Jahre geschätzte Linde steht und zu dem eine gedoppelte Freitreppe hinansteigt, stammt aus dem zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Säkulum; im Uebrigen ist sie romanisch-gothisch (Ende des elften bis zum vierzehnten Jahrhun-

---

*) Daher: un Déodation ein Bewohner von Saint-Dié.

**) Im Juli 1476 verspricht René II., in seiner Eigenschaft als voué, eidlich und schriftlich, die Rechte und Privilegien zu wahren.

dert). Ein herrlicher gothischer Kreuzgang verbindet sie mit der kleinen Kirche Notre-Dame, die ihre romanische Schönheit rein bewahrt hat. Im Klosterhof hat man an die Außenseite des Kreuzgangs und zu gleicher Zeit mit ihm (dreizehntes Jahrhundert) eine Kanzel angebaut. Ein großer Theil der Bibliothek des Rathhauses gehörte den berühmten Abteien von Senones, Moyenmoutier und Etival.

Die mittelalterlichen Festungmauern sind im siebenzehnten Jahrhundert abgetragen worden. Der beste Blick über den alten Ort und seine Umgebung und auf die blaudunkle Kette der Berge erschließt sich vom Thurm der Sankt-Martin-Kirche in der Vorstadt.

Auf dem Platz Jules Ferry (der früheren place de la Pierre Hardie) steht, vom Urheber der Gloria victis, von Mercié, geschaffen, das Denkmal des zu seinen Lebzeiten so viel gehaßten und verleumdeten Staatsmannes, der als Unterrichtsminister Begründer des modernen französischen Volksschulwesens ward und als Ministerpräsident Frankreichs koloniale Ausdehnung gewaltig zu fördern wußte. Er wurde am fünften April 1832 in Saint-Dié geboren und einundsechzigjährig auf dem Friedhof der Vogesenstadt beigesetzt.

In Saint-Dié starb, wo er seit 1495 Stiftsherr war, an einem dreiundzwanzigsten November zwischen 1505 und 1510, bejahrt und halb erblindet, Pierre de Blarru (Petrus de Blarrorivo), der ein lateinisches Gedicht in sechs Büchern über den Krieg bei Nancy und den Tod Karls des Kühnen schrieb: die Nanceïde*), die sein Standesbruder Jean Basin aus Sandaucourt bei Neufchâteau (Johannes Basinus Sendacurius) 1518 in Saint-Nicolas-du-Port bei Petrus Jacobi erscheinen ließ. Sie gilt als das erste in Saint-Nicolas gedruckte Buch und ist mit zahlreichen Bildern geschmückt.

Am einundzwanzigsten Dezember 1473 hatte Saint-Dié den Herzog von Burgund auf einer friedlichen Fahrt in seinen Mauern gesehen, 1475 hatte es sich, durch das entsetzliche Schicksal von Charmes geschreckt, wo der Wütherich henken und henken ließ, Karl ohne Widerwehr ergeben. Nach der Chronique de Lorraine, deren unbekannter Verfasser (Pfister vermuthet in ihm Philippe de Linange) an der Schlacht bei Nancy theilnahm, wäre es ein Edelmann aus Saint-Dié gewesen, einer der Getreuen des Herzogs René (Renatus) des Zweiten, der den Téméraire, den Raufbold von Burgund, an jenem ereignißreichen Sonntag, dem fünften Januar 1477, mit einem Lanzenstoß getötet habe, ohne zu ahnen, wem er den Garaus mache. Claude de Bauzemont, der châtelain und cellérier von Saint-Dié, soll sich nie darüber zu trösten vermocht haben, heißt es mehr als dreißig

*) Genauer Titel nach dem seltenen Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin: Petri de Blarrorivo Parhisiani insigne Nanceidos opus de bello Nanceiano. Hac primum exaratura elimatissime nuperrime in lucem emissum. Am Ende des Buches: Impressum in celebri Lotharingie pago divi Nicolai de portu . . . 1518.

Jahre hinterher; und sein noch vor dem Ende des neunten Monats nach dem Tode seines Opfers erfolgter Heimgang soll aus diesem Herzeleid zu erklären sein. Erst eine wenig ritterliche Auffassung will später die Ursache des Grames mit dem reichen Lösegeld in Beziehung bringen, um dessen Erwerb die eilige Waffe ihren Besitzer betrogen hätte. Im Uebrigen trug die am siebenten Januar im Eis des Sankt-Johannes-Teiches aufgefundene Leiche der Todeswunden drei; und Philippe von Commines (1445 bis 1509) kannte wohl zwei oder drei Derer, die Campo-Basso, Nicolas de Montfort, der Verräther, in den Hinterhalt gelegt hatte (Ay congneu deux ou trois de ceux qui demourèrent pour tuer ledict duc), will aber von den letzten Augenblicken des Gefürchteten nichts erzählen, weil er ihnen nicht beigewohnt habe. Nach dem Tode seines unruhigen Gegners kam René (1473 bis 1508) in den ungestörten Besitz Lothringens.

Von ungewöhnlicher Bildung*), dank der Erziehung durch den Großpropst von Saint-Dié, Didier de Bisdroff, war er wissenschaftlicher Thätigkeit wohlgeneigt; und so begünstigte er denn auch die Druckerei, die gegen Ende seines Lebens in Saint-Dié gegründet worden war, und die gelehrte Gesellschaft, die sich dort unter dem Namen Gymnasium Vosagense**) (Gymnase Vosgien) gebildet hatte. Der Geldmann des Unternehmens war der Kapellan und Sekretär des Herzogs, der Stiftsherr Vautrin (Gauthier) Lud, der das Material zur Offizin wohl von einem nomadisirenden Drucker gekauft und im Haus von Nicolas Lud, der heutigen Apotheke am Jules-Ferry-Platze, untergebracht hatte***). Mitglieder der Gesellschaft waren vermuthlich auch Blarru und Basin und der vor 1540 verstorbene Historiker und Philosoph Symphorien Champier, der Leibarzt Antons (1508 bis 1544), des Nachfolgers von René. Er wurde später Konsul in Lyon und mußte von dort 1529 vor einem Aufstand fliehen, in dem man ihm sein Haus verbrannte. Ihren eigentlichen geistigen Mittelpunkt aber bildeten Mathias Ringmann†) (mit seinem Gelehrten-

---

*) Die ihn freilich nicht hinderte, die Juden aus Lothringen zu jagen. Allerdings hatten ihrer manche mit den feindlichen Burgundern Handel getrieben.

**) Also keine Schule, wie der Name glauben ließ.

***) ... qui librariam officinam apud Lotharingie (=ae) Vosagum in oppido cui vocabulum est Sancto Deodato, nuper ereximus (Widmung der Cosmographiae Introductio).

†) Einen Faksimiledruck seiner 1509 in Saint-Dié erschienenen Grammatica figurata hat 1905 Fr. R. von Wieser herausgegeben (Straßburg, J. H. Ed. Heitz). Ringmann schrieb noch eine Reihe anderer Werke. Joannes Knoblouchus in Straßburg druckte von ihm (ohne Jahresangabe) eine Leidensgeschichte Christi mit Bildern (Passionis Christi unum ex quatuor evangelistis textum); der selbe Drucker, der sich diesmal Knoblochus latinisirt, 1505 einen Augustin Sprung in Kolmar gewidmeten, alphabetisch geordneten lateinischen Sentenzenschatz.

namen Philesius, oder noch genauer: Philesius Vogesigena, aus den Vogesen) aus dem elsässischen Weilerthal (Val de Villé) und Martin Waldseemüller (Hylacomylus; auch Waltzemüller, wie Hilacomilus, Ilacomilus und Ilacomylus geschrieben), die Beide in der Druckerei thätig waren*). Besonderer Gönner des Unternehmens war auch Hugues des Hazards (Hugo de Hasardis), von 1506 bis 1517 Bischof von Toul.

Vautrin Lud erhielt von René eine französische Uebersetzung des Briefes, den der Florentiner Amerigo Vespucci im September 1504 in italienischer Sprache an einen hochstehenden Mann und ehemaligen Studiengenossen in seiner Vaterstadt von Portugal aus gesandt hatte und in dem der Reisende (wie in seinem an Lorenzo Piero Francesco di Medici gerichteten Briefe von 1503, vom vorhergehenden Jahr also) über seine Entdeckungfahrten spricht. Lud ließ diesen Brief von 1504 (von Ringmann) ins Lateinische übertragen; und als Einleitung dazu schrieb Waldseemüller, auch lateinisch, eine Kaiser Maximilian gewidmete „Einführung in die Weltbeschreibung (Cosmographiae Introductio) mit einigen dazu nöthigen Grundlagen der Geometrie und Astronomie"**) und mit fünf Figuren; und da er von Columbus nichts gehört hatte, sondern der Meinung war, Amerigo sei der Entdecker jener fernen Gegenden, so schlägt er, nachdem er kurz von Europa, Afrika, Asien gesprochen hat, vor, sie Amerika zu nennen: „.... ein anderer, vierter Theil ist von Americus Vesputius (wie aus dem Nachstehenden zu vernehmen ist) entdeckt worden; und ich sehe keinen Grund, weshalb Jemand mit Recht Etwas dagegen haben könnte, daß er nach dem findigen Manne und Entdecker Americus:

*) Waldseemüller und Ringmann veröffentlichten gemeinsam ein Werkchen, das im April 1511 in der Offizin des Joannis Gruninger zu Straßburg fertiggestellt wurde: Instructio manuductionem prestans in cartam itinerariam Martini Hilacomili cum luculentiori ipsius Europae enarratione a Ringmanno Philesio conscripta. Das (wie es scheint, völlig verschollene) Büchlein ist Anton von Lothringen gewidmet und enthält auf dreiundzwanzig Blättern eine Beschreibung Europas. Aus ihm geht auch hervor, daß Ringmann die Nanceïde mit Anmerkungen versehen und also wohl ihre Veröffentlichung geplant hatte; ein Theil der Erläuterungen von Basin wird daher ihm entstammen. Das Schriftchen macht ferner wahrscheinlich, daß im Frühling 1511 die Druckerei in Saint-Dié schon nicht mehr bestand.

**) Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis.
Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. (Und außerdem noch die vier Seereisen des Amerigo Vespucci).
Universalis Cosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quae Ptholomaeo ignota a nuperis reperta sunt.
Auf Titel, Widmung und Uebersicht kommen 4, auf die Kosmographie 38 und auf die vier Reisen 63 Seiten des Werkes.

Amerige, also gewissermaßen Land des Americus, oder America zu benennen sei; da doch Europa wie Asien ihre Namen nach weiblichen Wesen erhalten haben. Seine Lage und seines Volkes Sitten lassen sich aus den vier nachstehenden Seereisen des Americus klar erkennen."

Als Inhaltszusammenfassung steht ausdrücklich noch einmal „America" am Rande; und diese Namensgebung ist das eigentlich Bedeutsame der Schrift; die Erkenntniß nämlich, daß es sich bei Amerigo Vespucci um einen neuen Erdtheil handelte, war in den Titeln verschiedener Uebersetzungen des Briefes vom Jahr 1503 als „Mundus Novus" angedeutet.

Von der Wahrheit in den Darstellungen Vespuccis sei hier natürlich nicht die Rede. Alexander von Humboldt (Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent; Paris, 1837) hat ihm die Entdeckung des Festlandes im Jahr 1497 abgesprochen; und diese Meinung ist trotz Varnhagen (Amerigo Vespucci. Son caractère, ses écrits, même les moins authentiques, sa vie et ses navigations; Lima, 1865) zur Herrschaft gekommen.

Die Cosmographiae introductio, der Taufschein gewissermaßen für jene fremde Welt, war am siebenten Tage vor den Kalenden des Mai (am fünfundzwanzigsten April also) 1507 fertig; und ihre schnelle Verbreitung erwirkte dem euphonischen Namen*) raschen Umlauf. Zu gleicher Zeit veröffentlichte Waldseemüller eine Karte der Erde in zwölf Blättern und die Segmente eines kleinen Globus; und auf Beiden liest man abermals „America". Als der Gelehrte in späteren Jahren auf neuen Karten sein an Columbus unfreiwillig verübtes Unrecht gut zu machen trachtete, war das von ihm geprägte Wort nicht mehr zu entwerthen. Die Königliche Bibliothek in Berlin besitzt in ihrer Sammlung seltener Bücher auch ein Exemplar der Ersten Auflage der Cosmographiae Introductio**).

Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann man in den Vereinigten Staaten, das Verhältniß zwischen Amerika und Saint-Dié zu betonen. Auf der Weltausstellung in Chikago lag neben Photographien und Dokumenten über die Vogesenstadt auch eine Cosmographiae Introductio; und schließlich bildete sich „die Saint-Dié-Gesellschaft". Da man den April 1907 ungenützt hatte verstreichen lassen und wohl bis zum Erinnerungjahr von Waldseemüllers Abscheiden (1521) nicht warten wollte, nahm man 1911, in dem vor vierhundert Jahren Ringmann in Straßburg verstorben war, zum Anlaß eines französisch-amerikanischen Festes, das sich unter gewaltigem Andrang und in Anwesenheit des Amerikanischen Gesandten Bacon und des französischen Kolonialministers Lebrun abspielte.

---

*) Étant très sonore, il offrait l'avantage d'être toujours correctement écrit dans les documents. Alexander von Humboldt, a. a. O.

**) Auch sie ist in Faksimiledruck von Fr. R. v. Wieser neu herausgeben worden (Straßburg, J. H. Ed. Heitz).

Saint-Dié ward dabei als die Pathin Amerikas (la marraine de l'Amérique) gefeiert und am Haus der einstigen Druckerei des Gymnase Vosgien ward eine Gedenktafel enthüllt.

Da viele der Gäste im Automobil gekommen waren, so war damals namentlich die große Zugangsstraße von Raon-l'Etape und Etival her so aufgewühlt, daß die Wegeverwaltung tief in den Säckel greifen mußte, den Schaden zu ebnen, und daß der schlichte Radfahrer (als der ich Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren durchkreuzt habe) seine Maschine kilometerweit führen mußte.

Seit 1777 ist Saint-Dié Sitz eines Bischofs, wodurch sich die früheren, fast bischöflichen Rechte des Stiftes erheblich minderten; dem Einfluß der Revolution sind sie dann ganz gewichen. Der erste der Bischöfe, Chaumont de la Galaizière, erbaute den bischöflichen Palast, in den das Schloß der Großpropstei (le château de la Grande-Prévôté) mit eingezogen ward. Seit der Trennung von Kirche und Staat dient das Gebäude als höhere Mädchenschule.

Zum Sprengel von Saint-Dié gehört auch der Geburtort der Jungfrau von Orléans; und dem Betreiben der geistlichen Oberherren in Saint-Dié, Caverot, Sonnois, Foucault, und der klingenden Mithilfe der Herzogin von Chevreux verdankt die Basilika bei Domremy ihren Ursprung und Ausbau; während der Bischof Pagis in Verdun ein ähnliches Unternehmen für Vaucouleurs, den Flecken, von dem Jeanne d'Arc auszog, Frankreich zu befreien, aus Mangel an Geld in seinen Grundmauern stecken lassen mußte, — nicht zum Kummer des Geschichtfreundes, dem solche moderne Bauten den liebevollen Gang seiner Phantasie nur hemmen.

Hallue, Ancre und Albert.

Seit dem zweiten Juli spricht der Kriegsbericht vom Ancreflüßchen. Die Ancre mündet in die Somme, wie kaum zwei Kilometer weiter unterhalb die seit dem dreiundzwanzigsten Dezember 1870 berühmte Hallue.

„Wanderer, kommst Du nach Sparta“... oder auf den Friedhof der Madeleine weit draußen hinter Amiens, da schlafen die Zuaven, die den Eisenring von Sedan durchbrachen, da liegt der Kommandant der Citadelle, der brave Vogel, da ruhen deutsche Krieger, Katholiken und Protestanten fein säuberlich von einander geschieden, die Protestanten in die Nähe der Mauer gebettet. Sie starben in der Schlacht an der Hallue (oder an den dort erhaltenen Wunden): Der Reserve-Lieutenant Johann Heinen aus Aachen, der Artillerie-Lieutenant Franz Otto aus Düsseldorf, Hauptmann Spengel und Unterlieutenant Adolph Wagner vom achten Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70, Reserve-Lieutenant Rudolph Frank aus Culm. Den Namen eines „Gemeinen“ in den Stein zu graben, hat Niemand Auftrag erhalten.

Schnurgerade geht der Weg, die route nationale No. 29, von Amiens, dessen Wunderbau der Kathedrale von allen Seiten her

schon in der Ferne erscheint, nach Albert und bei Querrieux mitten über das Schlachtfeld vom dreiundzwanzigsten Dezember 1870.

Albert liegt 29 Kilometer nordöstlich von der Hauptstadt der Picardie in einer Meereshöhe von 50 Metern zwischen ertragreichen Wiesen und Torfmooren an der mehrfach getheilten, 32 Kilometer langen Ancre, die hier einige kleine Fälle bildet; Albert, oder vielmehr, was Albert war; denn seit Ende September 1914 ist das Unheil des Krieges über den Ort gekommen; und abermals tobt jetzt bei ihm der Kampf: in Tagen, wo sich die städtische Verwaltung schon, unverzagt, mit dem Plane des Wiederaufbaues beschäftigte.

Albert hatte 1914 etwa siebentausend Einwohner, war also fast doppelt so groß wie Péronne, von dem es, als dem Hauptorte des Arrondissements, abhängt. Es enthielt eine Reihe von Fabriken (Spinnereien, metallurgischen Werken), deren hochragende Schornsteine sich schon weit her bemerkbar machten, und eine hübsche moderne Kirche im romanisch-byzantinischen Stil mit einem Thurm von 62 Metern, dem weitaus höchsten der Gegend. Die vergoldete Jungfrau auf seiner Spitze hat sich beim Bombardement ganz auf die Seite gelegt, ohne herabzustürzen. Die Mutter Gottes von Brébières im Inneren der Kirche erfreute sich in Zeiten, in denen Wallfahren goch nützlich war, am achten September großen Zuspruchs.

Albert hieß ursprünglich so wie das Wasser, an dem es sich hinstreckt. Der Günstling der Marie von Medicis, Concino Concini, kaufte das Marquisat d'Ancre nach dem Tode Heinrichs des Vierten. Ancraeus nennt ihn daher Gramond, der lateinisch schreibende Historiker der Zeit Ludwigs des Dreizehnten. Zudem ward der ehrgeizige Höfling Gouverneur der Normandie und französischer Marschall, obwohl er niemals im Kampf gestanden hätte. Als er aber Montag, am vierundzwanzigsten April 1617, auf der Louvrebrücke vom Hauptmann der Garde Vitry und dessen Spießgesellen ermordet und als seine Frau, Leonore Galigaï, als Hexe auf dem Grèveplatz enthauptet und verbrannt worden war, gab Ludwig der Dreizehnte Ancre an den Anstifter des Verbrechens, an Karl d'Albert, Herzog von Luynes und seit 1621 Connétable von Frankreich. Das bewirkte die neue Benennung des Ortes, neben der aber die alte Bezeichnung noch ziemlich lange einherging.

Albert hat das Schicksal der Picardie getheilt und an all den Nöthen, die das Land in so großer Zahl erdulden mußte, mehr oder minder Antheil gehabt. Im Krieg zwischen Heinrich dem Zweiten (1547 bis 1559) und Karl dem Fünften (1519 bis 1556), der vergeblich (1552) Metz belagerte, hatte die Stadt, wie Noyon, Nesle, Roye, Chauny und ungezählte Dörfer, von den Truppen der Schwester Karls des Fünften. der Statthalterin der Niederlande, Marie von Ungarn, entsetzlich zu leiden; und auch im Dreißigjährigen Krieg ward sie überaus hart mitgenommen.

Reinickendorf-West. Hans Flemming.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Oktober 1916.

Makedoniens Helden.*)

Ave imperator: mortui te salutant.

„Vor seiner Ankunft in Nisch hatte der Deutsche Kaiser den Wunsch ausgedrückt, die ehemaligen makedonischen Revolutionäre zu sehen, von denen er oft sprechen gehört und die seit Jahren mit bewundernswerther Kraft, Beharrlichkeit und eisernem Willen den Kampf für die Freiheit ihres makedonischen Vaterlandes geführt hatten.“ Die Manen der gefallenen Helden Makedoniens müssen sich ehrerbietig vor dem Deutschen Kaiser verneigt haben ob dieser Worte höchster Anerkennung für heldenhaftes Wirken, dem ihr ganzes Leben gegolten hatte und dem es zum Opfer gebracht worden war. Es war ein schweres Ringen, das Heldennaturen gebar und gewaltige Opfer forderte, dieser über ein Vierteljahrhundert währende Kampf um die Freiheit des Bulgarenvolkes in Makedonien, das erst nach allen anderen Balkanländern die Sonne der Freiheit über seinem Horizont aufgehen sehen sollte, trotzdem gearde dort zuerst die Lichtstrahlen aus der dunklen Vergangenheit des Bulgarenvolkes durchbrachen.

Schon in ältester Zeit hatten Bulgaren Makedoniens, vor der offiziellen Annahme des Christenthums durch den Bulgarenfürsten Boris, dem Heidenthum entsagt und Christi Glauben bekannt. Makedoniens Boden entstammten auch die beiden Brüder, die das Evangelium Christi den Slawen, nicht nur denen der

*) Unsere türkischen Freunde werden es nicht übel nehmen, wenn ich hier an die Zeit der Mißwirthschaft erinnere; sie wissen, mit welcher Aufrichtigkeit besonders wir Makedonen nach unserer endgiltigen Abrechnung wegen unseres Heimathlandes, trotz der früheren Feindschaft, ein inniges Zusammengehen mit der Türkei empfahlen.

Balkanhalbinsel, verkündet und die Heilige Schrift in eine makedonische Abart der altbulgarischen Sprache übersetzt hatten. Auf diesem Boden wirkte der erste bulgarische Kirchenlehrer und Schulmann, der Heilige Clemens, der deshalb zum Schutzpatron der jungen bulgarischen Universität Sofia erkoren wurde. Als dann das bulgarische Volk, in tiefen nationalen Schlummer versunken, Jahrhunderte lang ein kümmerliches Dasein führte, hat seinem Volk wieder ein aus makedonischer Erde stammender Bulgare, der Mönch Paissi, in seiner in vollkommener Abgeschiedenheit auf dem Berg Athos vor hundertfünfzig Jahren verfaßten, in zahlreichen Abschriften verbreiteten ersten Geschichte des Bulgarenvolkes die flammenden Worte entgegengeschleudert: „Erwache aus tiefem Schlaf, Bulgarenvolk, und besinne Dich, daß Du einst auch eine Geschichte hattest, reich an Heldenthaten; erkenne Dein Geschlecht und Deine Sprache.“

Ein Bulgare aus Makedonien, Hadschi Jakim aus Kitschewo, ließ am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Budapest die ersten Bücher in neubulgarischer Sprache erscheinen. Makedonien gebar auch den Vater des bulgarischen Schulwesens, Neofit Rilski, der die ersten regelrechten bulgarischen Schulen errichtete, eine bulgarische Grammatik und einige Lehrbücher verfaßte. Auf makedonischem Boden entstand die erste bulgarische Druckerei, eröffnet von einem makedonischen Geistlichen, dem Archimandriten Theodosi; sie arbeitet zuerst im Geheimen, im Herzen Makedoniens, und wird später nach Saloniki verlegt.

Den Brüdern Miladinow aus Struga am Orchidasee verdankt Bulgarien die erste größere Sammlung von bulgarischen (meist makedonischen) Liedern; und dem Makedonen Shinsifow aus Veles die Anfänge der volksthümlichen Poesie. Die Bulgaren in Skopje forderten zuerst, in den Jahren 1828 bis 1833, von dem phanariotischen Patriarchat eigene bulgarische Bischöfe, statt der Griechen, für ihre Diözese. Doch mußte der Kampf der Bulgaren um eine nationale Kirche, der also auf makedonischem Boden entbrannte, noch vierzig volle Jahre mit der bekannten bulgarischen Hartnäckigkeit geführt werden, ehe er den Sieg erstritt. Und trotz Alledem mußte gerade Makedonien, als das Licht der politischen Freiheit über dem Bulgarenvolk aufging, noch länger in politischer Knechtschaft ausharren.

War aber wirklich die Lage der Bulgaren unter türkischer Herrschaft so unerträglich, daß sie mit Anspannung aller Kräfte streben mußten, sich dieser Herrschaft zu entziehen? Ich will hier nicht eine erschöpfende Schilderung dieser argen Herrschaft geben.

Einige schlichte Fälle aus meiner frühesten Kindheit mögen vielleicht eher überzeugen als die ausführlichste Beschreibung der trostlosen Zustände, die alle Christenvölker des Balkans immer zur Auflehnung wider das Türkenjoch getrieben haben.

Ich mag kein Kind von zehn Jahren gewesen sein, als ich einmal neben unserem Haus in meiner Vaterstadt Veles am Wardar mit anderen bulgarischen Knaben einem Kinderspiel zweier jungen Türken zusah. Plötzlich geriethen die Spielenden in hitzigen Streit darüber, wer bei einem Wurf Recht hatte. In den Streit mischte sich, ungebeten, als Zeuge einer der bulgarischen Knaben und sprach sich naiv zu Gunst des einen Türken aus. Da griff der Spielgenosse blitzschnell in seinen Gurt, zog einen Dolch heraus und zückte ihn gegen den unliebsamen Schiedsrichter, der eilig in unser Hausthor flüchtete und sich nur dadurch der Wuth des jungen Türken entzog. Während die Türken meist bewaffnet gingen, war den Christen streng verboten, Waffen zu tragen. Da vor Gericht ein christlicher Zeuge gegen einen Mohammedaner nicht zugelassen wurde und in solchen Fällen kaum ein Mohammedaner gegen einen Glaubensgenossen als Zeuge auftritt, wäre der Türke, wenn er den Bulgaren getötet hätte, straflos geblieben. Uebrigens ist ja bekannt, welche diplomatische Druckmittel selbst die Großmächte immer anwenden mußten, um die Bestrafung eines Türken zu erlangen, der sich an einem Ausländer vergriffen hatte. Wie schwer war bei der türkischen Regirung die Bestrafung des Soldaten durchzusetzen, der einen deutschen Major in Konstantinopel niedergeschossen hatte, weil der Offizier ihn beim Einexerziren zur Rede gestellt und wegen Unbotmäßigkeit mit einer Ohrfeige bestraft hatte!

Die Kirchen meiner Vaterstadt ragen auf malerischen Anhöhen außerhalb der Stadt. Der Weg zu einer dieser Kirchen führte durch das Türkenviertel. Wir bulgarischen Kinder wagten selten, ohne Begleitung von Erwachsenen hindurch zu gehen, weil wir immer Angriffen der übermüthigen türkischen Gassenjugend gewärtig sein mußten, gegen die wir uns nicht zur Wehr setzen konnten, da nach türkischen Begriffen nicht geduldet werden kann, daß Türkenjugend, als zum herrschenden Volk gehörig, von christlichen Buben, die unterwürfige Rajah sind, auch nur in Nothwehr angefallen wird. Die erwachsenen Türken hätten sich auf die Christenknaben gestürzt und sie belehrt, daß man gegen einen Türken, und sei er ein Gassenjunge, nicht ungestraft die Hand heben dürfe. Gegen einen erwachsenen Türken darf sich auch erwachsene Rajah nicht zur Wehr setzen: sie würde

sonst eines schlimmen Vergehens gegen die Majestät des herrschenden Volkes schuldig.

Natürlich mußten solche Zustände einem Volk, dessen größten Theil der Berliner Vertrag der Türkei entrissen hatte, in den noch den Türken verbliebenen Gegenden Makedoniens bald unerträglich werden und in ihm den Willen wecken, durch eigene Kraftanstrengung eine Besserung seiner Lage zu erwirken. Diesem Drang nach einem menschenwürdigeren Leben entsprang die gefürchtete makedonische Organisation, die schließlich die völlige Lösung des Landes von der Türkenherrschaft, weil es nicht anders ging, erzwang und nun hohes Lob aus dem Mund Kaiser Wilhelms vernommen hat.

Im Jahr 1893 war ein makedonischer Lehrer, Damjan Gruew, wegen politischen Verdachtes ins Gefängniß von Bitolja (Monastir) geworfen worden. Hier entwarf er den Plan einer revolutionären Organisation, die ihr Netz über ganz Makedonien ausbreiten und das bulgarische Volk zum Kampf gegen die Türkenherrschaft erziehen sollte. Diesen Plan besprach er mit seinem Freund Gotze Deltschew, der ihn öfter im Gefängniß besucht hatte. Der aus der Haft Entlassene ging mit Deltschew sofort ans Werk: und bald umspannte die Organisation alle bulgarischen Gaue des Landes bis in die entlegensten Winkel. Die beiden Männer bereisten, als Bauern, Kaufleute oder Mönche verkleidet, das Land von einem Ende zum anderen und ihre Predigten fanden überall ein williges Ohr. Doch sollten sie selbst die Zeit nicht erleben, der sie so heldenhaft ihr Leben geweiht hatten.

Im Herbst 1902 war von makedonischen Freischaaren, die aus Bulgarien über die Grenze gegangen waren, ein Putsch im nordöstlichen Zipfel Makedoniens angezettelt worden. Die „innere makedonische Organisation“, der die Zeit für einen allgemeinen Aufstand noch nicht gekommen schien, war gegen diesen Putsch gewesen. Aber der Gang der Ereignisse zwang sie rasch, sich der Bewegung anzuschließen. Gotze Deltschew, den das Volk nur Gotze nannte, durchquerte das Land in den seltsamsten Vermummungen, um Stimmung für den Aufstand zu machen und die Verbände der Organisation dazu vorzubereiten. Die Führer kamen im Frühjahr 1903 in Saloniki zusammen, weil sie sich dort fast sicher fühlten. Deltschew trug das Kleid eines Bauers, der auf den Markt gehen will. Nach der glücklich verlaufenen Versammlung verließ er mit einigen Getreuen Saloniki. Aber inzwischen hatten die türkischen Behörden ausgespürt, daß der berüchtigte Revolutionär, der Abgott aller rebellisch gesinnten

makedonischen Bulgaren, in der Hauptstadt des Landes gewesen sei. Ein ganzes Bataillon wurde ihm eilig nachgeschickt. Das ereilte beim Dorf Banitza die kleine Schaar, die sich zwar tollkühn mit Flinten und Bomben wehrte und und den Feind schwere Verluste leiden, jedoch auch ihren Führer auf der Walstatt ließ. Deltschews Leichnam wurde von den Türken nicht erkannt.

Im August brach der allgemeine Aufstand aus, der besonders im Wilajet Bitolja großen Umfang annahm. Hier leitete die Bewegung das wirkliche geistige Haupt der Revolution, Damjan Gruew, vom Volk kurz Damn genannt. Nach einigen Wochen wurde der Aufstand grausam unterdrückt, wobei hundertdreißig Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und Hunderttausende von Bulgaren den entsetzlichsten Verfolgungen ausgesetzt und dem grausigsten Elend preisgegeben wurden. Dennoch war das Volk nicht entmuthigt und behütete sogar die Führer, die solch namenloses Unglück über das Land gebracht hatten, wie seinen Augapfel, immer bereit, auf ihr Geheiß sich wieder zu erheben. Tausend türkische Pfund waren auf den Kopf Gruews ausgesetzt worden. Während des ganzen Winters hielt er sich in der Stadt Bitolja auf, wo es von Spähern wimmelte und wo alle Bulgaren seinen Aufenthalt kannten. Kein Verräther fand sich, keiner gab für schnödes Gold den Kopf des geliebten Freiheitapostels hin, der, äußerlich wie im Gemüth, eher einem Religionstifter als einem Revolutionär glich. So hatten diese führenden Geister der Revolution die Masse für ihre Idee zu begeistern vermocht. Wo sie zu verwegener That entschlossene Leute brauchten, die tollkühnen Muthes ihr Leben einsetzen wollten: nie fehlten sie ihnen; sogar Frauen stellten sich in den Dienst der großen Sache. Einst sollte die Osmanenbank in Saloniki in die Luft gesprengt und dadurch der europäischen Diplomatie bewiesen werden, daß die türkische Regirung mit gesetzlichen Mitteln, ohne wüste Ausschreitung nicht die Ordnung im Land zu erhalten vermöge. Vielleicht schritten die Großmächte dann ein; hatte doch der Berliner Vertrag im Artikel 23 ihnen die Pflicht auferlegt, für ordentliche Verwaltung in Makedonien zu sorgen. Der Plan war nicht leicht auszuführen. Monate lang mußte mühsam unter den schlimmsten Verhältnissen vorgearbeitet und in jedem Augenblick die Entdeckung erwartet werden. Und doch setzten junge Leute frohen Muthes ihr Leben dafür ein. Schräg gegenüber dem Gebäude der Bank wurde ein Laden gemiethet, in dem sie ein Mehlgeschäft einrichteten, und nachts unter dem Laden und quer unter der Straße ein Gang gegraben. Am Tag schleppte man in Mehlsäcken die

Erde weg. Sechs Wintermonate hindurch mußten die Jünglinge ein wahres Maulwurfsleben unter der Erde führen, bis der unterirdische Gang hergestellt war und das Dynamit unter die Bank gelegt werden konnte. Am sechzehnten April 1903 flog das Gebäude in die Luft, sammt dem jungen Manne, der zur Sprengung ausersehen worden war; von den nächsten Dächern warfen seine Genossen Bomben auf die herbeigeeilten Polizisten und Soldaten, von deren Kugeln die tollkühnen Jünglinge dann fast sämmtlich niedergestreckt wurden. Dieses heldenhafte Verhalten der Revolutionäre bestimmte den Kommandanten der türkischen Truppe, Arab Binbaschi, sich an seine Soldaten mit den Worten zu wenden: Bakânâs tschodschuklar, nasâl vatan itschün ölünür (Sehet, Jungens, wie man fürs Vaterland stirbt)!

Um die selbe Zeit, am vierzehnten April, lag im Hafen von Saloniki das französische Schiff „Guadalquivir“ und schickte sich an, die für das türkische Heer mitgebrachte Munition zu löschen. Das mußte verhindert werden. Ein bescheiden gekleideter junger Mann stieg noch am Nachmittag, ein Packet unter dem Arm tragend, die Schiffstreppe hinauf. Nach etlichen Minuten erfolgte eine schreckliche Explosion und das Schiff stand in hellen Flammen. Diesmal ging der Sprenger heil davon: er war unter den Passagieren nicht erkannt worden und kam glücklich wieder an Land.

Der Aufstand war unterdrückt worden; hatte aber endlich die europäische Diplomatie aus ihrem Schlaf geweckt und genöthigt, für Makedonien Reformen zu fordern. Da das schlimme Los der Christen sich dennoch nicht besserte, mußten die Revolutionäre, trotz ihren bösen Erfahrungen, das Werk weiter führen. Gruew war unermüdlich. Im Sommer 1906 hatte er wieder Makedonien bereist und durchforscht; mit dem Winter wollte er, zu kurzem Besuch, nach Bulgarien kommen. Als er in Bauerstracht der Grenze zuschritt, ereilte auch ihn irgendwo im verschneiten Gebirge das Schicksal: eine türkische Patrouille hat ihn, ohne zu wissen, wen sie vor sich habe, auf ihrem Streifzug entdeckt und erschossen. Das Andenken dieses größten aller makedonischen Revolutionäre wird in den Herzen der makedonischen Bulgaren nie erlöschen.

Eine Heldennatur anderer Art war Todor Lasarow aus Schtip; auch zuvor Lehrer. Er glich einem Heiligen. Jämmerliche türkische Gefängnisse hatten auch in seinen Körper den Todeskeim der Schwindsucht gelegt. Doch das Feuer seiner Freiheitliebe glühte fort. Alle Fäden der Organisation hielt er in seiner Hand. Trotzdem Siechthum ihn schon Monate lang ans Bett kettete,

war seine moralische Kraft ungebrochen; vom Krankenlager aus leitete er die weitverzweigte Organisation. Ich habe ihn noch vor Augen, wie er mit innerer Zufriedenheit den Berichten lauschte, die Professor Miletitsch und ich nach unserer Rückkehr vom Ausland ihm erstatteten. In seinem Auftrag hatten wir 1912 in den europäischen Hauptstädten die unhaltbare Lage in Makedonien geschildert und den Politikern gesagt, nur schnelle Hilfe könne die Katastrophe noch aufhalten. Und wie feurig glänzte sein Auge, als am Nachmittag des denkwürdigen dreißigsten September 1912 der Straßenjubel in Sofia anzeigte, daß Bulgarien sich entschlossen habe, zur Befreiung seiner unglücklichen Volksgenossen das Schwert zu ziehen! Das Werk, dem sein Leben gegolten, ging der Vollendung entgegen. Die Hoffnung auf diese Stunde hatte den Leidenden erhalten; doch ich ahnte, daß sein revolutionärer Geist nicht ruhig abwarten werde, bis die Natur selbst ihr Werk vollbringe, und sprach Freunden die Furcht aus, daß er sich selbst töten werde. Der Revolver, der ihm sein Leben lang treu gedient hatte, lag ja immer geladen neben ihm im Bett; er sollte vielleicht auch vor unsauberen Händen den Aufrührerschatz behüten, den Lasarow in goldenen Münzen unter seinem Kissen bewahrte. An einem kalten Oktobermorgen, ehe noch der Donner der Befreiergeschütze an der türkischen Grenze begonnen hatte, fand man den Helden tot in seinem Gasthausbett, das Herz von der erlösenden Kugel durchbohrt. Ein echter Revolutionär stirbt nicht von tückischer Krankheit im Bett; er macht selbst seinem Leben ein Ende, wie ers, mit einer Kugel oder dem stets bereiten Gift, thäte, um nicht lebend in Tyrannenhand zu fallen.

Als der große Krieg begann, stellten die Makedonenführer, die Serbien noch mehr als die Türkei hassen gelernt hatten, sich sofort offen an die Seite der Centralmächte. Und da das ganze politische Leben Bulgariens von Einflüssen aus Makedonien durchdrungen ist, mußte unsere Stellung wohl auf die internationale Politik dieses Königreiches einwirken. Hohe Anerkennung des von Makedonen für Bulgariens Anschluß an die Centralmächte Geleisteten dürfen wir den Worten entnehmen, die Kaiser Wilhelm am Anfang dieses Jahres in Nisch sprach.

Sofia. Professor Dr. J. Gheorgow.

Todesopfer.

Nichts kann sich selbst vernichten. Es giebt also auch keinen Selbstmord. Kein Einzelwesen vermag seiner Wirklichkeit das Ziel selbst zu setzen, weder ein Ding noch ein Bewußtsein, weder ein Leib noch eine Seele, am Wenigsten der Mensch, diese Wirkenseinheit von Seele und Leib.

All das viele Einzige, das in seiner Mannichfaltigkeit die Welt ausmacht, ist entweder Einzelwesen oder nur eine Wirkenseinheit von Einzelwesen, wie der Mensch, oder eine Wirkenseinheit von Wirkenseinheiten, wie der Staat von Menschen. Die Einzelwesen unserer Welt sind entweder „zusammengesetzte“, die eben aus einer Mehrzahl von Einzelwesen bestehen, oder aber einfache Einzelwesen, von denen also jedes nicht wieder eine Mehrzahl von Einzelwesen aufzuweisen hat. So giebt es einfaches Ding und es giebt aus Dingen bestehendes Ding, dessen Theildinge in besonderem Wirkungszusammenhang stehen und darum eine besondere Wirkenseinheit ausmachen.

Vernichtet werden kann von all dem Einzigen der Welt überhaupt nur, was eine Wirkenseinheit ist, also aus Einzelwesen oder aus Wirkenseinheiten von Einzelwesen besteht. Mit anderen Worten: zu vernichten ist in der Welt nur „zusammengesetztes“ Einziges. Darum läßt sich das aus Dingen bestehende Ding, das ja die Wirkenseinheit seiner Theildinge darstellt, vernichten, niemals aber das einfache Ding.

Jede Wirkenseinheit von Einzelwesen oder von Wirkenseinheiten ist zwar, wie das Einzelwesen, auch Einziges, aber nicht jede ist auch selbst wieder ein Einzelwesen. Es giebt also Wirkenseinheiten, die selbst Einzelwesen sind, und andere, die es nicht sind. In der Welt der Dinge findet man freilich keine besondere Wirkenseinheit von Dingen, die nicht auch selbst ein besonderes Ding ist; also jedes aus Dingen bestehende Einzige, jede besondere Wirkenseinheit von Dingen ist auch ein besonderes Ding, ein besonderes Einzelwesen.

Zur Welt aber gehören nicht nur Dinge, sondern auch Bewußtseinswesen, also Einzelwesen, die nicht selbst Dinge sind, wohl aber in Wirkenszusammenhang mit Dingen stehen und so mit ihnen zusammen Wirkenseinheiten ausmachen. Solche Wirkenseinheit von einem Bewußtseinswesen und einem Ding ist der Mensch. Diese Wirkenseinheit der Einzelwesen „Seele“

(Bewußtseinswesen) und „Leib“ (Ding) ist aber selbst nicht wieder ein besonderes Einzelwesen; und eben so ist auch der Staat, der ja aus Menschen, den Wirkenseinheiten von Seele und Leib (psychophysischen Einheiten), besteht, sicherlich eine besondere Wirkenseinheit, doch nicht selbst wieder ein Einzelwesen. Also nicht Alles, was sich in der Welt als eine Wirkenseinheit zeigt, ist auch Einzelwesen, insbesondere nicht, was wir „Mensch“ und was wir „Staat“ nennen. Wie viel irrendes Gerede ist aus der falschen Meinung geboren, der Mensch und der Staat seien nicht nur Einheiten, sondern auch Einzelwesen!

Weil nun Mensch und Staat Wirkenseinheiten sind, so gehören Beide zum Vergänglichen und können vernichtet werden; denn alles Einzige, das zu Grunde geht, ist ausnahmelos eine Wirkenseinheit von Einzigem und entweder, wie das zusammengesetzte Ding, auch Einzelwesen oder, wie der Mensch und der Staat, nur Wirkenseinheit von Einzelwesen.

Aber nichts kann sich selbst vernichten, daher auch nicht das Einzige, das wir einen Menschen oder einen Staat nennen, und nicht das Einzige, das wir „menschliche Seele“ oder „menschlichen Leib“ nennen. Wer von „Selbsthingabe“, von „Selbstopferung“ im Sinn von „Selbstvernichtung“ spricht, Der behauptet, mag er nun unter dem „Selbst“ einen Menschen oder eine menschliche Seele verstehen, Unmögliches: Nichts kann sich selbst vernichten. Freilich ist der Mensch wohl zu vernichten, nimmermehr aber die menschliche Seele, weil sie weder ein zusammengesetztes Einzelwesen noch überhaupt eine Wirkenseinheit darstellt. Die menschliche Seele ist eben einfaches Einzelwesen und gehört daher, wie das einfache Ding, zum Unvergänglichen der Welt.

Die Vernichtung der Wirkenseinheit „Mensch“ nennen wir „Tod“. Der Tod des Menschen bedeutet aber nicht, daß all das Einzige, aus dem die psychophysische Einheit „Mensch“ besteht, zu Nichts werde, sondern eben nur, daß der Wirkenszusammenhang von Seele und Leib aufgehoben ist und also die Wirkenseinheit „Mensch“ zu bestehen aufgehört hat.

Nun tritt die Vernichtung des Menschen, der Tod des Menschen, immer zusammen auf mit der Vernichtung des menschlichen Leibes als organischer Einheit, so daß wir sagen müssen, die Wirkenseinheit von Seele und Leib, der „Mensch“, höre zu bestehen auf zugleich mit der Vernichtung der Wirkenseinheit, die das Einzelwesen „Leib“ darstellt. Vergeht der Leib, so vergeht damit auch der Mensch zugleich. Weil aber der

menschliche Leib, diese organische Einheit, und der Mensch, diese Wirkenseinheit von Leib und Seele, stets zugleich vergehen, so kann auch der menschliche Leib und seine Vernichtung nicht die „Ursache" der Vernichtung des Menschen sein, denn Dieses hieße ja zugleich auch, daß der Leib sich selbst vernichte, was unmöglich ist.

Was aber vom Leib aus der Wirkenseinheit „Mensch" nicht angethan werden kann, Das vermag ihr die menschliche Seele anzuthun. Unvergänglich, wie die Seele als einfaches Wesen sein muß, kann zunächst von ihrer Vernichtung überhaupt nicht die Rede sein, darum auch nicht davon, daß mit Vernichtung der Wirkenseinheit „Mensch" zugleich auch, wie die Vernichtung der organischen Einheit „Leib", so die Vernichtung der Seele des Menschen eintrete.

Die menschliche Seele ist ein Einzelwesen, das zur Wirklichkeit gehört, also „wirkendes" Einzelwesen ist. Wir wissen auch, daß sie insbesondere als wollendes Bewußtsein, als Wille, auf den Partner, „ihren" Leib, wirken kann. Wirkungen dieser Art kennen wir vor Allem als bestimmte Veränderungen des Leibes. Doch wir kennen auch als eine Willenswirkung des menschlichen Bewußtseins Das, was wir die Vernichtung des menschlichen Leibes, dieser organischen Wirkenseinheit zahlloser einfachen Dinge, nennen. Da nun aber mit dessen Vernichtung auch zugleich, wie feststeht, die Vernichtung des Menschen, zu dem der Leib gehört, eintritt, so besteht der Satz zu vollem Recht, daß wir menschlichen Seelen selbst, gleichwie „unseren" Leib, damit auch die Wirkenseinheit „Mensch", zu der wir Seelen gehören, vernichten können. Die Thatsache, die man mit dem zweifelhaften Wort „Selbstmord" belegt, macht Dies offenbar. Das Wort „Selbstmord" ist, wie auch die Worte „Selbsthingabe", „Selbstopferung", ein Widerspruch in sich, mag nun als das hierbei in Frage kommende Wollende der Mensch oder die menschliche Seele bezeichnet werden. Abgesehen aber auch von dem Widerspruch, der in diesen Worten selbst liegt, da doch nichts sich selbst vernichten kann, haben sie, wenn die Seele als das Wollende gemeint ist, auch schon deshalb keinen Sinn, weil die Seele als einfaches Einzelwesen keine Wirkenseinheit von Einzelwesen, wie immerhin der Mensch es ist, bedeutet und darum gar nicht vernichtet werden kann.

Redet man demnach von „Selbstmord", „Selbsthingabe", „Selbstopfer", so kann unter Dem, was vernichtet wird, nur Wirkenseinheit verstanden sein, und zwar die organische Ein-

heit „Leib“, dieses zusammengesetzte Einzelwesen. Was nun diese Vernichtung wirkt, kann nicht das Selbe sein, wie Das, was vernichtet wird. Also weder der Leib noch die Wirkenseinheit „Mensch“, sondern nur das mit dem Leib in der Wirkenseinheit Mensch verknüpfte unvergängliche Bewußtseinswesen, die menschliche Seele, kann hier das Wirkende bedeuten. Diese selbst kann ja überhaupt nicht hingegeben, geopfert, gemordet werden, wohl aber kann sie, wie die Thatsachen lehren, hingeben, opfern, morden, insbesondere auch „ihren“ Leib, dieses zusammengesetzte Einzelwesen, das mit ihr zusammen einen Menschen ausmacht.

Wer von uns menschlichen Seelen also seinen Partner, den Leib, hingeben, opfern will, Der will eben diesen Leib vernichten und damit zugleich den Tod des Menschen wirken, dieser psychophysischen Wirkenseinheit, zu der die Seele bis dahin gehört. So ist das Leibopfer, das die menschliche Seele bringt, immer ein Todesopfer. Der Mensch stirbt, die Wirkenseinheit von Seele und Leib hat ein Ende, und zwar durch die den Tod wollende Seele, die diese Vernichtung wirken kann.

Wir menschlichen Seelen also, die wir selbst unvergängliche Bewußtseinswesen sind, können das Todesopfer bringen. Wir nennen diese Hingabe des Leibes aber ein Opfer und bringen dadurch Zweierlei noch besonders zum Ausdruck. Erstens bedeutet Opfer immer Etwas, das wir um etwas Anderen willen wollen, das wir Wollende verwirklichen müssen, um jenes andere Gewollte verwirklichen zu können; Opfer wollen wir immer nur als Mittel zu einem Zweck. Opfer wollen kann also nur, wer zuvor schon Etwas will (einen Zweck), zu dessen Verwirklichung das Opfer als notwendige Voraussetzung gilt. Zweitens bedeutet das Opfer immer solche Hingabe, also Vernichtung (sei es auch nur für die wollende Seele allein), die das wollende Bewußtsein als ihm Unlust Bringendes ansieht und daher niemals als Selbstzweck wollen kann, sondern eben immer nur als das für die Verwirklichung eines Zweckes nothwendige Mittel wollen wird. Das Wort „Opfer“ hat darum für den Wollenden stets einen bitteren Beigeschmack. Denn Niemand will Etwas, das nach seiner Meinung ihm Unlust bringt, an sich selbst; will Einer etwas ihm Unlust Bringendes, so will er es immer nur als Mittel zu einem Zweck.

Stets also ist, was wir Opfer nennen, von uns Wollenden als Unlust Bringendes angesehen. Messen wir daher das Opfer nach seiner Größe, sprechen wir von kleinen und großen

Opfern, so ist das Maß dafür immer die Größe der Unlust, die von uns als mit der Hingabe verknüpft angesehen wird: der Grad dieser vorgestellten Unlust allein bestimmt dem Opfernwollenden die Größe des Opfers.

Wer ohne Heuchelei uns sagt: „Ich bringe das Opfer gern“, also andeutet, das Opfer gelte ihm als nicht mit Unlust verknüpft, Dem ist, was er hier „Opfer“ nennt, vielleicht früher wohl als Opfer erschienen: und so nennt er es denn auch jetzt noch mit diesem Namen, während es ihm jetzt in der That nicht mehr als ein Opfer (Unlust Bringendes) erscheint. Wahr bleibt nun einmal: Opfer und Seufzen gehören zusammen und der fröhliche Geber kennt kein Opfer. Nicht jede Hingabe ist ein Opfer, darum auch nicht jede Hingabe des Leibes ein Todesopfer, und wenn eins, ein nicht jedem Wollenden gleich großes Opfer.

Die Größe, die dem Todesopfer beigemessen wird, hängt ganz davon ab, wie die opfernde Seele zu der übrigen Welt sich stellt, die sie hingeben kann, insbesondere zu „ihrem“ Leib, durch den allein sie mit allem Anderen der Welt eben in Zusammenhang steht. Je höher sie daher diesen Zusammenhang schätzt, je mehr sie „an der Welt hängt“, um so größer wird ihr das Todesopfer, um so schwerer ihr das Leibopfer sein.

Je mehr nun die menschliche Seele sich besinnt und sich selbst als ein besonderes Einzelwesen erkennt, das zwar im innigen Wirkenszusammenhang mit „seinem“ Leib sich weiß, aber eben deshalb gerade den Leib auch als ein „anderes“ Einzelwesen erkennt und ihn nicht etwa, wie wohl vorwissenschaftliches Bewußtsein meint, als diesem erkennenden Wesen zugehörend oder gar mit diesem zusammen ein Einzelwesen ausmachend begreift, je mehr der Seele diese Erkenntniß von sich selbst als einfachem Einzelwesen und von dem Menschen als der bloßen psychophysischen Wirkenseinheit aufgeht, desto geringer wird ihr auch das Todesopfer erscheinen.

Dazu hilft aber vor Allem noch ein besonderer Umstand mit. Das Todesopfer muß der Seele um so geringer erscheinen, je mehr Unlust Bringendes ihr die „Welt“, also das Andere, was außer ihr zu der Welt gehört, seien es Dinge, seien es menschliche Seelen, geboten hat. Diese Erfahrung löst uns Seelen als wollende Wesen mehr und mehr von der Welt, zu der ja auch der Leib gehört. So lange darum die Hingabe des Leibes für eine Seele noch ein Opfer ist, so lange ist ihr die Welt noch kein „Jammerthal“, hat sie noch „nicht Lust, abzuscheiden“.

Es giebt eben kein Opfer ohne Zweck. Wer sagt, Etwas oder

Einer sei „zwecklos geopfert worden“, behauptet auch nicht, daß gar kein Zweck gewollt worden sei, er sagt vielmehr nur, daß das für den gewollten Zweck von dem Wollenden verwirklichte Mittel zur Verwirklichung des Zweckes nicht ausreichend war.

Was nun insbesondere das Todesopfer als Hingabe des Leibes angeht, so läßt sich überhaupt auch nicht jede Leibhingabe, nicht jede Vernichtung dieses Partners durch die wollende Seele, ein Opfer nennen. So ist, was man „Selbstmord“ nennt, nicht als Todesopfer zu bezeichnen, weder, wenn die wollende Seele etwa gar das Unmögliche, die Vernichtung ihrer selbst, zum Zweck hätte, noch, wenn sie ein anderes Leben bezweckte und deshalb den Tod des Menschen, zu dem sie jetzt gehört, als Mittel wollen müßte. In beiden Fällen sieht eben die Seele die besondere Wirkenseinheit „Mensch“, zu der sie und „ihr“ Leib gehört, als Etwas, das ihr Unlust bringt, an, das sie daher „gern“ vernichtet sähe, deren Vernichtung (Tod) ihr also nicht als Unlust Bringendes vorschwebt und eben darum als Mittel zu dem Zweck durchaus nicht ein „Opfer“ bedeuten wird. Die Seele, die „gern“ aus dem Leben scheidet, die „gern“ in den Tod geht, also gern „ihren“ Leib hingiebt, bringt kein „Opfer“.

Der Zweck des Todesopfers kann überhaupt nicht das Bewußtseinswesen, das den Zweck will, selbst angehen. Und zwar kann dieser Zweck weder das Leben dieses Bewußtseinswesens als menschlicher Seele, wie man es im Wirkenszusammenhang mit dem menschlichen Leib findet, treffen (bedeutet doch das „Todesopfer“ gerade die Vernichtung dieser Wirkenseinheit), noch auch auf das Leben dieses Bewußtseinswesens nach dem „Tode“ des Menschen gehen. Denn im letzten Fall wird, wie wir erkannt haben, der Tod zwar das gewollte Mittel zum gewollten Zweck sein, aber dieses Mittel ist, eben weil die Seele es hier nicht als etwas Unlust Bringendes ansieht, eben kein Opfer zu nennen. Das Opfer, auch das Todesopfer, bedeutet in jedem Fall ein gezwungen Gewolltes. Freiwillige Hingabe giebt es zweifellos; „freiwilliges Opfer“, insbesondere auch „freiwilliges Todesopfer“ aber giebt es nicht, denn Das ist ein Widerspruch in sich.

Der Zweck des Todesopfers ist allerdings stets von der das Leibopfer bringenden Seele selbst gewollt, aber er ist in allen Fällen ein selbstloser, er betrifft niemals diese Seele selbst. Und sehen wir genauer zu, so geht der Todesopferzweck ausnahmelos auf Wirkenseinheiten der Welt, zu der die wollende Seele bis dahin gehört, sei es auf Menschen, sei es auf Wirkensein-

heiten von Menschen, insbesondere auf den Staat, zu dem das den Todesopferzweck wollende Bewußtsein als menschliche Seele sich zugehörig weiß und um dessen willen es „in den Tod geht“.

Da aber Mittel und Zweck in notwendigem Zusammenhang stehen, so muß eben auch die einzelne Seele im Staat, sobald sich ihr das Todesopfer als das nothwendige Mittel zur Erhaltung dieser Wirkenseinheit „Staat“ herausstellt, das Leibopfer wollen. Nur eine menschliche Seele, der das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem Staat gänzlich fehlt, wird, obgleich sie doch mit „ihrem“ Leib zusammen einem Staat zugehört, das Todesopfer für den Staat nicht bringen wollen und darum auch nicht bringen können.

Greifswald. Professor Dr. Johannes Rehmke.

Nähe des Todes.

Der Tod, der ist nicht Weib und auch nicht Mann.
Mit eisigem Finger tupft' es meinen Nacken,
ich durfte mich nicht drehn und ihn nicht packen,
ein Heer von Schauern heiß mich überrann.

Und wies mich graußte und wie ich so sann,
was ich mich sollt' mit Tod und Teufel placken,
schlug ich die Sporn zusammen mit den Hacken:
Faß an, Gespenst, ich bin Soldat und Mann!

Es strich mir übers Aug', da ward ich blind,
Erlebtes jagt' vorüber pfeilgeschwind,
ich rief erbebend: Warte, Tod, halt ein!

Da wurde mir gar plötzlich wie als Kind,
ich summte leis und sprach wohl mit dem Wind
und zupfte Blüthen: Sein ... Nichtsein ... Ja, Sein!

Joachim Freiherr von der Goltz.

(Aus den Deutschen Sonetten; im Verlag von Bruno Cassirer.)

Der dreifache Silberton.*)

Kopenhagen. König Friedrich giebt ein Gartenfest. Zinken, Flöten und Geigen jubiliren gegen den Goldzierrath der Saalwände. Man lacht, scherzt, tanzt und plaudert. Und Elisabeth Lark, des früheren Amtsobersten zu Hammerhuus auf Bornholm Witwe, ist Königin des Balles.

Bornholm hat dänisches Blut, auch in Elisabeth pulst dänisch Blut und Bornholm ist ihre Heimath. Aber Bornholm trauert. Lübische Orlogschiffe liegen vor der Insel, lübische Banner wehen auf den Zinnen von Rönne und verpfändet ist das Land den verfluchten Pfeffersäcken an der Trave. Und wir können es nicht lösen! Dänisches Geld macht sich verteufelt rar und die Hanseaten sind böse Gläubiger. Zum Hohn schicken sie den Pfandbrief. Gutes, vollöthiges Silber oder schwerwiegendes Gold fordert ihr Bote und setzt einen Federstrich dagegen. Tod und Pest über sie, denen Geld Athemzug ist! Ihr Maulaufsperren gebiert Schillinge: und wir haben nur Fäuste und Wuth!

Doch still! Ihr Gesandter lehnt an der Thür. Unser ohnmächtiger Zorn ist übel daran. Solch jungen Kerlen, wie Dem, siedet leicht das Blut und ihre Klinge sitzt locker im Leder. Woher aber Geld zur Fehde nehmen? Auf dem Tisch unseres armen Königs liegt der Wisch der Lübecker. Ein Dutzend Beutel gegen eine Unterschrift. Bornholm, unser Fleisch und Blut, gegen den Namen des Deutschen dort an der Thür.

Wie der Fant blickt!

*

Schweren Wein trinkt das Auge des Jünglings in nimmersatten Zügen. Weiche Hände mit Goldringen verhüllen bethörend seines Blickes Schärfe.

Elisabeth!

Wie schön sie ist! Nordischen Goldhaares reiche Fülle bezwingt ein Netz von Perlen und Juwelen. Ihr Auge blitzt im Thau der Sommernacht, grün leuchtet es wie die Wasser des Nixensees, tief ist es wie die Dämmerungschatten in den Granitklüften Bornholms. Des Lichtes Füllhorn überschüttet mit hellem Reichthum die nackten Schultern und den enthüllten Busen. Schwer athmen sie im Erschauern unter dem kühnen Tasten der Strahlen und senken sich in Lust. Dem Beben ihres Geäders entströmt warmes Duften. Der Fuß des königlichen Leibes beherrscht den Boden, der unter der Anmuth glücklicher Last klingenden Geigentonwiderhall jubelt.

Elisabeth!

Des Kirschbaumes Frühling verwehte im schneetollen Blüthen-

---

*) Aus dem farbigen Band „Historische Novellen", den Herr Robert Jordan bei E. Appelhans & Co. in Braunschweig erscheinen läßt.

wußt, als der rothweiße Wimpel am Mast die Ufer des deutschen Landes verließ. An den üppigen Gestaden Kopenhagens sproßte ihm im Knospen der Rosen quellende Lebenslust entgegen. Ueber Busch und Wald, Wiese und Ried lag werdendes Reifen und erwachtes Verlangen. Das Hochzeitlied des Rothkehlchens röthete brünstiger der Juninacht Wangen.

Vergessen Botschaft und Auftrag! Weit und fern in unheimlichem Nebel Lübeck und seine Forderung! Elisabeth, schreit das Herz; Elisabeth, wie schön Du bist! Wie herrlich erst wirst Du sein im Wunder der bräutlichen Zaubernacht!

*

Wie falsch Du bist!

Was neigt der König sich zu Dir? Was lauscht des Rathes Ohr, indeß seine abgewandten Augen den Gesandten Lübecks suchen? Es gilt Bornholm, dem weinenden Lande. Es gilt Deiner Heimath, Elisabeth. Es gilt, sie dem Deutschen zu entreißen.

Du und Bornholm. Du weißt um des Narren Liebe zu Dir. Wochen lang schon umwirbt er Dich. Wohlan, ein Wenig Komoedie, ein Wenig Betrug. Eines Königs Dank, eines Volkes Dank um einen Deut Tandarandei mit dem jungen Naseweis, dessen Weg zu Dir über Bornholm geht.

Elisabeth oder Bornholm. Wähle, hansischer Feind!

Ihre rothen Lippen, wie werden sie süß flüstern: Ich liebe Dich! Wie werden sie heiß raunen: Komm! Ihre weißen Arme, wie werden sie Dich weich umfangen, wie wird ihre Lindheit Dein Haupt umschmeicheln! Was ist Bornholm!

Und er stürzt hinweg.

Die stille Bank, die einsame. Der Kopf schmerzt, die Pulse hämmern. Schließt Euch, Augenlider, daß ungetheilt der schöne Stern dem Traumland glänze und seliges Immerwähren bestrahle. Ich liebe Dich! Laß Deiner Lippen Kuß mich reich beglücken. Kärgstes Danken bin ich selbst, Dir zu Füßen, Du meine Königin, o Elisabeth!

Sing sing. Silbersüß zieht es durch den Traum der sonnenmüden Nacht. Auf schwellenden Lichtwogen tausend flammender Saalkerzen schwebt der Geige zärtlicher Klang hinaus ins Dunkel, schmiegt sich an den umflorten Busen der Nacht und weckt heimlichstille Lüste. Tollen Rausch küßt der trunkene Duft des Jasmins vom schlummernden Mund der selig erzitternden Rose.

Ein leichter Schritt im Schatten der Buchen. Ist sie es? Das Herz steht still.

„Herr!"

„Elisabeth!"

Er sinkt ihr zu Füßen.

Und wieder jubiliren Zinken, Geigen und Flöten. Zum letzten Mal schlingt der Reigen im Biegen und Neigen den Gang der geeinten

Hände. Doch ehe sie sich lösen, wird dem Jüngling ein Wort aus der schönen Frau Mund Bote einer süßen Verheißung: In einer Stunde!

Heiß leuchten seine Augen auf, im entfesselten Herzschlag erstickt die Antwort. Die Seele bebt; und des Festes Freudengetön versinkt im Jubel aufsteigenden Glückes.

Kurze Pfeilblicke. Bornholm sendet sie gegen Dänemark. Der Deutsche ist verloren.

„Da tanzt Bornholm hin!“ spricht der König versteckt gegen den Minister. Der antwortet, unmerklich lächelnd, mit den Augen.

Eine Verneigung. Der Tanz ist aus. Die Musik schweigt. Nur ein nachhallender Silberton der Viola d'amore zittert in der schwülen Luft.

*

Hinter dem rothen Seidenschirm die züngelnde Goldleuchterkerze.

Der Frau von Bornholm kühle Hände ruhen auf dem Haupt des Knienden. Triumphirende Verachtung zuckt um ihren Mund. Ein paar Worte noch, eine gemachte Geste, eine kleine Gunst: und das Opfer ist willenloses Werkzeug ihres Begehrens. O, sie ist klug und gebraucht ihre Künste. Ein Wenig Komoedie nur: und das Lachen ist auf unserer Seite.

Wie falsch sie ist und wie schön zugleich!

„Nichts weiter kann ich Euch sagen. Ihr kennt meine Forderung. Wohlan, zum letzten Mal: Ihr sprecht von Eurer Liebe. Gebt mir den Beweis und ich gehöre Euch. Zum Brautgeschenk begehre ich Bornholm. Gebt mirs in Lübecks Namen. Ihr seid bevollmächtigt. Der König nimmt Euch in seinen Dienst. Dort ist die Pfandschrift und meine Feder.“

Hoch richtet sie sich empor; fordernd und stolz schickt sie sich an zum Erheben. Der letzte Wurf!

„Oder bin ich den Federstrich nicht werth?“

Ein erstickter Aufschrei seiner Seele. Von Angst erfüllt, starrt er auf ihre sieghafte Schöne. Sie neigt sich. Da zwingt das Geheimniß des Frauenleibes die Faust seiner Leidenschaft. Stöhnend wankt er ans flackernde Licht.

Die Feder knirscht und schreit... Und hart schlagen des Mannes Hände vor sein hämmerndes Haupt. Wie eine Schlange, leis, in ruhiger Eile, gleitet das Weib an den Tisch, auf dem die Urkunde liegt.

Der gefahrvollste Augenblick. Rasch! Sand auf die Schriftzüge. Doch ruhig, daß der Thor nicht aufschrecke und sich seiner That bewußt werde.

Das Schloß der Schatulle knarrt; der Schlüssel bleibt stecken. Leise. Ohne äußere Einflüsse muß die Krisis vorübergehen; nichts darf den Träumer wecken; vorsichtig ins Nebengemach, wo am geöffneten Fenster ein Tischchen steht. Darauf stellt das Weib die Truhe mit dem verrathenen Bornholm.

Sie kommt zurück, zieht geräuschvoll den Thürvorhang zusammen und breitet in schöner Gelassenheit die Arme aus.

Aber während der Rasende ihre Hände küßt, starrt des Weibes gleichgiltiger Blick in die rothe Dämmerung, und sein Ohr lauscht einem raschen Tritt, der sich in des Gartens nächtlichen Wegen verliert.

Kling kling. Zwölf feine, silberne Glockentöne! Die florentiner Kunstuhr schlägt. Das letzte Stäubchen Sand ist hinabgefallen.

*

Vor dem Kerker zu Lübeck recken die Eschen ihre herbstentlaubten starren Arme. Der Sommer war kurz.

Stirb, junges Blut!

So aber Einer seiner Stadt zu Schaden ist und sie verräth, Der soll mit dem Schwert vom Leben zum Tode bestraft werden.

Von Bornholm, dem verrathenen, her über die wilde See wüthet Sturm und zerrt die schwarzen Tücher, womit das Blutgerüst behangen ist. Die starrende Menge harrt und schwatzt. Da: horch! Das Armesünderglöcklein von Sankt Marien. Ting ting, ting ting! Silberhell.

Stirb, junges Blut!

Robert Jordan.

Selbstanzeigen.

Dostojewskij. Zur Kritik der Persönlichkeit. Mit dem Bildniß des Dichters. R. Piper & Co. in München.

Vom schöpferischen Geist selbst ist nur in den seltensten Fällen ein unmittelbarer Aufschluß über die tieferen Beweggründe seiner That, den inneren Zusammenhang seines Strebens zu erwarten; all seine Aeußerungen als handelnder oder denkender Mensch sind genau in dem selben Maße, in dem sie sich dem Eigenwerth des repräsentativen Werkes nähern, je inniger sie mit dessen wesentlicher Bedeutung verwachsen sind, um so näher auch den Verwickelungen und der Triebkreuzung, deren Auflösung und Reduktion in dem Werke angestrebt werden mag. Wenn ich einen Anhaltspunkt außerhalb des Wirkungkreises des Werkes suche, ein objektives Bild der seelischen Situation, aus der es herauswächst und in der es dann auf mich übergreift, so ist damit nicht gesagt, daß ich der besonderen Absicht des Künstlers Gewalt anthue und mein Urtheil von Kategorien abhängig mache, die seinem Werth weder Etwas geben noch Etwas nehmen können. Die Willkür dürfte eher in der ängstlichen Einschränkung des Themas liegen. Für die Aufstellung von Werthdifferenzen mögen die Wir-

kung und die Aufnahmfähigkeit genügen, schließlich sogar die letzte Instanz bedeuten; sobald ich jedoch vor der Aufgabe stehe, von meiner Position aus die eines Dritten nachzuschaffen, in ihrer wirksamen Fülle und Prägnanz, kann ich die Kenntniß des persönlichen Dokuments um so weniger entbehren, als nur durch treues Nachempfinden des Besonderen und Bedingten die volle Energie des Phänomens anschaulich gemacht wird. Dann ist mir Alles, was der Wirkung vorausgeht, Alles, was ihr folgt, eben so wichtig wie die Wirkung selbst, denn dieses Zuvor und Danach ist die Wirkung. Ich kann mich dem Absoluten nur nähern, indem ich das Relative verdaue. Die Uebertragung auf rein-ästhetische Begriffe ist vielleicht nichts Anderes als die Uebertragung auf eine zunfthafte Ausdruckskonvention; was uns ästhetische Erfahrung ist, ist die Summe aller Objekte, die wir so nennen, und alle Versuche, ihnen einen autonomen geistigen Raum zu schaffen, bleiben Theorie. Die Wirklichkeit der Kunst und eine Kunstbetrachtung, die ihr gerecht werden will, setzt das Wissen um die Besonderheit des Mittels voraus und geht weiter, verlangt die Vermittelung, das Verwachsensein mit einem allgemeineren Begriff von Kultur, von Leben, von historischer Zugehörigkeit, entwickelt sich und befruchtet nur auf diesen verzweigten Umwegen. Und hier wird das persönliche Dokument zum Segen und zum Fluch. Der Offenbarungkraft der That entspricht die Verschleierung ihrer Voraussetzungen. Künstlerisches Schaffen ist ein Vorbei-Denken und ein Vorbei-Handeln, schon deshalb, weil es kein Denken und kein Handeln ist, sondern eine Mischung Beider. Ein Beispiel für diesen Sachverhalt bietet die Persönlichkeit Dostojewskijs. Wenn wir in anderen Fällen auf der Suche nach dem Aequivalent des gestalteten Triebes auf ein Ungefähr stoßen, das das Bedingte eben so bedingt wiederholt, das Unbewußte eben so unbewußt, giebt uns Dostojewskij das Gegentheil von Dem, was wir suchen und ahnen. Er vergilt uns Brot mit Steinen. Wir müssen bei ihm nicht nur mit einem beiläufigen Vorbei-Denken rechnen, sondern mit einem geschlossenen System des Vorbei-Denkens. Er will uns nicht nur ausweichen: er will provoziren. Das Meiste, was seit zwei Jahren über den Fall gemunkelt wird, auch das Wohlmeinende, zeigt, daß es zwischen uns und ihm liegt wie eine dumpfe Masse, zeigt auch, wie wenig wir das Allgemeine entbehren können, wenn wir einen Dichter verstehen, besitzen wollen. Das System nennt er, nennen wir: Panslawismus. Die Frage, von der wir uns eine Entlastung erhoffen, wäre: Ist es Panslawismus? Entsprechen die lebendigen Strömungen, Interessen, Ziele und Triebe, die er mit diesem Namen deckte, den Komplexen, die wir darin zusammenfassen? Könnte es nicht sein, daß Menschen und Ideen, die wir heute als panslawistisch bezeichnen, nicht in der Entwickelung des Kulturphänomens Dostojewskij liegen, sondern in der Ebene gerade jener Ziele und Klassen, die er bekämpfen wollte, die zu bekämpfen ihm sein Panslawismus gut genug war? Der Vergleich zwischen dem Dichter und dem Politiker

muß den Breitegrad zeigen, in dem Dostojewskijs kulturelle und damit seine dichterische Mission verankert ist. Wenn die Lösung, die wir vorschlagen, die Geschichte in den Verdacht der Paradoxie bringt, so ist es nicht ihr erster und nicht ihr letzter Witz. Nur der Apparat ist diesmal von grausig barocker Geschmacklosigkeit: Katorga und Kanonen sind keine Bonmots. Die materielle Schwerfälligkeit des Stoffes mag die Trägheit gewisser Literaten entschuldigen. Die Natur liebt Sprünge, für die unser Geist nicht immer elastisch genug ist.

Wien. Otto Kraus.

Flandern. Verse. Wagnersche Buchhandlung in Innsbruck.

Die Fremden schauen staunend die Fassaden
Der Bürgerhäuser hoheitvoll geprägt,
Die Thürme nicht mit Maßwerk überladen,
Der Kirchenschiffe Kiel wie ausgesägt,
Wo uns ein Traum von steinernen Gestaden
Der Tempel zu den Inseln Gottes trägt,
Die Kathedralen voll verschlungnen Pfaden,
Den Pfeilerwald voll Stämmen, die geschrägt
Gern in den blauen Ampelfluthen baden,
Madonnas Mantel, der ihr Kind umhegt,
Der Kerzen Blitz, der wie ein gelber Faden
Sich ins Geweb der Nischenschatten legt, —
Und sind von allen Bildern tiefbewegt.

Oft findet ihre Neugier Unterkunft
Im Herbergshaus mit seinem blanken Schilde,
Im braunen Saal der alten Kaufmannsgilde,
In Handwerkskammern und im Heim der Zunft.

Und wenn ihr Blick die weite Landschaft streift,
Die ewige Wallfahrt schmaler Silberpappeln,
Die Boote, wo die Fergen Frachten stappeln,
Die Wiesen, die ein zarter Thau bereift,
Ist Etwas, das sie wundersam ergreift.
Denn wohin immer sich ihr Blick auch wende,
Sie finden Alles festlich und erwählt
Und fühlen, wie sich tief mit der Legende
Des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt.

Arthur Silbergleit.

Gedanken zum Drama; neue Folge. Georg Müller in München.

Dieses Buch, das 1914, beim Ausbruch des Krieges, fertig gedruckt vorlag, dessen Ausgabe aber dem Verlag mit Recht in der Aufregung

der ersten Kriegszeit nicht günstig erschien, gelangt jetzt in den Buchhandel. Es enthält alles Wesentliche, was ich seit meinem ersten Bande „Gedanken zum Drama“ aus den Erfahrungen meines Schaffens und meiner Spielleiterthätigkeit über Drama und Bühne niedergeschrieben habe; als grundlegende Arbeiten: „Das Drama“, „Das Schaffen des dramatischen Dichters“, „Regiekunst“, „Oberammergau“, „Marionetten“, „Aphorismen eines Dramatikers“. Ferner ist die kleine, früher selbständig im Buchhandel erschienene Schrift „Kunst und Nothwendigkeit“ umgearbeitet darin enthalten. Das Buch ist Paul Wegener gewidmet, von dem es nach gemeinsamer Probenarbeit in dem Aufsatz „Der Dichter und der Schauspieler“ einen Umriß festzuhalten sucht. Es wünscht sich als Leser nicht nur Dramatiker, Bühnenleiter, Regisseure, sondern auch das Publikum, dems ernst um das Theater ist.

Dr. Wilhelm von Scholz.

Reise und Einkehr. Mit acht landschaftlichen Aufnahmen des Verfassers. Verlag von F. A. Perthes in Gotha. 3 Mark.

Die Reise- und Wanderbilder verdanken ihre Entstehung einem ganz innerlichen Antrieb: dem Drang eines mit Freude Reisenden, nicht nur Gesehenes und Erlebtes, Landschaft- und Stadtgestalten, Eindrücke und Erfahrungen festzuhalten, sondern die Stunden selbst, den flüchtigen Augenblick, das Gefühl ins Wort zu bannen. In dieser Zweiheit (des Reisenden und der Reise), so möchte der Verfasser, soll nun auch der Leser das ganze Erlebniß empfangen und wie eine Dichtung mitleben. Die Aufsätze sind stets bald nach der Einkehr oder der Heimkehr niedergeschrieben worden. Und während den Verfasser zuerst der Wunsch leitete, durch schriftliche Rechenschaft, die er sich von allem Erlebten gab, Alles für sich selbst ans Licht zu bringen, was er gesehen, auch Das, was er zunächst nur unbewußt gesehen und nicht beachtet hatte, fühlte er bald die Freude, daß flüchtige Tage oder Wochen zu festen Gestaltungen wurden, zu klarem Raum und erfüllter Zeit, in der Landschaften und Städte, Wetterstimmungen und Jahreszeiten, deutlich und unverlierbar standen. Anders als das Tagebuch, das nur für den Reisenden selbst als Erinnerunganhalt bedeutsam ist, schienen ihm diese Gestaltungen einen von ihm selbst und den empfangenen Anregungen unabhängigen Werth zu haben; einen Werth für den fremden Leser, der die geschilderten Gegenden nicht zu kennen braucht, wenn er sich auch durch die Aufsätze angeregt fühlen mag, sie aufzusuchen. Wenn nun, wie der Verfasser glaubt, die Einheit der Auffassung und Darstellung das Beste dieser kleinen Arbeiten ist, so stellen sie sich, mögen die behandelten Stoffe auch zufällig scheinen und von den schweizer Seen bis zur niederländischen Meeresküste über unser Land verstreut sein, fast von selbst zum Buch zusammen; zu einem Buch, das jene alte, fast verlorene Reisekunst wieder erwecken möchte, die als dichterischen Niederschlag einst die „empfindsamen Reisen“ entstehen

ließ und durch Goethe ihre höchste Vollendung erfuhr. Daß ich meine Auffassung des fruchtbaren Reisens, des bewußten Reisens durch die Lebenslandschaft, in einem grundsätzlichen Aufsatz den durch sie verbundenen Reisebildern voranstelle, werden alle Leser billigen, die dem goethischen Rath nachleben: die schwankenden Erscheinungen mit dauernden Gedanken zu befestigen.

Konstanz. Dr. Wilhelm von Scholz.

Die Musik der Schlachten. Reuß & Itta in Konstanz.

Aus dem Vorwort: „Zu Dir, Immanuel Kant, Freister aller Männer, die je unter dem gestirnten Himmel athmeten, erhebe ich dankbar mein Auge; denn Du hast mich durch diesen Krieg geführt, Du warst bei mir, als ich zu sterben glaubte, und von Deinem Geist sind die Gedanken, von denen dies Buch spricht. Wenn diese Zeilen nichts erreichen als Das, daß mancher Leser nach dem Buch der Vernunftkritik greift, die ich in der Tasche trug, als mich die französische Granate traf, dann will ich mich für reichlich belohnt halten."

Hellmuth Falkenfeld.

Der Schlitten der Madame du Barry. Egon Fleischel & Co.

Ein junger deutscher Kammerherr reist im Auftrag seines Hofes nach Paris, geht, mehr ein Zuschauer des Lebens als ein Handelnder, durch die verschiedensten Kreise der ungeheuren Stadt und kommt mit vielen Menschen aus allen Schichten zusammen. So zieht ein buntes Bild von Paris vorbei und, wie ich denke, wenigstens ein Bruchstück von all den Stimmungen, die im Winter und Frühling vor dem Krieg Paris erfüllten. Der junge Deutsche verlobt sich mit einer Französin vom großen Adel, aber nach einem kurzen Traum des Glückes gehen die Beiden auseinander und der Deutsche kehrt in die Heimath zurück. Seine Braut und ihre kluge alte Großmutter hat er in Versailles, im Museum der Wagen und Schlitten, kennen gelernt; vor dem Schlitten der Madame du Barry ist er mit der alten Frau in ein Gespräch über die arme Liebste des Königs gekommen. Die Alte sagt: „Ich glaube, sie war immer unglücklich, auch in ihrer Glanzzeit, unglücklich, wie alle schönen Frauen. Oder wie alle Frauen überhaupt. Wir müssen ja jedes junge Lachen mit vielen Thränen bezahlen und sitzen, alle, im Schlitten der Madame du Barry. Die Liebe ist Kutscher und treibt die Pferde an. Wir schließen selig die Augen, sausen dahin und enden ungefähr wie sie, die den König küßte und trotzdem auf dem Block starb. Wir wissen, Alle, nicht, wohin die Reise geht, und wo wir einmal landen. Und Das ist gut." Dieser Schlitten der Madame du Barry wird dem Deutschen zu einem Symbol.

Ferdinand Künzelmann.

Der Bürgerkrieg.

Ed ei s'ergea col petto e con la fronte,
Come avesse lo inferno in gran dispetto.
Inferno, c. 10⁰.

Auf der Plattform seines Thurmes saß der alte Farinata degli Uberti und bohrte den scharfen Blick in die von Zinnen gezackte Stadt. Neben ihm stand Fra Ambrogio und sah zum Himmel, der voll der Rosen des Abends war und mit seinen brennenden Blumen die Hügel bekränzte, rings hingereiht um Florenz. Von den nahen Gestaden des Arno stieg Myrthenduft in die friedliche Luft. Das letzte Vogelkreischen war aufgestiegen vom hellen Dach von San Giovanni. Da hallte der Schritt zweier Pferde auf den spitzen Kieseln, die, dem Flußbett entrissen, den Straßen als Pflaster dienten, und zwei junge Ritter, schön wie zwei Sankt George, lenkten ein aus einer engen Gasse nach dem fensterlosen Palast der Uberti. Als sie am Fuß des Ghibellinenthurmes waren, spie Einer aus, zum Zeichen der Verachtung, der Andere aber erhob den Arm und schob den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger. Dann spornten Beide ihre Pferde; und im Galop erreichten sie die Holzbrücke. Farinata, Zuschauer des Schimpfes, den sein Name erfuhr, blieb still und stumm. Seine ausgedörrten Wangen erbebten und eine Thräne aus mehr Salz denn Wasser bedeckte langsam seine gelben Augäpfel. Am Ende schüttelte er dreimal den Kopf und sagte: „Warum haßt mich dies Volk?“

Fra Ambrogio antwortete nicht. Und Farinata sah weiter die Stadt an, doch nur noch durch die scharfe Wolke, die ihm die Lider brannte. Dann wendete er dem Mönch sein mageres Gesicht zu, stark bewehrt mit Adlernase und drohenden Kinnladen, und fragte nochmals: „Warum haßt mich dies Volk?“

Der Mönch bewegte die Hand, als verjagte er eine Fliege. „Was kümmert Euch, Messer Farinata, die unzüchtige Frechheit zweier jungen Fante, aufgepäppelt in den Welfenthürmen jenseits vom Arno?“

Farinata:

Wenig, in der That, scheren mich diese beiden Frescobaldi, Lustknaben der Römer, Söhne von Kupplern und Dirnen. Nicht ihre Mißachtung fürchte ich. Meine Freunde sind nicht (und erst recht nicht meine Feinde) in der Lage, mich zu verachten. Mich schmerzt der Haß des Volkes von Florenz.

Fra Ambrogio:

Der Haß herrscht in den Städten, seit die Söhne Kains den Stolz hintrugen mit den Handfertigkeiten und seit die beiden Ritter aus Theben ihren Bruderhaß stillten in ihrem Blut. Kränkung gebiert Zorn und Zorn Kränkung. Mit unfehlbarer Fruchtbarkeit zeugt Haß wieder Haß.

Farinata:

Wie aber kann Haß von Liebe kommen? Und warum bin ich meiner Stadt zuwider, so sehr ich sie liebe?

Fra Ambrogio:

Da Ihr es denn wollt, antworte ich Euch, Herr Farinata. Aus meinem Mund aber bekommt Ihr nichts zu hören, als was wahr ist. Eure Mitbürger verzeihen Euch nicht die Schlacht bei Montaperto, denn Ihr kämpftet unter dem weißen Banner Manfreds, den Tag, als der Arbia roth war vom Blut der Florentiner. Und sie meinen, jenen Tag, im Thal des Unheils, waret Ihr kein Freund Eurer Stadt.

Farinata:

Wie! Ich hätte sie nicht geliebt? Leben mit ihr und nur für sie, sich abmatten, hungern, dürsten, fiebern und nicht schlafen und, unvergleichliches Weh, verbannt sein; den Tod vor Augen zu jeder Stunde und immer in Gefahr, lebend in die Hände Derer zu fallen, die an meinem Tod sich nicht hätten genügen lassen; Alles wagen und ertragen für meine Stadt, für ihr Wohl, und daß ich sie losriß von meinen Feinden, die ihre waren, sie freimachte von dieser Schande, sie im Guten oder Bösen dahin brachte, daß sie heilsamem Rath folgte, die gute Sache ergriff und gesinnt war wie ich selbst, mit den Edelsten und Besten; sie einzig schön, klug und hochherzig wollen und diesem einzigen Willen meine Habe opfern, meine Söhne, Verwandten, Freunde; ja nach ihrem Interesse den Freigiebigen oder den Geizigen spielen, den Treuen oder Tückischen, einen Großmüthigen oder einen Verbrecher: Das hieße nicht, meine Stadt lieben? Wer hat sie denn geliebt, wenn nicht ich!

Fra Ambrogio:

Weh, Herr Farinata! Eure unbarmherzige Liebe bewaffnete gegen die Stadt Gewalt und List und kostete zehntausend Florentiner das Leben.

Farinata:

Ja, meine Liebe zu meiner Stadt war so stark, wie Ihr sagt, Fra Ambrogio. Und die Thaten, die sie mir eingab, sind werth, daß man sie als Beispiel unseren Söhnen vorhalte und den Söhnen unserer Söhne. Damit ihr Andenken sich nicht verliere, würde ich selbst sie aufschreiben lassen, hätte ich Zeit und Lust für Schreibereien. Als ich jung war, erfand ich Liebeslieder, an denen Damen sich entzückten, und Kleriker rückten sie in ihre Bücher ein. Davon abgesehen, habe ich die Literatur stets eben so sehr verachtet wie die Künste und war auf Schreiben so wenig bedacht wie auf Wolleweben. Mache es Jeder, wie ich, nach seinem Stande. An Euch aber, Fra Ambrogio, die Ihr ein hochgelehrter Skribent seid, wäre es, einen Bericht anzufertigen über meine großen Unternehmungen. Ihr würdet Ehre davon haben, vorausgesetzt, Ihr berichtetet sie nicht als Mönch, sondern als Edelmann, denn so handelt nur ein Edelmann und Ritter. Durch Eure Rede würde man sehen, daß ich viel gethan

habe. Und von Allem, was ich that, reut mich nichts. Ich war verbannt, drei meiner Verwandten waren hingemetzelt von den Welfen. Siena nahm mich auf. Meine Feinde machten ihm daraus ein solches Verbrechen, daß sie das Volk von Florenz aufreizten, in Waffen auszuziehen gegen die gastliche Stadt. Für Siena und die Verbannten erbat ich Hilfe von dem Sohne Caesars, dem König von Sizilien.

Fra Ambrogio:

Nur zu wahr: Ihr waret der Verbündete Manfreds, der Freund des Sultans von Luceria, des Astrologen, Renegaten, Exkommunizirten.

Farinata:

Damals tranken wir die päpstliche Exkommunizirung wie Wasser. Ich weiß nicht, ob Manfred gelernt hatte, die Geschicke in den Sternen zu lesen; wahr ist, daß er viel Werth auf seine Sarazenenreiter legte. Er war so besonnen wie tapfer, ein weiser Fürst, sparsam mit dem Blut seiner Leute und dem Gold seiner Truhen. Er antwortete den Sienesen, er werde ihnen Hilfe schicken. Er versprach viel, damit sie ihm viel danken sollten. Doch er gab wenig, vorsichtiger Weise und aus Furcht, sich zu entblößen. Er schickte sein Banner und hundert deutsche Reiter. Die Sienesen, enttäuscht und ärgerlich, sprachen davon, die lächerliche Hilfe abzuweisen. Ich verstand, sie besser zu berathen, und lehrte sie die Kunst, ein Bettlaken durch enien Ring zu ziehen. Eines Tages stopfte ich die Deutschen mit Fleisch und Wein voll und ließ sie dann auf so schlechte Kundschaft hin und so ungelegen ausrücken, daß sie in einen Hinterhalt fielen und alle getötet wurden von den florentiner Welfen. Die nahmen aber das weiße Banner Manfreds und schleiften es, am Schwanz eines Esels, durch den Schmutz. Alsbald meldete ich dem Sizilianer die Insulte. Er fühlte sie, wie ich vorausgesehen hatte, daß er sie fühlen werde, und schickte, um sie zu rächen, achthundert Reiter sammt stattlichem Fußvolk, unter dem Befehl des Grafen Giordano, den Fama gleich Hektor von Troja pries. Indeß versammelten Siena und seine Verbündeten ihre Bürgerwehr. Bald waren wir dreizehntausend Kriegsmänner stark. Es war weniger, als die Welfen von Florenz hatten. Unter ihnen aber gab es falsche Welfen, die nur auf die Stunde warteten, den Waiblinger hervorzukehren, während zwischen unseren Ghibellinen keine Welfen waren. So hatte ich auf meiner Seite wohl nicht alle günstigen Aussichten, denn die hat man nie, aber doch große, gute und unerhoffte, die sich nicht so leicht wiederfanden, und erwartete daher ungeduldig eine Schlacht, die, verlief sie glücklich, meine Feinde vernichtete, und, unglücklich, nur meine Verbündeten traf. Nach der Schlacht hungerte und dürstete mich. Um das Florentinerheer herbeizulocken, benutzte ich das beste nur erfindbare Mittel. Nach Florenz schickte ich zwei Minoritenbrüder mit dem Auftrag, heimlich den

Rath zu verständigen: aus heftiger Reue und im Wunsch, mit einem großen Dienst die Verzeihung meiner Mitbürger zu erkaufen, sei ich bereit, für zehntausend Gulden eines der Thore von Siena ihnen auszuliefern; aber für den Erfolg des Unternehmens sei nothwendig, daß das Florentinerheer, so stark wie nur möglich, bis an den Arbia vorrücke, als wollte es den Welfen von Montalcino zu Hilfe kommen. Als meine zwei Mönche fort waren, spie mein Mund die Verzeihung aus, die er nachgesucht hatte, und ich wartete, bewegt von schrecklicher Unruhe. Ich fürchtete, die Edlen im Rath könnten merken, welcher Wahnsinn es war, das Heer an den Arbia zu schicken. Doch hoffte ich, der Plan werde, durch seine Absonderlichkeit, den Plebejern gefallen und sie würden ihn um so lieber aufnehmen, da er bekämpft ward von den Edlen, denen sie mißtrauten. Wirklich witterte der Adel meine Falle; die Handwerker aber tappten hinein. Sie bildeten im Rath die Mehrheit. Auf ihren Befehl rückte das Florentinerheer aus und befolgte den Plan, den ich ihm vorgezeichnet hatte; zu seinem Verderben. Wie war er schön, der Tagesaufgang, als ich, dahinreitend mit der kleinen Schaar der Verbannten inmitten von Sienesen und Deutschen, der Sonne zusah, wie sie die weißen Schleier des Morgens zerriß und blitzte auf dem Wald von Welfenlanzen, die Hänge entlang der Malena! Meine Feinde hatte ich unter meinen Griff gebracht. Ein Wenig Kunst noch: und ihrer Vernichtung war ich sicher. Auf meinen Rath ließ der Graf Giordano vor ihren Augen dreimal das Fußvolk der Gemeinde Siena vorbeiziehen, wobei jedesmal die Wämser gewechselt wurden, damit sie dreimal zahlreicher erschienen, als sie waren; und er zeigte sie den Welfen zuerst roth, was Blut bedeutete, dann grün, was Tod bedeutete, endlich schwarzweiß; und Das hieß Gefangenschaft. Vorbedeutungen der Wahrheit! O Freude, als ich die florentiner Reiterei unter meinem Ansturm weichen und kreisen sah wie ein Schwarm Krähen; als ich den von mir bezahlten Menschen, den, dessen Namen ich nicht ausspreche, aus Furcht, mir den Mund zu besudeln, mit einem Schwertstreich das Banner niederschlagen sah, das zu vertheidigen er gekommen war, und all die Reiter, die nun vergebens ihren Sammelpunkt, die weißblauen Farben, suchten, kopflos flüchten und einander erdrücken sah, während wir ihnen nachjagten und die Kehlen abschnitten, wie Schweinen auf dem Markt. Die Handwerker der Gemeinde hielten allein noch Stand; man mußte sie töten um den bluttriefenden Carroccio her. Endlich hatten wir nur noch Tote vor uns und Feiglinge, die sich mit den Händen an einander banden, um uns knieend, in tiefster Demuth, um Gnade zu bitten. Ich aber, meines Werkes froh, hielt mich abseits.

Fra Ambrogio:

Weh! Verfluchtes Arbiathal! Man sagt, nach so vielen Jahren rieche es noch immer nach Tod; verlassen und von wilden Thieren

heimgesucht, sei es nachts erfüllt vom Geheul der weißen Hündinnen. War Euer Herz, Herr Farinata, denn so hart, daß Ihr nicht in Thränen ausbrachet, als Ihr an jenem Tag des Verbrechens die Blumenhänge der Malena das Florentinerblut trinken saht?

Farinata:

Mein Schmerz war es nur, zu denken, daß ich so meinen Feinden die Bahn des Sieges gezeigt und, da ich nach zehn Jahren der Macht und Herrlichkeit sie niederschlug, ihnen das Vorgefühl gegeben hatte Dessen, was sie von einer gleichen Zahl Jahre erhoffen durften. Ich bedachte, wenn mit meiner Hilfe das Glücksrad eine solche Drehung erhalten habe, werde es sich wieder drehen und die Meinen nach unten bringen. Dies Vorgefühl warf einen Schatten auf das blendende Licht meiner Freude.

Fra Ambrogio:

Mir schien, daß Ihr, nicht grundlos, Abscheu zeigtet vor dem Verrath des Menschen, der in Koth und Blut das Banner niederwarf, unter dem er doch zu kämpfen kam. Ich sogar, der weiß, die Barmherzigkeit des Herrn ist unendlich, zweifle doch, ob Bocca nicht das Seine in der Hölle hat, mit Kain, Judas und dem Vatermörder Brutus. Ist aber das Verbrechen des Bocca bis zu diesem Grade abscheulich, bereut Ihr dann nicht, es verursacht zu haben? Und glaubt Ihr nicht, Herr Farinata, daß auch Ihr, da Ihr das Florentinerheer in eine Falle locktet, den gerechten Gott beleidigt und gethan habt, was nicht erlaubt war?

Farinata:

Alles ist dem Handelnden erlaubt, dessen Geist stark und dessen Herz fest ist. Als ich meine Feinde irrführte, war ich hochgesinnt und kein Verräther. Und wollt Ihr mir ein Verbrechen daraus machen, daß ich zum Heil meiner Partei den Menschen verwendete, der das Banner der Seinen umstieß, so habt Ihr sehr Unrecht, Fra Ambrogio; denn die Natur, nicht ich, hatte ihn niederträchtig gemacht und ich, nicht die Natur, habe seine Niedertracht zum Guten gewendet.

Fra Ambrogio:

Da Ihr aber Eure Vaterstadt liebtet, noch während Ihr sie bekriegtet, war es Euch doch wohl schmerzlich, daß Ihr sie nur mit Hilfe der Sienesen, ihrer Feinde, besiegt hattet. Erwuchs Euch daraus nicht einige Scham?

Farinata:

Warum hätte ich mich geschämt? Konnte ich auf andere Art meine Partei wieder hochbringen in der Stadt? Ich habe mich dem Manfred und den Sienesen verbündet. Im Nothfall würde ich mich den afrikanischen Riesen verbündet haben, die nur ein Auge, mitten auf der Stirn, haben und sich mit Menschenfleisch nähren, wie die venezianischen Seefahrer berichten, die sie gesehen haben. Einem solchen Geschäft nachzugehen, ist kein Spiel, das man nach den Regeln

spielt, wie Schach oder Dame. Hätte ich den einen Zug für erlaubt, den anderen für verboten gehalten: meint Ihr, daß meine Gegner eben so gespielt haben würden? Gewiß nicht; am Strande des Arbia spielten wir keine Partie Würfel in einer Laube, mit unseren Täfelchen auf den Knien und weißen Kieselchen, um die Stiche zu bezeichnen. Es hieß siegen. Das wußte eine Partei wie die andere. Dennoch gebe ich Euch zu, Fra Ambrogio, daß es besser gewesen wäre, wir hätten unseren Streit allein unter Florentinern ausgemacht. Der Bürgerkrieg ist eine so schöne, hochsinnige und feine Sache, daß man, wo möglich, keine fremden Hände dabei verwenden sollte. Man möchte ihn ganz seinen Mitbürgern vorbehalten und besonders den Adeligen, die in der Lage sind, unermüdlichen Armes und unbefangenen Geistes daran zu arbeiten. Von Kriegen gegen das Ausland sage ich Dies nicht. Es sind nützliche oder selbst nothwendige Unternehmungen, dazu bestimmt, die Grenzen des Staates zu erhalten, zu erweitern oder den Waarenhandel zu begünstigen. Meistens ist weder ein rechter Vortheil noch große Ehre dabei, wenn man diese plumpen Kriege selbst führt. Ein wohlberathenes Volk lädt sie gern auf Söldner ab und giebt sie erfahrenen Kapitänen in Pacht, die verstehen, mit wenig Leuten viel zu verdienen. Da braucht man nur handwerkliche Vorzüge und arbeitet besser mit Gold als mit Blut. Mit dem Herzen kann man nicht dabei sein. Denn es wäre doch nicht weise, einen Fremden zu hassen, weil seine Interessen gegen die unseren gehen, während es natürlich und vernünftig ist, einen Mitbürger zu hassen, wenn er Widerstand leistet Dem, was wir nützlich und gut finden. Nur im Bürgerkrieg offenbart sich ein durchdringender Geist, eine unbeugsame Seele und die Kraft eines von Zorn und Liebe ganz erfüllten Herzens.

Fra Ambrogio:

Ich bin von den Dienern der Armen der ärmste. Aber ich habe nur einen Herrn, Der ist König im Himmel; ihn würde ich verrathen, sagte ich Euch nicht, Messer Farinata, daß der einzige, ungetheilten Lobes würdige Krieger Der ist, der unter dem Kreuz marschirt und dabei singt: Vexilla regis prodeunt!

Der glückselige Dominicus, dessen Seele, einer Sonne gleich, aufging über der von Lügennacht verdunkelten Kirche, lehrte, daß der Krieg gegen die Ketzer, je strenger, desto barmherziger sei. Begriffen hat es gewiß Jener wie der Apostelfürst Geheißene, der, als Stein aus der Schleuder, die Ketzerei an der Stirn traf, wie ein Goliath. Er litt, zwischen Como und Mailand, den Martertod. Mein Orden ist stolz auf ihn. Jeder, der gegen solchen Soldaten das Schwert zieht, ist ein zweiter Antiochus in den Augen unseres Herrn Jesus Christus. Da er die Kaiserthümer, Königreiche und Republiken aber eingesetzt hat, duldet Gott, daß man sie mit den Waffen vertheidige, und sein Blick ruht auf den Führern, die ihn anrufen, ehe sie das Schwert ziehen zum Heil ihres zeitlichen Vater-

landes. Abwenden wird er sich dagegen von dem Bürger, der blutige Wunden seiner eigenen Stadt schlägt, wie Ihr so starken Willens es thatet, Herr Farinata, unberührt von der Furcht, daß Florenz, durch Euch erschöpft und zerrissen, die Kraft nicht mehr habe, sich seiner Feinde zu erwehren. In alten Chroniken steht es, daß Städte, die innerer Krieg geschwächt hat, dem lauernden Fremden als leichte Beute zufallen.

Farinata:

Mönch, wann soll man den Löwen angreifen: wenn er wacht oder wenn er schläft? Nun also. Ich habe den Löwen von Florenz wach erhalten. Fragt die Pisaner, ob ihnen gut bekommen ist, daß sie ihm zu Leibe wollten in der Zeit, als ich ihn rasend gemacht hatte. Seht nach in den alten Geschichten; vielleicht steht auch darin, daß Städte, die innen kochen, immer bereit sind, die äußeren Feinde zu verbrühen, daß aber eine vom Frieden lau gewordene Gesellschaft kein Feuer mehr hat, sich vor den Thoren zu schlagen. Merkt Euch, daß man sich hüten muß, eine Stadt zu schädigen, die wach und hochherzig genug ist, den inneren Krieg lebendig zu erhalten, und sagt nicht mehr, ich hätte meine Vaterstadt geschwächt.

Fra Ambrogio:

Dennoch war sie, Ihr wißt es, dem Untergang nah, nach dem unseligen Tag am Arbia. Die entsetzten Welfen waren aus ihren Mauern gezogen und von selbst den Schmerzensweg in die Verbannung gegangen. Der Ghibellinentag, in Empoli zusammenberufen vom Grafen Giordano, beschloß, Florenz zu zerstören.

Farinata:

Wahr. Alle wollten, kein Stein solle auf dem anderen bleiben. Sie sagten: „Zerstampfen wir das Welfennest!“ Ich allein stand auf und vertheidigte Florenz. Und ich allein bewahrte es vor jedem Schaden. Die Florentiner verdanken mir die Luft, die sie athmen. Hätten sie, die mich beschimpfen und auf meine Schwelle speien, nur etwas Pietät im Herzen, sie würden mich ehren wie einen Vater. Ich habe meine Stadt gerettet.

Fra Ambrogio:

Nachdem Ihr sie ins Verderben gestürzt hattet. Gleichwohl möge der Tag von Empoli Euch angerechnet werden in dieser und in jener Welt, Herr Farinata! Daß Sankt Johann der Täufer, Schutzherr von Florenz, zum Ohr des Höchsten die Worte trage, die Ihr in der Versammlung der Ghibellinen gesprochen habt! Wiederholt sie mir, bitte, diese lobenswerthen Worte. Sie werden verschieden berichtet und ich möchte sie genau kennen. Ist es wahr, wie Manche sagen, daß Ihr zum Text zwei toskanische Sprichwörter nahmt, deren eins sich auf den Esel bezieht und das andere auf die Ziege?

Farinata:

Der Ziege entsinne ich mich nicht mehr recht, aber vom Esel weiß ich noch. Es kann sein, daß ich, wie man gesagt hat, die beiden Sprichwörter durcheinander gebracht habe. Das kümmert mich nicht. Ich stand auf und sagte etwa so: „Der Esel hackt Rüben, wie er kann. Nach seinem Beispiel hackt Ihr ohne Unterscheidung; heute wie gestern, ahnunglos, was zu zerstören sei und was zu schonen. Merkt Euch, daß ich nur darum so viel gelitten und gekämpft habe, weil ich in meiner Stadt leben wollte. So will ich sie denn vertheidigen und, wenn es sein muß, mit dem Schwert in der Hand sterben." Mehr sagte ich nicht; und ging hinaus. Sie liefen mir nach, gaben sich Mühe, mich mit Bitten zu besänftigen, und schworen, sie würden Florenz schonen.

Fra Ambrogio:

Könnten unsere Söhne vergessen, daß Ihr am Arbia waret, und sich erinnern, daß Ihr in Empoli waret! Ihr lebtet in grausamen Zeiten; ich glaube, weder ein Welfe noch ein Ghibelline hat es leicht, für sein Seelenheil zu sorgen. Gott bewahre Euch vor der Hölle, Herr Farinata, und nehme Euch, nach Eurem Tod, in sein heiliges Paradies auf!

Farinata:

Paradies und Hölle sind nur in unserem Geist. Epikur lehrte es; und nach ihm wissen es Viele. Habt Ihr selbst, Fra Ambrogio, in Eurem Buch nicht gelesen: „Der Mensch stirbt wie das Thier, Ihr Stand ist der gleiche?" Glaubte ich aber, wie die gemeinen Seelen, an Gott, ich würde ihn bitten, mich nach meinem Tod ganz hierzulassen und meine Seele einzuschließen mit meinem Körper in mein Grab, unter den Mauern meines schönen San Giovanni. Ringsum sieht man steinerne Tröge, von den Römern ausgehauen für ihre Toten, jetzt aber offen und leer. In einem dieser Betten will ich endlich mich ausruhen und schlafen. In meinem Leben habe ich grausam unter der Verbannung gelitten; und war doch nur um eine Tagereise fort von Florenz. Ihm ferner, würde ich noch unglücklicher sein. Ich will immer in meiner vielgeliebten Stadt bleiben. Könnten auch die Meinen immer darin bleiben!

Fra Ambrogio:

Mit Grauen höre ich Euch den Gott lästern, der Himmel und Erde schuf, die Berge von Florenz und die Rosen von Fiesole. Und was mich am Meisten erschreckt, Messer Farinata degli Uberti, ist, daß Eure Seele dem Bösen ein edles Gepräge verleiht. Wenn, entgegen der Hoffnung, die ich noch festhalte, die unendliche Barmherzigkeit die Hand von Euch zöge, würde die Hölle, glaube ich, mit Euch Ehre einlegen.

Anatole France.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages **Arthur Hertz in München** bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Oktober 1916.

Losung und Feldruf.

Die Feinde.

Kriegsminister Lloyd George hat in dem Parlament, das den Willen des Britenvolkes ausdrückt und ihm die Regirung stellt, über den Stand und die Aussicht des Krieges gesprochen. Ihn zu hören, befiehlt Pflicht auch dem Feind. „Vergleichen Sie den Stand von heute dem, der vor ein paar Monaten war. Damals bangten wir um das Schicksal Verduns; und der (dem Strategen erträgliche) Fall dieser Festung hätte die Stimmung der verbündeten Völker gedrückt. Oesterreich-Ungarns Heere waren überall im Vormarsch, brachten Gefangene und beträchtliche Beute ein und bedrohten Italiens Flachland mit Ueberschwemmung. Die Deutschen rüttelten auf der ganzen Linie an unserer Front, nützten jede Gelegenheit zu kühnem Angriff und errangen manchen Erfolg. Rußlands neue Armeen schienen gehemmt und Niemand wußte, ob sie, die, wie unsere, noch keine Probe bestanden hatten, sich bewähren würden. Was sehen wir heute? Zum ersten Mal ist dem Feinde die Freiheit zum Entschluß entrissen worden; wenn ich Mesopotamien ausnehme, wo die Jahreszeit unsere Truppen in Ruhe zwingt, darf ich sagen, daß wir uns überall die Initiative gesichert haben. In West und Ost, auch auf der italischen Front und im Kaukasus sind wichtige Siege erfochten worden. Die Lage ist durchaus verändert. Nun meinen einzelne Kritiker, ein Erfolg unserer Offensive sei erst zu buchen, wenn wir die Linie des Feindes durchbrochen haben. Das ist Irrthum. Der Druck auf Verdun wurde schwächer, die in West unentbehrlichen deutschen Heere

konnten nicht die den Oesterreichern nöthige Hilfe bringen und die an Ertrag ungeheuer reichen Siege des Generals Brussilow wurden möglich. Das haben wir vermocht; und obendrein einen beträchtlichen Theil französischen Gebietes aus den Fängen des Feindes befreit. Das ist nicht das Ende; noch lange nicht. Mein Freund Churchill hat gesagt, Deutschlands Wehrmacht sei, an Kopfzahl und Rüstung, so stark wie je zuvor. Richtig. Nur: bei Deutschlands Genossen sieht es ganz anders aus. Und was den Deutschen über unsere Verluste erzählt wird, kommt aus albern plumper Uebertreibung; da unsere Artillerie das Kampfgebiet beherrscht, leidet der Feind viel mehr als unsere Mannschaft. Er fühlt sich in die Vertheidigerstellung gedrängt: und dieses Gefühl wird auf den Verlauf des Feldzuges fortwirken. Nicht eine Minute lang aber dürfen wir vergessen, daß die größte Militärmacht, ein durch Volkszahl und Kriegsmittel gewaltiges Land, gegen uns kämpft. Wir müssen durch viele Thäler, auf viele Höhen, ehe uns Sieg sichtbar wird. Wir brauchen mehr Menschen, Geschütze, Geschosse, Kriegsgeräth aller Art; brauchen den ganzen Muth, die zähe Ausdauer jedes auf der Erde lebenden Mannes unserer Rasse, um das Werk dieser zwei Jahre mit endgiltigem Sieg zu krönen. Vor Verdun wurden die Franzosen, an der Somme werden die Deutschen zurückgedrückt. Doch dieser Wandel ist noch nicht Sieg. Der muß Bedingungen erzwingen, die des Riesenaufwandes würdig sind; und er kann nur erstritten werden, wenn Heimath und Kolonien dazu jede irgendwie mögliche Hilfe gewähren. Dann können wir auch Rußland mit Schwergeschütz und Munition reichlich rüsten; und wie solche Rüstung den russischen Vorstoß beschleunigen würde, weiß der Feind genau. An der Frage, ob wir alle nothwendigen Opfer bringen wollen, hängt die andere: ob der Krieg im Jahr 1917 enden kann. Noch liegt dieses Ende in Nebelferne. Aber wir haben eine Höhe erobert und den Feind aus der Herrscherstellung geworfen. Die Gelegenheit ist ihm nicht mehr so günstig wie in der Zeit, da er, vollkommen vorbereitet, gegen unvorbereitete Völker ins Feld zog. Das war. Frankreichs Rüstung ist fertig, Rußlands stärkt sich schnell, Italiens übertrifft die Hoffnung seiner besten Freunde und wir haben eins der größten Heere, die je im Felde standen. Deutschland hat seine Stunde verpaßt und wird sich dieses Glückswechsels allmählich bewußt. Ich

bin nicht Prophet, habe auch niemals Siege verkündet, während wir Niederlagen erlitten, und warne noch heute vor der Hoffnung auf nahen Sieg. Britaniens Volk ist nicht von dem Schlag, den man mit Lügen nähren muß; es will Wirklichkeit sehen und läßt sich von ihr niemals schrecken. Ich unterschätze die furchtbare Größe der Aufgabe, die vor uns liegt, nicht; zögere aber auch nicht vor dem Ausdruck meiner (von den Sachverständigsten getheilten) Ueberzeugung, daß uns der Sieg sicher ist, wenn wir, Briten und Genossen, weiter ehrlich und zäh zusammen arbeiten." Nach der Rückkehr von der Sommefront hat Herr Lloyd George zu einem Amerikaner gesagt: „Wenn uns jetzt Ihr Präsident, der Papst oder ein anderer Neutraler Friedensschluß empföhle, würden wir in solchem Vorschlag neutralitätwidriges Handeln sehen. Unsere Leute haben in diesen zwei Jahren böse Stunden durchlebt; nie aber, auch nicht, als sie unsere ganze Genossenschaft geschlagen glaubten, haben sie Zuschauer oder Schiedsmänner angewimmert. Hörten wir damals deutsche Wehklage über das grause Morden? Nein; nur den Ruf: Wir nehmen Belgien und Polen und ändern, ohne dem Wunsch irgendeines Volkes nachzufragen, die Karte Europas so, wie es uns beliebt. Während dieser Zeit bereiteten wir unsere Rüstung. Und jetzt sollen wir aufhören, weil die Deutschen das Ende ersehnen? Trotzdem wir ungerüstet in den Kampf eintreten mußten, haben wir keine Einmischung Fremder erbeten; heute dulden wir keine. Wir sind entschlossen und bereit, zu fechten, bis der preußische Militarismus zerschmettert und Europa von der steten deutschen Drohung erlöst ist. Was auch an Graus und Leid kommen möge: keins kann dem gleichen, das englische Bürger erduldeten, als sie, nach kurzer, hastiger Ausbildung, aufs Schlachtfeld eilen, dem Bombengewitter, dem Stickgas Stand halten mußten. Wurde damals solcher Gräuel beschluchzt? Wer das Wesen eines englischen Bürgerheeres, das alle Schläge grausamer Wuth klaglos hinnahm, auch nur im Geringsten kennt, wird ihm nicht zumuthen, Halt zu machen, ehe die Civilisation von dem gemeinsamen Feind befreit ist. Dieses Heer hat heute weder Uhr noch Kalender; früh oder spät: es wird den Sieg erstreiten. Unsere Losung, aller Verbündeten, lautet: Nie wieder! Niemals darf das Höllenschauspiel, das ich auf dem Schlachtfeld sah, auf unserer Erde sich wiederholen. Und dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn den an solchem

Verbrechen wider den Menschheitgeist Schuldigen eine Strafe auferlegt wird, die allen Regirenden für immer die Lust zu ähnlicher Schandthat aus dem verderbten Herzen reißt. Ringsum wächst das Weh, die Fluth des Schmerzes schwillt; doch aus der Schaar der Verbündeten wird Keiner weichen. Alle eint, wie lange der Kampf auch währe, das Feldgeschrei: Niemals wieder!"

Ministerpräsident Briand war von den Sozialisten Roux-Costadau und Brizon ersucht worden, Frankreichs Blutopfer anständig zu enden. Die Hauptsätze aus seiner Antwort: „Unsere Pflicht ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und uns vor Uebertreibung zu hüten. Wir kämpfen für die heilige Sache der Civilisation, der Menschheit und jeder Kampfgenosse bringt ihr jedes von seiner Kraft erlangbare Opfer. All diese Opfer, all die Ströme vergossenen Blutes dürfen nicht fruchtlos bleiben. Frankreich, das für den Sieg der Freiheit, des Rechtes ficht, muß aus dieser Prüfung gestärkt hervorgehen. Strahlenden Auges blickt die Nation in das Frühroth des Sieges; sie ersehnt das Ende des Grauses, möchte es schleunigen, weiß aber, daß dieses Ende nur zu erzwingen ist, wenn sie, hinter den Kämpfern und Geschützen, sich ein festes, von edlem Willen schlagendes Herz wahrt, dessen Puls von irgendwelcher Mächlerei nicht geschwächt werden kann. Vier Jahrzehnte lang haben wir, unter den schwierigsten, den schmerzlichsten Umständen, uns den Frieden erhalten. Eines Tages wurden wir überfallen; wurde der Krieg, in den wir uns nicht verleiten ließen, uns aufgezwungen. Ihr Vaterland, Herr Brizon, hat für die Menschheit, der es manchen vorwärts führenden Gedanken schenkte, immerhin einigen Werth; hat in seinem Leben so hellen Glanz, daß wir es lieben müssen. Aus der Esse seines Geistes glühten die edelsten Ideen auf, deren das Menschengeschlecht sich rühmen darf. Und dieses Land ward, plötzlich, ohne den winzigsten Rechtsgrund, angegriffen. Man sprang ihm an die Gurgel, wollte es niederwerfen, zermalmen und scheute sich, um es bequemer zu erreichen, nicht, über den verstümmelten, blutenden Leib eines kleinen Landes hinwegzuschreiten, dessen Neutralität der Angreifer selbst verbürgt hatte. Seit zwei Jahren, Herr Brizon, ist Ihr Vaterland das Schwert des Rechtes; es hat den Einbrecher festgehalten und die ganze Menschheit vor ihm geschützt. Und nun, da Blutströme in Frankreichs Ackerfurche ge-

flossen sind, kommen Sie und sagen: ‚Wir wollen über den Frieden verhandeln!‘ So schimpfliche Zumuthung besudelt das Andenken der im Leuchten des Ruhmes fürs Vaterland gefallenen Helden. Noch steht der Feind im Land; in zehn Bezirken wüthet die Pein und die Bewohner ertragen alle Unbill mit bewundernswerther Würde; Frauen und Mädchen werden weggeschleppt und mit rauhster Härte behandelt. Froh aber horchen die Kinder des verheerten Gebietes auf den nahenden Hall der Geschütze; und während ihr ins Weite spähender Blick die Befreiung durch den Sieg erhofft, empfehlen Sie, Herr Brizon, uns, zu verhandeln und um Frieden zu bitten! Ich bin überzeugt, daß Ihr Glaube an das Ideal aufrichtig ist; doch es blendet Ihr Auge. Sie kennen den edlen Stolz Ihrer Heimath nicht: sonst würden Sie ihr nicht rathen, durch Erniedrigung Milliarden und Blutströme zu ersparen. Ihr Herz schlägt für Menschlichkeit und blutet, weil es das Vaterland bluten sieht. Das, wünschen Sie, soll nicht allzu viele Söhne verlieren. Wissen Sie aber, welchen Frieden Sie ihm ansinnen? Kennen Sie denn Deutschland nicht? Wenn Friede würde, ehe der nothwendige Gestus sich ausgewirkt hat, wärs ein von Krieg schwangerer Friede und die künftigen Geschlechter sähen sich der selben Angst, der selben Drohung ausgesetzt wie wir. Mystische Ueberhebung würde Deutschland in Wiederholung des bösen Streiches drängen, der ihm diesmal mißlungen ist. Dürfen Sie dem Vaterland solche Zukunft wünschen? Ihre Sorge gilt der Arbeit, Ihr Mitleid dem Arbeiter, den uns der rothe Strom raubt. In diesem Gefühl sind wir einig. Aber das bewundernswerthe Franzosenvolk hat, trotz der Wunde auf seiner Reichsflanke, trotz der Seelenschwächung, die jeder Niederlage folgt, vierundvierzig Jahre lang seine Arbeit fortgesetzt. Schon strahlt von seiner Stirn der Glanz des Ruhmes, den es im Kampfe für edle Gedanken erworben hat. Dieser Schimmer wird morgen, in den Kämpfen des Friedens, seine Arbeitkraft durchglühen. Der für eine große und reine Sache erstrittene Sieg mehrt die sittliche Energie eines Volkes ins Hundertfache. Das darf Ihre Statistik nicht vergessen. Die innere Stärkung verheißt uns reichlichen Schadensersatz. Im Aufblick zu Ihrem Ideal beschwöre ich Sie, Herr Brizon: wenn Sie der Welt Friedensdauer, dem Recht und der Freiheit sicheres Gedeihen ersehnen, dann wünschen Sie Ihrem Vaterlande

den Sieg und trachten nicht mehr, Ihre Mitbürger in den Glauben zu überreden, schon heute sei Friede möglich! Solcher Friede wäre schimpflich, wäre Schmach. Drum kann kein Franzose ihn wünschen." Das Haus, dessen Mehrheit den letzten Theil der Rede stehend angehört hat, beschließt, nach langem Beifallssturm, den Wortlaut durch Maueranschlag zu verbreiten. Vierhundertzwanzig Stimmen dafür; nur zweiundzwanzig Rothe dagegen.

Noch ein Merkmal der pariser Kammerstimmung. Genosse Raffin-Dugens wird gescholten, weil er in Kienthal mit deutschen Sendlingen der Internationale verhandelt habe. Er wehrt sich. Da die Internationale den Krieg nicht zu hindern vermocht hat, zwinge Pflicht sie in den Versuch, ihn jetzt wenigstens zu enden. Sie mahne alle Völker zu Einigung. Auch in Deutschland werde von mancher Stimme der Friedensschluß gefordert. Kammerpräsident Deschanel: „Ich glaube, in den Grenzen meiner Amtsmacht zu bleiben, wenn ich daran erinnere, daß im Reichstag, in der Stunde der Kriegserklärung, nicht eine Stimme gegen den Einbruch in Luxemburg, Belgien, Frankreich gesprochen hat." (Starker Beifall auf allen Bänken.) Herr Raffin-Dugens: „Der Herr Präsident wühlt mit dem Messer in einer noch blutenden Wunde." (Laute Zwischenrufe.) „Gerade Ihr, Schreier, habt in Eurem Gelbbuch der deutschen Presse Waffen geliefert!" Der Präsident: „Sie verletzen Frankreich in seinem heiligsten Gefühl und ich muß Sie zur Ordnung rufen. Das demokratische Frankreich will Redefreiheit. Die wahre ich unter allen Umständen. Aber ich muß den Redner bitten, nicht die Rollen zu verwechseln; was in der Geburtstunde des Krieges geschah, müßte ihn zu sorgsamer Wägung seiner Worte bestimmen. Die erbitte ich nun von ihm." (Beifall.) Herr Raffin-Dugens: „Ich muß zugeben, daß im Reichstag Niemand dem Einbruch in Belgien widersprochen hat. Eure Presse hat aber unsere deutschen Genossen auch nicht sanft behandelt." Das Wort entfesselt einen Gewittersturm. Der Präsident: „Ich darf nicht dulden, daß Sie Leute, deren Waffe in dieser Stunde auf unsere Soldaten zielt, hier ‚Genossen' nennen." Raffin-Dugens: „Ich nehme das Wort, das etwas weiter ging als mein Gedanke, gern zurück. Ich vertheidige, was mir Wahrheit scheint; irrte ich, so war mirs unbewußt. Wir halten uns an die Grundlehre des Sozialismus. Deutschen Frieden wollen auch wir nicht."

Bouveri: „Wir, die nicht in Kienthal waren, sind doch wohl eben so gute Sozialisten wie Sie!“ Cochin: „Sie sind nicht der Wortführer unserer Partei!“ Longuet: „Herunter von der Rednertribüne!“ Kienthal ist von den Geeinten Sozialisten gerichtet.

In England findet der Anhang der Carson und Curzon den versöhnlich jovialen Asquith und (besonders) den seelisch sauberen, in redliche Gerechtigkeit strebenden Pazifizisten Grey allzu lau. In Frankreich wird Briand, der, wie Bourgeois, eine société des nations ersehnt, von Maurras und anderen „jusquauboutistes“ berannt, die bis ans Ende gehen, den Krieg um jeden Preis über den Rhein tragen und Deutschlands Leib zerfetzen, nicht nur seinen Panzer zerbrechen möchten (und denen, vielleicht fälschlich, nachgetuschelt wird, daß sie über den Goldhort des Hauses Orleans verfügen). Wer in Klarheit bleiben oder gelangen will, muß bedenken, daß in beiden Westreichen ein der Verzweiflung irgendwie ähnelnder Gemüthsstand wahrscheinlich die wilden Männer ans Ruder brächte. Noch ist von solcher Stimmung nichts zu spüren. England sonnt sich im warmen Glanz eines ungemein guten Geschäftsjahres, das ihm die Steuerlast von elf Milliarden erleichtert, hat die Flotte (für Krieg und Handel) beträchtlich vergrößert, ganze Zerstörer-Geschwader in Bereitschaft und in jeden sicheren Winkel Nährmittel gespeichert. Frankreich hat für seine kurze Front (kaum mehr als ein Viertel unserer) einstweilen noch Menschen genug, weiße, braune, schwarze, kann, wenn deren Zahl schrumpft, auf Zuzug aus Britanien, Rußland, Italien, Portugal rechnen und trägt das ungeheure Gewicht der Opfer mit der feierlichen und doch nach Beifall blinzelnden Würde corneillischer Helden. Das carrousel der Kriegswirthschaft, dessen rastlose Drehung immer wieder die selben bunten Lappen, die selbe Scheinfülle vors Auge reiht, scheucht, überall, die Sorge ins Dunkel. Auch in Rußland, wo die Schaar der Verdiener schmal, aber die Volksmasse auch noch stumm ist, das Mißverhältniß zwischen Hingebung und Säckelei nicht sieht und der Krieg nur über den Westrand des schatzträchtigen Riesenreiches hin kribbelt. Der „Gesellschaft“ ist er im tiefsten Grunde der Kampf um die innere Zukunft des Vaterlandes. Konstantinopel-Zarigrad, Armenien, die saftigsten Stücke Galiziens und der Bukowina wären ihr willkommener Zuwachs; doch wichtiger ist die Machtvertheilung in der

alten und dennoch kindhaft unfertigen Heimath. Die Wilden sind hier die Demokraten, die in Deutschland die letzte Zwingburg militärisch-junkerlicher Reaktion sehen und von inniger Verbündung mit den Westmächten das Morgenroth russischer Freiheit erhoffen; je röther, desto ferner dem Wunsch frühen Friedensschlusses. Den will nur das Fähnlein der in Staats- und Kirchenlehre Orthodoxen und (vielleicht) die in wirthschaftpolitische Denkform erzogene Gruppe Kriwoscheins. Soll die Selbstherrschaft des Papst-Zaren ausgerodet werden oder nach dem Krieg in neue Wipfelwölbung aufblühen? Vor jede andere reckt sich diese Frage.

Als Alexander der Dritte, der stille Slawenammann, gestorben war, rieth seine Witwe dem Sohn, freiwillig auf das Selbstherrscherrecht zu verzichten. Am Totenbette des Mannes hatte sie, in Livadia, mit dem Hausminister Woronzow-Daschkow einen Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte. Nicht aus Liebe zum Liberalismus und Parlamentarismus, sondern, weil sie Keinem die Kraft zur Bewältigung der Aufgabe zutraute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war. Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchternen, kränkelnden Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Dennoch wollte ers. Der Vater hatte gesagt: Das Land braucht religiöse und nationale Einheit, braucht eine den Feind schreckende Rüstung und das Volk will einen kräftig zugreifenden Herrn; also keine Verfassung, sondern gerechtes und reinliches Regiment. Wider den Willen des Vaters handeln? Niemals. Die Mutter warnte: Die Last wird Dir zu schwer; wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Die Frau, das englisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: Gönne Dich uns, den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszusetzen! Mancher Verwandte gab den selben Rath. Vergebens. Nikolai Alexandrowitsch, der so unsicher sonst zwischen verschiedenen Neigungen schwankte, blieb hier im Wollen fest und dem Vater gehorsam. Woronzow wurde ungnädig weggeschickt und in einer seiner ersten Reden wandte der neue Zar sich gegen die „sinnlosen Schwärmereien" der Leute, die für Rußland eine Konstitution nach europäischem Muster heischten. Das war im Jahr 1894. Sergej Juliewitsch Witte, der nur Finanzminister hieß, aber im Machtbereich eines Ministerpräsidenten thronte, hatte das Ohr

des Kaisers. Witte, der ein paar Monate vorher gegen Woronzow das Kollektiveigenthum der Landgemeinden verfochten hatte und bald danach den Mir das Unglück Rußlands nannte, für die ungeschmälerte Fortdauer der Selbstherrschaft und gegen die Anmaßung der Provinziallandtage sprach. Zehn Jahre danach kam, wider Wittes, Lamsdorffs, Kuropatkins Rath, der Asiatenkrieg. Da sieht man, hieß es, was eine moderne Staatsverfassung vermag; wie schnell sind diese kleinen Japaner, seit sie ein Parlament haben, auf die Höhe gekommen! Semskij Sobor? Als Port Arthur gefallen war, wurde Nikolai von Maria und Alexandra Feodorowna abermals liebevoll bestürmt, das erlösende Wort endlich zu sprechen. Erst am vorletzten Oktobertag (unseres Kalenders) sprach ers; als in Portsmouth die pax britannica geschlossen war und der Jakobinerschrecken im weiten Reich alles städtische Leben lähmte. „Die entstandenen Unruhen bedrohen die Nation mit tiefer Zerrüttung, gefährden die Einheit des Reiches und den Umfang seines Gebietes. Nach meinem unbeugsamen Willen ist die Regirung fortan verpflichtet, dem Volk die Unverletzlichkeit der Person, die Freiheit des Gewissens, der Rede, der Versammlung zu gewähren." In undeutlichen Worten hatte schon zuvor ein Erlaß von der Nothwendigkeit gesprochen, russische Männer als Mitarbeiter und Aufseher der Regirung zu einer Gossudarstwennaja Duma zu vereinen; doch waren Zweifel geblieben, ob diese Versammlung je tagen werde. Jetzt wurde das allgemeine Wahlrecht als (freilich noch fernes) Ziel gezeigt und feierlich zugesagt, den Erwählten werde die Ueberwachung der Gesetzlichkeit aller Verwaltungmaßregeln gesichert sein und kein Gesetz Rechtskraft erlangen, bevor die Reichsduma es genehmigt habe. Nahte das Ende der Autokratie? So schien es. Witte hatte über Ignatiew gesiegt und war nun auch dem Titel nach Ministerpräsident. Witte, der völlig Bekehrte. Seit er von Plehwe gestürzt war und das Spektakel russischen Werdens von seinem Logensitz aus sah, hatte er, der (gewiß in bester Absicht) mit dem bezahlten Spitzel Gapon und mit dem Arbeiterführer Uchatow, mit Liberalen und Sozialisten heimlich regen Verkehr unterhielt, seine Meinung von Grund auf geändert. Als ich den machtlos Gewordenen sah, sprach er wie ein Freisinniger von der sanfteren Tonart. „Rußlands Weg kann nicht anders sein als der aller übrigen Länder. Wir müssen die sel-

den Entwickelungstufen überschreiten wie jedes europäische Volk. Unsinnig ist die Behauptung, Rußland sei ein ganz besonderes Gebild, für das die Erfahrungen anderer Reiche nicht gelten." Ich verbarg meine Skrupel und Zweifel nicht. Aber der Mann war dialektisch so sicher und hatte, unter schwierigen Verhältnissen, ein Jahrzehnt lang so gut regirt, daß er für seinen Willensdrang freien Raum fordern durfte. Als Triumphator von Portsmouth hatte er ihn; endlich den höchsten Sitz. Und bestimmte seinen Herrn, dem Volk eine Charte und ein Parlament zu verheißen.

Bald danach wurde in Zarskoje-Selo geflüstert: Der große Sergej Julitsch hat wieder mal geirrt oder wissentlich Unwahres gesagt; die Truppen, so warnte er, sind nicht mehr zuverlässig: und Admiral Dubassow hat, als Gubernator von Moskau, uns nun doch bewiesen, daß man selbst in ärgster Fährniß sich auf das Heer noch verlassen kann. Hat nicht auch Durnowo die Strikewuth der Post- und Bahnbeamten schnell niedergezwungen? Nein: Witte ist eben doch nur Finanzmächler und in politicis Dilettant. Die Konservativen (deren sichtbarstes Haupt, den pupillarisch nicht ganz sicheren Fürsten Meshtsherskij, er längst schon für sich gewonnen hatte) fanden ihn zu mild, die Radikalen zu streng, zu gewaltthätig. Sein Programm war offenbar: das Geschwür auseitern, ausbluten lassen; nur wo es unerläßlich ist, mit scharfem Stahl nachhelfen; im Uebrigen reden, versprechen, schwichtigen, ut aliquid fecisse videatur. Kein schlechtes Programm für eine Uebergangszeit russischer Menschheit. Als Führer einer Lokomotive, sagt Lagarde, hat man nicht konservativ oder liberal zu sein, sondern sachverständig. Witte wars; und sah, seit er wieder Träger der Macht und der Verantwortlichkeit war, wohl ein, daß Rußland doch als ein Gebild sui generis behandelt werden müsse, dessen Weh nicht nach englischen Rezepten kurirt werden kann. Er machte die Wahlen; hoffte, sie „machen“ zu können. Daß die europäische Presse zeterte, der Volkswille sei schnöd gefälscht worden, war thöricht: die radikale Dumamehrheit bewies durch ihr Dasein ja, daß der Tshin die Wahlfreiheit geachtet hatte. Sergeij Juliewitsch aber erlebte eine schlimme Enttäuschung. Er hatte eine lenksame Bauernmajorität erwartet: und gerade die Bauern hatten nun die wildesten Schreier gekürt. War Das nicht vorauszusehen? Daß der Mushik sich entweder scheu der Abstimmung enthalten oder, mit

seinem dumpfen Kindersinn, dem lautesten demagogischen Maulhelden als leichte Beute zufallen würde? Nicht eigentlich sogar mit stiller Freude zu begrüßen, daß die im ersten Waffengang siegreiche Partei (die ja rasch abwirthschaften mußte) offen unter röthlicher Fahne marschirte? Bleiben konnte Witte nicht. Mußte, wie Necker, für bessere Zeit aufgespart werden. Die Erbweisheit alter Sultanate empfahl, einen neuen Mann auf die Bresche zu stellen. Einen, dem die haine inassouvie der Gegner nicht von vorn herein die Wirkensmöglichkeit abschnitt. Goremykin, der das Recht der Semstwos gegen Witte vertreten hatte, wurde ausgewählt. Und am zehnten Mai 1906 im Taurischen Palast die Gossudarstwennaja Duma vom Zaren, vor dem in Hoffnung aufleuchtenden Auge der Mutter, der Frau, unter Feiergepräng eröffnet.

Ein paar Tage gings; nur ein paar Tage. Dann zeigte sich, daß diese Versammlung von Professoren und Demagogen zu jeder nützlichen Arbeit unfähig war. Sie ließ die Minister nicht zum Wort kommen; brüllte ihnen Schimpfreden ins Gesicht; nannte sie Räuber und Mörder; wollte ihren Rücktritt erzwingen. Endlose Reden wurden gehalten; die ausgedroschenen Halme immer wieder auf die Tenne geschleppt und rüstig beflegelt. Kein schöpferischer Gedanke; in keinem Lager ein über das Mittelmaß der Schwätzerroutine hinausragender Mann, die Persönlichkeit eines Politikers. Weder ein Mirabeau noch auch nur ein Danton. Brave Leute aus der Schicht der intellectuels, denen der Dünkel einredet, ein Reich, das 22470000 Quadratkilometer umfaßt (Deutschland hat 540657) und in dem mindestens 143000000 Menschen leben, sei nach den Wünschen eines Häufleins Wurzelloser, europäisch Gefirnißter zu regiren. Und gewissenlose Agrardemagogen. In keiner Gruppe innere Einheit. Der Zufall, die Hoffnung, mit diesem Papierfetzen die Wähler schnell zu ködern, trieb die Kandidaten in die Hürde eines Programmes, das kaum Einem unter Hundert die Frucht des Erlebens, der Anschauung russischer Welt war. Lew Tolstoi, der nicht im Verdacht stand, der Autokratie Schergendienst leisten zu wollen, pfauchte: „Wenn ich Berichte über die Verhandlungen der Reichsduma lese, kommt die ganze Sache mir komisch vor; ich empfinde aber auch Ekel und Zorn. Kinder wollen Erwachsene spielen: Das ist zum Lachen. In all diesen Reden ist nicht ein einziger neuer Gedanke. Das, Alles, haben wir längst

schon, hundertmal, gehört. Mit Recht schrieb mir neulich ein kluger Brite, die Reichsduma kopire nur sklavisch das in England Geleistete. Mich erinnert ihr Treiben an die Provinzmoden. Was in der Hauptstadt nicht mehr getragen wird, findet in der Provinz immer noch Absatz; dort hält mans für höchst modern. So macht es die Duma mit den englischen Regirungmoden. Die Abgeordneten reichen noch nicht einmal an das Durchschnittsmaß der Klasse heran, die sie vertreten sollen: und diese unwissenden, vordringlichen und gehässigen Leute vermessen sich, das Schicksal eines Hundertmillionenvolkes zu entscheiden!" Als über Amnestie und Todesstrafe, über Judenhetzen und Bodenreform endlich genug geredet war, beschloß man, einen Aufruf an das Volk zu erlassen. Nicht den wüst dreinfahrenden, den die Montagne empfahl, sondern den „maßvollen", den die Gironde vorgeschlagen hatte. Der nach Menschenermessen aber genügte, um einen Bauernaufstand zu bewirken. Das konnte nicht geduldet werden. Dieser Redespülicht hätte, wenn er aus einem vom Kaiser geschaffenen Gefäß ins Land sickerte, die tiefsten Grundmauern des Reiches gelockert. Vor dieser Gefahr fand Nikolai die Fähigkeit zum Entschluß. Am zweiundzwanzigsten Juli 1906 hat er die Reichsduma aufgelöst. Die also nicht einmal so lange gelebt hat wie einst Katharinens Große Gesetzgebende Kommission. Zwei Damenhöfe stöhnten.

Zu nationalem Hader wars während der kurzen Lebenszeit der Reichsduma noch nicht gekommen. Zwei, drei Monate noch: dann hätten die lauschenden Europäer auch ihn erlebt und, harthörige sogar, verstanden, daß dieses in der Weltgeschichte beispiellose Gossudarstwo ein Centralparlament nicht erträgt, weil ihm die nationale, religiöse, wirthschaftliche Einheit fehlt; weil es nicht nach allgemein giltigen Gesetzen (Gesetzen, die für ein Gouvernement vielleicht taugen, für zehn andere aber unbrauchbar sind), sondern nur nach regional abgegrenzten Verwaltungsgrundsätzen regirt werden kann. Ein regirendes Parlament ist da möglich, wo das Volk, für das es spricht, mündig ist und die wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Landes von einem Centrum aus ungefähr übersehbar sind. Denket Euch eine Gesetzgebung, die in Dundee und in Athen, in Düsseldorf und in Pera, in Hammerfest, Manchester, Schlawe, Palermo zugleich dem Bedürfniß genügen soll: und Ihr habt ein annähernd ähnliches Bild von der Auf-

gabe des Parlamentes im Zarenreich, das (immer wieder vergesset Ihrs) nicht ein Staat wie andere Staaten, das ein Erdtheil und ein Islam ist. Die Probezeit war zu kurz. War aber lang genug, um die Unhaltbarkeit der Einrichtung zu erweisen? Diese Professoren, Advokaten, deklassirten Fürsten, Agitatoren, die für die res publica noch nichts geleistet, kaum Etwas gewagt hatten, behandelten die Minister, Staatssekretäre, Geheimräthe wie Strolche und Dirnenschützer. Forderten das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, das England nicht hatte, das in Preußen versagt, im Deutschen Reich durch die Tendenz der Wahlkreisabmessung zur Häfte unwirksam gemacht wird. Forderten es für Männer und Frauen. Abschaffung der Todesstrafe, deren Verhängung wohl das Vorrecht der Revolutionäre bleiben sollte. Schleunige Befreiung aller wegen Aufruhrs und Rebellion Eingesperrten. Mindestens zehn Milliarden zum Auskauf der Großgrundbesitzer. Sie griffen, zunächst in Bialystok, nach dem Amt des Untersuchungrichters und Staatsanwaltes. Heischten die Rechte des Parliamentary Government, dem der Gossudar gehorchen, von dem er sich jeden Minister aufzwingen lassen muß. Und wandten sich schließlich, wie ein Konvent, unmittelbar an das Bauernvolk. Die Regirung, die vor solchem Versuch thatlos geblieben wäre, hätte sich selbst entmannt. Ob die Auflösung sich nun als nützlich oder als schädlich erwies: sie war nicht zu vermeiden; nicht einen Tag länger. Nikolai that, was er thun mußte. Und thun durfte. Die gottlosen Pfaffen der Ethik geberden sich besonders absurd, wenn sie ins politische Handwerk dreinpfuschen, über das Kant gesagt hat: „Noch kein Philosoph hat die Grundsätze der Staaten mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.“ Goethe: „Der Handelnde ist immer gewissenlos; es hat Niemand Gewissen als der Betrachtende.“ Macaulay: „Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten.“ Fritz von Preußen: „S'il s'agit de duper, soyons fourbes!“ Nietzsche: „Der Staat ist die organisirte Unmoralität.“ Belanglos war, ob der Zar sich bei der Auflösung auf einen Rechtstitel berufen konnte. Doch er konnte es. Die Abgeordneten waren über die ihrem Machtbezirk gezogene Grenze weit

hinausgegangen. Der Kaiser war in den Schranken der Befugnisse geblieben, die alle Ukase und Reden ihm vorbehielten.

Und hatte zum ersten Mal persönlichen Muth gezeigt. Zuvor wirkte er wie die Karikatur Alexanders des Ersten, des Schwächlings, der auf Bonapartes Handpolster Thränen der Rührung tropfen ließ. Aus einem Bericht Olrys (der in Petersburg 1806 den Bayerischen Gesandten Von Posch vertrat) will ich, nach dem Buch des Grafen de Bray („Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule"), ein paar Sätze citiren: „Die Schwäche des Kaisers ist im Verlauf seiner Regirung so deutlich hervorgetreten, daß selbst in Militärkreisen von diesem wohlmeinenden Monarchen mit einer gewissen Nichtachtung gesprochen wird. Seit sie ihn kennen, treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch, daß sie ihm Orden und andere Auszeichnungen durch Schmollen abzupressen wissen. Auch in der Armee lösen sich die Bande der Disziplin. Unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen Landammann oder Markgrafen abgegeben. Wohl geschieht es, daß der Kaiser brüsk und eigensinnig auffährt (er glaubt dann, Autorität geübt zu haben, und ist sehr stolz darauf); man kennt ihn aber und weiß andere Momente auszunutzen, um ihn dahin zu führen, wo man ihn haben wollte." Paßte nicht jedes Wort auf das Angstkind der Dänin? Jetzt endlich ähnelte der kleine Nika einem Mann, einem Herrscher. Zeigte er, daß ihm das Wohl des Reiches wichtiger ist als die Sicherheit seines Lebens. Jetzt würde er, zum ersten Mal, vielleicht gar der großen Katharina gefallen, die, in einem Brief an Grimm, fragte, was man mit den Leuten machen solle, „die schnacken, wenn zu thun Zeit ist; halbe Worte und Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein wollen: sonst würde in der Welt kein Ganz und kein Halb sein". Die, freilich, in demselben Briefwechsel, auch gesagt hat: „Il faut plus d'une allure pour faire réussir les choses dans ce monde." Da liegts: wenn Nikolai nur die Kraft zu einer Eintagsallure hatte, war Alles verloren. Das Heer wird Dem gehorchen, der ihm die Herrnfaust zeigt. Dem Mann ohne Nerven, der das Fürchten nicht lernte. Traut das neurasthenische Väterchen selber sichs zu? Am Schluß des Auflösungdekretes las man den Satz: „Riesen des Gedankens und der That, darauf baue ich, werden erscheinen und in neuem Glanz wird dann, dank ihrer emsigen Arbeit, der Ruhm Rußlands er-

strahlen". Ein bescheidenes Wort. Nicht viele Monarchen würden vor allem Volk bekennen, sie seien, die von Gottes Gnade Gekrönten, auf eines Riesen Helferthat angewiesen. Fast allzu bescheiden; aber ganz russisch. Ilja von Murom, der Mythengenius aller Reussen, ward, nach vierhundertjährigem Kampf gegen Bosheit und rohe Gewalt, von Engeln ins kiewer Höhlenkloster beigesetzt. So raunt die Legende. Stets aber, wenn im finsteren Russenreich der Drang unerträglich wurde, huschte ein Flüstern über die schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen: Der Riese kehrt uns zurück, rüstet in Grabesnacht schon zum Erlöserwerk! Sollte der Sommer mißvergnüglichen Friedens den alten Wunsch endlich erfüllen? Noch war nirgends ein Heiland, ein rettender Riese zu schauen.

Wenn er gekommen und, wie ein rechter Heiland, in jeder Zeit heimisch gewesen wäre, hätte er zu dem Mann im peterhofer Prunkkäfig gesagt: „Du hast redlich gehandelt, redlich die Probe gewagt. Ein ungeheures Stück Deiner Macht abgetreten. Dir Wächter, fast gleichberechtigte Mitarbeiter bestellt. Den guten Willen gezeigt, das Volk mündig zu sprechen, ihm das Recht auf freie Bewegung zu gewähren. Dem Aermsten, den das Vertrauen seiner Landsleute, erlistetes oder erkauftes, Dir geschickt hatte, hast Du, auch wenn ihm der Kittel in Fetzen hing, das Thor Deines Palastes weit aufgethan. Warst entschlossen, das Gesetz allein herrschen zu lassen und streng Jeden zu strafen, auch den im Rang Höchsten, der dawider verstieß. Wolltest auf die Landgüter der Krone, die weiten Strecken, die Deinem Haus als Erbe gehören, zu Gunst der armen Bauern verzichten. In Lenznachtsträumen hatte vom Gossudar kühnster Wunschbilder Keiner in naher Frist Solches zu hoffen gewagt. Die aber, denen Dein Wink vor neun Monden erst eine Zunge gab, riefen, es sei nicht genug. Was die reifsten Völker in engem, leicht wohnlich zu machendem Gehäus noch nicht beisammen haben, verlangten sie für das vielzonige Weltall, in dem die russischen Kinder im Dunkel erwachsen. Verlangten es ungeduldig vom einen zum anderen Tag. Schmähten, wahllos, unterschiedlos, Jeden, dessen Leib ein Zeichen der Staatshoheit trug. Statt Vergangenes vergangen sein zu lassen und still für das Nothwendigste zu sorgen, bohrten sie die stumpfe Klinge ihres Wortes in jede Wunde und hatten kein Mittel, das den Schmerz auch nur lindern könnte. Niederzureißen vermochten sie,

nicht aufzubauen; und hätten sie je sich mit Stein und Mörtel versucht, so wärs ein Thurm wie der Hure von Babel geworden. Geschenke versprachen sie dem Volk, mühlose Sättigung, unermeßliche Schätze: und wußten nicht, woher nehmen. Sie waren zufrieden, wenn das Volk in ihnen die Heilbringer sah und den Herren von gestern fluchen lernte. Rasch bethörtes Kindervolk! Laß einen flinken Schwätzer zu Deiner Brut in die Kammer; laß ihn wispern, der jungen Schaar fehle die unentbehrlichste Freiheit des Thuns; was Anderen erlaubt, sei ihnen verboten; nicht alle Gerichte würden ihnen vorgesetzt; nicht alle Schüsseln vom Mahl des Lebens angeboten; sie müßten früher im Bett sein als der Vater und Oheim; der Jüngling dürfe nicht beim langenden Mädchen liegen: und harre Du dann der Wirkung. So ists geschehen. Die kürzeste Zeitspanne sollte das in Jahrhunderten Versäumte bringen, Minderjährige in schrankenlos waltende Herren ihrer Geschicke wandeln. Dürfen wir staunen, daß der Arme wider den Reichen aufstand, der Ausgesogene wider den Wucherer, der Bruder wider den Bruder? Daß unseres Volkes bestes, ihm auf rauher Scholle unersetzliches Erbtheil, die Christenkraft, in demüthiger Geduld Leid zu tragen, mählich verzettelt ward? Und hättest Du zehnmal mehr gegeben, hundertmal: Deine Gabe hätte der Gier nicht genügt. Daß Du den noch steter Führung Bedürftigen den Finger reichtest, war schon gefährliche Schwäche.

Darob zu rechten, ist jetzt nicht Zeit. Hundertfünfzig Millionen Menschen blicken nun wieder auf Dich, hoffen von Dir Erlösung aus Angst und Pein. Deine Verantwortlichkeit mit den fünfhundert Erwählten zu theilen, wäre bequem gewesen; hätte das Reich leicht zwar die Einheit und Größe, Dich aber gewiß nicht den Kopf gekostet. Dein Wagniß ist wahrlich nicht klein. Daß Du es auf Dich nahmst: deshalb schon wäre manche Schuld Dir zu verzeihen. Nun aber verlerne das Wanken! Selbstherrschaft ohne Selbstherrscher kann nicht bestehen. So aber hast Dus bis heute getrieben; ohne es zu ahnen, bewiesen, wie berechtigt einst das Warnwort der Mutter war. Laß Dich nicht anfechten, daß sie Dich schelten, des Eidbruches zeihen, den Todfeind Deiner russischen Brüder nennen. Horche getrost nur auf das Urtheil, das in der Brust Dir der Richter spricht. Von Europa her weht ein Wind des Aberwitzes über unser Asiatenland. Was sie dort selbst nicht er-

reicht haben und kaum erst erstreben, soll uns viel Jüngeren die nächste Stunde bescheren; sonst trifft uns ihr Banngebot. Strafen sie in Europa denn nicht mit des Fallbeiles Schärfe? Lösen sie Dem die Kette, der zur Vernichtung der Staatsmacht aufgerufen, zum Kampf gegen die Reichswächter die Waffen erhoben hat? Dulden sie gröbliche Schmähung der Männer, die im höchsten Rath ihres Kaisers sitzen? Selbst wenn diese Männer nach der Meinung der Volksmehrheit nicht die allerwürdigsten sind? Bliebe ihr Rednerhaus auch nur sieben Sonnen lang offen, wenn die ersten Diener des Herrschers drin gewaltsam am Sprechen gehindert würden? Haben sie, heischen sie auch nur das Recht, nach ihrem Belieben die Wahl dieser Diener zu erzwingen? Nehmen sie den Großen das Ackerland und gebens den Kleinen, deren Nothstand auch unter ihrem wärmeren Himmel nicht gering ist? Achte nicht ihres Geheules! Nach Freiheit rufen die selbst Unfreien: und bedenken nicht, daß jede Freiheit nicht Jedem frommt; nicht, daß sie vor sechs Jahrzehnten, da sie, auf günstigerem Feld, schon bessere Frucht gezogen hatten als wir bis auf diesen Tag, mit dem Maß von Freiheit, das Du gewährt hast, überglücklich gewesen wären. Zage auch Du nicht um Dein Leben; um höheren Preis es einzusetzen, wird Dir nie hienieden gegönnt. Fällst Du den Mördern und verödet Dein Haus, so lebet Ihr Gevehmten im Heldenlied und sühnet alte und neue Geschlechtssünde, die unheilvoll fortgezeugt hat. Hörst Du den Athem, der aus millionen Herzen dort unten zu Dir auflauscht? Gieb diesem Volk, was seinem eigenen Kern entkeimt ist, was auf seiner Altersstufe das Bedürfniß wohthätig befriedigt; gieb, ohne fremden Köchen nachzuäffen, Nahrung, nicht Gift. Keine Duma, die in ihrer niedrigen, lichtlosen Werkstatt den ungefügen Gliedern des wunden Reichsleibes ein Zwangskleid anmessen will. Keinen Mund, dessen tausendzüngige Rede dem Volk die Zerrissenheit seines innersten Wesens zum Bewußtsein bringt. Suche Dir Statthalter, hole sie über die Grenze, wenns hier an tüchtigen Männern fehlt, und laß jeden in rastloser Ruhe erwägen, wie er der besonderen Noth des kleinen, vom Blick umfaßbaren Gebietes, dem er vorsitzt, abzuhelfen vermag. Die Besten aus dem Bezirk seien ihm Berather und Wächter. Dulde keine Willkür; auch nicht von den durch Geburt Dir Nächsten. In anständigem Glanz möget Ihr Fürsten wohnen; nicht in kränkendem. Alles, was bisher nur das Hof-

gewürm mästete, spende mit offener Hand dem darbenden Volk. Doch zaudre nicht, rückhaltlos ihm in der Hochzeitstunde zu sagen, daß seiner Wünsche Ziel noch weit hinten, im Steppennebel, liegt und daß nur Trüger ihm bis zum Anbruch der Nacht ein Eden versprechen. Nur dem Würdigen, Reinlichen traue; auch wenn ihm nicht Salböl von der glatten Lippe träuft. Sorge dafür, daß die Klage des Mühsäligsten ins Ohr des auf seinem Wurzelboden Mächtigsten ohne Hemmniß den Weg finde und daß aus allen Gauen, von den Floßhütten der Wolga und den Semlianken Sibiriens sogar, treue Männer Dir Mißbrauch und Uebermuth melden. Blut ist geflossen. Viel Blut wird noch fließen. Jene vermaßen sich, nach einem Urtheil, das Wuth und Haß sprach, es zu verspritzen. Trafen mit dem Sünder oft den Gerechten und nahmen der Ehrlichkeit den Eifer, dem doch kein Lobwörtchen lohnen würde. Sie hatten für jeden Splitter den härtesten Spruch und sahen im eigenen Auge nicht den Balken. Auch auf Deinem Weg ahne ich Blut. Wer es, ohne den eigenen Vortheil, die eigene Fährniß zu besinnen, für die Ordnung, die Zukunft einer Volksgemeinschaft vergießt, vergießen muß, weil kein milderes Zuchtmittel Ruhe stiftet, Der braucht vor dem Richtersitz im Gewölk nicht zu erbeben. Er gleicht dem Vater, der das von Pestgefahr bedräute Haus mit eisernem Besen reinfegt. Sei, den hundert Millionen Batjushka nennen, dem Haus Deines Volkes ein Vater! Dein Thun wird den Enkeln Todsünde scheinen, wenn fortan nicht Weisheit und Tapferkeit bei Deinem Herrscheramt sind. Weihe Dich zu einem Kaiser! Sieh: zweier Pilger Segen und ein Bad im Nachtthau hat aus einem plumpen Bauernfüllen mir dieses Ritterstreitroß gemacht. Mir, der nur die Sommerhoffnung, das Wunschgebild Deines armen, an ungehobenen Schätzen so reichen Volkes ist; und der einzige Riese doch, von dem Du Rettergedanken, Retterthat, Heilandswunder gar erwarten darfst." Hatte Nikolai die Stimme des Mahners gehört, der dreißig Jahre als lahmer Tölpel leben mußte? Die ihm Nächsten nährten ringsum Hoffnung.

Die ist längst nun verhungert; und die Stunde versäumt, in der Rußland am Webstuhl sausender Zeit seinem Sonderwesen, seiner Gottheit das lebendige Kleid wirken konnte. Die Reichsduma ist Schibboleth und Geisterscheide geworden und alle nach Stolypin in Amtsmacht Erhöhten haben sich, Kokowzew, Goremykin, Stuermer, mit ihr abgefunden. Sacht; oben gedrückt, unten

gerückt: so wurde leidliche Ordnung. Fürs Erste muß die Reichsduma ungefähr bleiben, wie sie ist. Ihr dankt das Land, daß der (nur auf der österreichischen Front, auch da unzulänglich, vorbereitete) Krieg mit ungleich stärkerer Wucht und Wirkung als der viel kleinere gegen Japan geführt und das Heer bis heute gekleidet, gewaffnet, genährt werden konnte; ihrer Mitarbeit dankt der Zar, daß unter sechsundzwanzig Kriegsmonden noch nirgends Aufruhr ward. Sieg müßte ihre Macht mehren („Das haben wir, im Bund mit den Trägern westlicher Civilisation, erreicht!"); Niederlage (die man den Bleibseln der Selbstherrschaft zuschreiben könnte) braucht sie nicht mitzureißen, wenn im besiegten Reich nicht ein neuer Pugatschew die Schollenmenschheit zum Rebellenheer schaart und, nun erst, „die russische Revolution" aufschürt, deren Weißgluth anders aussehen würde als das Geflacker städtischer Putsche. Ernste Gefahr droht der Demokratie nur von einem aus Verständigung erwachsenen Frieden, der die Rückkehr in das alte Verhältniß zum Deutschen Reich ermöglicht und die Freundschaft mit den Westmächten („deren Vormundsucht uns den verheißenen Triumph nicht beschert hat") allmählich abkühlt. Solchen Frieden wünscht die schmächtige Preußenpartei; und würde, ihn zu erlangen, wohl ein paar von Fremdvolk bewohnte Gubernatorien hingeben. Mit ihren Wünschen dürfte der deutsche Staatsmann nur rechnen, wenn sie sich an einem stämmigen Gossudar aufgerankt hätten. Der fehlt; von dick umwickelndem Schlinggewächs wird eine Binse nicht fester. Seit zehn Jahren hat Nikolai Alexandrowitsch nur auf Einflüsterung gelauscht; nur nach dem Wisperrath sterblicher Menschen oder beschworener Geister noch zu wollen gewagt. Minister, Armeeführer kamen und gingen; warum? Jeder Befragte hob die Achseln, die Brauen. Von der (gesänftigten) Duma ließ der Zar sich nur selten, in einer blassen Stunde, noch schrecken. Der hellste Abhang seines Wesens läuft unten ja in das Sehnen der liberalen Gesellschaft aus. Der kann er nie Führer, vielleicht aber noch Willensvollstrecker und Bannerbild werden. Berichtet ihm, daß in Rußland, von dessen Erde, nach drei ausfuhrlosen Erntejahren, die Nährmittelmenge himmelan gestapelt sein muß, auf weiten Strecken das Volk hungere, weil die Verwaltung jämmerlich und keine Hauptader des Reichskörpers vor Verstopfung bewahrt ist, warnet ihn vor dem Winter, in dessen weißen Laken auch das Feldheer darben und waffen-

los hinsiechen könnte: er wird schluchzen, seiner lahmen Entschluß- kraft ein Stelzbein anriemen und, fast unfromm, dem Schicksal grollen, das ihm den Thatriesen noch immer nicht schickt. Sogleich aber sähet Ihr die letzte Thräne in ein Glückslächeln verdunsten, wenn in das Große Hauptquartier die Botschaft käme: „Ruß- lands Verstand will, von Benckendorf und Kokowzew bis zu Ple- chanow und Krapotkin, heute, was Du, Väterchen, immer gewollt hast, seit Deine junge Stimme die Völker in den Haag, auf die Weltfriedenswarte rief; will, außer neuer, seinem religiösen und nationalen Drang genügender Abgrenzung gegen Oesterreich-Un- garn und die Türkei, unbrechbare Wehrmachtschranken und in- ternationale Friedensschutzverträge.“ Nach solcher Zustimmung gölte er den Damenhöfen, aus denen nur Mitleid noch zu ihm sprach, selbst wohl als ein dünnes Reislein vom Riesenstamm.

England, Frankreich und Rußlands Hirn eint der Wille zu Volksherrschaft (die auch in Monarchien oft möglich, manchmal wohlthätig war), zu Erleichterung der Waffenlast, zu Völkerschieds- gerichtsbarkeit mit sicher verbürgter, wider den steifsten Trotz wirk- samer Vollzugskraft. Die Grundsätze der Staaten sollen in Ein- klang mit zarter Sittlichkeit gestimmt, mündige Nationen bewach- tem Recht, nicht länger noch blinder Gewalt, unterthan werden. (Zetert nicht vorschnell über Heuchelei, Narretei, sondern ent- schließet Euch, für ein Weilchen wenigstens, in den Glauben, daß dieses Bekenntniß aus tiefer Inbrunst kommt, in das Weihe- zeichen neuer Morgenröthe hin strebt und im nächsten Lenz schon aus unserer Erde, als Saatgut, Frucht wecken kann. Ohne solchen Entschluß dreht, zwischen Blutlachen, auch unser Denken sich sinn- los in ödem Hexenkreis.) Jedes Volk, das kleinste selbst, soll in der Wahl seiner Staatsform, Rechtsnorm, Lebensgewandung frei sein; noch das größte aber verpflichtet, Freiheit und Rechts- besitz jedes anderen zu achten; die Verletzung dieser Pflicht auch den Einbruch in die Rechtsmark eines Knirpses ahnde die Schutzgenossenschaft. Spaltung, Zersplitterung eines Stammes sei nur so lange zu dulden, wie er selbst, Haupt und Glieder, sie billigt. Gegen den Willen nationaler Mehrheit, die fremden Staatsverband zu entknoten, zu lösen trachtet, wirke kein Ein- spruch. Die Volksstimme entscheidet in unantastbarer Allmacht (Dieser tückische Plan, knirscht Einer, schielt in unser Elsaß-Lothrin- gen. Wohl auch nach Bosnien, Kroatien, Dalmatien, Istrien,

Welschtirol, Siebenbürgen, nach dem ruthenischen Galizien, Temesvar, Czernowitz, bis nach Armenien. Bebt Michel vor Schlangenlist? Wenn Irlands, Indiens, Egyptens, Maltas, Finlands, Polens Stimmenmehrheit die Wahl des Staatsverbandes, den Uebergang aus altem in neuen bestimmen soll, sei ihr auch in unserem Westen das Souverainrecht gegönnt. Sträubt Britanien und Rußland sich gegen solche Abstimmung, dann wird aus dem Ideal eine Spatzenscheuche. Ist aller Humor denn aus Deutschland geflohen?) Aus dieser Wunschliste wird offenbar, daß den Dreien auch die Losung gemeinsam ist: Nie wieder! Niemals wieder darf aus Menschenwillen die Sintfluth solchen Krieges werden. (Nirgends kann eine Seele sich in die Schmähung dieses Zieles erniedern; wo es geschieht, ist das Menschenantlitz nur Larve.) Die Feinde hoffen zuversichtlich auf Sieg; wissen aber, daß davor heute noch Heraklesarbeit (Carson) liegt und daß Deutschland sich lange, weit vor seinen Grenzen, vertheidigen kann. Demokratie, Selbstbestimmungrecht aller Völker, auch den schwächsten verbürgtes, Minderung der Wehrlast, auf dem Götzenthron roher Gewalt fortan die Gottheit lauteren Rechtes, die Kriegsfurie morgen nur Spuk noch und Schemen: der diesem Zukunftwollen redlich Verlobte, heißts, kann Frieden erlangen. Die Stichwörter sind gut gewählt. Wo sie sich durchzusetzen, Erobererdrang und Rachsucht zu übertönen vermochten, lenkte Adlersblick den Löwen: war der Staatsmann stärker als der Feldherr. Und nur solche Rangordnung verheißt in der Menschenwelt haltbaren Sieg.

Wir?

„Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und ein sinn- und zweckloses Ding entsteht.

Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rath zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen, was die Kabinete zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen. Eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen sollte den Führern des politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die Haupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger, ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und Beschlüssen theilnehme. Höchst gefährlich ist der Einfluß eines anderen Militärs als des obersten Feldherrn im Kabinet. Das wird selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tragen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat,

nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den Kriegern neidiger Tintenklecker, sondern, nach vier Kriegen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man „die Sache den Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die faul sind, gern schlafen und von denen Jesaias Herr Zebaoth zürnt: „Jeglicher siehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem Stande." Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?

Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestimmen. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, vernichten: gen Diesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarer Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nicht zu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag möglich bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit,

zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur ein Rom, ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf vier Wahlstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können, die aus dem Feuertod als Römerkolonie aufersteht, der Vandalen, Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz hinterläßt? Deren Vormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior-Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago seine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talente. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte. Hannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.

Diese Grundsätze (deren Wiederholung jetzt, leider, nothwendig wurde) werden nur in Deutschland befehdet. Weil bei uns wirklich, wie der Feind behauptet, Militarismus herrscht? Der ist Kulturform und Geistesverfassung; drängt in immer härtere Rüstung und gewöhnt auch den Bürger in die Vorstellung, daß zum Austrag eines Völkerstreites der Waffenkampf das allein taugliche Werkzeug, jedes andere unwürdig, unnützlich sei. Heldenthum, Kriegertugend kann ohne Militarismus gedeihen; nur er aber verbürgt stete Bereitschaft aller Glieder des Volkskörpers zu schleunigem Uebergang in Krieg. Deshalb, weil er die Verlockung in Krieg begünstigt und entweder ins Breite fortwuchern oder mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden muß, soll bis zu seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller dem Deutschen Reich feindlichen, die leise aller neutralen Mächte. „Kennen sie denn Deutschland nicht?“ Nein. Deutschland schweigt. Und duldet, daß brüllende Amokläufer sich der Menschheit als echte Künder deutschen Geistes anpreisen. Wie lange noch?

Amerikaner.

William Dean Howells.

Ein alter Mann, auf den die moderne literarische Jugend Amerikas nur noch verächtlich blickt. In seinen besten Büchern ein feiner Künstler. Einer, der die amerikanische Seele kennt und besonders als Schilderer von New England-Charakteren nicht Seinesgleichen hat. Fontane sehr ähnlich in seiner Liebe zum Kleinen, in seiner Gabe für „causerie“. Während aber Fontane scharf-witzig ist und gelegentlich wieder nur „kolkt“, ist Howells graziös-humorvoll und verblaßt nur bisweilen. „Indian Summer“ ist als eine Folge von Plaudereien so originell wie eine schwebende, auf und nieder steigende italienische Melodie. (Howells hat lange in Italien gelebt.) „The Rise of Silas Lapham,“ „The Lady of the Aroostook“ sollten übersetzt werden. Man lernt aus diesen Büchern die amerikanische Provinz, ihre Ehrbarkeit und Unschuld, kennen.

Howells hat in einem überaus heftigen Artikel der North American Review die „teuflische Macht“ Deutschlands angeklagt. Ich habe mich darüber nicht sehr gewundert, denn er besitzt, wie seine gesammelten Kritiken beweisen, gar kein judicium. Seine feindsälige Haltung kann uns nicht verleiten, das Werthvolle in ihm zu verkennen.

Paul Elmer More.

Paul Elmer More, der Verfasser der bisher in sieben Bänden erschienenen „Shelburne Essays“, scheint mir ein ausgezeichneter Kritiker, der auch in Deutschland Beachtung finden sollte. Er kennt die griechische, lateinische, englische, deutsche, italienische, französische, portugiesische Literatur und liest diese Sprachen. Er schreibt ein ungewöhnlich reines und harmonisches Englisch, hat ein kluges und maßvolles Urtheil, sieht zarte Schattirungen und spricht eigene und unpopuläre Ansichten muthig, aber ohne Bravour aus. Er ist einer der Wenigen, die das „Amulet der Zurückhaltung“ (the amulet of reticence) tragen. Als Kritiker gehört er zu der Rubrik Sainte-Beuve. Wie Fontane einmal in seiner ungenirten Aufrichtigkeit sagte, er könne nicht feststellen, ob „Iphigenie“ oder „Die Weisheit Salomonis“ höher stehe, so muß ich bekennen, daß ich nicht weiß, ob Sainte-Beuve oder More höher steht. Der Franzose hat die Priorität und die Lebensleistung für sich und er gilt als der Begründer der Methode. Doch vor Sainte-Beuve war Villemain und ein Vorgänger ist ja immer da. Die Methode aber schätzen wir vielleicht heute nicht

mehr so hoch, nachdem ein halbes Dutzend begabter Kritiker uns gezeigt hat, daß man es so und auch anders machen kann. Ich könnte viele feine und zwei oder drei tiefe Bemerkungen citiren, die ich in Mores Büchern angestrichen habe, unterlasse es aber, da beim Uebersetzen stets das Unzulängliche Ereigniß wird.

Robert Frost.

Robert Frost hat nur zwei dünne Bändchen Dichtungen veröffentlicht. Ich kenne nur das spätere: „North of Boston.“ Die Thronbesteigung eines Dichters anzukünden, ist ein mißliches Unternehmen. Vestigia terrent: ich denke an Grimm und Johanna Ambrosius. Doch ist in diesem Fall das Wagniß nicht groß. Wenn ein müder Fünfziger, der ziemlich viel Lyrisches kennt, nach zwanzig Reihen ausruft: „Hier ist Neues und Echtes“, dann wird ihn wohl sein Instinkt nicht mißleitet haben. In der amerikanischen Literatur ist jetzt Sacharin Trumpf. Nun: hier ist von Surrogatsüße nichts zu spüren. Ein Dutzend kurzer Geschichten, Seelenbilder im „blanc verse“, schlicht und herb, in den einfachsten Linien, ohne anderes Kolorit als das einer Radirung. Aber unvergeßlich. Eine Geschichte „The death of the hired man“ habe ich nun schon viermal, in Zwischenräumen von einigen Wochen, gelesen und der Eindruck hat sich nicht verwischt. Die kleinen Dramen spielen in New England; und Hawthorne, dessen „golden gloom“ Motley rühmte (das Beste, was sich in zwei Worten über den Einsamen von Salem sagen läßt), würde dem Scheuen, Keuschen, mühsam sich Erschließenden eine karge Zustimmung nicht versagt haben. Es wird jetzt in Amerika viel gedichtet, aber in Dem, was ich sah, ist der europäische, meist französische, Einfluß nicht zu verkennen. Nichts davon bei Frost; ein Kritiker erwähnt seine Verwandtschaft mit Wordsworth, aber der jüngere Dichter hat ein viel dunkleres Temperament. Offenbar ist er ein Mann von starker Leidenschaftlichkeit, die wie mühsam gebändigt und in Lakonismus gedrängt ist. Zwischen den Zeilen steht unendlich viel. Er ist kein poetischer Poet, daher mag ein Uebergang ins Epische oder Dramatische nicht ausgeschlossen sein; „schöne Sprache“ (o Grauen!) finden wir bei ihm nicht, aber in drei Zeilen die Stimmung der Stunde. Prosaische Wendungen erhebt er ins Poetische, während sie, meinem Empfinden nach, bei Wordsworth prosaisch bleiben und nicht verschmelzen. Dabei die feinste Kunst der Versbehandlung. Nur ein Beispiel. Eine Geschichte schildert, wie eine Frau nicht vergessen kann, daß ihr Mann, ein Farmer, dem gestorbenen Kind selbst das Grab im Garten grub. „Wie konntest

Du?“ fragt sie in ihrem ungerechten Schmerz. „Ich sah Dich von dem Fenster da

Making the gravel leap and leap in air
Leap up, like that, like that and land to lightly.“

Lesen Sie es zweimal, dreimal! Die Alliteration, das wiederholte like that, das land to lightly (die Abstufung in der Schwere der Vokale) scheint mir unübertrefflich. Man sieht den Vorgang; und wie mit den letzten Worten der Sand niederfällt, so scheint auch alle Hoffnung hinzusinken.

Evanston, Jll. Eduard Goldbeck.

Philosophus Teutonicus.

Als wieder einmal, in der Dinge ewiger Wiederkehr, Offenbarungen des Gefühls verkalkt waren und erstarrt in Buchstaben, Worten und Begriffen, erschien, lebendiger Seelenkräfte voll, in der Oberlausitz ein Mensch, dessen Triebhaftigkeit feind war allen Verkalkungen und Erstarrungen und der, wenn auch vergeblich, Raum zu erkämpfen suchte für ein Fühlen, Denken und Glauben, das, festgewurzelt, wächst in der Natur, davon der Mensch ein klein geringes Theil. Solches zu finden und zu erfahren, war zu gleicher Zeit der Doktor der Medizin Balthasar Walther aus Glogau nach Syrien gefahren, nach Arabien und nach Egypten; und war heimgekehrt so klug als wie zuvor: keines Alchemisten Laboratorium und keines weisen Mannes Pergament hatte ihm die Welträthsel zu lösen vermocht. Aber was er im Orient vergeblich gesucht, fand er, unerwartet und schon aller Hoffnung bar, nicht weit von Glogau: in Görlitz; und in keiner alchemistischen Küche und bei keinem in Pergament schmökernden Gelehrten, sondern in dem träumerischen, in Schauen und Fühlen versenkten und Gott überall in der Natur ahnenden Wesen eines deutschen Schuhmachermeisters, in Jakob Böhme; und in einem Buch, das, die „Morgenröthe im Anfang“ betitelt, dieser Jakob Böhme aus seinem Wesen hinaus geschrieben, hinaus hatte schreiben müssen.

Jakob Böhme war jung gewesen im Dorf Altseidenberg, wo er an irgendeinem Tag des Jahres 1575 einfachen, doch wohl- und altgesessenen Bauersleuten geboren worden. Jakob Böhme war vierzehnjährig, weil zu schwach für die Ackerschaft, zu einem Schuster in die Lehre gekommen, nach Gesellenart auf Walze gegangen und gelandet in Görlitz, wo er, vierundzwanzigjährig, sich das Meisterrecht erworben und, getreu der Zunftvorschrift, im selben Jahr ein görlitzer Kind geheirathet hatte. Jakob Böhme saß nun, verspottet und verhöhnt, weil er mit eingefallener Brust und träumenden Augen in sich

hineinsah und aufschrieb, was er geschaut, statt der Schuhe zu gedenken und der Leisten und der Frau und der sechs Kinder, die nach Brot verlangten. Von Jakob Böhme sagten die Spötter, er gebe den vornehmen Enthusiasten ab und habe oft seinen Raptus; und die Verleumder ließen, offen und geheim, Jeden wissen, den danach verlangte: dieser Jakob Böhme zähle zu den Ketzern, und was er ersonnen und aufgeschrieben, sei teuflisch Werk, davor „ein christlich und gottselig Herz billig einen Abscheu haben und tragen soll“. Und nur die wenigen Freunde dieses Jakob Böhme wußten, wie es gestürmt in dieser, der tiefsten Inbrunst so fähigen Seele; wußten, daß dieser Jakob Böhme sein erstes Buch symbolisch „Morgenröthe im Anfang“ genannt, weil sein Geist an die zwölf Jahre in Chaos und Finsterniß geirrt und gesucht, ehe es ein Wenig Tag gedämmert darin. Aber auch sie, die Freunde, Balthasar Walther nicht ausgenommen, erkannten die Gründe und die Triften des in sich Versenkten eigentlich nicht; was sie mit Hosianna begrüßten, war des Suchenden an Magie und Alchemie sich klammernde Unklarheit, war des Hilflosen vergeblich Ringen: Erdachtes und Erfühltes in eigener Sprache und eigener Form sinnfällig zu machen. Daß sich aber in diesem philosophirenden Schuster wieder einmal das Prinzip der Dinge, das Wesen der Natur, wie es ewig ist und sein wird, offenbart hatte, begriffen die seelischen Organe der sich ganz der Magie hingebenden Freunde nicht; und so machten sie ihn denn im übersinnlichen Reich des Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim, darin sie selbst als Gläubige lebten, zum Hohepriester.

An der Zweiheit Gut und Böse nämlich, daß des Menschen Seele sich zur Natur in Gegensatz fühlt, daran hatte der junge Jakob Böhme tief gelitten; so tief, daß er die ganze Natur, das ganze Weltall begrübeln mußte, bis er gefunden: daß in Allem, sowohl in den Elementen wie in den Kreaturen, Gutes sei und auch Böses. Diese Erkenntniß aber hatte ihn nicht trösten können, sondern in noch größere Melancholie und Traurigkeit gestoßen, darin er Jahre lang gelebt, bis er in den Worten Gut und Böse ethische Begriffe der menschlichen Zunge erkannt und er, was seine Zunge selbst bis dahin überall in der Natur so geheißen, als die Spannung verstanden entgegengesetzter und doch auch wieder ineinander wirkenden Kräfte. Und hatte zur selben Stunde „Herkommen und den Urstand dieser Welt und aller Kreaturen“ und „das Wesen aller Wesen, den Grund und Ungrund“ geschaut; denn die entgegengesetzten und doch auch wieder harmonisch ineinander wirkenden Kräfte waren von ihm erkannt, nein, geschaut worden als göttlich. Ihm, dem im Gefühl Ahnenden, dem mystisch Schauenden war das Höchste worden: Gott-Natur hatte sich ihm offenbart. Gott und Natur, empfand er, stehen einander ja nicht gegenüber, sondern sind Eins. Darum Jakob Böhme wohl jubeln durfte: ihm sei eine Pforte geöffnet worden, darob er in einer Viertelstunde mehr gesehen und gewußt, als wenn er viele Jahre auf Hohen Schulen

gewesen wäre. Und wenn er mit dem besten Freund, dem Doktor Tobias Kober, lustwandelte vor den Thoren der Stadt, so ließ er sich den Namen einer Pflanze in vielen Sprachen sagen, dabei er jedweden Betrug zu merken glaubte, weil er ahnte, daß alle Sprachen der Welt ihre Wurzel hätten in der Sprache der Natur und daß aller Dinge Eigenschaften naturgemäß in der menschlichen Sprache ihren Abglanz fänden, weil doch die Sprache nur eine Dienerin sei der Empfindung, des verarbeitenden Geistes, der ordnenden Vernunft, also sich eine Grund- und Ursprache finden lasse müsse, durch die jede Sprache der Welt Jedem verständlich werde. Daß das Unbegreifliche doch noch Ereigniß werde, daß die babylonische Sprachverwirrung doch noch ihre Entwirrung fände, Das glaubte er, durchdrungen von der Einheit aller Dinge, und weil er tief hineinhorchte in deren Wesen. Das glaubte er, obschon ihm Doktor Tobias Kober oft bedeutet haben mag, daß man sich schon lange und vergeblich gemüht, die Sprachen der Welt zurückzuführen auf deren Wurzeln, auf eine Ur- und Natursprache, die Allen verständlich sei.

Der selbe Jakob Böhme aber, der die Einheitlichkeit aller Dinge also begriffen und mit Recht von dem „Durchbruch seines Geistes bis in die innerste Geburt der Gottheit“ sprechen durfte, schaute und ahnte eben nur in besonders begnadeten Stunden klar und folgerecht. Gut und Böse, diese Gegensätze, die ihm kund geworden als eine Spannung entgegengesetzter und doch auch wieder ineinander wirkenden Kräfte der Natur, sie wurden ihm, weil er ein Kind war seiner Zeit (und seiner Kirche), doch unter der Hand wieder zu ethischen Begriffen: die überall und Gott seienden Kräfte nämlich, die hätten die schlummernde Möglichkeit in sich, gut oder böse zu werden, seien nur noch nicht „entzündet“ dazu; aber der menschlichen Seele stehe frei, das Gute oder das Böse oder, in sein kirchlich Dogma, von dem er nie ganz loskam, übersetzt: Gott oder den Teufel zu wählen. Und um diese Freiheit der Seele zu rechtfertigen, erklärte er die Seele selbst für etwas völlig Ursprüngliches, für das Centrum der Natur, das von nichts zu bestimmen noch zu beeinflussen sei; und hatte also vergessen, daß das Centrum der Natur allüberall ist und daß Alles in Zusammenhang steht und in Wechselwirkung.

Aber wenn auch sein Geist irrlichtete, wenn auch manchmal der Boden unter ihm wich und er in eine übersinnliche Schwebe kam, darob entzückt er nichts mehr wußte vom Bestande dieser Welt: seine zwischenzuständliche Seele blieb sich doch auch in diesem dunklen Drange hin zur mystischen Verzückung des rechten Weges wohl bewußt; nämlich: Gott nennen zu müssen die unendliche, unermeßliche, weltumfassende Unnennbarkeit. Und weil er treu sich selbst und unerschrocken diesen Weg in vielen Schriften ging, kamen, blind eifernd, die kleinen Geister über ihn und deren kleiner und kleinlicher, persönlicher und allzu persönlicher Buchstabengott. Vor Allen Gregorius Richter, der Pastor Primarius in Görlitz, den verdroß, daß ein

Schuster, ein so geringes und armsäliges Mitglied seiner Gemeinde, sich unterfing, über Gott und Schöpfung zu schreiben, ohne auf Hohen Schulen gewesen zu sein, und, was das Schlimmste, von etlichen gelehrten Leuten ernst genommen wurde: wie es denn dem Doktor Balthasar Walther ja beliebte, ihn den Philosophus Teutonicus zu nennen, was heißen sollte, dieser Schuster sei ein Mystiker, sei ein von Gott Bevorzugter und Begeisterter. Und weil der Pastor Primarius sich von Amtes wegen als den Bevorzugten dünkte, stieg er, dunklen Haß in sich, auf die Kanzel, schmähte den Schuster und reizte das Volk, so daß der Rath der Stadt, klüglich zween Herren, dem erregten Hirten wie der unruhigen Herde, dienend, den Gegenstand eines sich vorbereitenden Glaubensstreites gefänglich einziehen ließ, aber wieder frei setzte, nachdem er gelobt, fortan das Schreiben zu lassen.

Aber verbiete nur dem Seidenwurm, zu spinnen! Und so schrieb denn auch, trotz dem Gelöbniß, Jakob Böhme wieder, nachdem er sich fünf Jahre davon enthalten. Und wieder stand der Primarius auf der Kanzel und wieder murrte das Volk; und wieder trat der Rath zusammen und erkannte, diesmal auf Verweisung aus der Stadt. Vergebens suchte der Verwiesene Rechtfertigung, fruchtlos blieb seine scharfe und bittere Vertheidigungschrift gegen den Primarius: dem „Maul- und Titelchristenthum“ mußte er weichen. Er ging nach Dresden zu Hof, dorten man, wie überall damals, laborirte und von wo ein Ruf an ihn ergangen, weil man hoffte, er könne Gold machen und den Stein der Weisen finden. Er ging; und war gläubig wie ein Kind daran, zu seines Lebens Gipfelpunkt hinaufzuschreiten. Und kehrte zurück nach sechs Wochen; denn er war „in Gnaden entlassen“. Kehrte zurück zu seiner vom Primarius inzwischen schlimm geschmähten und beschimpften Familie und in sein vom Pöbel stets umrottetes Haus. Ging, von einem Edelmann nach Schlesien geladen, abermals: und kam wenige Monate später, fiebernd und am Unterleib krank, wieder heim. Doch nur, damit vierzehn Tage später, am siebenzehnten November 1624, ihm seines Feindes Nachfolger (der Primarius war einige Monate zuvor gestorben) die letzten Stunden schwer mache und seine Leiche verunglimpfe; doch nur, damit der Pöbel sein Grab schände und dem das Symbol mißgönne, das Freunde gesetzt, das Symbol des Heros vom Kalvarienberg, des größten Gottsuchers.

Was thats und was thuts? Jakob Böhme wußte in seinen besten Stunden, lange, bevor er, tief erseufzend, diesem Leben entschlafen, wie nichtig Alles im Raum und in der Zeit ist; darum er seinen Freunden ins Stammbuch zu schreiben pflegte:

„Wem Zeit ist die Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
von allem Streit.“

Bonn. Wilhelm Dünwald.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Oktober 1916.

Voruntersuchung.

Achthundertelfter Kriegstag. Unter deutscher Führung haben die Truppen des Vierbundes die Hafenstadt Konstanza besetzt; und die aus Siebenbürgen, aus ihrer Dobrudscha gedrängten Rumänen, die seit zwei Monaten, wider alles Versprechen fast allein, gegen Deutsche, Austro-Ungarn, Bulgaren, Türken kämpfen, zittern schon für die altmodisch befestigte Hauptstadt. Sie könnten noch Gold scheffeln, wonnig im Paktolos dicht umwölkten Kriegsgeschäftes waten, wenn des Verführers Stimme sie nicht aus üppig nährender Neutralität in den Wahn geschwatzt hätte, ihre Stunde, die, zu gerechter Theilung der Beute, an die Seite des Siegers ruft, habe geschlagen. Blitzschneller Einbruch in Transsylvanien, russischer Massenvorstoß nach Bulgarien, dessen Südwestflanke zugleich General Sarrail packt, zwei Mächte vom Vierbund getrennt, dessen Feinde dann die Untere Donau beherrschen, endlich auf einer inneren Linie operiren, Rußland geschwind mit Schwergeschütz waffnen, Rußlands Feldfrucht, Vieh, Rohstoffe einhandeln, den Kaiserlichen berliner und wiener Farbe den Weg in den Orient sperren können: Furchtsame mochte der Plan schrecken. Ist er, für den Rußland, um sich an Bulgaren und Türken zu rächen, einträglicher Güterabsatz zu erlangen, die Straße nach Konstantinopel und raschen Verkehr mit den Westgenossen zu sichern, die ganze Kraft seiner Menschheit einsetzen mußte, nun, wie Churchills Türkenkriegspläne, ertraglos verbrandet, wird die Walachei das Aufmarschgelände des deutschen, nicht des russischen Feldherrn,

dann muß der Rath der Zehn sich in neue Rechnung mit verlängerter Kriegsdauer eingewöhnen. („Die Deutschen wollen zunächst Bukarest, Galatz, Braila haben, die Landenge zwischen der Hochebene der Transsylvanischen Alpen und den Donaumündungen, durch einen Riegel die Verbindung von der Walachei nach der Moldau hindern, Rumäniens Korn und Petroleum einheimsen, Bulgarien und die Türkei für eine hübsche Weile schirmen. Schon die Thatsache, daß Bulgarien noch nicht, durch jähen russo-rumänischen Ueberfall, zerschmettert worden ist, wird den Krieg um mindestens sechs Monate verlängern und die Kosten um fünfzig Milliarden erhöhen. Doch viel ärger noch würde das Ansehen, die sittliche und die finanzielle Kraft der Verbündeten geschädigt, wenn sie Rumänien etwa, wie Serbien, vernichten ließen. Dafür würden die Regirungen, nicht nur die Feldherren, verantwortlich gemacht. Einheit der Front! Wem nützt das Gerede? Wäre die Gesammtleitung des Krieges in einer Hand, so hätte Sarrail längst, was er zur Niederwerfung Bulgariens braucht, und die Herzen wären nicht vom Anblick all der plumpen Fehler verdüstert, die seit Rumäniens Eintritt in den Krieg gehäuft worden sind. Ein oberster internationaler Generalstab und politische Führung des Krieges wird verlangt." Also sprach Genosse Hervé; und bewies damit, nicht zum ersten Mal noch als Vereinzelter, daß die pariser Censur immerhin erträglich ist.) Der Hoffnung, Rumäniens Niederlage oder Bereitschaft zu Sonderfrieden werde den Krieg kürzen, könnte schwächende Enttäuschung folgen. Noch sind die Feinde entschlossen, abzuwarten, wie Deutschland und dessen Gefährten im nächsten Frühjahr aussehen werden; noch gewiß, unter den Wintermonden dem (an der Somme merkbaren) neuen Vorsprung deutscher Industrieleistung nachzukommen. Würdigen Abschluß, der mehr wäre als ein (selbst dem einsamen Sieger gefährlicher) Waffenstillstand, kann nur Staatsmannsgeist noch, nicht das Schwert allein, erzwingen. Deshalb fragte ich vor acht Tagen, wie lange Deutschland nur brüllenden Amokläufern erlauben wolle, sich als seines Wollens echte Künder der Menschheit anzupreisen. Ihr rohes Geschrei hat uns auch bei Unbefangenen in üblen Ruf gebracht, den kein Widerhall schreckender Siegesmärsche überdröhnt. Gegen die im Präfekturbezirk Meurth Moselle gegründete Ligue du Souvenir können wir uns

Dieser Erinnerungbund beschuldigt auf den vierundsechzig Seiten der Schrift „Leurs crimes“ das deutsche Heer (das böse Thier aus der Offenbarung Johannis) des Diebstahls und Mordes, der Brandstiftung und Schändung, frecher Lüge und feiger Menschenschinderei; behauptet, nur erwiesene und stets wieder erweisliche Verbrechen ans Licht gezogen zu haben, und bietet die Gräuelsammlung so billig an (zehntausend Hefte zu fünfzehnhundert Francs), daß sie bald im fernsten Erdwinkel von Teutonentücke zeugen wird. „Weder Phrase noch anderen Aufputz: nur Thatsachen; deren Bedeutung der Leser sich selbst einprägen mag.“ Und deren unzweideutige Widerlegung wir, in jedem morgen noch nachprüfbaren Fall, getrost erwarten. Wer aber soll, wenn nicht, ehe es zu spät ist, auf die Knebelung der Geister verzichtet wird, uns aus dem Bann lösen, in den wir sanken, seit die Mär umgeht, der deutsche Raufbold, dem die Kant, Herder, Goethe, Schopenhauer zu Schemen erblaßt seien, giere nur nach Macht, nach dem Erz und dem Gold, der Gewalt über die Völker und Märkte der Erde, verlache die großen Zeichen heller Zeit und hebe den Fuß, um das Ideal der Menschheit, den Inbegriff der Menschlichkeit zu zertrampeln?

Achthundertelfter Kriegstag. Beim Mittagsmahl der Männer, die auf englischem Kabel den Glauben von heute, die Meinung von morgen um den kreisenden Erdball senden, spricht der vom Kriegsleid gebeugte, geläuterte Staatssekretär Lord Grey. Nicht über Somme und Donau, Gunst und Ungunst der im Harnisch ehern schreitenden Tyche. Darüber wäre Neues ja nicht zu sagen. Der Krieg wird währen, bis sein Ziel erreicht ist, und den Drang nach diesem Ziel wird kein aus Säumniß und Thorheit erwachsenes Dickicht hemmen. Oft ists wiederholt worden; erst im Herbst von Asquith, Briand, Carson, Lloyd George, Protopopow. „Wir werden gemeinsam siegen oder untergehen.“ Grammophon und Drehorgel haben das Lied abgeleiert. Lord Grey buhlt nicht um Beifall. Sehnt er sich in die Sümpfe, wo er dem Brüten einer seltenen Reiherart geduldig zuschaute, in das stille Waldhaus, wo die durchs offene Fenster eingeschlüpften Eichhörnchen das Futter ihm aus der schmalen Hand fraßen? Das Ohr vergißt den Secretary for Foreign Affairs; glaubt, einen unkirchlich frommen Einsiedler von niemals witterndem Rechtsgebot, von den Stufen der Sittlichkeit und dem Demantthron des Mensch-

heitgeistes die Hymne seines Herzens singen zu hören. Die Seele dieses Mannes trägt Trauer und der Abstieg in die Amtssprache ist ihm leidige Pflicht. Keine der jetzt wider Deutschland verbündeten Mächte, spricht er, hat den Krieg gewollt; auch der Zar die Mobilmachung des Heeres erst befohlen, als jeder Verständigungvorschlag endgiltig abgelehnt und die (verfrühte) Meldung von deutscher Mobilisation nach Petrograd gelangt war. (Das ist die Darstellung des russischen Orangebuches vom August 1914. Am sechsundzwanzigsten Juli hat der Geschäftsträger Bronewskij aus Berlin berichtet, die Polizei habe Rottung und feindsälige Rufe vor der Russischen Botschaft geduldet. Zwei Tage danach meldet Schebeko, Franz Joseph habe den Mobilisirungbefehl unterzeichnet. Der, telegraphirt Swerbejew am dreißigsten, sei soeben auch aus dem berliner Schloß ins Reich geflogen. Der Botschafter hats aus einem Extrablatt, das, wie Herr von Jagow ihm dann durchs Telephon sagt, dem Beschluß vorauseilte und drum in Beschlag genommen wurde. Am letzten Julimittag verpflichtet Rußland sich zu abwartender Haltung, wenn Oesterreich-Ungarn sein Heer auf serbischem Boden Halt machen und die ihm von Serbien zustehende Genugthuung von den Großmächten bestimmen läßt. In der Mitternachtstunde empfängt Sasonow das deutsche Ultimatum. Am zweiten August schreibt er an Nikolais Gesandte: „Offenbar bemüht sich Deutschland schon jetzt, uns die Schuld an dem Bruch zuzuschieben. Da Oesterreich alles Gespräch nur zu verzögernder Ausflucht nützte, die allgemeine Mobilisation vorbereitete und Belgrad beschoß, mußten auch wir mobilisiren; längeres Zögern hätte uns mit ungeheurer Verantwortlichkeit beladen. Der Zar hatte mit seinem Ehrenwort dem Deutschen Kaiser das Versprechen besiegelt, bis zum Abschluß der Verhandlung mit Oesterreich jeden Angriff zu meiden. Unter solcher Bürgschaft und nach allen Beweisen russischer Friedensliebe konnte und durfte Deutschland die Wahrhaftigkeit unserer Erklärung nicht bezweifeln: daß wir jedem mit Serbiens Würde und Unabhängigkeit vereinbaren Austrag des Streites freudig zustimmen würden. Anderer Austrag wäre nicht nur mit unserer eigenen Würde unvereinbar gewesen, sondern hätte auch, durch die Sicherung deutscher Hegemonie, das europäische Gleichgewicht zerstört. Unendlich viel wichtiger als der Vorwand, der den Zwist ermöglichte, ist dessen Bedeutung

für die Politik Europas und sogar der Welt. Der Entschluß, uns, während wir noch mit den Mächten verhandelten, den Krieg zu erklären, bürdet dem Deutschen Reich schwere Verantwortungpflicht auf." Oesterreichs Kriegserklärung kam sechs Tage nach dem deutschen Ultimatum in das Haus an der Sängerbrücke.) „Vier Mächte haben eine Konferenz, der Zar den Spruch des haager Schiedsgerichtes empfohlen, Berlin aber beide Vorschläge abgelehnt. Der aus dieser Weigerung entstandene Krieg darf nicht enden, ehe eine Reihe künftiger Menschengeschlechter vor der Wiederkehr solchen Grauses geschützt ist. Dafür müßten auch alle Neutralen wirken. Präsident Wilson und sein Gegenkandidat Hughes haben ihren Eintritt in den Weltbund zur Friedenswahrung angemeldet. Dieser Bund, der uns vom Albdruck des Militarismus befreien, jedem Staat, auch dem kleinsten, fortan den ihm nöthigen Athemraum in der Familie gesitteter Völker verbürgen und den frevlen Friedensbrecher als den Erzfeind der Menschheit ächten soll, muß so stark werden, daß er seinen Willen durchzusetzen vermag." Aus milder Pfingstsonne leuchtet Greys Ziel. Wenn der Wortlaut seiner Rede beglaubigt ist, wird mehr darüber zu sagen sein. Räth Vernunft, sie (die hastig, mit breit klaffenden Lücken, in Stümperdeutsch übertragen wurde) laut zu schelten und in Wuthgeifer zu ertränken? Von solchem Versuch würde selbst der wohlwollend Neutrale Auge und Ohr abwenden. So, schölle es ringsum dann, „sind die Deutschen von heute; nur die Mehrung ihrer Macht und die Knechtung der Kleinen erstreben sie und höhnen Jeden, der das Menschenwesen aus Dunst auf lichte Höhe ruft. Sollen wir diesen Deutschen etwa Kräftigung durch Sieg wünschen, die ihnen gestatten würde, uns als Wickelpuppen, als zinspflichtige Froner, als Fußschemel zu mißbrauchen? Das darf nicht sein." Darf nicht. Wird aber Oeffentliche Meinung schaffen und ins Welthirn einrammen, wenn Deutschland noch länger, „weil jetzt nur das Schwert sprechen dürfe", schweigt, statt in würdiger Ruhe zu sagen, daß es Millionen herbergt, die das Ziel des Krieges, den nächsten Gipfel der Menschheitzukunft nicht niedriger sehen als der britische Staatssekretär.

„Kein Staat, kein Volk wird nach diesem Krieg, dieser Sintfluth sein, wie sie zuvor waren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil und Bedenken wird, wie Binsen am Teich, der Wirbelsturm knicken.

Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes (der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte, durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede auf Erden! Waffenstillstand ist heute schon möglich. Nirgends Unentbehrliches noch zu erkämpfen; nichts, wodurch des Kampfes Kraftaufwand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmenlose Heiligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen, muffigen, von Haß umwölkten, von Neid umzüngelten Bodens in die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schaffender, drum fremdes Recht achtender Menschen, die, weil sie stark und auf Vernunft stolz sind, den Willen zu friedlicher Auslese der Tauglichsten, Einzelnen und Völker, bekennen dürfen. Der Wolf wird nicht neben dem Lamm grasen nach der Leu das Hasenpanier schwenken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von Grund aus, so ändern wie noch der ersten Sintfluth, da der Fluch und die Verdammung alles Lebendigen von der Erde wich und der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheit überbrückte. Diese Hoffnung lächelt Euch nicht? Ihr wollt Rache, Strafe, Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Weh Euch, wenn erst Massenzorn Herrschende und Regirende aus dem Gestrüpp solcher Wahnvorstellung treiben müßte! Nur um den Preis eigener Versiechung kann eine Gruppe die andere niederringen. Und hinter dem Denkmal, Trauermal so allschädlichen Sieges höbe der Militarismus sich in höhere, breitere Wipfelswölbung. Jetzt, aus dem Gefild bewährter Waffenehre, nachprüfbarer Kraftprobe, doch unentschiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann die Macht, die ihn aus dem Vermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel blank scheuerte, ihn, ohne innere und äußere Verarmung, bestatten. Die Zeit des Wettrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hindern, in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. Rieth Weisheit nicht immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun und mit unvermeidlichem Opfer früh noch Nutzen einzuhandeln? Wie Scharnhorst dem Feind, den Führern der französischen Rebellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von

der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob, das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann den nicht Habsburg unterthanen Deutschen die Einheit gewinnen sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem Werth münzen, der ihm gedeiht. ‚Weil wir im unfertigen, vom Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplitterung noch nicht angepaßten Europa von Nachbarsneid bedroht, vom Alb feindlicher Koalition bedrückt waren, haben wir, in Armuth und Reichthum, niemals etwas in der Wehrmachtstärkung Dienliches versäumt noch verknausert. Daß wir in dem Bemühen, den militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nachtaumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organisirter Friede. Auf das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können wir nicht verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb, nach der Erfahrung von gestern und dem Bedürfniß von morgen wandeln. Nichts irgendeiner demüthigenden Verpflichtung auch nur von fern Aehnelndes hinnehmen; aber in dem vom Spinnengewebe grauer Tückeverträge gereinigten, seelisch geläuterten Europa mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in redlicher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht stellen. Ohne Furcht, überstimmt und in Unbill geduckt zu werden: denn die Sehnsucht nach Friedenswahrung wird in jedem anderen Land zehnmal noch, hundertmal mächtiger als in unserem sein und aus keinem der Wunsch auftauchen, uns, nach dem in zwei Sommern, zwei Wintern Geleisteten, muthwillig anzugreifen.‘ Spräche Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und dem Muth seiner Seele würde die Welt zujauchzen. Der neue Bund, der die Reiche gegen Lebensgefahr und Feuerschaden versichert, braucht eine starke Miliz: sonst könnte er seinen Rechtssprüchen nicht Gehorsam erzwingen; und unvollstreckbares Urtheil ist Plunder, wird Zunder. Er braucht, ohne Einkunft sich selbst und seine Europäerlandwehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woher ihn aus dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus, frage ich, die Kriegsanleihen tilgen, den Wiederaufbau des Landes, Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, Ersatz des Ge-

räthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hinterbliebenen anständig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an das Lebensende versorgen? Einundzwanzig Kriegsmonate haben hunderttausend Millionen Mark gekostet; dazu kommt die Wiederherstellung und die Last der Invaliden- und Verwandtengehälter. Bare Entschädigung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfefferling am Fuß der Riesenbuche aussähe, kann selbst der triumphal Siegende nicht erhoffen. Und Tributzahlung, die durch eine das Lustrum, das Jahrzehnt überdauernde Gebietsbesetzung erpreßt wird, war in Roms Glanz- und Verfallzeit möglich, ists aber heute eben so wenig wie die von Manchem erträumte gewaltsame Forträumung ganzer Stämme und Völker. Kein in die Sintfluth gerissener Staat kann andere Entschädigung erwarten als durch eigene Ersparniß zu bewirkende. Die Großmacht, die den Jahresaufwand für Land- und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem Menschenalter wieder die Morgenröthe der Finanzordnung sehen. Und was wird aus Schulden und Tilgpflicht? Denn das Ersparte langt höchstens zu ziemlicher Deckung des neuen, aus dem Krieg nachschleppenden Bedarfes. Steuern und Zölle, die auch nur den Zins der schuldigen Zehntelbillion einbrächten, müßten Gewerbe und Handel im Wettbewerb mit dem jüngsten Erdtheil, mit Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff zerbeizen, die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfiskation in neutrale Staaten gesunden Haushaltes jagen und den Wagemuth zu ausgreifendem Unternehmen, wie Schimmel das Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll geschehen? Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedanken, nicht vergilbte, vergrämte, öffnen den Schlund. Aus Europas Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in allen am Krieg betheiligten Europäerstaaten (und in den zur Anerkennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des Jakobinerkonvents und der Franzosenreichsdirektoren, durch Lüderlichkeit und Betrügerei entwerthbares. Geld, das in jedem der Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter, von jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen werden muß. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das internationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, ein-

lösen können. In frühestens vierzig, spätestens sechzig Jahren nach dem Friedensschluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den Schatz und sondert, zu gleichen Theilen aus den Anweisungscheinen aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entwerthen, einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Leben bedroht zu sein, den Frieden bricht. Daher winkt europäische Gemeinbürgschaft; winkt ein Band, das zusammenhalten kann und doch nicht Striemen einschnüren, nicht in Athemstod drosseln muß. Der Erdtheil wäre aus der Geldklemme befreit; brauchte nicht Künste und Wissenschaft dorren, Industrie, Technik, Handel und Hausrath in Dürftigkeit zurücksinken zu lassen; nicht durch Steuerfrondrohung seine Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, das unnütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergraben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo den Willen zu ernsthaft großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte."

Diese Sätze sind vor sechs Monaten hier veröffentlicht worden; ehe Greys Oktoberrede zu ahnen war. Vor der brauchen wir uns also weder in Scham zu verkriechen noch in Barbarentrutz aufzubäumen. Neu scheint in ihr nur der Vorschlag, zum Spruch über den Ursprung des Krieges und die Schuld der kämpfenden Mächte einen unabhängigen und unparteiischen Gerichtshof zu bestellen. Nichts, ruft der Lord, ersehne er inbrünstiger als solches Verfahren und Urtheil; nichts: also auch keinen Triumph des Siegers. Horchet auf! Ein Staatsmann spricht, nicht ein Fant. Wenn wir uns taub stellen oder des Angebotes spotten, werden wir bald wieder hören, Deutschlands schlechtes Gewissen habe sich von dem Stuhl des Richters scheu weggedrückt, Deutschlands Raubsucht sich gegen gerechtes Urtheil gesträubt. „Die spähen nur nach Beute und schätzen Ehre nicht höher den Wappenschild im Leichenzug." Dieses Vorurtheil wäre rasch als Trug zu erweisen. Oeffnet die Schranke; und Themis nur führe bis zur Entscheidung das Schwert. Hat Blindheit den Weltbrand gestiftet, Mißtrauensirrung die Furie entfesselt, so muß der Gerichtsspruch die Wuth enden. Ist Absicht, Vorsatz, Schuldbewußtsein klar zu erweisen, so nur im Haupt der irgendwo Regirenden, nicht im Willen der

Völker, die eines Morgens von der Botschaft aufgeschreckt wurden, der Heimath, dem Herd, der Familie drohe nahe Gefahr, und die seitdem der Raserei des Krieges erlagen. Dann mögen Minister den Strauß ausfechten, wie horatische und kuriatische Drillinge einst den zwischen Rom und Albalonga schwebenden Streit. Die Jugend aber, die Mannheit kehre aus blutigem Feld in Frieden zurück und berathe zuerst mit den Alten der Sippe, danach mit den Vertrauensträgern der Feinde von gestern, wie das ungeheure Weh der Völker zu lindern, auf der Brust der Menschheit die breite Wunde zu schließen, durch Geistes Allgewalt mählich der Sintfluth das öde Land abzuringen sei. Verständigung über Wehrbereitschaft und Staatsverfassung würde nach dem Entsetzenserlebniß leicht möglich. Europa sah aus dem niemals mit Drachenzähnen besäten Boden eines Händler- und Genießerlandes ein schlagfertiges Millionenheer wachsen, sah auf allen Fronten die dichte Schaar der Gedrillten sich in Miliz wandeln und mußte erkennen, wie ähnlich in fast gleichem Klima die Bedürfnisse der Nationen einander geworden sind. Weil in der Rastzeit Jeder einsähe, daß fortwährender Krieg die Opfer nie lohnen könnte, würde aus Waffenstillstand wohl Friede. Dem Urtheil wüchse erst Rechtskraft zu, wenn die Völker es gründlich geprüft, bestätigt, wider die Schuldigen vollzogen haben. Verwerfen sie es als Fehlspruch, so ist der Weg in den Entschluß frei, mit ungemindertem, ungemehrtem Vermögen den Waffenkampf wieder aufzunehmen. Wo aber thront der unabhängige und unparteiische Gerichtshof, dem Lord Grey das Schiedsamt anvertrauen will? Wer steht so hoch, ist Welthändeln so fern und doch nah genug, daß er Menschen, gekrönte und bebänderte, menschlich sähe, Ursache von Anlaß unterschiede und den Gunsthauch, der die Wägschale senken kann, in der Kehle erstickte? Schwärmer winken schon mit der Antwort: Der Papst; nur der Empfänger heiliger Schlüsselgewalt kann Kerker öffnen und schließen, Seelen verdammen und weihen, in Finsterniß den frühsten Funken des Lichtes schauen. Küret ihn zum Richter: und sein Amt hebt sich wieder in Weltmacht, erobert, mit dem Schwert, mit der Lanze göttlichen Willens, den Erdkreis und läßt von dem Spalt, der zwischen Morgen und Abend, zwischen Frommen und Ketzern klafft, selbst vor der Scharfsicht des Geistes nicht die winzigste Spur. Weh, zeterts

aus anderer Gemeinde, „Weh dem Erdtheil, wenn römischer Wahn ihn in Schicksal schmiedet! Zwei Jahrtausende lang wuchs aus ihm Erdgeschick, war er der Menschheit die nährende Scholle. Nun ist er dürr, Leichenfeld, Kothgebirg, Höllenschlund; und nur der Segen der Morgenlandskirche weckt aus seinem Schoß wieder Frucht. Nur unter ihrem Kuppelgewölb athmet ein dem Heiland unterthaner Islam, lebt völlige Ergebung in, Hingebung an einen eben dadurch zur Seelenheimath, zum Vaterland und Gehäus des Nationalempfindens werdenden Glauben. Im Bereich der Griechenkirche, der die Mehrheit der Streiter verlobt ist, flammte Euer Brand auf; nur aus ihrem Schiff kann die Löschmannschaft kommen. Und aus der Asche keimt Friede, wird, endlich, wieder Glaubenseinheit. Denn Byzantion ist nicht tot; ist unsterblich." Zwei ehrwürdige Gewalten hadern um die Bürde des Richteramtes; preisen selbst sich als unabhängig, unparteiisch den Verfeindeten an. Zwei Abgründe würden, in den Welten des Willens und der Vorstellung, durch den Schlag eines Wunderstabes geschlossen. Abend oder Morgen? Noch ist der Priester stark. Da jenseits von den tellurischen Fragen das im Errechnen münzbaren Werthes unübertroffene Britengenie fast immer stumm blieb, dürfen wir auch jetzt von ihm nicht Pfadweisung erhoffen.

Kann Byzanz (als der Inbegriff der griechisch-orthodoxen Kirche) morgen so mächtig werden, wie Rom gestern war? Der Patriarchat die Großmacht ballen, die der Hand des Papstes enttropft? Um Ursprung und Art des Heiligen Geistes, des in der Dreieinheit dunkelsten Wesenstheiles, flackerte einst der Streit auf. Nur von Gott selbst, dem ewig thronenden Vater, strömt er in die Welt, riefen die Griechen. Auch der Sohn zeugt ihn, erwiderten die Lateiner; und fügten dem in Nikaea beschlossenen Glaubensbekenntniß, in den Satz, der kündet, daß der Heilige Geist vom Vater ausgehe, die Worte „und von dessen Sohn" ein. Seitdem lautet der Satz: „Et credo in spiritum sanctum, dominum et vivificantem, qui ex patre filioque procedit, qui cum patre et filio simul adoratur et conglorificatur, qui locutus est per prophetas." Der dritte Papst Leo will sich in den Zusatz („filioque") nicht bequemen und stellt vor den Schrein des Heiligen Petrus zwei schwere Silberschilde, in deren jeden eins der beiden Glaubensbekenntnisse eingegraben wird. Doch Karl der Große erzwingt, mit der durch die Wiederherstellung

des abendländischen Kaiserthumes gemehrten Schwertgewalt, daß in der vatikanischen Liturgie der Lateinertext gesungen wird. Neuer Streit: über die Ehegemeinschaft der Diakonen und Popen, das Wesen des Abendmahles, den Genuß gesäuerten Brotes und erwürgter Thiere, über die Pflicht, in der Fastenzeit Milch und Käse zu meiden, über das Recht der Bischöfe, mit Fingerringen und anderem Schmuck zu prunken; über solchem ähnlichen Kleinkram. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts wird Photius, Offizier und Geheimsekretär, Patriarch von Konstantinopel; drängt den alternden Ignatius vom östlichen Hirtensitz; erklärt den Papst, dessen Schiedsrichterspruch dem Ignatius günstig ist, des petrischen Thrones verlustig und die Lateinerkirche der Glaubensspaltung und Ketzerei schuldig; wird zweimal abgesetzt, läßt scheidend aber die tiefe Kluft zwischen den Kirchen des Abend- und Morgenlandes. Am sechzehnten Julitag des Jahres 1054 legen Roms Legaten auf den Altar der Heiligen Sophienkirche die Handschrift der Bulle nieder, die sieben Erzketzereien der Griechen aufzählt und die Sünder in den Machtbereich des Satans verflucht; schütteln dann den Staub von ihren Schuhen und verlassen Konstantins entweihte Stadt. Wenns nicht anders ging oder der Vortheil dringlich dazu rieth, wurde der Verkehr wieder aufgenommen. Aber die Bannbulle ist nicht widerrufen noch je von den Griechen Reue bekannt worden. Das Schisma, das drohte, seit Konstantin auf der Fortführung des höchsten Priestertitels bestand, war Ereigniß. Der Haß wühlt und schwält durch die Jahrhunderte. Als während des Kreuzzuges Ludwigs des Siebenten ein französischer Priester in der Sophienkirche die Messe gelesen hat, schaart der Griechenklerus sich zu feierlicher Reinigung der Altäre. Friedrich Rothbart fühlt sich mit seiner Mannschaft von der Wuth griechischer Bischöfe und Mönche umzüngelt. Das Jahr 1183 bringt ein wüstes Gemetzel lateinischer Menschen. Sie werden, Italer und Franken, geschlachtet, verbrannt, zu Tausenden den Türken in Sklaverei verkauft; und als das abgeschlagene Haupt eines römischen Kardinals, der als Legat des Papstes nach Konstantinopel gekommen ist, als Hängsel am Schwanz eines Hundes durch den Straßenkoth geschleift und vom rohsten Hohn des johlenden Haufens gepeitscht und bespien wird, schickt die Klerisei Dankgebete ins Himmelszelt. Drei Jahre danach, unter der Herrschaft des trägen Prassers Isaak Angelos,

der nur an Feste, Jagd, Bauten, Gaukelwerk denkt, zwanzigtausend Eunuchen und Hausdiener hält und alljährlich achtzig Millionen Mark vergeudet, stehen die Bulgaren, weil Isaak ihnen die Heerden, ihren einzigen Besitz und Lebensunterhalt, wegtreiben ließ, wider den Basileus auf; verkünden, daß der allmächtige Demetrios sich von der Sache der Griechen geschieden habe; tragen die Brandfackel bis an die Felswände Thrakiens und Makedoniens, bis auf die Pässe des Haemus; erpressen dem Schwächling in Byzanz ihre Unabhängigkeit und krönen ihre Häuptlinge Peter und Asen in Tirnowo zu Zaren. Deren jüngster Bruder und Erbe, ein Johannes, nennt sich, um gegen Byzanz einen Wall zu haben, Roms treusten Sohn. Er stamme, läßt er durch Boten dem dritten Innozenz melden, aus edlem Altrömergeschlecht, das mit Trajans Kolonisten an die Donau gegangen, vom Wirbel der Völkerwanderung an die Wolga geschleudert und nun wieder in die Gegend des Dakerlandes zurückgespült worden sei: und erlangt, daß der Papst ihn als Sprossen aus altem Römeradel anerkennt, die Aehnlichkeit bulgarischer und römischer Sprache hervorhebt, ihm das Königsrecht, eigene Münze zu prägen zuspricht, eine geweihte Fahne spendet und einen Patriarchen gesellt. Jubel durchbraust den Vatikan. Die Gerichtsbarkeit über Bulgarien, die seit dem Zwist der Patriarchen Photius und Ignatius streitig gewesen war und den ersten Anstoß zu offenem Schisma gegeben hatte, scheint der Römerkirche gewiß. Nach der Wende des zwölften Jahrhunderts erobern die Lateiner Konstantinopel und zahlen den Griechen mit Zins und Zinseszins heim, was ihnen an Qual und Schande angethan ward. Sie schälen dem Patriarchen die Kleider vom Leib und lassen ihn im Hemd auf einem Esel durch die Straßen reiten. Aus den Heiligen Kelchen klaubt ihr gieriger Finger die Edelsteine; dann füllt ihr Wink sie mit Wein, leert ihr Mund sie in einem Zechgelage, das zwischen Altargeräth herumschmatzt, herumrülpst und die Heiligenbilder als Spielkarten benutzt. Maulthiere und Pferde werden in die Sophienkirche getrieben, alles kostbare Schnitzwerk aus Gold und Silber, die Splitter des zerstückten Altars, die Goldfransen des Allerheiligstenschleiers ihnen aufgepackt und mit dem Blut der zusammenbrechenden, von Treiberungeduld niedergestochenen Thiere wird die Weihstatt besudelt. Eine öffentlich bekannte Dirne muß, beinahe nackt,

den Thron des Patriarchen erklettern, ihm nachäffen und im Kirchenschiff, als Tochter Belials, singend und tanzend den Griechenritus dem Hohngebrüll trunkener Gaffer als Sinnenweide hinwerfen. Franzosen und Venezianer theilen das Reich Konstantins. Balduin von Flandern, der Rufer zum Vierten Kreuzzug, wird Kaiser. Wird von den Bulgaren des Johannes aber, der ihm zuvor, versteht sich, als getreuer Nachbar, durch eine Gesandtschaft den Zutrauen weckenden Willkommensgruß kredenzt hat, und von dessen skythischer Genossenhorde in der dem Ueberfall, nach langer Wohlwollensheuchelei, günstigsten Stunde angegriffen und im April 1205 gefangen. Der Bulgare, der auszieht, Adrianopel zu entsetzen, lacht jedes christlichen Kriegsbrauches, haust hunnisch in Thrakien und lügt, nachdem sein Befehl den Kaiser zuerst der Arme und Beine, dann des Kopfes beraubt hat, dem Papst, der ihn beschwört, die lateinischen Glaubensbrüder zu schonen, vor, Balduin sei im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben. Noch hoffen die Griechen, dieser Johannes fechte für ihre Sache; noch, als er Thessalonike (Saloniki) belagert. Da sie aber sehen, daß tataro-skythische Barbarenwildheit Thrakien entvölkert, Städte zerstört, Dörfer in Asche legt und wie aus Riesenkeltern Menschenblut fließen läßt, empört sich ihrer Seele Eingeweide wider die „Bestien mit Menschenantlitz“; und da der Zar vor Thessalonike in seinem Zeltbett erstochen ward, jauchzen sie und pochen Weiber und Kinder aus dem Schlaf zum Dankgebet an den Patron Demetrios, dessen Lanze sie von dem Wütherich befreit habe.

Balduins milder Bruder Heinrich trachtet als Kaiser, die Griechen den Lateinern zu versöhnen. Kann aber nicht hindern, daß Roms Legat Pelagius den Unterworfenen die finstere Stirn zeigt; den Griechen die Zehntpflicht und blinde Fügung in den Willen des Papstes aufzwingt, die alte Form ihres Gottesdienstes und die Kündung des Glaubens verbietet, nur vom Vater komme des Heiligen Geistes Lebenskraft. Der Kaiser ist stark genug, trotz Innozenzens strengem Tadel im Haus der Heiligen Sophia seinen Thron rechts von dem des Patriarchen zu wahren; ist zu schwach, um dem flehenden Wunsch der Griechen, die mit Fug darauf pochen, daß ihr Leib zwar dem Kaiser, ihre Seele aber dem Himmelsherrn angehöre, die Erfüllung zu sichern. Unter dem zweiten Balduin verliert die Oströmerhauptstadt ihren heiligsten Schatz: die Dornen-

krone, die dem zur Kreuzigung verurtheilten Nazarener aufgestülpt worden war. Sie ist den Baronen von Romania verpfändet, wird von dem reichen Venezianer Querini ausgelöst und in die Dogenstadt am Lido gebracht, auf Balduins Befehl aber, da er selbst das Lösegeld nicht erschwingen kann, dem Allerchristlichsten König, dem von Frankreich, angeboten. Der schickt (Ludwig der Neunte, der seiner Menschheit der Heilige heißt) zwei Dominikaner mit der nöthigen Goldsumme nach Venedig. Der Holzschrein wird geöffnet, vom Silberschrein, den er birgt, das Siegel des Dogen, das beglaubigende der romanischen Barone gelöst und von Priesterhand aus einem güldenen Gefäß die Dornenkrone ans Licht gehoben. In Troyes empfängt Ludwig sie aus der Obhut seiner Boten; bringt sie in prunkvollem Zug des ganzen Hofstaates nach Paris; entkleidet sich vor dem Thor bis aufs Hemd und trägt so, auf nackten Füßen, die Reliquie andächtig durch die Straßen seiner Hauptstadt. Balduin wird mit vierhunderttausend Mark (unserer Währung) von dem Verlust entschädigt; und dadurch gespornt, auch andere Schätze seiner Hofkapelle auszubieten: den Stab des Moses, Knochen vom Schädel des Täufers Johannes, die Windeln aus der Krippe von Bethlehem, die Lanze, den Schwamm, die Kette und ein großes Stück des Kreuzes von Golgatha. Ludwigs Heiligenwahn erwirbt Alles (Boileau hat im „Lutrin“ diese Sammlung fröhlich verspottet); und noch 1656 wird, vor Pascals Auge, durch die Bestreichung mit einem Dorn der Christuskrone ein langwieriges Geschwür enteitert und geschlossen (und, seltsam genug, durch dieses nach Charcot nicht mehr unerklärliche Wunder Port Royal des Champs, die Klosterschule der Jansenisten, vor dem Ansturm der Jesuiten geschirmt, denen solcher Heilung Möglichkeit zu spät eingeleuchtet hatte). Die Griechen aber sind um ihre so lange von frommer Ehrfurcht bewachten Heiligthümer. Da wendet sich, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ihr Schicksal. Vatazes von Nikaea jagt die Bulgarien aus Thrakien und Makedonien, pfercht das wilde Volk wieder ins Gelände des südlichen Donauufers, legt die gepanzerte Faust auf Thessalonike und herrscht vom Aigaiermeer bis an die Adria. Und unter dem Juniusmond des Jahres 1261 erobert der Feldherr Alexios Strategopulos Konstantinopel wieder den Griechen und seinem weisen Michael, dem ersten Palaeologen. Verbannte, spricht Der zu den einberufenen Bischöfen

und Edlen, armsälige Flüchtlinge waren wir und suchten nur mit der Seele noch das Römerreich, das sich von der Adria einst bis an Aethiopiens Wand dehnte; nach endlos scheinender Ebbe hebt sich uns nun wieder die Fluth: und wenn wir tapferer Kraft geschmeidige Weisheit paaren, steigt uns über Konstantins Heiliger Stadt eine neue Sonne auf. Die Lateiner werden wie Spreu weggeweht, das goldene Thor öffnet sich und hinter dem Bilde der Heiligen Jungfrau schreitet der Basileus in Sophiens Kathedrale. Nach einem Streit mit, nach tiefster Demüthigung vor dem frommen Patriarchen Arsenios besinnt er sich auf seine Verheißung geschmeidiger Weisheit und schleicht sich, trotz lautem Widerspruch der Griechenpriester, denen die Lateiner verächtliche Ketzer sind, in die Gunst Gregors des Zehnten. Durch Bestechung und Drohung gewinnt er fünfunddreißig geistliche Stimmen, läßt ihre Träger eine Urkunde, die dem Papst Gehorsam zuschwört, unterzeichnen, die Namensliste durch Lug erweitern und vor der Sella des Heiligen Vaters niederlegen. In Lyon, wo er einer Versammlung von fünfhundert Bischöfen vorsitzt, empfängt Gregor die Boten Michaels; und da sie, im Namen des Kaisers und seines jungen Sohnes und Mitregenten Andronikos, das Schisma abschwören, rinnen Thränen über die Wangen des Papstes. Thränen der Freude darob, daß verlorene Söhne reuig der Römerkirche zurückkehren und seinem Oberhirtenstab das Glück beschieden ist, zwischen Morgen- und Abendland die Kluft zu schließen. Er umarmt die Gesandten, schmückt das Haupt der Prälaten von Byzanz mit den Infuln, ihren Finger mit dem Bischofsring und löst des Herzens entzückte Spannung in den Gesang des nikaeischen Glaubensbekenntnisses. Zweimal singt ers, in der Sprache der Römer zuerst, dann der Griechen, und hebt das „filioque", den Zusatz des Frankenkaisers, durch die Tonschwingung in Aller Ohr. Also haben die Griechen doch Reue bekannt und damit das Schisma geendet? Nein. Michaels Werk war Trug, sollte Trug sein; und obwohl er das Heuchlermühen von unbarmherziger Grausamkeit bedienen und die dem Papst Widerstrebenden martern und meucheln läßt, wird er bald entlarvt und, sieben Jahre nach der Mummenschanz von Lyon, vom Bannstrahl des vierten Papstes Martinus getroffen. Als er, der an dem Gräuel der Sizilianischen Vesper mitschuldig ward, den letzten Athem verhaucht hat, wird die erkünstelte Kircheneinheit

gesprengt, jeder Altar von dem Unrat römischer Messen gereinigt, dem Papst die Gehorsamspflicht aufgesagt und Kaiser Andronikos genöthigt, Irrthum und Sünde seiner Jugend mit salzigen Zähren wegzuwaschen und dem unbußfertig gestorbenen Vater die Ehren christlichen und imperatorischen Begräbnisses zu weigern.

Was Michael dem zehnten Gregor abzulisten versucht hat, will der vierte Palaeologe, Johannes, aus ernsterer Absicht vom sechsten Papst Innozenz erlangen. Der Türkensultan bedrängt, Matthias Kantakuzenos, der gefährlichste Nebenbuhler ums Thronrecht, bedroht ihn von Adrianopel her und die Mutter, die Savoyerin Anna, räth, vom Statthalter Petri Hilfe zu erflehen. Wenn Innozenz fünfzehn Galeeren, tausend Schützen und fünfhundert Reiter schickt, wird Johannes im ganzen Glaubensbezirk sein Lehnsmann. Der Vertrag wird von Innozenz nicht ausgeführt und muß Geheimniß bleiben. Nicht des Papstes, sondern des Sultans, Amuraths, Vasall wird Johannes, der Adrianopel und Romanien schon verloren hat. Noch einmal aber strafft er sich in den Entschluß auf, das Heil aus Rom zu holen. Dahin ist aus Avignon der Heilige Stuhl nun zurückgekehrt. Da kniet vor Urban dem Fünften der Palaeologe, der des Oströmerreiches Krone trägt. Daß nur dem Papst die Schlüsselgewalt anvertraut sei, daß auch vom Gottessohn, nicht vom Vater allein, des Heiligen Geistes Wesen in die Welt ströme, bekennt seine Lippe. Dann darf er in der Peterskirche, vor den Kardinälen, die Füße, die Hände, den Mund des Papstes küssen; darf mit seinen Fingern den Zaum des Maulthieres umklammern, das den Stellvertreter des Christus trägt. Auf der Rückreise wird der lüderliche Basileus in Venedig von Wucherern, deren Anspruch er nicht befriedigen kann, in Schuldhaft geliefert; und muß lange harren, bis ihn sein zweiter Sohn aus der Schmach befreit. Auch dieser Manuel ist als Kaiser ins Abendland, an die Höfe Karls des Sechsten von Frankreich und Heinrichs des Vierten von England gegangen; ist vom römischen Papst aber (den er mied, um nicht der Parteinahme in dem Streit Avignon wider Rom verdächtig zu werden) als halsstarriger Ketzer und Bilderdienstweigerer verrufen worden. Als der Mongole Timur die Türken geschwächt hat, schwindet in Konstantinopel die Sucht, die Lateiner zu versöhnen. Wächst aber schnell wieder mit dem Drang. Vor seinem Sohn Johannes

und seinem Kämmerer Phranzes hat Manuel das Geheimniß dieses Stimmungwechsels entschleiert. Wenn Dich, mein Sohn, sprach er, „die Osmanen je ängsten, so schrecke ihr Auge mit dem Luftbild latino-griechischer Kirchengemeinschaft; denn der Türke fürchtet die Kriegskraft der Abendlandsvölker, die uns neue Glaubenseinheit leicht verbünden könnte. Unterhandle dann stets mit Rom, schlage ein Konzil vor, laß Botschaft hin und her laufen; doch hüte Dich vor jedem Schritt in den Bezirk ernsthafter Entscheidung, die, weil der Lateiner stolz und der Grieche schroff ist, zu unwiderruflicher Scheidung werden, die Kluft vertiefen, die Türken entschüchtern und unser Reich in Lebensgefahr zerren müßte." Den ungehorsamen Sohn hat der Lockruf Roms, dessen Macht durch das fünfzigjährige Schisma des Westens erschüttert war, bald übers Meer geschmeichelt. Auf acht vom Papst Eugenius geschickten Galeeren schifft er sich mit den Häuptern der Griechenkirche, der Staats- und Hofbehörden ein; wird, nach einer siebenundsiebenzig Tage durchdauernden Fahrt (vom Goldenen Horn in die Adriabucht!), von dem Dogen und dem Senat der Republik Venedig wie ein Triumphator mit einem Geschwader funkelnder Galeeren und Gondeln eingeholt und unter Glockengeläut, festlicher Musik und Jubelrufen der um die Adler Roms und den Löwen des Heiligen Markus geschaarten Menge durch den Hauptkanal und das Gebälk der Rialtobrücke geleitet. In Ferrara reitet er, unter einem von den Prinzen des Hauses Este getragenen Baldachin, bis an die Treppe des Palastes, an dessen Saalthür ihn der Papst erwartet. Johannes der Zweite braucht nicht zu knien, der Patriarch von Konstantinopel nicht den Fuß des Bischofs von Rom zu küssen. Wie im Rang Gleiche umarmen die beiden Priester einander. Und in der Synode thront, im langen Purpurkleid, über dem Scheitel die mit leuchtendem Edelstein geschmückte Tiara, der Kaiser aus Morgenland, neben seinem Episkopat, fast eben so hoch wie, auf der anderen Saalseite, der Erbe des Apostels Petrus. Mit dessen Gefolgschaft ist kein Kirchenstaat zu machen; fünf Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, zehn Aebte: alles Andere ist ihm durch den Kirchenspalt entschlüpft. Außer dem Burgunderherzog ist nicht ein Fürst des Westens anwesend oder vertreten. Und rasch sickert die Kunde durch, daß im Gegenkonzil von Basel die Wahl eines neuen Papstes vorbereitet

wird. Nach der ersten Sitzung muß die Synode um Monde hinausgeschoben und dem Basileus ein ferrarisches Landkloster als Sommerquartier eingeräumt werden. Dort haust er mit seinen Günstlingen, Lustgesellen und der Leibwache, die er, der Christenkaiser, Janitscharen nennt; schlägt, auf der Jagd, beim Becher, im Getändel mit Mignons, den leidigen Kirchenstreit eben so schnell in den Wind wie die Noth seiner karg gehaltenen, oft darbenden Landsleute; und taumelt erst auf, als die Truppe des Herzogs von Mailand und, mit schlimmerer Drohung, die Pest, des Schwarzen Todes grausige Majestät, die Heimath Ariostos umlauert. Jäher Schreck fegt die Hirne. Auf Schmugglerpfaden trabt Alles leis und doch hastig, Papst, Kaiser, Patriarch, Bischöfe, Troß, in wirrem Knäuel reinerer Luft zu; von Ferrara ins liebliche Florenz.

Da stolzirt Eugenius, dem die wirkunglose Wahl des fünften Felix, als des Gegenpapstes, nur genützt hat, in stärkerer Rüstung. Zwei Patriarchen, acht Kardinäle, acht Erzbischöfe, fast hundert Bischöfe und Aebte stützen sein Wort; und stärken ihn in alle Wege mit so pfiffigem Trost, daß er nach einer Verhandlungfrist, die freilich so lange währt wie im Schoß das Reifen der Weibesfrucht, die Einung der Kirchen ins Register seiner Großthaten schreiben darf. Um die Frage, ob zum Heiligen Abendmahl ungesäuertes Brot tauge, knistert jetzt nur ein Weilchen noch, sacht schon verglimmend, der Streit (den der Legat und Kardinal Julian Cesarini, als Roms Anwalt, wider die nicht minder scharfsinnigen und taktisch gewandten Bischöfe Bessarion von Nikaea und Markus von Ephesus führt). Auch über das Fegfeuer, dessen Wesen und Läuterwerk der Grieche anders als der Lateiner empfindet, hüpft der Hader mit Flackersprüngen hinweg, deren Hall wie ein Kichern in die Ohrmuschel klingt. Ein Funkengestiebe aber umprasselt die zwei Hauptfragen: Ist der Papst auch der Morgenlandeskirche höchster Gerichtsherr und wirkt der Heilige Geist auch aus dem Sohn, den er in den Leib der Jungfrau pflanzte, in die Christenheit fort? Gluthflammen röthen den Rauch des Theologenzankes; und wo Senghitze der Weisheit den Athem hemmt, hilft listige Schweigsamkeit und, im Nothfall, kecke Lügnerkunst vorwärts. Haben wir, fragen, unter züchtigem Augenaufschlag, die Griechen, je denn geleugnet, daß dem Bischof von Rom im Zug der fünf Patriarchen der Vortrit gebühre? Da wirs nie thaten, genügt, Um-

fang und Grenze seiner Gerichtsbarkeit zu bestimmen, in jedem einzelnen Fall der Wortlaut des kanonischen Gesetzes. (Drücke, Juliane, drum ein Auge zu und traue unserem von Orientalenklugheit gepolsterten Pflichtgefühl.) Ueber dem schwierigsten und wunderlichsten Kapitel steht das nun sechshundert Jahre alte Satztheilchen „filioque". Ist die Ueberzeugung, daß auch dem Gottessohn der Heilige Geist entströme, vom Gesetz befohlen und entsteht, wo sie fehlt, in der Grundmauer rechtgläubiger Seelen eine Lücke? Unmöglich, sprechen Bessarion und Markus; in Chalkedon hat das Konzil vor fast tausend Jahren verboten, dem Symbolon von Nikaea Neues einzufügen oder anzuflicken. So that es, erwidern Julians Assessoren; das „filioque" war aber nicht neu, war eben kein Zusatz, sondern schon Zubehör des nikaeischen Credo; sie legen den Griechen, die Lateinisch gar nicht oder nur mühsam lesen können, eine gefälschte Handschrift des Glaubensbekenntnisses vor, in dessen siebentem Satz nach den Worten „ex patre" deutlich „filioque" steht. So, betheuern sie eifernd, ists im Heilandsjahr 325 beschlossen und gekündet worden. Während die Vorhut der Klerisei den Bau einer Nothbrücke besinnt, rüttelt Ungeduld den Papst und den Kaiser. Eugenius ist, als des Meineides und Aemterschachers, der Tyrannenwillkür und Ketzerei schuldig Erkannter, in Basel mit Schimpf und Schande abgesetzt worden: und braucht, wenn ihn auch der Lästerspruch so befangener Richter nicht vernichtet, für sein Praestigium immerhin einen der weiten Welt sichtbaren Hirtenerfolg. Und wie sollte Johannes sich ohne Roms Hilfe aus der türkischen Kneifzange lösen? Lahmt der Verstand der Verständigsten im Staub des Gezänkes und der Kurialakten, dann muß der Zucker der Gunst und die Peitsche der Herrschgewalt ihm Beine machen. Rasch den Purpur für Bessarion, dem der beredte Mund gestopft werden muß, und für Isidorus, den Primas von Rußland; als Kardinäle werden sie dem Bedürfniß päpstlicher und kaiserlicher Politik den Hörgang nicht sperren. Die Anderen? Arme Schächer, die ihre paar Goldgulden ausgegeben haben, meist in enger Schuldpflichtschlinge hängen und von deren drei Röcken wenigstens einer schon fadenscheinig ist. Wer schützt sie, wenn sie bockig bleiben, in fremdem Land vor der Lateinerwuth, die Enttäuschung rächen will? Wer kauft sie vom Gläubiger los, zahlt ihre Heimfahrt und entwindet ihre Pfründeneinkunft der Türken-

faust, die sie inzwischen doch sicher errafft hat? Das Geflecht solcher Gründe schmeichelt oder striemt Jedem sich ein. Dreien nur enthürnt nicht Hoffnungwispern noch Strafdrohung die Haut; zwei Männern und einem Thier. Demetrios scheidet sich von dem gekrönten Bruder und kehrt, dessen Schmach nicht zu schauen, nach Venedig zurück. Der Epheserbischof ist zum Martyrium eher als zur Schmälerung seiner Glaubenshabe bereit und wehrt jede Gemeinschaft mit Rom schroff ab. Und des Kaisers Leibhund, der stumm und artig sonst auf dem Thronteppich lag, bricht, als die Einheiturkunde verlesen wird, in tobsüchtiges Gebell aus, ist nicht durch Streicheln und Leckerbissen, nicht durch Hiebe zu schwichtigen. Prügelt, Ihr, den frechen Köter hinaus; und freut Euch, daß nur eine Mannesstimme noch der Union widerspricht. Die ward durch allerlei verschmitzte und zweideutige Formeln ermöglicht. Aufrecht kommt man nicht aus der Bekenntnißklemme; krümmet Euch, Brüder in Christo, und kriechet auf Schneckentastern ins Freie. Horchet zuvor! Vater und Sohn sind aus einer Substanz und eines Wesensgedankens. Beide können deshalb den Heiligen Geist zeugen, Beide ihn in die Christenwelt hauchen; und stammt er vom Vater, so führt sein Weg durch den Sohn, dessen Wesen ihm den Ausgang öffnet. (Dürfen wir staunen, weil ein Hund beknurrt und verbellt, was flinker Menschenmund, als unverständlich, bemurren und höhnen würde?) Die zierlichste Wattirung der Kantenspitze, die das Leck in das Kähnlein Petri riß. Der Papst zahlt allen Griechen die Heimreise; verpflichtet sich, alljährlich zwei Galeeren und dreihundert Söldner, in Drangsal viel mehr nach Konstantinopel zu schicken, jedes Pilgerschiff dort für ein einträgliches Weilchen vor Anker gehen zu lassen und mit regstem Hirteneifer von Europens Fürsten dem Basileus Beistand zu werben. Ein feiner, von Politikerköpfen bebrüteter Vertrag. Schnell Eugens, Johannis, aller Priester, Mönche, Schreiber Namen darunter. Vier Hand-, vier Unterschriften. Nun ists vollbracht. Am sechsten Julitag des Jahres 1438 Schlußfeier in der Kathedrale von Florenz. Ein Schaustück. Papst und Kaiser, der Apostelfürst und Konstantins Erbe, auf ihren Thronsitzen. Von der Kanzel liest Julian in lateinischer, Bessarion in griechischer Sprache die Einheiturkunde; dann umarmen die zwei Kardinäle einander und alles dem Heiland verlobte Kirchenvolk jauchzt dem Bruderkuß zu. Hochamt des Papstes. Liturgie

nach dem in Rom seit Leo dem Dritten üblichen Wortlaut. Filioque? Wer soll in dem Stimmengeschwirr und Orgelgedröhn einzelne Wörter, gar Silben mit dem Gehör erhaschen? Einem nach Toskana verschlagenen Griechen ists nicht zuzumuthen. Kommts denn darauf noch an? Der Pakt ist sturmfest. Johannes kann aufathmen. Und Eugenius bettet sich in die Glorie des Friedensstifters.

Des Stifters dauernden Friedens? Das gläubige Herz Eugens frohlockt. Ihm nahen aus Egypten, Syrien, Armenien, von Maroniten und Jakobiten Gesandte; als dämmere aus den Abendnebeln der Zwietracht über das Wesen des Heiligen Geistes ein neues Pfingstfest. Alle beugen das Knie. Alle siegeln das Gelübde ehrfürchtiger Inbrunst mit der Lippe auf den Fuß des Papstes. Triumphantis? Felix, der ihn überragen, entkrönen sollte, stiehlt sich ins wohlige Dunkel der savoyischen Einsiedelei Ripaille. Der baseler Banngerichtshof verdunstet lautlos. Und vor dem Lenker der Abendlandsseele liegen, wie vor Dem einst, dessen Vermächtniß ihn auf den Fels hob, die Hirten, die Könige aus Morgenland im Staub. Kein Spalt klafft noch aus dem Felsstein, auf den Christi Kirche gebaut ward. Zwar: britische Diplomaten, die in Bologna aus dem Munde der mürrisch heimziehenden Griechen das Geschehene hörten, haben des Einheitwahnes gelacht. Doch die Bank der Spötter wird eben niemals leer; und aus der Kehle Derer, die da hocken, kommt dem Frommen nur unwerther Schall. Sind Rom und Byzantion, Mutter und Tochter, nicht einen Sinnes und wacht nicht die Hoheit Bessarions, von dessen Kardinalshut die Infuln des Patriarchen von Konstantinopel flattern, am Tiber für das Heil seiner Griechenkirche? Er wacht. Muß aber, in Geschäften der Kurie, bis ins Frankenreich und nach Deutschland reisen: und verliert die Heimath aus dem Gesicht. Der nachtet ringsum das Himmelsgewölb. Im Juli 1438 im Florentinerdom, unter Brunelleschos Kuppel, der Bruderkuß. Im Spätherbst, schon auf Morea, Korfu, Lesbos, ein Massengemurr, das die Bringer der Einheitkunde verschüchtert und vor Konstantins Thor zum Geheul anschwillt. Den Bischöfen, Metropoliten, Mönchen weicht das Blut aus der Wange. Bleich und bebend stöhnen sie, Römertücke habe ihre arglose Einfalt übermocht. „Gottlos sind wir geworden, haben uns in den Brauch geschickt, neben dem Abendmahlskelch ungesäuertes Brot zu brechen, und das reine Bekennt-

niß versudelt. Leibesnoth und Hirnestrug, Todesangst und Gier nach Erdentand lockten uns vom Abhang in den Sumpf. Solchen Frevel sühnt keine Reue. Die Hand, die den Schandfetzen der Urkunde unterschrieb, muß mit der Armwurzel vom Rumpf getrennt, die Zunge, die das gefälschte Symbolon der Lateiner nachstammelte, aus dem Gaumenschlund gerodet werden." Grauen packt, dann wilde Empörung die Stadt und wirbelt alle Bleibsel des Reiches in Brand. Metrophanes wird in der öden Sophienkirche zum Patriarchen gewählt. Pfui über ihn, der sich in Belials Dienst hingiebt! Keines Rechtgläubigen Blick will die Schmach schauen. Die Kreuzträger entbinden sich ihrem Amt und verloben sich dem Epheserbischof, dem Einzigen, der in Ferrara und Florenz standhaft blieb; dem tapferen Markus, dessen letzter Hauch noch jeden der römischen Ketzerei Anhangenden aus der Trauermesse, aus der Gruftfeier, aus jeder Bittgemeinschaft weist. Eine rasch berufene Synode verwirft alles in Italien Beredete, Unterschriebene und dräut dem in Sünde verharrenden Basileus mit der Zinke der Kirchenacht. Isidorus, der seine Russen beschwatzen und einlullen will, wird überschrien. In fürstlichem Pomp eilt er herbei, hat den Bart geschoren, trägt Ringe, umklammert mit bekleideter Hand ein Lateinerkreuz! Wie aus gischtendem Strudel gurgelts auf; und den Purpurgecken verschlänge die Brandung, wenn ihn das Mitleid der Synodalhäupter nicht in ein Kloster riegelte. So ist die Frucht aus emilischem und toskanischem Boden. Manuels Wort, das Phranzes bewahrt hat, wird Wahrheit. Nie war das Schisma so unüberbrückbar tief wie zwei Jahre nach dem Frieden von Florenz.

Kaiser Johannes muß den mit Eugenius geschlossenen Pakt widerrufen. Sein in Sparta gekrönter Bruder, der elfte Konstantin, fleht aus der von Mohammed belagerten Stadt noch einmal um Roms Hilfe; will, wenn sie gewährt ist, sich und sein Volk unter den Tritt des Papstes ducken. Wieder naht Isidorus (der dem Grimm der Athosmönche entschlüpft ist); wieder im Glanz. Als Legat des Apostelfürsten; mit einem Priestergewimmel und einem reisigen Haufen. Unter den Text, den Johannes unterschrieben hat, setzt Konstantin Dragades nun seinen Namen. Sommer war in Florenz; fahle Wintersonne blinzelt scheel auf Byzanz. Am vierzehnten Dezembertag des Jahres 1452 sind im Sophiendom beide Nationen, beide Glaubensgemeinden zum Heiligen Abend-

mahl vereint. Am Altar ein römischer Priester. Goß er nicht kaltes Wasser in den Kelch? Segnete ungesäuertes Brot? Still! Vor dem Thor reckt der Osmanendrache die schuppigen Glieder; ist er überwunden, so kehren wir in den alten Glauben, den rechten, zurück; bis an diesen Tag muß der löbliche Zweck jedes Mittel der Heuchelei heiligen. Doch aus seiner Zelle warnt Gennadios, der, trotzdem er in Florenz die Einigung mitverbrieft hat, dem Volk jetzt als Prophet und Heiliger gilt, mit einer Tafel, auf der geschrieben steht, der Abfall vom Griechenkreuz müsse den freien Staat rasch in Knechtschaft reißen. Frommer Zorn lodert, zuerst, aus den Nonnen: Niemals, gellt ihr Chor, ködert uns Satans Angel; Lug und Trug war die Union und als Lug und Trug scheuern wir sie von den Fliesen unserer Seele. Nah und fern zünden die Funken. Aus den Schänken, wo der Bürger Trost oder Betäubung sucht, schießen Feuergarben himmelan. Fluch dem Balspfaffen in Rom; tausendfacher Fluch seinen Miethlingen. Trunkenheit, vom Wein aus der Wuth Verzweifelnder gezeugt, durchtaumelt die Straßen und brüllt träge Gewissen aus dem Schlaf in den Kampf gegen die Lateinerunzucht. Wie des Henkers Herd meide Jeder die vom Meßopfer der Römer beschmutzte Kathedrale. Vernahmet Ihr nicht, daß der Erste aus des Kaisers Staatsgesinde sprach, er wolle lieber noch Mohammeds Turban als die Tiara des vatikanischen Götzen in der Stadt des Großen Konstantin sehen? Lernet fühlen wie er und ergebet Euch dem Sultan eher als dem Papst. Bis in den Frühling verseucht das Sektirerfieber alle Quellen des Geistes und Herzens. Der Totfeind der Christenheit rüstet zum Sturm: und der Grieche bäumt sich wider die Möglichkeit einer Glaubensgenossenschaft mit dem Römer, der seine Priester anders kleidet, zum Abendmahl andere Oblaten wählt und in die Liturgie drei Silben eingeflickt hat. Am neunundzwanzigsten Mai stürmt Mohammed die Stadt. Der letzte Palaeologe fällt. Vom Thurm der Sophienkirche preist der Muezzin den einen Allah und seinen Propheten.

Fast war ein Halbjahrtausend seit dem ersten, helleren Lostag der Griechenkirche verstrichen. Wendet das Auge rückwärts in die Zeit des Nikephoros Phokas und des Armeniers Zimiskes, der im Bette Theophanos, der Kaiserin, den Kaiser, den Buhlen von gestern der Buhle von heute, erstach. Wie eine Springfluth ist das Bulgarenvolk ins Südufer der Unteren Donau eingebrochen. Die finischen Barbaren hatten Phokas geschlagen; mit schlauer List

und glatter Mongolenbehendheit sich dann aber ins Zutrauen der Griechen genistet. Die erzogen Simeon; in Konstantins Palast, in allen Wortkünsten aristotelischer Logik und demosthenischer Beredsamkeit. Als Zar der Bulgaren lehrt sie der Zögling erkennen, daß sie selbst das Schwert geschliffen haben, von dessen Schärfe ihres Leibes Blut triefen soll. Feindschaft und Aussöhnung, Krieg und Friede: wie Aprilwetter wechselts. Die Magyaren (die den Bulgaren verwandt sind und manchmal verbündet waren) schlägt Otto der Große am Lech mit Konstantins Schwert; die Heilige Lanze, deren Spitze aus den Nägeln des Christuskreuzes geschmiedet ist, schlitzt das Banner ihrer Macht. Und dieser selbe Kaiser des Westens hemmt den Basileus Phokas auf dem Erobererzug nach Apulien; hindert ihn, noch einmal sich mit dem Ruhm des Nikephoros, des Siegbringers, zu schminken; und erzwingt seinem Sohn Otto die Vermählung mit Theophanos Tochter aus dem Samen des zweiten Kaisers Romanos. Das Weiherecht der alten Römerkaiser wandert mit dieser Braut ins Sachsenland. Mit einer anderen Braut, der Prinzessin Anna, wandert der Griechenglaube ins Russenreich der Waraeger. Phokas hat, wider die Bulgaren, Ruriks Söhne in das Donauland gerufen. Wladimir von Kiew hat, mit seinem Heerbann, dem Ruf gehorcht, nach dem Kampf um Annas Hand geworben und ist in Cherson getauft und ihr angetraut worden. Als er heimgekehrt ist, läßt er das Holzbild (mit silbernem Kopf und goldenem Bart), das er dem Donnergott Perun (Perkunos) errichtet hat, von zwölf stämmigen Kerlen mit Keulen zerbeulen, durch die Straßen schleppen, in den Dnjepr werfen; und verkündet, daß alle sich gegen den Taufbefehl Sträubenden als Feinde des himmlischen und des irdischen Gebieters zu behandeln seien. Furcht vor folternder Strafe hilft dem Christenthum des Nordens in das Leben. Griechen ziehen, als Kirchendiener und Kunsthandwerker, nordwärts: und in Kiew und Nowgorod entstehen Dome, deren Gewölb und Wandschmuck dem der Sophienkirche nachgeahmt, nachgestümpert ist. Theophano (sie empfing den Namen der Mutter) und Anna, zwei Töchter der großen Buhlerin von Byzanz, tragen den Geist des Oströmerreiches gen West und gen Nord. Stat crux, drum volvitur orbis. Der Caesar des Westens kann, seit Luthers Bauerntrotz ihn bekehrt hat, niemals mehr nach dem Amt und der Schlüsselgewalt des Petrus langen. Die oft von Zwietracht splitternde, doch bis zur

Reformation im Innersten unlösliche Zweieinheit papaler und imperialer Macht ist für immer zerstört. Das Imperium Romanorum der Augustus, Konstantin, Karl könnte Wilhelm nicht, wie Otto der Dritte, einst „das Wunder der Welt“, zu erneuen trachten. Zwischen dem Deutschen Kaiser und dem Zaren aller Reussen färbt manchmal wohl noch ein aufzuckender Blitz das Gewölk blutroth; und mahnt nachdenkliche Klausner, daß Ottos, des Großen, Kampf gegen Phokas und dessen Byzantion nicht bis ans Ende ausgekämpft, sondern durch Waffenstillstand abgethan ward. Griechenland hat die Russen getauft; der Tag von Cherson wurde in seiner Kirchengeschichte das durch die Fortwirkung bedeutsamste Datum. Weil dieser Tag aus Nordensgrau gedämmert hatte, konnte das Christenthum des Morgenlandes den Verlust Konstantinopels, seiner ehrwürdigsten Weihstatt, rüstig überleben.

Der Rückblick in die (lenzlich oder herbstlich) bunte Wirrniß dieses Geschehens lehrt manchen Vorgang von gestern, Gesellung und Scheidung, verstehen. Festet aber auch den Zweifel an der Keimkraft der von altbritischen Diplomaten mit Spottlauge begossenen Einheithoffnung und an dem Beruf einer Christenkirche, den blutrünstig wankenden Erdball in Ordnung zu schwichtigen. Wie klein ist in den Steinschiffen, den Kathedralen, Münstern, Domen der Römer, Griechen, Lutherischen, Calviner die Zahl der Wortdiener, die sich weder in Rausch noch in Ausnützung einer Kirchenkonjunktur hinreißen ließen, sondern tapfer die Heilandsbotschaft, das Evangelium hehrer Menschlichkeit ins wüste Getümmel riefen! Ein Schwärmlein weißer Raben im langen Heer der schwarzen, denen nur das Alte Testament noch, das grimmig wilde Baraks, Deborahs, Josuas, zu gelten, kein Schmähgetos gegen den Landesfeind, den Bruder in Christo, schrill genug schien. In allen Ländern wurde für den Sieg der Haubitzen und Mörser, Minen und Handgranaten, des Stickgases und Flammenwurfes, des Luft- und Unterseeschreckens gebetet; und von vielen Altären die Mitleidsregung, wie ekle Sünde, in Kehrichtdunkel gescheucht. Die Folge des Thuns, mehr noch des Unterlassens wird fühlbar werden (und die Weisheit der Vorschrift bekunden, daß die Kirchensteuerpflicht um ein volles Jahr die Anmeldung des Austrittes überdauert). Nicht von verglühendem Licht wird das Dickicht hell. Der Papst, dessen seelischen Heerbann nur der Thor unterschätzt, ist ohne körperlich wirkende Gewalt und,

als Haupt des Glaubens, der in beiden Lagern wimmelnden Anhang hat, im Willen zum Handeln gelähmt. Und dem oft mißlungenen Versuch, die Kirchenkluft zu füllen, ist die Kriegsstimmung nicht günstig. Rußland, Bulgarien, Hellas, Serbien, Rumänien, Montenegro: Alles um das Kreuz der Morgenlandskirche geschaart. Deren Grundmauer ist aber geborsten. Wird aus ihr neuer Frühling blühen, wenn neun Jahrhunderte seit dem Tage gewelkt sind, da Roms Legaten die Bannbulle auf den Altar der Sophienkirche legten und, nach der Aufzählung der sieben griechischen Erzketzerstreiche, den Staub von ihren Füßen schüttelten? Wird Mohammeds Moschee selbst, wie Rußlands Schwelger und Bauer hofft, dann wieder heiliger Christenlehre geweiht sein? Der irdische Richter wird anderen Wohnraum wählen. Noch immer sucht ihn, auf weiter Wanderung, unser Auge vergebens. Wartet er, jenseits vom Weltmeer, diesseits von unserer Prägstätte des Guten und Bösen, in der Gluth junger, im Wachsthum noch nicht begrenzter Kraft auf den Ruf seiner Stunde?

Benjamin Franklin, der als Bändiger des Himmelsblitzes und der Tyrannenmacht gerühmte Seifensiederssohn aus Boston, hat in seinem redlich greisenden Hirn lange den Plan eines Panatlantischen Bundes bebrütet, der die mündige, aus Englands Vormundschaft erlöste Republik der Neuen Welt den europäischen Westreichen verknüpfen sollte. Nach dem versailler Friedensschluß von 1783, der die dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika als ein selbständiges Gemeinwesen anerkannte, wurde der Plan flügge; noch aus Passy schrieb Franklin an seinen englischen Freund Hartley den Brief, der einen „Familienvertrag“ zwischen Britanien, Frankreich und Nordamerika vorschlug. Doch weiter als bis nach London trugen die Flügel den Liebling des reinlichen Benjamin nicht. Zwar kam der preußische Oberst Friedrich Wilhelm von Steuben, der dem Staatenheer die zeitgemäße Organisation schuf und den Sieg ermöglichte, nie in den Leuchtglanz Lafayettes, von dessen Haupt noch der Helmbusch französischer Ritterromantik wehte, und Frankreich blieb, als Empire, Königreich, Republik, das Hätschelkind aller in Hast und Schweiß auf Goldzinnen klimmenden Yankees. Fast immer aber wars dem Britenimperium verfeindet; in dem Jahrhundert zwischen der Kontinentalsperre und dem Rückzug von Faschoda kaum jemals in den Willen zu Familiengemeinschaft mit der Nation gestimmt, deren

Opfer Jeanne d'Arc und Bonaparte geworden waren. Jonathan selbst hatte zu Haus Arbeit genug, kümmerte sich nicht um Europa, schielte selten schon einmal nach Asien und ward oft ärgerlich, wenn sein rasch erstarktes Selbstgefühl sich an dem harten Koller britischen Hochmuthes wund scheuerte. Ein ganz anderer Benjamin erst, D'Israeli, hat auch die Amerikaner in Imperialismus, in den Drang nach Machtdehnung verleitet. Sie sind nach Kuba und auf die Philippinen gegangen, haben gegen ein altes Europäerreich Krieg geführt, den kräftigen Arm ins Getümmel des Asiatenmarktes gereckt, im Haag und in Algesiras zur Schlichtung europäischen Streites mitgewirkt. Und Frankreich hat, trotz den Schatten der Jungfrau von Orleans und des auf Sankt Helena Gemarterten, sein Schicksal dem männischen Wollen des Meerbeherrschers vermählt. („Die Gluth des Krieges hat zwei große Rassen fest an einander geschweißt": schrieb Herr Clemenceau nach seiner Rückkehr von der Sommefront.) Franklins Gedanke konnte aus Scheintod auferstehen. Zwei Gelehrte und Publizisten von Rang, James Mark Baldwin und James Hyde, sind dem aus langem Schlaf erwachten Plan des Panatlantischen Bundes Herolde geworden. Ist ein anglo-franko-amerikanischer Familienvertrag heute möglich? Ja, antworten die Zwei. Die drei Reiche haben einander nichts zu bestreiten, kein Landstück und keinen Herrschaftfetzen zu entreißen, doch in jedem Bezirk des Geistes viel zu gewähren. Als freie Staaten demokratischer Verfassung, die für das Selbstbestimmungrecht jedes schadlos lebenden Stammes, des dünnsten sogar, eintreten, gehören sie zusammen und der Genius natürlicher Entwickelung segnet ihren Bund. Aus der strahlenden Einsamkeit, in die Washington und Monroe sie wiesen, sind die Vereinigten Staaten längst in das Hügelland, das Kluftgebiet der Welthändel vorgeschritten. Furchtlos müssen sie jetzt auch zu der neuen Machtordnung, die in Europa, Asien und Afrika dämmert, ihren Standort wählen. „Die mitteleuropäischen Kaiserreiche werden uns nicht verzeihen, daß, nach ihrer Meinung, das Kriegsglück ihnen günstiger gewesen wäre, wenn wir nicht moralisch und materiell ihren Feinden geholfen hätten. [illegible] dem Streben, sich vom Verlust anderer Märkte und Siedelstätten zu entschädigen, werden die Deutschen trachten, auf unserem Erdtheil, besonders im Süden, lohnende Absatzgelegenheit zu erlangen, und bald vielleicht gewaltsamen Einbruch

in das von Monroes Lehrsatz eingegitterte Recht wagen. Dürfen wir, von Japan bedroht, von Mexiko angekläfft, ohne die Stütze starker Genossenschaft die Waffnung neuer Feinde erwarten? Nur der Panatlantische Bund, die Verständigung der drei großen Demokratien, deren Küste der Atlantische Ozean bespült, über alle Grundfragen der Politik und der Wirthschaft, verbürgt uns würdig friedliche Zukunft." Mündet in diesen Plan nicht die Rede Greys, die der civilisirten Menschheit die Rechtssatzung eines Familienvertrages wünschte und einen von Wilson und von Hughes geschirmten Weltbund zur Wahrung des Friedens ankündete? Fünf Tage zuvor war der Staatssekretär im Oberhaus gefragt worden, ob sein washingtoner Kollege nicht Britaniens Kreuzer unfreundlicher als deutsche Unterseeboote behandle; und hatte höchst behutsam geantwortet: „Die Vereinigten Staaten haben unseren Kriegsschiffen nicht das Recht zum Aufenthalt in amerikanischen Gewässern bestritten, sondern nur angedeutet, daß allzu langer Aufenthalt ein neutrales Land beunruhige, und gebeten, an ihrer Küste Patrouillefahrten zu meiden. Wir haben der Flotte befohlen, unnöthiger Aufregung, wo es irgend möglich ist, vorzubeugen. Wir wissen nicht, welches Verfahren die Vereinigten Staaten gegen das deutsche Tauchboot beschlossen haben, das in amerikanischen Gewässern patrouillirt, in die Häfen einläuft, die Ankunft- und Abfahrtzeit von Schiffen erkundet, um sie sicher zu torpediren; wir können auch nicht die Angabe nachprüfen, daß Kriegsschiffe, um diesem Boot die Arbeit zu erleichtern, ausgelaufen seien. Das geht nur die Regirung der Vereinigten Staaten an. Wir vermuthen, daß sie die Sache untersucht und in ihr beliebiger Stunde sagen wird, was sie richtig dünkt. Wir werden das deutsche Tauchboot nicht zum Gegenstand amtlicher Beschwerde machen." Das klingt so sanft, als wärs zu Verwandten, in traulicher Enge, gesprochen worden. Nach der Wochenendsfeier: „Ich möchte erwähnen, daß Präsident Wilson und Richter Hughes dem Bund beigetreten sind, der nicht den Kämpfern in den Arm fallen, nach dem Krieg aber internationale Friedenssicherung erwirken soll." Warum erwähnts der Bedächtige in der Rede, die dem Wunsch nach Schiedsgerichtsspruch über den Ursprung des Krieges drängenden Ausdruck giebt? Und warum wird in New York jetzt, plötzlich, so laut betont, daß die Vereinigten Staaten (denen Kanada nicht zugehört) den Feinden des Deutschen Reiches im

Ganzen nur sechs Prozent des an die Front beförderten Vorrathes an Waffen, Munition und Kriegswerkzeug geliefert haben?

Die Friedenstauben, die aus Wallots Kuppelarche aufflogen, sind mit zerzaustem Fittich heimgekehrt. Herr Scheidemann hatte, im Herrnton des in die Mehrheit Zugelassenen, gesagt, für die Freiheit des belgischen und seines eigenen Bodens brauche Frankreich keinen Blutstropfen mehr zu verspritzen; und sich in den Irrthum verlaufen, diese Gewißheit werde der Republik vom Censor verborgen. Antwort des Herrn Barthou (der Ministerpräsident war und wieder werden will): „Von der im Reichstag aufgeführten Komoedie lassen wir uns nicht foppen. Alles von Bethmann und Jagow hinter den Coulissen einstudirt. Hauptmimen und Statisten aus allen Parteien thaten und redeten, was abgemacht war. Jede Antwort, jeder Widerspruch sogar hing an der Strippe. Wenn der Vorhang gefallen ist, schütteln die wackeren Gevattern einander die Hände. Deutschland muß die Zeche zahlen und, wie ein bösartiges Thier, unschädlich gemacht werden. Kein Friede ohne Sieg; kein Sieg ohne Entschädigung von den Kriegskosten; keine Schuldverschreibung ohne Pfand. Zwischen Deutschlands Herrscherträumen und seiner Lebensgefahr in rauher Wirklichkeit gähnt ein Abgrund.“ Antwort des Temps: „Wie an den Tagen, da er unseren Sozialisten schwor, daß seine Partei den Krieg hindern werde, so legt der elegante Scheidemann auch jetzt die Hand aufs Herz und ruft unseren Kriegern zu: ‚Ihr werdet betrogen! Wenn Ihr wollt, räumen wir morgen Frankreich und Belgien.‘ Die Einfalt Scheidemanns und anderer Davide hofft wohl, daß wir, wie einst ihrer Friedenslüge, ihrem Gewinsel glauben werden. Diese Leute sind eben so dumm wie erbärmlich. Dem Deutschen Reich glaubt Keiner mehr. Deshalb darf die Dauer unseres Friedens nicht nur durch deutsches Versprechen gesichert sein; muß er ein wahrhaftiger, nicht ein lügnerischer Friede werden. Scheidemann, David, Bethmann selbst mögen sich die Zunge müd schwatzen: unser Entschluß steht fest.“ Zu starken Völkern spricht man nicht wie zu schwankenden Genossen; nur aus Psychologie wird Staatsmannskunst. Rothe Almoseniere, die mit Pfennigen klimpern, blaue Amokläufer, deren drohender Dolch ringsum neue Feindschaft herausfuchtelt, und der edelste Wille stumm: noch hat die Stunde zur Hauptverhandlung nicht geschlagen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die soeben eröffnete Herbstausstellung in **Casper's Gemälde-Galerie** (Kf'damm 233) umfaßt Kollektionen und Werke von Hans Völcker, Max Schlichting, Wilh. Lucas, Käthe Kollwitz, Lesser Ury, Hans Herrmann, Max Liebermann, Karl [illegible], Fritz Burger und andere.

Hermann und Alfred Escher Aktiengesellschaft, Chemnitz.

Abschluß 1915/16.

Aktiva.	M	M	Pf	M	Pf
An Areal-Konto	480 [illegible].09				
Abschreibung zur Abrundung	[illegible]			480 000	—
„ Gebäude-Konto	[illegible]				
Zugang	[illegible]	1 275 23[illegible]	04		
3% Abschreibung von M 1 [illegible]	[illegible]				
Extra-Abschreibung Haus Nr. 117	[illegible]	[illegible]	04	1 229 139	—
„ [illegible]-Konto	[illegible]				
Zugang	[illegible]	[illegible]	57		
Abschreibungen von M [illegible]		[illegible]	57	60 000	—
Kraft- und Lichtzentrale-Konto		[illegible]	—		
[illegible] Abschreibung von M [illegible]	[illegible]				
Extra-Abschreibung	[illegible]	1[illegible]	—	64 500	—
„ Werkzeuge- und Utensilien-Konto	1.—				
Zugang	[illegible]	4 [illegible]	65		
Abschreibung		4 [illegible]	65	1	—
„ Modell-Konto	1.—				
Zugang	78[illegible]	78[illegible]	75		
Abschreibung		78[illegible]	75	1	—
„ Transmission- und Treibriemen-Konto	1.—				
Zugang	12 [illegible]	12 750	25		
Abschreibung		12 7[illegible]	25	1	—
„ Dampf-, Gas- und Wasserleitungsanlagen-Konto	1.—			1	—
„ Mobiliar-Konto	1.—				
Zugang	[illegible]	2 41[illegible]	60		
Abschreibung		2 41[illegible]	60	1	—
„ Gleisanschluß-Konto	1.—			1	—
„ Pferde-, Wagen- und A[illegible]-Konto					
Zugang	[illegible]	4 851	—		
Abschreibung		4 850	—	1	—
„ Versicherungs-Konto				3 00[illegible]	—
„ Kasse				1 8[illegible]	[illegible]4
„ Wechsel				98[illegible]	—
„ [illegible]-Konto				85 0[illegible]	—
„ [illegible]				1 001 38[illegible]	—
„ Konto-Korrent-Konto:					
[illegible]		[illegible]	65		
Guthaben bei Banken		[illegible]	93	1 204 882	58
„ [illegible]-Konto [illegible]				336 321	53
				4 517 115	05

Passiva.	M	Pf
Per [illegible]	2 000 000	—
„ [illegible]	453 000	—
„ [illegible]	202 100	—
„ [illegible]	2 000	—
„ [illegible]	55 000	—
„ [illegible]	161 000	—
„ [illegible]	10[illegible] 987	12
„ [illegible]	1 535 027	93
	4 517 115	05

Debet. Gewinn- und Verlustkonto am 30. Juni 1916. Kredit.

Debet	M	Kredit	M	Pf
An [illegible]	[illegible]	Per Gewinnvortrag [illegible] 14/15	136 395	52
„ [illegible]	[illegible]	„ [illegible] Kto.	20 000	—
„ [illegible]	[illegible]	„ [illegible] (Bruttogewinn der Fabrikation)	2 265 369	—
„ [illegible]	[illegible]			
„ [illegible]	[illegible]			
„ [illegible]	[illegible]			
[illegible] (Reingewinn)	[illegible]			
	2 4[illegible]		2 421 767	52

Vorstehende Bilanz [illegible] haben wir geprüft und mit den [illegible] geführten [illegible] gefunden.

Dresden, den 9. September 1916.

Treuhand-Vereinigung Aktiengesellschaft.
Meyer. ppa. Scheuermann.

Chemnitz, den 16. September 1916.

Hermann und Alfred Escher Aktiengesellschaft.
Der Vorstand. Alfred Escher.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. November 1916.

Die sieben Tage.

Donnerstag.

Der Weissagung, daß sich wider den harmlosen Grafen Stürgkh einst Fanatismus zum Mord waffnen werde, hätte der frömmste Wiener gelacht. Nie war über Einen, der so lange Ministerpräsident blieb, so selten, in so gelassenem Ton geredet worden wie über dieses korrekt wandelnde Musterbild österreichischen Beamtenadels. Wer ihm nachfragte, sah gehobene Schultern und Brauen; und die Antwort mündete fast immer in einen Witz. „Der Stürgkh! Ich bitte: als er noch Leitartikel schrieb, war er, durch seinen Krampus-Stil, dem Ansehen der Monarchie gefährlicher. Was soll er, zwischen dem Tisza und dem Burian, mit dem Konrad Hohenlohe, der Manchen als kommender Heiland gilt, neben sich, denn anfangen? 's ist halt die Stürgkhei!" Vielleicht war, im Innersten, der Mann anders, als er schien (scheinen wollte? Jetzt erst, nach seinem Tod, wurde bekannt, daß er heimlich, einer Jüdin, vermählt war). Den Fernen und meist auch den Nahen ist jede Seele ein siebenfach versiegeltes Buch. Ob „Der Stürgkh" lebt, im Amt sitzt, als Pfründner über den Ring spazirt: „Wir werden es uns schon richten." Zu Meißl & Schadn, wo würdig alternde Kellner vor dem Krieg das saftigste (in Rindsbrühe gekochte) Ochsenbeinfleisch und leckere Mehlspeise auftrugen und wohl noch im mageren Jahr für Stammgäste Schmackhaftes zu haben ist, paßte dieser Graf wie ein Erzherzog ins Kochkunsteden der Frau Anna Sacher. Da hat ihn, nach dem Frühstück, Dr. Friedrich Adler erschossen; ein Sohn Victors, des klugen Führers der

österreichischen Sozialdemokratie. Warum gerade den Stürgkh? Weil er vor der Einberufung des fast schon verschollenen Reichsrathes und der Delegationen zauderte? Unwahrscheinlich. Der junge Adler hatte Philosophie und Naturwissenschaft studirt, galt als ein großes Talent, war ein Liebling seines Lehrers Ernst Mach und trug das Martyrium ererbten Namensruhmes; war auf seine besondere Weise ein aiglon. Enttäuschung vom Hoffen auf den Vater, der den breiten Weg unserer Scheidemänner ging, mag ihm das Weh des Krieges noch verbittert haben. Wozu Kampf gegen alle Staatsgewalten, Aufrüttelung der Masse, Paradiesesverheißung, wenn wir am Tag ärgster Noth Taktiker sein und uns mit allem Bestehenden abfinden wollen? Bekenntniß zu Internationalismus, dem der fremde Klassengenosse näher und glaubwürdiger sei als irgendein Kapitalist, und in der Stunde, deren Graus alle Offenbarungen rother Propheten überheult, stramme Schaarung unter das Reichsbanner, starre Front gegen die Freunde von gestern, die Feinde jeder Bourgeoisie: in so jähe Wendung mochte dieser Adler sich nicht entschließen. Er wollte schnellen Friedensschluß, Verständigung, Versöhnung der mündigen Völker; ging, zu Gespräch mit den französischen Sozialisten, nach Zimmerwald; befehdete die grauen Partheihäupter, heftig sogar den eigenen Vater; und knirschte wohl, weil er nirgends einen Gedanken sich zur That rüsten sah. Wollte er töten? In der Zeitung stand, daß er den Revolver seit Kriegsausbruch stets in der Tasche trug und für den Abend des Mordtages den Einlaß ins Hofopernhaus erkauft hatte. Bei Meißl & Schadn erblickt er den Grafen Stürgkh. Der, denkt er, ist an Allem schuld. Ohne die Zustimmung dieses Ministerpräsidenten wäre das Ultimatum nicht nach Belgrad gegangen. Wenn Der, dems da drüben schmeckt, nicht ungerührt bliebe, käme noch vor der Weihnacht Friede. Etwas muß geschehen; ein Feuerzeichen aufflammen. Vielleicht träumt Adler von einer Gerichtsverhandlung, die ihm erlauben werde, öffentlich „Alles zu sagen“, die Königreiche und Länder der Monarchie, alle Völker der Erde in heiligen Willen zum Frieden aufzurufen. Vielleicht übermannt ihn Jähzorn; trotzdem neben Stürgkh ein Graf Toggenburg sitzt, ein Enkel aus dem Geschlecht der Heiligen Itha, die durch den Jähzorn des ihr angetrauten Heinrich Toggenburg so Entsetzliches litt. Draußen fallen,

in Tirol, am Isonzo, in Galizien, Polen, Siebenbürgen, Tausende und abermals Tausende: und Dieser, der den Jammer enden könnte, kitzelt den Gaumen. Ueberschätzt Adler das Vermögen eines hoch'betitelten Menschen, der, nach der Marxistenlehre, gegen die bestimmenden Wirthschaftmächte doch nicht aufkommen könnte? Wähnt er sich zu Erlöserthat auserwählt, die den von Schmerz betäubten Menschheitgeist aufpochen, dem wunden Erdtheil das milde Licht des Friedens zurückbringen werde? Mit blinder, von der aufschäumenden Purpurwelle des Blutes geblendeter Seele opfert er sich dem Wahn, die Hinschlachtung eines wohlmeinenden Bureaukraten könne der Heimath Schicksalswohlthat, der austro-ungarischen Monarchie Weltwende werden. Er schießt. Graf Stürgkh verröchelt. Und Oesterreich ist am Abend, wie es am Morgen war. Hätte kühle Vernunft den Opferwillen des jungen Adlers vor dem letzten Aufflug überwacht, dann wäre er nicht der Gewißheit entschwebt, daß er nur einen Namen töte. Ein zärtlicher Sohn, Gatte, Vater, ein der Wissenschaft inbrünstig verlobter Philosoph, Chemiker, Phosphoros wird Mörder: und seines Mordes Folge ist (und konnte nur sein), daß auf Stürgkhs Platz Herr von Koerber berufen, das Staatsgeschäft der Habsburg-Lothringer fortan also von einem stärkeren Hirn betreut wird.

Im Januar 1900 hatte ich einen Sturm im Palais Bourbon erlebt. Waldeck-Rousseau wurde umheult, Millerand von den Genossen, die ihn seitdem längst als elenden Bourgeois verfluchen, umjauchzt; so wüst war der Lärm, daß der Abgeordnete Clovis Hugues dem geschniegelten Präsidenten Deschanel zurief, er möge seiner Menagerie Ruhe gebieten. Hier, dachte ich, haben die Minister es wirklich schwer; jeden Augenblick müssen sie auf den ärgsten Hohn, die leidenschaftlichste Widerrede gefaßt sein. Ich kannte den wiener Reichsrath noch nicht. Im November 1904 lernte ich ihn kennen; an den Tagen, wo über den innsbrucker Konflikt geredet wurde. Mehr geschrien als geredet. Die pariser Stimmung war dagegen mild. „Ihnen glauben wir kein Wort!“ „Benehmen Sie sich anständig!“ „Ihre Verfügungen organisiren den Totschlag!“ „Frechheit!“ „Der spricht nie ein wahres Wort!“ „All Ihre Statthalter sind Mörder!“ Das waren noch nicht die schlimmsten Zwischenrufe, die der Ministerpräsident hören mußte. Und ruhig, ohne sich zu regen, hörte. In Paris hätte solche Sitzung zu zehn,

zwanzig Duellen Anlaß gegeben. So wills dort die Sitte, deren Gebot selbst der Sozialdemokrat Jean Jaurès sich nicht entziehen konnte. Zweimaliger Kugelwechsel. Der gebildete Mensch hütet sich, den Gegner auch nur zu streifen. Niemand wird verletzt, doch die Ehre ist reparirt; von Konvenienz wegen. In Oesterreich sind Zweikämpfe zwischen Politikern selten. Herr Ernst von Koerber müßte während der Parlamentszeit täglich mindestens fünfzig Kugeln aus dem Lauf schicken, wenn er jeden Beleidiger vor die Waffe fordern wollte. Er hat ein anderes Mittel. Ruhig, als hörte und sähe er nichts Ungewöhnliches, steht er im Sturm, nimmt jeden Schimpf reguntlos hin und wartet mit Engelsgeduld, bis der Orkan ausgerast hat. Keine leichte Leistung für einen offenbar nervösen, abgearbeiteten Menschen. Einmal nur fährt er wild auf; als der dicht neben ihm sitzende Abgeordnete Wolf ihm Kränkung ins Gesicht schreit, droht er: „Wagen Sie sich nur an mich! Wagen Sie es nur!" So zuversichtlich klingts, als wisse der Drohende ganz genau, wie dieser Wilde zu bändigen ist. Sonst aber bleibt er stumm; wahrt den Schein der Gelassenheit. Ein vornehmer Herr, den die Amtspflicht leider in schlechte Gesellschaft zwingt und der die Hoffnung aufgegeben hat, den Ton dieser Leute bessern zu können. Wienerische Eleganz leisester Sorte. Nicht so graziös wie der alte Galliffet, doch viel ernsthafter. Ein Arbeiter, kein Blender. Die Stimme ist spröd und trägt nicht weit; aber Alles, was der Minister sagt, ist verständig, reiflich erwogen und nur von dem Pflichteifer bestimmt, dem Staatsinteresse nach bestem Wissen zu dienen. Auch im Privatgespräch macht Herr von Koerber den Eindruck eines gründlich gebildeten, sehr klugen, ungemein kultivirten Mannes. Sehnt auch er sich nach Ruhe? Diskrete Seufzer deuten es an. Ein Junggeselle, der mit seiner Mutter zusammenlebt und keine großen Bedürfnisse hat. Statt sich in Hansens schönem Haus schimpfen zu lassen, könnte er zwischen guten Büchern sitzen, reisen, sich der Ringstraßenpracht freuen. Was hält ihn im Joch? Amor fati? Patriotisches Pflichtgefühl? Wille zur Macht? Trotz dem Seufzer glaubte ich damals nicht, daß er gern gehen würde.

„Noch weniger freilich, daß sich für das schwierige Amt ein Besserer fände. Am Hof, im Bereich altspanischer Sitte, hätte ein Hochadeliger wohl leichteres Spiel als der nicht durch Geburt, nur durch die Noth am Mann in die Höhe gehobene Beamte, der

mit all seiner Tüchtigkeit den Schwarzenbergs, Liechtensteins, Windisch-Graetz nicht imponirt und mancher Hoheit stets nur die arme Bureauschreiberseele bleibt. Unter Fürstenhüten gedeihen selten aber starke Verwaltungtalente; und ein empfindlicher Grande hielte es in diesem unwahrscheinlichen Parlament nicht lange aus. Herr von Koerber ärgert die Grobiane durch seine unbeirrbare Ruhe, seine „leidenschaftlose Beharrlichkeit", die Politur seiner Umgangsformen; doch wenn er sich reizen ließe, wäre es vollends um ihn geschehen. Mir scheint er, der vielleicht noch mehr Diplomat als Staatsmann ist und gewiß ein sehr brauchbarer Botschafter geworden wäre, der rechte Mann für Oesterreichs Uebergangszeit. Die ists. Wer diese Monarchie schon im Sterben wähnt, wird Enttäuschung erfahren. Als ein Sozialdemokrat 1904 in einer Rede, deren Schroffheit unseren sanften Reichstag zum Wuthgeheul aufgepeitscht hätte, das Haus Habsburg schalt, fiel ihm Keiner ins Wort; und als der Ministerpräsident sich am nächsten Tag zur Abwehr erhob, waren die Deutschen fast sämmtlich dem Sitzungsaal fern geblieben und Herr von Koerber mußte sich mit dem Beifall der Polen, einzelner Feudalherren und Christlich-Sozialen begnügen. „Den Radetzky-Marsch haben wir satt": hieß es in der Wandelhalle. Das sind schlimme Symptome. Ans Sterben gehts trotzdem noch lange nicht. Deutsche, Slawen, Welsche messen einander mißtrauischen Blickes, träumen heute von Expansionen und Eroberzügen und glauben morgen ihr Leben gefährdet; sie sind an die von der Zeit gewirkten Veränderungen ihres Besitzstandes noch nicht gewöhnt und deshalb immer „beunruhigt"; über ihre Entwickelungmöglichkeiten, über Umfang und Grenzen ihrer Kraft nicht klar genug, um sich, wie Herr von Koerber ihnen räth, noch in Fährniß mit dem Urwienerwort zu trösten: „Mir san mir." Ein starker Stamm ist durch Gesetzesparagraphen und Statthaltereiverordnungen nicht zu entwurzeln, ein schwacher nicht mit frischem Lebenssaft zu vertränken. Auch Volkheiten bleibt die Pflicht nicht erspart, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden. Ich zweifle, ob ein Bismarck jetzt Oesterreich helfen könnte, ob auch er, um den Mischkessel nicht überkochen zu lassen, sich nicht am Ende mit Taaffes Rezept beschiede: Fortwurschteln, bis die Stunde zum Handeln geschlagen hat. Koerber thuts meist mit klugem Takt; und daß er manchmal mehr versprechen muß, als er halten kann,

ist die Folge der heiklen Situation, nicht eines unzuverlässigen Charakters. Seine oft wiederholte Mahnung, dem nationalen Streit nicht die nationale Wirthschaft zu opfern, hat nicht genützt. Die Sozialdemokratie hat einstweilen wenig Aussicht auf Erfolg und wäre, auch wenn das Wahlrecht nach bismärckischem Muster erweitert würde, noch lange nicht mächtig genug, um die hadernden Bourgeoisien der Deutschen und Czechen zur Verständigung gegen einen gemeinsamen Feind zu zwingen. Doch die Verständigung naht. Im Leben der Staaten sind Jahrzehnte nicht mehr als im Dasein der Individuen ein Wintertag. Zwei kräftige Völker werden nicht ewig über die Gerichtssprache des inneren Behördenverkehres und ähnlichen Kleinkram streiten. Sie müssen bald merken, daß sie Wichtigeres zu thun haben. Morgen; gewiß ...

Im November hatte ich die Seufzer des Herrn von Koerber gehört, doch nicht ernstlich geglaubt, daß er zum Rücktritt entschlossen sei. Eine Verstimmung, die wieder weichen wird, wenn er nicht mehr genöthigt ist, sich im Reichsrath täglich schimpfen zu lassen. Gerade die Minister, die ihre Amtsarbeit, nicht nur den Flimmerschein der Macht lieben, betonen gern den Wunsch, von der Geschäftslast befreit zu werden. Hundert Besucher haben von Miquel gehört: ‚Da hängt mein Hut, steht mein Stock; ich bin jede Minute zum Gehen bereit und werde mich freuen, wenns so weit ist.‘ Als es dann so weit war, soll die Freude nicht überschwänglich gewesen sein. Auch Koerber wird bleiben: fast Alle glaubten und viele Kluge wünschten es; denn der Mann hatte sich nach und nach Respekt erzwungen. Nicht leicht. Ein Beamter wie andere Beamte. Kleiner Adel; nichts, was den historischen Geschlechtern und dem Hof imponirt. Fleißig und tüchtig, gewandt im Ausdruck; man sagte ihm nach, er habe, ehe er im Ministerium auf den ersten Platz rückte, dem Marquis Bacquehem die Reden gemacht, traute ihm aber nichts Besonderes zu. Ein kaum mittelgroßer, zierlicher, sehr eleganter Herr mit feinem, nervösem Gesicht und beinahe bismärckischer Kahlheit. Der, dachte man, wird sich nicht lange halten; die Lebenstage der Beamtenministerien sind in Oesterreich ja bei der Geburt schon gezählt. Aber er hielt sich. Und hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel. Er hatte sich vorgenommen, vernünftig zu regiren und die rostige Verwaltungmaschine modernem Bedürfniß anzupassen. Er arbeitete von früh

bis spät. Uebernahm zum Ministerium des Inneren auch noch das der Justiz, gönnte sich nie Ferien und ging, um Galizien kennen zu lernen und seinem Plan den mächtigen Polenklub zu gewinnen, auf eine Eilreise, deren Strapazen selbst einen Stärkeren umwerfen konnten. Sein Plan war, gegen demagogische Künste und Obstruktion die Wirthschaftkräfte des Reiches mobil zu machen. Seht um Euch, rief er immer wieder den Landsleuten zu: überall gedeiht das Gewerbe, entstehen neue, nützliche Organisationen des Kapitals und der Industrie, überall wächst der Wohlstand; nur wir kommen nicht vorwärts, weil der Hader der Volksstämme die Gesetzgebung lähmt, dem Kapital den Muth zu weitausblickenden Unternehmungen raubt. Entschließet Euch, für Oesterreich, für Eure Kinder zu sorgen, und verzettelt die Kraft nicht an die Fragen, wie in Böhmen die innere Amtssprache der Gerichte geregelt und ob in Mähren eine czechische Universität gegründet werden soll. Vergebens. Der Mann errang sich Achtung. Alle halbwegs Unbefangenen erkannten, daß dieser Gerechte, dessen Reden und Erlasse so viele kluge Worte brachten und der stets wie ein kultivirter Mensch sprach und handelte, nicht den Dutzendbeamten besserer Sorte zu vergleichen war. Doch gegen die Parteiroutine, die Gewöhnung an die wildesten Grimassen politischer Leidenschaft vermochte auch er auf die Dauer nichts. Vielleicht, weil ihm, dessen klarer, wohltemperirter Kopf alles Menschliche menschlich zu begreifen sucht, die Fähigkeit blinden Wollens fehlt; weil er von der Vernunft mehr hoffte als von der Gewalt; und weil er die Kleider vom Straßenschmutz nicht bespritzen lassen wollte. Die Czechen mißtrauten ihm längst, warfen ihm vor, er halte nicht, was er verspreche, und sperrten ihm die Möglichkeit parlamentarischer Arbeit. Um sie zu beruhigen, nahm er den greisen Professor Randa als Vertreter der czechischen Interessen ins Kabinet. Das ärgerte wieder die Deutschen. Dann kam der schlesische Konflikt, der innsbrucker Studentenputsch; und im Reichsrath wurde der Ton von Jahr zu Jahr rüder. Die deutschen Parteien zeigten deutlich, daß sie an der Lebensdauer des Ministeriums nicht mehr interessirt seien und keine Lust zu dem Versuch hätten, die Obstruktion der (von den Polen verlassenen) Czechen zu besiegen. Da verlor Herr von Koerber den Muth. Ein Junggeselle, der die Folgen fünfjähriger Ruhelosigkeit zu spüren begann. Wofür sich opfern? Wozu Ver-

nunft predigen, wenn Niemand zuhören will? Er bat so eindringlich, daß der alte Kaiser ihm die Entlassung nicht weigern konnte. Schon hatten sich im Budgetausschuß ja, um ihn zu kränken, Deutsche und Czechen vereint. Keine Aussicht, das Parlament in ruhige Arbeit zu bringen. Er ging. Wo das Recht der Mehrheit nicht anerkannt, skrupellos täglich, wie in Wien und Pest, durch Obstruktion gebrochen wird, ist ernsthafte Arbeit nicht möglich. Doch das Mühen des Herrn von Koerber wird nicht ganz nutzlos bleiben. Früh oder spät: eines Tages werden Deutsche und Czechen, Polen und Italer den Mann zurückwünschen, der gerecht und vernünftig regiren und nicht eitel im Glanze stolziren, sondern still und bescheiden eine Sache zum Sieg führen wollte." So habe ich einst über Herrn von Koerber geurtheilt. Die Kriegsnoth hat ihn, endlich, auf die Reichszinne zurückgeführt. Er (der in allerlei Sätteln reiten kann) wurde zuerst Finanzminister der Monarchie und thront nun auf Stürgkhs Herrnsitz. Beinahe allen Parteien und Gruppen ist er willkommen; keine bezweifelt, daß er mehr ist und kann, als der arme Erblasser war und konnte. Ein ungeheures Pflichtengebirg liegt vor ihm. Daß ers rasch erklimme, wünscht jeder den liebenswürdigen Völkern Oesterreichs Befreundete. Daß ein Rüstiger, ehe es zu spät ward, den steilen Weg beschreitet, hat, mit seinem wilden Thun, Friedrich Adler erwirkt.

Freitag.

„Oft werden die Polen wegen des Loses, das ihnen gefallen ist, bedauert; aber sie haben sichs durch ihre Familienzwiste, ihren Egoismus, ihr Beharren in einer zu weit ausgedehnten Adelsfreiheit, durch Verweigerung der Mittel zu einer guten Kriegsverfassung von Truppen und Festungen, durch Bestechlichkeit und schlechte Politik selbst zugezogen. Was wir von polnischem Land haben, ist ein Lebensorgan, ohne das der Staat nicht lange bestehen könnte. Deshalb darf Preußen nicht darauf verzichten." (Gneisenau.) „In den Denkschriften der Wochenblattspartei (Bethmann-Hollweg, Fürstenberg-Stammheim, Albert Pourtalès, Robert von der Goltz) war als ein Ziel aufgestellt, nach dem Preußen, als Vorkämpfer Europas, zu streben habe: die Zerstückelung Rußlands, der Verlust der Ostseeprovinzen mit Einschluß von Petersburg an Preußen und Schweden, des Ge-

sammtgebietes der Republik Polen in ihrer größten Ausdehnung und die Zersetzung des Ueberrestes durch Theilung zwischen Groß- und Klein-Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der Klein-Russen schon dem Maximalgebiet der Republik Polen gehört hatte. Mit diesen kindischen Utopien spielten sich die zweifellos klugen Köpfe der Fraktion Bethmann-Hollweg als Staatsmänner aus, hielten es für möglich, den Körper von sechzig Millionen Groß-Russen in der europäischen Zukunft als ein caput mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandeln könne, ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem französischen Krieg zu Rückendeckung gegen Polen zu nöthigen, da eine Polen befriedigende Auseinandersetzung in den Provinzen Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist, ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten sich damals nicht nur für Weise, sondern wurden in der liberalen Presse als Solche verehrt. In die Pläne zur Ausschlachtung Rußlands hatte man den Prinzen von Preußen nicht eingeweiht. Unsere von der Vorsehung gegebene Aufgabe schien ihm, den Frieden (im Krimkrieg) diktatorisch herbeizuführen und Rußland, unseren Freund, auch gegen seinen Willen zu retten. Um ihn aus diesem Gedankenkreis loszumachen, stellte ich ihm vor, daß wir absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und kein Interesse an der Orientalischen Frage, das einen Krieg gegen Rußland oder auch nur das Opfer unserer langjährigen guten Beziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte: im Gegentheil, jeder siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Betheiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanchegefühl Rußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen, sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich: die polnische Frage in einer für Preußen erträglichen Form zu lösen. Wenn eigene Interessen keinenfalls für, eher gegen einen Bruch mit Rußland sprächen, so würden wir den bisherigen Freund und immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provozirt wären, entweder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebesdienst Englands und Oesterreichs angreifen. Ich nahm an, daß es mir nicht gelungen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, englischem und bethmann-hollwegischem Einfluß ehrlich überlassen hat-

te, zu erschüttern. Gegen den Einfluß dieser Partei wäre ich bei ihm wohl durchgedrungen, aber gegen den der Frau Prinzessin (Augusta) konnte ich nicht aufkommen... Die Verbrüderung mit den Russen wird von dem polnischen Adel und seiner Geistlichkeit nicht ganz, doch annähernd eben so unwandelbar perhorreszirt wie die mit den Deutschen; diese jedenfalls stärker, nicht blos aus Abneigung gegen die Rasse, sondern auch in der Meinung, daß die Russen in staatlicher Gemeinschaft von den Polen geleitet werden würden, die Deutschen aber nicht. Für Preußens deutsche Zukunft war die Haltung Rußlands eine Frage von hoher Bedeutung. Wir hatten das Interesse, im russischen Kabinet die Partei der polnischen Sympathien, auch solcher im Sinn Alexanders des Ersten, zu bekämpfen. Kaiser Alexander war damals (1862) nicht abgeneigt, Polen theilweis aufzugeben; er hat mir Das mit dürren Worten gesagt, wenigstens mit Bezug auf das linke Weichselufer, indem er, ohne Accent darauf zu legen, Warschau ausnahm, das immerhin als Garnison in der Armee seinen Reiz hätte und strategisch zu dem Festungdreieck an der Weichsel gehörte. Der Russe fühle nicht die nöthige Ueberlegenheit, um die Polen zu beherrschen; man müsse sich auf das Minimum polnischer Bevölkerung beschränken, welches die geographische Lage zulasse, also auf die Weichselgrenze mit Warschau als Brückenkopf. Ich kann nicht darüber urtheilen, inwieweit diese Darlegung des Kaisers reiflich erwogen war. Den Vorschlag Gortschakows, daß Rußland, Oesterreich und Preußen sich ins Einvernehmen setzen möchten, um das Los ihrer polnischen Unterthanen festzustellen, wies die österreichische Regirung 1863 mit der Erklärung zurück, ‚daß das zwischen den drei Kabineten von Wien, London und Paris hergestellte Einverständniß ein Band zwischen ihnen bildet, von dem Oesterreich sich jetzt nicht lösen kann, um abgesondert mit Rußland zu unterhandeln.‘ Es war die Situation, in welcher Kaiser Alexander Seiner Majestät in eigenhändigem Schreiben den Entschluß, den Degen zu ziehen, kundgab und Preußens Bündniß verlangte. Oesterreich hat der polnischen Frage gegenüber nicht die Schwierigkeiten, die für uns in der gegenseitigen Durchsetzung polnischer und deutscher Ansprüche in Posen und Westpreußen und in der Lage Ostpreußens mit der Frage einer Wiederherstellung polnischer Unabhängigkeit unlösbar verbunden sind. Unsere geographische Lage und die

Mischung beider Nationalitäten in den Ostprovinzen einschließlich Schlesiens nöthigen uns, die Eröffnung der polnischen Frage nach Möglichkeit hintanzuhalten. Zwischen Deutschland und Rußland giebt es keinen Interessengegensatz, der zu Konflikt und Bruch unabweislich führen müßte. Die übereinstimmenden Bedürfnisse in der polnischen Frage schaffen die Unterlage für eine gemeinsame Politik beider Reiche. Den Gedanken der Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht man nur auszudenken, um sich von seiner Unausführbarkeit zu überzeugen. Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch wenn sie nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine Form politischer Krankheit, deren geographische Verbreitung sich, leider, auf Deutschland beschränkt. Was wollen wir denn machen, wenn wir Rußland besiegt haben? Etwa Polen wiederherstellen? Dann könnten wir ja zwanzig Jahre später wieder ein Bündniß zwischen den drei Kaiserreichen zum Zweck einer vierten Theilung Polens abschließen. Aber dieses Vergnügen lohnte doch eigentlich nicht einen großen und schweren Krieg." (Bismarck.) „Wir dürfen nicht vergessen, daß die preußische Monarchie durch den Zerfall der polnischen Republik groß geworden ist." (Fürst Bülow.) „Nach dem Krieg muß Preußen ernstlich und gütig des Versprechens gedenken, in dem Stein und Hardenberg 1814 übereinstimmten: ‚den polnischen Bürgern jeden mit dem Staatsbestand vereinbaren Wunsch zu erfüllen.' Weder Sprachenzwang noch gar Enteignungrecht; dem fähigen Polen sei nirgends eine Thür verriegelt, die sich dem deutschen Staatsgenossen aufthut. Daß er auf die Krönung nationaler Gemeinschaft verzichten muß, ist hart genug. Dennoch: er muß. Das Polenreich (das Talleyrand und Lord Castlereagh 1814 wiederherstellen wollten) müßte den Staatsverband Preußens lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien dem Beherrscher Kroatiens und Bosniens je war." (Harden; im Oktober 1914.)

Sonnabend.

Von Freiheit und Diktatur, schrankenloser und eingeschränkter Macht, Absolutismus und Verantwortlichkeit der Beamtenschaft allerlei Schüchternes in der Presse. Längst hat man's besser gesagt.

„In jedem Staat, der zwischen dem Willen des Fürsten und

dem Gesetz unterscheidet, muß der nothwendigen Forderung der fürstlichen Macht, daß sie einen Antheil an der Gesetzgebung habe, die ebenfalls nothwendige Forderung der gesetzlichen Freiheit gegenüberstehen, daß der Herrscher Staatsminister anstelle und dem Volke bekannt mache, welche für die Gesetzmäßigkeit jeder Regirungmaßregel bürgen. Die Amtsthätigkeit der Minister geht den ganzen Staat an. Kein Wunder daher, daß man die Minister als in höherem Grade verantwortlich betrachtet; verantwortlich nicht blos für die Gesetzlichkeit, sondern auch für die Zweckmäßigkeit ihrer Handlungen." (F. C. Dahlmann: Die Politik.)

„Die Ministerverantwortlichkeit hat überhaupt nicht die Tendenz, den Monarchen am Regiren zu hindern, sondern nur, dafür zu sorgen, daß der den Gesetzen und Interessen des Staates widerstreitende persönliche Wille des Monarchen, die Willkür, keine Vollziehung finde; die Ministerverantwortlichkeit soll dem Fürsten nicht die Macht entziehen, sondern den Gebrauch der Macht in den Schranken der Pflicht sichern." (Samuely: Das Prinzip der Ministerverantwortlichkeit in der konstitutionellen Monarchie.)

„Auch steht bei jener Verantwortlichkeit ein würdiger Minister, zugleich geschützt gegen unziemende und beleidigende Angriffe, fester als bei einer Staatsordnung, wo nur Hofgunst ihm die Dauer seiner Stelle verbürgt und Engel der Finsterniß ihn umschweben." (Klüber: Oeffentliches Recht des Deutschen Bundes.)

„Es soll der Minister Souffre-douleur des Monarchen sein; jedoch nur da und nur so, wo und wie es ausdrücklich und ganz besonders festgesetzt ist." (Buddeus: Die Ministerverantwortlichkeit in der konstitutionellen Monarchie.)

„Die Verantwortlichkeit der Minister bedarf zur Rechtfertigung nicht der Handlungunfähigkeit der Staatsoberhäupter und der vollständig freien Thätigkeit der Exekutivorgane. Es ist ein Trugschluß, zu sagen: Weil die Minister verantwortlich sind, müssen sie auch die Regirungfunktionen selbständig ausüben können. Es ist auch ganz überflüssig, den Satz: the king can do no wrong buchstäblich wahr zu machen. Es soll nichts weiter sein als ein politisches Prinzip mit der Aufgabe, die Integrität des Souverains zu sichern und ihm politische Kämpfe fernzuhalten." (Frisch: Die Verantwortlichkeit der Monarchen und höchsten Magistrate.)

„Wenn man oft gegen den Monarchen behauptet, daß es durch

ihn von der Zufälligkeit abhänge, wie es im Staat zugehe, da der Monarch übel gebildet sein könne, da er vielleicht nicht werth sei, an der Spitze des Staates zu stehen, und daß es widersinnig sei, daß ein solcher Zustand als ein vernünftiger existiren solle: so ist eben die Voraussetzung hier nicht, daß es auf die Besonderheit des Charakters ankomme. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Man fordert daher mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen; er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das J zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß die Besonderkeit des Charakters nicht das Bedeutende ist. Die Monarchie muß fest in sich selbst sein, und was der Monarch noch über diese letzte Entscheidung hat, ist Etwas, das der Partikularität anheimfällt, auf die es nicht ankommen darf. Es kann wohl Zustände geben, in denen diese Partikularität allein auftritt, aber alsdann ist der Staat noch kein völlig ausgebildeter oder kein wohl konstituirter." (G. W. Fr. Hegel: Philosophie des Rechtes.)

„Es ist ja bekannt, daß heute überall die sogenannte politische Ministerverantwortlichkeit, die ununterbrochen von den Parlamenten gehandhabt wird, die durch Ministeranklage vor einem Staatsgerichtshof geübte sogenannte staatsrechtliche Verantwortlichkeit in den konstitutionellen Monarchien thatsächlich ersetzt hat. In Oesterreich, zum Beispiel, erschöpfte sich bisher die sichtbare Bedeutung der staatsrechtlichen Verantwortlichkeit darin, daß ein Antrag auf Ministeranklage im Reichsrath als Demonstration- oder Obstruktionmittel gebraucht werden konnte. In anderen Staaten mit fein ausgeklügelten Verantwortlichkeitgesetzen ist es bisher nicht einmal zu solchen mehr oder minder gelungenen Scherzen gekommen." (Jellinek: Verfassungänderung und Verfassungwandlung.)

„Ich: ‚Eure Königliche Hoheit haben im ganzen Staatsministerium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittelmäßigkeiten, beschränkte Köpfe.' Der Regent: ‚Halten Sie Bonin für einen beschränkten Kopf?" Ich: ‚Das nicht; aber er kann nicht ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium. Und Schleinitz ist ein Höfling, kein Staatsmann.' Der Regent empfindlich: ‚Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst

sein; Das verstehe ich.' Ich deprezirte und sagte: ,Heutzutage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten ohne einen intelligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebniß keine Befriedigung finden.'" (Bismarck.)

„Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich stürmischen Entwickelung unserer Politik nicht immer mit Sicherheit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der richtige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eigenen Entschließungen auf sie mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage, ob das eigene Augenmaß, der politische Instinkt, ihn richtig leitet, ist ziemlich gleichgiltig für einen Minister, dem alle Zweifel gelöst sind, sobald er durch die königliche Unterschrift oder durch eine parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen, einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution ist und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigene Absolution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine Ehre mit der des Landes vollständig identifizirt, ist die Ungewißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung von aufreibender Wirkung. Dem jedesmaligen Minister die Verantwortlichkeit für das Geschehene aufzuerlegen, ist für monarchische Auffassungen der nächstliegende Ausweg. Aber selbst wenn die Form des Absolutismus der Form der Verfassung Platz gemacht hat, ist die sogenannte Ministerverantwortlichkeit keine von dem Willen des Monarchen unabhängige. Gewiß kann ein Minister abgehen, wenn er die königliche Unterschrift für Das, was er für nothwendig hält, nicht erlangen kann; aber er übernimmt durch sein Abtreten die Verantwortlichkeit für dessen Konsequenzen, die vielleicht auf anderen Gebieten viel tiefgreifender sind als auf dem gerade streitigen." (Bismarck.)

„Zieht man aus Allem die Summe, so ist von der juristischen Verantwortlichkeit der Minister nur wenig Nutzen zu erwarten. Wir haben hier eine Lücke in der preußischen Gesetzgebung, die ich ausgefüllt sehen möchte, um den radikalen Schreiern, die beständig davon reden, wir hätten keinen gesicherten Rechtsboden unter den Füßen, endlich einmal den Mund zu stopfen. Aber

man soll sich nicht zu viel davon versprechen. Diese ganze Lehre von der juristischen Verantwortlichkeit der Minister gehört in die Zeit der Schlosser und Rotteck, in eine überwundene Epoche konstitutioneller Doktrin.“ (Heinrich von Treitschke: Politik.)

„Die Anklage der Minister ist das äußerste Mittel des Widerstandes, ich nenne es das Schwert der Stände; sie dürfen es nicht leichtsinnig ziehen, nicht wie ein Rapier zu Fechterstreichen brauchen. Die wirksamste Verantwortlichkeit wird geräuschlos täglich gehandhabt von einem auf sein Gemeinwesen aufmerksamen Volke; sie erhebt ihre Stimme in der Presse, in der jährlichen Prüfung der Stände, verstärkt sie in der Beschwerdeführung.“ (F. C. Dahlmann: Politik.)

1678, in dem Prozeß gegen den Lordschatzmeister Grafen von Danby, sprach das englische Unterhaus zum ersten Mal den Grundsatz aus, daß ein Minister nicht nur für die Gesetzlichkeit, sondern auch für „honesty justice and utility“ seiner Handlungen hafte.

„Wenn man erwägt, daß das Recht einen objektiven, absoluten Maßstab für die Beurtheilung einer Handlung gewährt, während die Frage nach der Utilität einer Maßregel nur nach subjektivem Ermessen zu entscheiden ist, wenn man bedenkt, daß die zu konstatirende Rechtsverletzung etwas in sich Abgeschlossenes darstellt, das Verhalten einer Maßregel zum Staatswohl dagegen sehr oft erst in der ungewissen Zukunft seine Lösung findet, so gelangt man zu dem Schluß, daß die Ausdehnung der Staatsanklage auf Mißregirung nicht zu billigen sei, daß damit die Ministerverantwortlichkeit, statt ein sicherer Schutz verfassungmäßigen Regiments zu bleiben, zu einer Handhabe der Parteipolitik herabsinken müßte.“ (F. Hauck: Ministerverantwortlichkeit.)

„Die große Entwickelung der politischen oder parlamentarischen Ministerverantwortlichkeit, der unermeßliche Einfluß der Oeffentlichkeit, die Kritik und Kontrole, der alle Regirunghandlungen im Parlament, in der Presse, in Versammlungen und Vereinen, an Biertischen, auf Kegelbahnen und so weiter unterworfen werden, hat die Bedeutung der rechtlichen Ministerverantwortlichkeit in erheblichem Grade geschmälert. Kein Minister kann sich der Pflicht entziehen, öffentlich über alle von ihm getroffenen Maßregeln Rede zu stehen, auch wenn keine positive Verfassungbestimmung ihn dazu verpflichtet. Diese Entfaltung der parla-

mentarischen Thätigkeit, ihre Erstreckung auf alle Verwaltungsgebiete, die Ausbildung des politischen Zeitungwesens, die Schnelligkeit der Nachrichtenbeförderung gehören in der Hauptsache erst der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an. Sie haben zur Folge, daß die politische Verantwortlichkeit die juristische ganz in den Schatten gestellt und entbehrlich gemacht hat.“ (P. Laband.)

„Die wirksame Verantwortlichkeit: Das ist die öffentliche, jährlich wiederkehrende unumwundene, unbeschränkte Diskussion; die wirkliche Verantwortlichkeit: Das ist jene Oeffentliche Meinung, die in unseren Tagen nicht mehr die sechste, sondern die erste der Großmächte genannt werden muß. Keine Regirung hat in den modernen Verhältnissen Bestand, die auf die Dauer vor dem Ausspruch dieses Gerichtes nicht besteht. Dieses Gericht ist in Wahrheit die höchste entscheidende Kassationinstanz.“ (Sybel.)

„Wenn ein Abgeordneter sich in den Grenzen der Verfassung halten will, darf er nur den Herrn Reichskanzler angreifen und keinen Anderen. Greift man im Reichstag, über die Person des verantwortlichen Reichskanzlers, hinaus andere Personen an, so liegt darin der Keim schwerer Konflickte. Ich möchte deshalb dringend bitten, daß wir, auf beiden Seiten, unsere staatsrechtliche Stellung achten. Wir sind bereit, Ihnen, Tag vor Tag, hier als Kugelfang zu dienen: zielen Sie also, bitte, nur auf uns!“ (Staatssekretär Graf Posadowsky im Jahr 1898.)

„Alfons der Sechste von Spanien, ein weiser König, rieth, die Zweige eines Baumes auszuschneiden, nicht den Stamm zu fällen. Jeder gescheite Landmann hackt, wenn er Holz braucht, einen Ast ab, hütet sich aber, die Axt an die Wurzel zu legen. Nur Wilde fällen den Stamm, um Früchte zu pflücken. Solches Handeln bezeichnet das Wesen des Despotismus. Wird in einer Republik einem Bürger plötzlich ungemeine Macht eingeräumt, so entsteht eine Monarchie oder noch gewaltigere Machtballung. In der Monarchie haben Gesetze den Verfassungzustand geschaffen oder sich ihm angepaßt und dieser Zustand schränkt den Monarchen ein. Die in der Republik einem Bürger anvertraute Uebermacht ist vom Gesetz nicht vorgesehen und verleitet den nirgends Eingeschränkten noch leichter in Mißbrauch. Die Ausnahme von der Regel wird nothwendig, wenn die Staatsverfassung einen mit Uebermacht bekleideten Beamten fordert. Auf solcher Höhe thron-

ten in Rom die Diktatoren, in Venedig die Staatsinquisitoren: furchtbare Gewalten, die, wiederum gewaltsam, den Staat in die Freiheit zurückwälzen. In Rom vertheidigten sie die Bleibsel des Adels gegen das Volk. Das handelt ungestüm, nicht nach vorbedachtem Plan. Deshalb konnte die Diktatur nur kurze Zeit währen; sie sollte das Volk einschüchtern, nicht strafen, und der für einen bestimmten, vom Gesetz nicht vorgesehenen Fall bestallte Diktator durfte seine unbegrenzte Macht nur in dem begrenzten Gebiet dieser einen Sache anwenden. In Venedig, wo die Inquisition die Adelsherrschaft vor den Adeligen schützen soll, hält diese Einrichtung sich in Dauer; kann bedachtsam planen, die Ausführung beginnen, vertagen, wieder aufnehmen. Die römische Diktatur droht fast immer nur, sogar den Bekennern eines Verbrechens; der venezianischen Inquisition ist die Aufgabe gestellt, schon an dem Verdächtigen die Staatsgewalt zu rächen. Der Umfang jeder Macht muß im richtigen Verhältniß zur Frist ihrer Geltung stehen. Die meisten Gesetzgeber haben gemeint, Macht dürfe ein Jahr nicht überdauern; kürzere Geltung wäre wider die Natur, längere brächte in Gefahr. In Ragusa wechselt das Staatshaupt mit jedem Mond, die Beamtenschaft allwöchentlich, der Schloßhauptmann mit jeder Sonne. Das ist nur in kleinen Gemeinwesen möglich, wo kleine Leute durch das Uebermaß der Macht leicht verderbt würden. Die gesündeste Aristokratie hat der Staat, in dem der machtlose Volkstheil so winzig und so arm ist, daß die herrschende Klasse kein Interesse daran hat, ihn zu bedrücken. Da Antipater die Athener, die nicht zweitausend Drachmen besaßen, vom Stimmrecht ausschloß, wählte er vom Möglichen das Beste: die Entrechtung traf nur eine kleine Schaar und keinen in der Stadt irgendwie Angesehenen. Je dichter eine Aristokratie sich der Demokratie nähert, desto besser für sie; desto schlimmer, je näher sie an die Monarchie rückt. Der übelste Zustand ist da, wo der gehorchende dem befehlenden Volkstheil auch wirthschaftlich hörig ist: in der polnischen Aristokratie ist der Bauer des Edelmannes Sklave. Das Wort Einheit ist im politischen Leben zweideutig. Wahre Einheit finden wir, wo alle Volkstheile, wie sehr ihr Trachten uns sonst zu widerstreben scheint, zum Zweck des Gemeinwohles zusammenwirken, wie in der Musik die Dissonanzen zum Gesammtakkord. In Staaten, die ganz von Unruhe erfüllt schienen, kann dennoch

innere Einheit sein: Harmonie, der das Glück, also der einzig haltbare Friede, sich entbinden will. Gewaltherrschaft kann stets nur den Schein der Einheit schaffen, hinter dem Zwiespalt klafft. Bauer, Krieger, Händler, Beamter, Edelmann scheinen einig, weil der Starke den Schwachen knebelt. Da ist nicht Bürgerfriede, sondern die Ruhe des Kirchhofes, in dessen Erde immer neue Leichen bestattet werden. In Demokratien scheint das Volk zu thun, was ihm beliebt. Das sieht aber nur so aus. Politische Freiheit offenbart sich nicht in der Möglichkeit, zu thun, was Jedem beliebt. Ein Staat ist eine von Gesetzen beherrschte Gesellschaft; frei ist da, wer thun kann, was er wollen muß, und nicht gezwungen ist, zu thun, was er nicht wollen darf. Freiheit bedeutet: das Recht, alles vom Gesetz Erlaubte zu thun; dürfte ein Bürger vom Gesetz Verbotenes thun, so wäre er nicht mehr frei: denn alle anderen Bürger hätten das selbe Recht. Menschenart neigt, nach uralter Erfahrung, in den Mißbrauch erworbener Gewalt. Der Mensch geht bis an die Grenze seiner Macht. Damit Mißbrauch der Gewalt unmöglich werde, muß Macht die Macht hemmen, eine die andere einschränken." (Montesquieu: L'esprit des lois.)

Sonntag.

Der neunzehnte Artikel des Friedensvertrages von San Stefano gewährte den Russen, zur Entschädigung von den Kriegskosten, vierhundertzehn Millionen Rubel und erlaubte den Türken, denen die Summe unerschwinglich war, die Schuld durch Gebietshingabe zu tilgen; in Europa sollten sie die Bezirke Kilia, Sulina, Mahmudje, Isaktscha, Tultscha, Matschin, Babadagh, Hirsowa, Medjidje, Küstendje (Konstanza), die Deltainseln und die Schlangeninsel abtreten. „Da Rußland nicht nach der Annexion dieser Gebiete trachtet, behält es sich das Recht vor, sie gegen den 1856 abgetrennten Theil Bessarabiens auszutauschen, den im Süden der Thalweg des Kilia-Armes und die Mündung des Stary-Stambul begrenzt. Die Theilung der Gewässer und Fischereirechte wird eine russo-rumänische Kommission binnen Jahresfrist verfügen." In Berlin sagt Andrassy zu dem Kollegen Bratianu: „Für Bessarabien führen wir keinen Krieg; und Rumänien wird lächerlich, wenn es sich den Beschlüssen des Kongresses widersetzt." Also müssen wir Bessarabien verlieren? „Ja." Bis-

marck empfiehlt rasche Verständigung mit Rußland. Artikel 46 des Berliner Vertrages giebt, als Ersatz des im Pariser Vertrag von 1856 dem Russenreich entrissenen bessarabischen Landes, den Rumänen die zuvor genannten Bezirke sammt einem Landstück im Süden der Dobrudscha. Vier Wochen nach dem Berliner Frieden schreibt Fürst Karl an den Vater: „Niemand kann uns Achtung versagen. Wir haben moralisch und materiell sehr viel gewonnen. Die vom Kongreß uns zugesprochenen Distrikte haben eine große Zukunft; ich hoffe, sie in einigen Jahren in blühenden Zustand zu bringen. Konstanza ist ein schöner Hafen, der, wie die Eisenbahn nach Tschernawoda, von einer englischen Gesellschaft angelegt worden ist. Die Lage ist gesund; es giebt Seebäder und einige gute Hotels." Am dreißigsten Oktober 1879 ist er in Tschernawoda. „Malerisch heben sich in dem dicht gedrängten Publikum die Gestalten der Tataren in buntem Gewand, mit dem Turban ab; an der Seite stehen verschleierte Türkinnen. In einem schönen Salonwagen des Sonderzuges gehts, ziemlich schnell, an der Tatarenstadt Medjidje vorüber, die mitten in Sümpfen liegt. Bald erblickt man das Meer und um Zehn ist der Zug in Konstanza. Der erste Gang ist, wie immer, in die Griechische Kirche, wo nach dem Tedeum noch eine Anrede an den ‚Befreier des Christenthumes vom Türkenjoch' gehalten wird. Der Hafen hat nur die allernothdürftigsten Einrichtungen und bietet noch keine Möglichkeit für Handel und Schiffahrt größeren Stiles; trotzdem regen sich in dem Fürsten Träume von künftiger Seemacht Rumäniens, während er von der Mole auf das bewegte grüne Meer hinausausblickt, und weitausschauende Pläne durchziehen sein Haupt. Der nächste Tag bringt hellen Sonnenschein und damit auch die ganze Farbenpracht des Orients. Auf dem Markt halten Kamele, auf denen die Tataren der umliegenden Dörfer sich und ihre Waare hergebracht haben. Fast zwanzig Jahre ists, seit der Fürst dieses geduldige Lastthier sah. Er besucht Kirchen und wohnt auch im Bethaus der Karaiten, zwischen Teppichen und anderem reichen Wandbehang, dem Gottesdienst bei. Diese Judensekte, die den Talmud verwirft und sich nur an die Heilige Schrift hält, hat in Konstanza fast fünfzig Anhänger, darunter den russischen Konsul. In der hellen Mondnacht ist Konzert, Illumination und Feuerwerk auf dem Boulevard Elisabeth. Das Meer spiegelt den unruhigen künst-

lichen Lichterglanz wieder, liegt aber weiter draußen träumerisch ruhig unter dem klaren Mondlicht: ein zauberhafter Anblick! In Tschernawoda werden die Häuser und Getreidespeicher der englischen Eisenbahngesellschaft besichtigt. Von dort gehts bei angenehm sommerlichem Wetter nach Hirsowa." Im März 1880 werden Braila, Galatz, Tultscha und Konstanza Freihäfen. Im Herbst ist Karl in Budapest, empfängt das ungarische Ministerium und erwidert dem Ministerpräsidenten Grafen Tisza den Besuch. „Tisza zögert, den ‚Stern von Rumänien' anzunehmen, da er selbst von seinem König nie einen Orden angenommen habe. Der Fürst bittet ihn aber, den Stern als Andenken zu betrachten; und bespricht dann mit ihm das Verhältniß Ungarns zu Rumänien; es möglichst gut zu gestalten, liege im Interesse beider Länder. Neun Jahre danach, als König, legt Karl den Grundstein zu der Riesenbrücke, die zwischen Feteschti und Tschernawoda ihre mächtigen Bogen über den Donaustrom spannen und so die Dobrudscha enger dem Mutterland verbinden, zugleich aber auch den nächsten Weg von der Nordsee ans Schwarze Meer schaffen sollte." (Wie alt ist der schöne Wahn, den ein Halbdutzend Betriebsamer sich heute patentiren lassen möchte!) „Schon 1870 hatte er mit Ali Pascha über diese Verbindung (zwischen Giurgiu und Rustschuk) schriftlich verhandelt. Im Jahr 1883 hatte die Kammer die Kredite für den Bau einer Brücke zwischen beiden Ufern bewilligt. Aber erst im Spätherbst 1890 konnte der Grundstein gelegt werden. Die Freude des Königs war um so größer, als einheimische Kräfte das Werk vollenden sollten und konnten." Lang ists her. Wenn Karl morgen wiederkäme, fände er Konstanza und Tschernawoda, wie die den Bulgaren abgerungenen Dobrudschatheile, in der Hand des Landesfeindes und sähe, wo seine Brücke sich über die Donau wölbte, nur noch rauchende Trümmer. Ein großer Aufwand, schmählich, ward verthan. Rumänien glaubte, das Deutsche Reich sei lahm, Oesterreich-Ungarn in Ohnmacht hingesunken, Bulgarien zu glimpflichem Abkommen mit Rußland und dessen Gefährten willig: deshalb schickte es sein Heer, dessen schneller Ansturm im Bund mit den russischen Divisionen dem Zarthum Ferdinands und der Orientbahn gefährlich werden konnte, nach Siebenbürgen. Das konnte ihm, wenn Oesterreich-Ungarn den Kampf aufgab, nicht entgehen. Die Rumänenstrategie war bis heute der plumpste Fehler des ganzen

Krieges, ein vom kühnsten Wunsch nicht erhoffter, und brachte uns einen Glückszufall ohnegleichen. Wer die Mär später liest, wird ihr kaum glauben. Rumänien konnte die Stunde frei wählen, in der es den Kampf beginnen wollte; ruhig (und mit Riesengewinn für Landwirthschaft, Gewerbe und Handel) warten, bis die Hilfe der Großen ganz nah und ganz sicher war. Ist das arme, geknechtete Volk von Jämmerlingen und Boudoirstrategen in die Irre verleitet worden? Die Genossenschaar singt ihm tröstende Lieder.

Montag.

„Böse Kunde: Die Deutschen haben Konstanza, Rumäniens einzigen guten Seehafen, genommen und wohl einen hübschen Getreidevorrath dort gefunden. Wenn wir nach diesem Trumpf, nach dieser allen Genossen versetzten Ohrfeige nicht das zu Rumäniens Rettung Nöthige thun: wann wollen wir dann erkennen, in welcher Gefahr unser tapferer kleiner Gefährte schwebt? Den Strauß spielen, die Augen vor nahem Unheil schließen: Das nützt nicht. Seit fast zwei Monaten wiederhole ich bis zur Ermüdung, der deutsche Generalstab werde eine Million Menschen oder anderthalb nach Rumänien werfen, weil Deutschland, wenns nicht in diese Kornkammer einbricht, im Frühling von Hunger zu Kapitulation gezwungen würde. Nur die Einfuhr aus Rumänien hat den Deutschen, denen künstlicher Dungstoff und Hände zur Feldarbeit fehlen, bisher ermöglicht, mit enger geschnalltem Leibriemen auszuhalten; sie sind verloren, wenn sie nicht in die rumänische Ebene eindringen, brauchen aber nicht geradezu Hunger zu leiden, wenn sie über diesen fruchtbaren Boden verfügen. Die vier Großmächte haben also nicht nur zu bedenken, daß Ehre die Rettung des von ihnen in den Krieg gedrängten Kleinstaates fordert und daß sie Grund haben, Rußland schleunig aus der Sperre zu helfen, sondern auch, daß die ausgehungerten Deutschen sich in Rumänien den Bauch füllen würden und das Ende des Krieges dann unabsehbar wäre. Die Russen sind unseren rumänischen Vettern die Nächsten. Haben sie genug Menschen hingeschickt, mindestens fünfhunderttausend, und reicht ihr Muth, ihre Einsicht bis zu dem Entschluß, die Offensive gegen Lemberg und Kowel einstweilen aufzugeben und Alles, was sie an Truppen und Geschütz aufbringen können, in das bedrohte Land zu werfen? Was

läge uns an der Eroberung Galiziens, wenn wir sie mit der Vernichtung Rumäniens bezahlen müßten! Wir können, wir Westler, schnell, durchs Eismeer, Aerzte, Chirurgen, Offiziere, Schwergeschütz, Munition nach Rumänien schicken, wo jeder halbwegs Gebildete Französisch spricht. Ist der Hafen von Archangelsk zugefroren, dann gehts über Kola und, nach ein paar Wochen, über die fast fertige Eisenbahn durch Rußland. Hilfe, die nicht, durch Langsamkeit, so lächerlich würde, können wir durch Verstärkung der Saloniki-Armee leisten. Sind die Bulgaren zertrampelt, dann ist den Rumänen wirksam zu helfen. Sarrail muß aber die Menschenzahl haben, die nöthig ist, um die Flügel des Bulgarenheeres zu umfassen und es aus seinen stark befestigten Stellungen zu jagen. An der Spitze unserer Regirung steht Einer, der vor den meisten Anderen die Wichtigkeit des Zuges nach Saloniki verstanden hat; wir beschwören ihn, sich an die Rockschöße der englischen und italischen Minister zu hängen und sie nicht loszulassen, bis diese Herren begriffen haben, daß Sarrail rasche Hilfe haben muß und mit kleinen Menschenpacketen nichts anfangen kann. Beim Tadel offenbarer Fehler darf man sich jetzt nicht aufhalten; darf nicht den Kopf verlieren. Noch ist Unwiederbringliches nicht verloren. Konstanza ist eine schlimme Sache. Wir haben, in der ersten Kriegszeit, aber noch schlimmere gesehen: Charleroi und Morhange! Wir sind nicht dran gestorben. Muth, Vettern in Rumänien! Wir lassen Euch nicht in Stich! Die Deutschen melden sechstausend Gefangene; eine viel kleinere Ziffer, als wir gefürchtet hatten. Auf die Stimmung Frankreichs und seiner Verbündeten hat dieser höllische Nahtriß aber übel gewirkt. Deutsche und Oesterreicher werden neuen Muth schöpfen, Konstantin und seine Leute sich sagen, daß sie auf dem rechten Weg sind. Wenns wenigstens dabei bliebe! Doch ein geschlagenes Heer kommt nicht leicht über einen großen Strom. Wenn Mackensen, auf der Ferse des Rumänenheeres, bei Tschernawoda über die Donau kommt, ist Bukarest hart bedroht. Und die deutsche Hauptmacht ist, unter Falkenhayn, im Norden. Die zwei Hebel der Eisenzange wollen offenbar Bukarest in ihr Maul kneifen, während andere, noch verborgene Streitkräfte von Rustschuk oder Widin aus, vielleicht auch durchs Eiserne Thor, in Rumänien einbrechen werden. Bestürzt fragt der Haufe, woher die Deutschen und ihre Bundes-

genossen die für den Einfall nöthigen Leute nehmen. Nicht vom Mond herab. Uns liefert eine Jahresklasse 200000, ihnen fast 500000 Mann; die drei Jahrgänge 1916, 17, 18 uns 600000, ihnen 1500000. Unsere Achtzehner werden noch nicht, ihre schon gedrillt; und Oesterreich hat schließlich auch noch zweiundfünfzig Millionen Menschen. Da sprudelt, gar nicht spärlich, ein erster Quell. Außerdem birschen sie eifrig nach allen Drückebergern und ersetzen hinter der Front vielfach Männer durch Frauen; 25000 sind, wie eine ihrer großen Zeitungen berichtet, allein in Essen für ins Feuer geschickte Bergleute eingestellt worden. Und ihr Generalstab, der von Packetchen nichts hält, entblößt einfach jede Front, auf der er sich in Vertheidigung beschränkt, und schleudert eine ungeheure Stoßkraft an die Stellen, wo er mit der Riesenkeule dreinschlagen will. Jetzt hat ers auf Rumänien abgesehen. Da giebts was zu essen. Drum muß ers haben; mags noch so viel kosten. Die Drohung ist so verdammt deutlich, daß der russische Generalstab die Absicht des Feldmarschalls Hindenburg nun nicht mehr verkennen dürfte. Irgendwoher meldet der Draht, Hindenburg plane einen großen Schlag gegen Petrograd. Welche Eselei! Daß Petrograd diesmal Odessa heißt, kann ein Blinder mit dem Krückstock ertasten. Der deutsche Generalstab hat grobe Fehler gemacht; jetzt aber können die Generalstäbe unserer Genossenschaft von ihm Entschlußkraft und Offensivgeist lernen. Wird auch an der Somme und anderswo die Stunde verwegener That schlagen? Bis diese Glocke ertönt, muß die glanzvolle Wiederaufnahme der Schlacht vor Verdun, die Eroberung von Douaumont, die Einbringung von 3500 deutschen Gefangenen uns die Bitterniß der leidigen Konstanza-Geschichte ein Bischen versüßen. Daß die Deutschen aber auch Tschernawoda schon haben, erneut und hitzt unsere Wuth. Und Falkenhayns Armee hat wieder zwei Pässe besetzt und kann die Abhänge beschreiten, die von Kronstadt und Hermannstadt nach Bukarest führen. Den Rumänen gehts genau so schlimm wie uns im August 1914, nach Charleroi, Mohange, Maubeuge: wer den Franzosen diese traurige Wahrheit hehlt, ist ein Schelm. Da uns aber das eigene Elend nicht den Kopf verdreht hat, werden wir auch Rumäniens wegen nicht überschnappen. Unsere Hoffnung, daß da unten noch nicht Alles verloren sei, wurzelt in festem Grund. Unsere Vettern haben nicht die in zwei Kriegsjahren von den Deutschen errun-

gene Uebung, sind aber stramme Kerle, haben, nach zwei Monaten, die Lehrlingszeit hinter sich, französische und russische Offiziere vor ihrer Front. Sie werden, wie wir an der Marne, auf die Beine fallen. Die sind fest und halten gewiß, bis die Russen im Schwarm Beistand leisten. Brussilows Heer kommt nicht mehr vorwärts, seit die Rumänen fechten; sicher hat er ihnen Hilfe geschickt. In einem Land, dem Frankreichs oder Deutschlands Schienennetz fehlt, geht der Transport von Mannschaft und Geschütz langsam. Lange kanns aber nicht mehr dauern. Wenn Rußland die Zerschmetterung Rumäniens zuläßt, verstopft es sich den Weg nach Konstantinopel und öffnet dem Feind die Straße nach Odessa. Auch wir Westler sind nicht machtlos: wir können und müssen Sarrails Armee so stärken, daß er vorzustoßen vermag. Nach solcher Stärkung hat, im Hinblick auf Rumäniens Eintritt in den Krieg, ein mir sehr naher einfältiger Civilist seit einem Jahr sich die Kehle heiser geschrien. Noch ists nicht zu spät. Daß unsere Reiter westlich von Monastir mit den italischen in Fühlung gekommen sind, ist ein gutes Vorzeichen: Rom begreift also, daß der Bulgare rasch seine Haue erhalten muß. Außer dem Oberst Repington und Herrn Clemenceau sieht auf unserer Erde nachgerade Jedermann ein, daß fürs Erste die Balkanfront noch wichtiger ist als die anglo-französische. Letzter Trost im Gram über Rumänien: der deutsche Generalstab hat, um alle erlangbaren Kräfte auf den Balkan zu werfen, die anderen Fronten verdünnt. Seine Kühnheit ist großartig und verdient Bewunderung; antwortet man ihm aber, wie sichs gebührt, so kann er diese fast blinde Tollkühnheit, bei uns und auf der Italerseite, noch bitter büßen. Mackensens Dobrudscha-Schlag ist nicht von Pappe. Da wir aber seit drei Monaten an der Somme und erst gestern wieder vor Verdun die Deutschen das Staunen gelehrt haben, dürfen wir in geduldigem Vertrauen warten, bis auch Papa Joffre tüchtig dreinschlägt." (Genosse Hervé in La Victoire. Wo, nebenbei, gemeldet wird, daß die Rumänen vor ihrem Abzug aus Konstanza alles gestapelte Getreide und Petroleum ins Meer versenkt haben. Und wo Herr Chéradame dem armen Repington wie der Lehrer einem verschlafenen Lümmel das Ohrläppchen zwickt. Die Berichterstattung des Obersten wimmele von Fehlern, seine Weissagung werde vom Ereigniß niemals bestätigt und er verschleppe die Oeffentliche Meinung auf Irrpfade. Sach-

grob. Warum nicht? Herr Wickham Steed, der in den Times die internationale Politik leitet, hat die Franzosen ja laut gemahnt: „Redet von der Leber weg! Seid nicht zu höflich! Wir schulden einander Wahrheit. Beide Völker brauchen offene, ungeschminkt freimüthige, im Nothfall sogar grobe Rede.")

Die kräftigsten Lungen rufen Trost durch die Lande. „Unsere tapferen Gefährten haben mit einem Hieb beinahe alles seit dem sechsundzwanzigsten Februar verlorene Gelände zurückgewonnen. Der verblüffende Sieg bei Douaumont wiegt zwar den Fall von Konstanza nicht völlig auf, mindert aber das deutsche Ansehen und warnt den Feind vor neuer Schwächung seiner Westlinie. Verdun sendet den bedrängten Rumänen die Botschaft: Bleibet, um jeden Preis, standhaft, bis die Stunde des Triumphes schlägt!" (The Times.) „Das Opfer der Dako-Lateiner war nicht fruchtlos; unser Kraftaufwand in West nicht geringer als die Wucht des Feindes in Ost. Auf dem Weg nach Konstantinopel und Sofia durften wir Besseres hoffen. Schon aber ist das dort erlebte Leid nutzbar geworden; schon hat es zu Sieg mitgewirkt. Vorstoß und Ablenkung in den Orient sind, wie Vernunft und Geschichte lehren, die Bürgen endgiltigen Sieges. Wir hatten Douaumont zweimal, dreimal verloren und wiedergewonnen; nun flattert dort abermals unser Dreifarbentuch. Rumänien tritt in den Krieg ein, Deutschland muß, um Oesterreich und Bulgarien zu retten, einen Frontheil verdünnen: und mit Blitzesschnelle nützt unsere Heeresleitung den Raum zur Handlungfreiheit." (Herr Maurras in L'Action Française.) „Die stärkste Feste des Hauptfeindes: so nannte der Kaiser im Februar Verdun. Sie steht noch. In Rumänien nehmen die Deutschen neue Pfänder. Doch sie meinten, mit diesem Land leicht, spielend fertig zu werden, und sehen sich nun in harten Kampf gezwungen. Sie glaubten, der Weg nach Konstantinopel liege offen vor ihnen: und müssen nun, ihn offen zu halten, in Makedonien, in den Karpathen, in der Dobrudscha kämpfen. Müssen in Ost die Kraft verzetteln, die sie in West gemächlich zu ballen hofften. Wenn wir die in unserem Lothringen siegreichen Kämpfer rühmen, dürfen wir die nicht vergessen, die ihnen, durch die Spaltung der deutschen Wehrmacht, den Sieg erleichtert haben. Rumäniens Fehler war, daß es gegen Oesterreich-Ungarn, nicht gegen Bulgarien,

vorging. Aber Rußland verläßt den schmächtigeren Gefährten nicht. Der große deutsch-russische Zweikampf, dessen Walstatt sich im vorigen Jahr von der Ostsee bis in die Karpathen streckte, wird zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer weiterwüthen. Auf der Straße nach Konstantinopel, wie zuvor auf der Straße nach Moskau, messen Germanen und Slawen die Kräfte. Wie in wilder See Wellenberg und Wasserthal, so wechseln in ungeheurem Ringen die Launen des Glückes. Deutschlands Angreiferwuth gegen Rußland wird auf neuer Front fühlbar. Von allem Ereigniß der letzten Tage ist dieses das wichtigste. Und es hat uns mit neuem Band an den russischen Freund geknüpft.“ (Herr Herbette in L'Écho de Paris.) Aus dem Blatt der Sozialistenfraktion schallt nicht Fanfare. „Wenn die Russen nicht große Massen hinsenden, ist der Vormarsch des deutschen Heeres wahrscheinlich. Das russische Riesenreich scheint für die vom Schwarzen Meer bespülten Provinzen nichts zu fürchten. Und doch brauchen die Deutschen, Bulgaren, Türken nur dreihundert Kilometer noch zu durchschreiten: dann stehen sie vor dem Gouvernement Cherson und bedrohen die große Industrie- und Handelsstadt Odessa.“ (L'Humanité.) Laut murrt nur Herr Clemenceau. „Die Marne ist ein Wunder. Verdun ist auch eins. Damit würde ich mich gern begnügen, wenn nicht allzu bekannt wäre, daß Wunder nur Dem nützen, der sich selbst zu helfen vermag. Nicht durch beredte Großmäuler ist Douaumont zurückerobert worden, sondern durch das unwiderstehliche Heldenthum namenloser Franzosen, deren Führer in einem von ihnen, wie schon allzu oft gesagt worden ist, nicht vorbereiteten Krieg Erfahrung hart gehämmert hat. Von dem schönen Sieg ist aber noch weit bis ans Ende. Bei elenden Paradestücken dürfen wir uns nicht aufhalten, sondern müssen, so gut wirs können, wie unsere lieben Haarigen handeln, die an der Marne nicht bedachten, welche Kette sie aus Charleroi an den Ourcq geschleift habe. Aus dem heftigsten Westkampf sind wir in den Orient abgeschweift, ohne zu fragen, ob dadurch nicht Probleme, die zuvor als unlöslich galten, in ungeahnte Maße geweitet würden. Das Werk unserer Diplomaten und Strategen müssen wir nehmen, wie es ist. Ich wage nur, zu fürchten, daß die Wunder von der Marne und von Verdun sich an der Donau nicht wiederholen werden; denn die Sehnsucht nach Sieg genügt nicht, ihn zu

sichern. Da wir niemals gefragt haben, weshalb es vor Verdun eine Weile nicht recht ging: dürfen wir von der aus dem Orient geholten Erfahrung Nutzen hoffen? Ich wills glauben; wir können ja nicht die Fähigkeit zu ernster Ueberlegung ganz verloren haben. Ein Wunder wird da unten nur werden, wenn wir stark genug sind, es zu erwirken. Die erste Vorbedingung dazu ist: nüchterne Erkenntniß des Kriegsstandes. Jetzt ist nicht mehr Zeit, die Hoffnung auf Wochenweide zu führen. Wir brauchen Wahrheit; auch solche, die uns nicht schmeckt." (L'Homme Enchaîné.)

Dinstag.

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach;
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen.
Süßes Tönen entlockt er der Flöte
Und das Echo des Berges wird wach;
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach..."

„Solches Gewinsel reizt zu Vergleich mit Tagen, wo es noch richtigen Kaffee mit Milch, mit Sahne und Zucker gab, eine Ente drei, eine Gansleber knapp eine Mark kostete und drei Bücklinge für fünfundzwanzig Pfennige zu haben waren. Murmelnder Bach, lieblicher Knabe mit Flöte und Lämmlein: Das geht jetzt nicht. Das weckt Erinnerung, die auf die weitesten Kreise erbitternd und aufreizend wirkt. Was heißt denn überhaupt Knabe? Wenn Einer Schafe anflötet, kann er auch im Feld Abendröthe, mit allem Komfort neuer Kriegszeit, genießen. Auch DU, mein Sohn Brutus? Meinetwegen: Manfred; und Chorführer in Messina. Jacke wie Hose. Unabkömmlich ist der Bengel nur, bis ihn der Corpsführer am Wickel hat. Wir haben hier nicht die ewigen Rechte der Kunst, die Würde der Dichtung und andere Seelenkonserven zu wahren, sondern die militärische Sicherheit. Schiller oder Wippchen: wer vorzeitige Sehnsucht nach schlaffem Frieden weckt, lähmt den Willen zum Durchhalten. Solche Flaumacherei zu hindern, sitze ich hier." Dem Censor, der so spräche, dürfte ein Gerechter nicht grollen; zornig nur wider den nach dem Inbegriff des Gesetzes Verantwortlichen sich aufbäumen, der, sich zu ent-

bürden, dem Schwert die Macht über den Geist zusprach. Wem frommt der in jedem Vierteljahr unter Wallots Kuppel aufgewärmte Schwatz über Belagerungzustand, Schutzhaft, Censur? Den Schwätzern (deren Mancher in die wohlerworbene Glorie des „guten Redners" ragt). Die dünken sich selbst und den in Nachdenken niemals eingewöhnten Nachbar vielleicht muthige Waghälse, weil sie Offiziere, abwesende, hier wehrlose, wie den dümmsten Schlingel ausgezankt haben. Dröhnende oder ätzende Rede, schallende Heiterkeit, stürmischer Beifall: Alles verhallt; und am nächsten Morgen ists, wie es am vorigen Abend war. Schlimm; und der deutschen Sache höchst gefährlich. Ein Ziel, das nur der Geblendete wählen konnte: sechzig Millionen Menschen sollen über große und kleine Gegenstände eines Sinnes sein oder scheinen. Den Schein erwirkt das Verbot, den wichtigsten Fragen öffentlich Antwort zu suchen. Keine Beleuchtung alter Fehler, die immer noch Unheil zeugen, keine Prüfung des Kriegsursprunges; über die Anwendung der Wehrmittel (Untersee, Luft, von der Chemie gelieferte Waffen), über Neutralenrecht, Dauer, nützlichen oder gefährdenden Ertrag des Krieges, Schwachheit der Freunde und Seelenwandel der Feinde, drängendes Bedürfniß des Kriegers, des Bürgers, Umpflügung der Gesellschaft, Umstimmung der Weibheit darf nicht in Freimuth geredet, geschrieben werden. Beträchtliches wäre ohne so traurigen Zwang anders geworden; und längst ein internationales Gespräch entstanden, für das kein Regirender lästige Verantwortung trüge und dessen Ergebnisse jeder drum, als für das Reich belanglos, ablehnen könnte. Auf deutscher Erde ist nicht Aufruhr, steht nicht in Waffen der Feind. Der sagt selbst nicht, daß er unseren Boden heute und morgen bedrohe. Der Belagerungzustand ist nicht nöthig. Nicht nöthig, daß der siebenzigjährige Dr. Mehring, ein Mann von ansehnlicher Wissenschaft und Schreibkunst, als Verdächtiger eingesperrt, die im Geist ungemein begabte Frau Luxemburg in Oede verbannt, harmlosen, in Siriusferne von aller Politik lebenden Leuten der Posteinlauf durchstöbert und dadurch Tage lang verspätet, eine sittsame Genossin, weil sie ein Flugblatt weitergegeben hat, zu Huren ins Kittchen gesetzt wird. Wer ist schuldig? Nicht der Offizier, der den Dienst im Generalkommando eben so gewissenhaft thut wie im Feld und selten unklüger ist als Einer aus dem Dutzend der Geheim-

räthe und Abgeordneten. Zu Gehorsam und Befehl ist er, nicht zu Verhandlung und Personenauslese, erzogen; und hat die Weisung, den Menschen, der, mit der Feder oder gar auf dem Leipziger Platz, den Friedensschluß herbeiwinken will, als einen dem Gemeinwohl schädlichen Kunden zu packen. Da Sterbliche langwierige Allmacht kaum je unbeschädigt vertragen und zum Wesen militärischer Befehlshaber gehört, daß sie Irrthum niemals bekennen dürfen, schwillt allmählich der Mißbrauch. Schuld aber wohnt bei der Verantwortlichkeit. Deren Träger ist der Kanzler des Deutschen Reiches. Aus seinem Haus kamen die „Richtlinien" und gewichtigsten Verbote. Von ihm muß das Parlament, das die Sache ernst nimmt, Rechenschaft fordern; ihm, wenn er Ungebührliches heischt, Mitarbeit und Gehalt weigern (und, nebenbei, mit würdiger Strenge die Angeberei Erbärmlicher abwehren, die für sich Freiheit, für den anders Wollenden Galgen und Rad erzetern möchten). Was wir bis gestern sahen, war breitgetretener Quark. Wir wollen, daß Recht, sei es auch nur aus Zufallsgesetz erwachsenes, herrsche, der saubere Mensch anständig behandelt, der nur in Freiheit regsame Geist in die Arbeit für Deutschlands Sache zugelassen, nicht an jedem Wort gedeutelt noch jeder Eigensinn bemäkelt werde. Wir wollen aus dem Munde von Excellenzen, die nur der Titel, nicht die Leistung, auf ragende Höhe hob, nicht noch einmal hören, daß es in Frankreich und England, mit Kriegszustand und Censur, viel schlimmer als bei uns sei und in Paris und London das Parlament (dessen Mehrheitausschuß regirt) von internationaler Politik weniger erfahre als in Berlin. Denn solche Angabe zeugt von erschreckender Unkenntniß erweislicher Thatsachen. Wir fordern Wahrhaftigkeit und in festem Wissensgrund vorbedachte Rede; sogar von einem Staatssekretär, der schon drei Aemter durchfröstelt hat, den Ton mitleidiger Menschenseele. Nur der Wille bändigt den Willen. Das kräftigste Heer, ein fleckloses, darf, mit dem Hirn seiner Führer, niemals die Politik eines Staates bestimmen. Sonst gleitet dieser Staat in das Verhängniß des Militarismus, in Lebensgefahr; sonst zwingt die Waffe den Geist in Gehorsam und bietet alle Volkskräfte für den Nothfall auf, der ihr unvermeidlich scheint und dem vorzubeugen doch, in Frieden und Krieg, der Staatsmann berufen ist.

Mittwoch.

Auf der Fahrt in seinen dritten Krieg (den dritten deutschen, der, freilich, auf Frankreichs Erde ausgekämpft werden mußte) hörte Bismarck einen General des Großen Hauptquartiers jubeln, diesmal sei die Ausschaltung der lästigen Civilisten fest beschlossene Sache. Strategie wollte die Politik ducken. Aber der Staatsmann ließ die wuchtigste und blankste Wehrmacht aller Geschichte nicht in Militarismus ausarten. Der lebt und stirbt mit dem Glauben, daß zum Austrag eines Völkerstreites nur der Waffenkampf das taugliche Werkzeug, jedes andere unnützlich, unwürdig sei, und erzwingt in allen Hauptbezirken staatlichen Lebens dieser Meinung den Vortritt. Des Strategen Pflicht ist die Rüstung zu neuem Krieg; im Bann dieser Pflicht kann er einen durch Verständigung bewirkten Frieden, der ein Staatssystem umstürzt und ein wehrhaftes Volk in Friedensvorstellung sänftigt, mehr fürchten lernen als Niederlage, die ein der Lebensfunktion oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Glied aus dem Reichsleib reißt und die verstümmelte Macht nöthigt, der Wiederherstellung ihres Körpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und Gut zu bringen. Mehr fürchten: nicht, weil er Barbar, sondern, weil er, als Kriegstechniker, in den Zauberkreis einer Berufsarbeit eingebannt ist, die in der Stunde drängender Gefahr nicht mehr ersetzt, kaum noch ergänzt werden könnte. Löst er sich ungestüm aber aus diesem Kreis, dann entweicht ihm die Kraft der Weihe und er sinkt ins schwanke Moor der „politisirenden Generale“. Das Schwert sei des Hirnes Werkzeug, der Feldherr des Staatsmannes Gehilfe. Und wer das Schwert ein verrostetes, neuer Menschheit nicht mehr würdiges Werkzeug schilt, gelte nicht deshalb schon als eine lumpige Schneiderseele. Da jeder Tag die Erkenntniß breitet, daß zu gedeihlicher Endung des Grauses Kriegsmittel nicht genügen, befiehlt Nothwendigkeit, uns, Alle, wieder in Vernunft, die Wurzelscholle der Politik, zu gewöhnen. England hat sich zur Annahme eines Schiedsrichterspruches bereit erklärt. Bleibt Deutschland stumm, so wird es schlechten Gewissens verdächtig. Der Kanzler wird sprechen. Zu den Völkern der Erde, nicht zu Kanzleien und Parteien. Durch die That einer aus großem Herzen geborenen, von aller Schlacke des Haders geläuterten Rede würde sein Fehlen gesühnt und er wäre, im Morgenroth verjüngter Menschheit, unüberwindlich. Wann? Die Woche ist tot.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. November 1916.

Deutsche Schaubühne.

In Warschau und Lublin haben am fünften November 1916 die militärischen Statthalter den Willen der Kaiser Wilhelm und Franz Joseph verkündet, „aus den polnischen Gebieten einen selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung zu bilden", dessen Grenzen später bestimmt werden sollen. („Konstitutionelle Verfassung": ein weißer Schimmel und ein Quadrat mit vier gleichen Seiten; die Wahl zwischen einer unserem Reichsgrundrecht ähnelnden Verfassung und Parlamentarischer Regirung sollte wohl offen bleiben.) „Die Organisation, Ausbildung und Führung des (‚eigenen') Polenheeres wird in gemeinsamem Einvernehmem (mit dem Deutschen Reich und mit Oesterreich-Ungarn?) geregelt werden. Die großen westlichen Nachbarmächte des Königreiches Polen werden an ihrer Ostgrenze einen freien, glücklichen und seines nationalen Lebens frohen Staat mit Freuden neu erstehen und aufblühen sehen." Noch hat dieser Staat keinen König (das wiedische Erlebniß in Albanien gebietet Vorsicht), noch ist sein Umfang, sind ihm die Grenzen nicht bestimmt. Jeszcze Polska nie zginela? Der gerade hundertzwanzig Jahre alte Dombrowski-Marsch wird in fröhlicherem Tempo weiterklingen. Noch aber ist Polen nicht gewonnen, nicht auferstanden. Ein Wunsch ist ausgesprochen worden, der nur nach triumphalem Sieg der deutschen Sache erfüllt werden kann; nur nach einem Sieg, der den zwei Kaisern gestattet, die Bedingungen des Friedens zu diktiren. Daß sie auf solchen Sieg am fünften November

„fest vertrauten“, wird manches Herz erfreuen. Vertrauen und Wünsche öffentlich auszusprechen, ist ihr Recht. Artikel 17 der Reichsverfassung sagt: „Die Anordnungen und Verfügungen des Kaisers werden im Namen des Reiches erlassen und bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher dadurch die Verantwortung übernimmt.“ Da sichs nicht um eine Anordnung oder Verfügung handelt, durfte die Gegenzeichnung fehlen; und mich dünkt ungerecht, daß die Verbündeten Regirungen getadelt werden, weil sie vor der Verkündung des Monarchenwunsches, gegen den starke Fraktionen Bedenken aussprechen mochten, den Reichstag heimschickten. Von Amtes wegen hatten die Verbündeten Regirungen mit diesem Wunschesausdruck gar nichts zu thun; er wirkt noch nicht ins Staatsrecht, läßt den Zustand, wie er heute ist, und deutet nur an, was aus ihm werden solle, wenn der Kaiserwille allein zu entscheiden vermag. Im Sommer 1866 hatte das preußische Oberkommando in einem Aufruf seine Achtung vor den geschichtlichen und völkischen Rechten des „Königreiches Böhmen“ betont und gesagt: „Sollte unsere gerechte Sache obsiegen, dann dürfte sich auch den Böhmen und Mähren der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen Wünsche, gleich den Ungarn, verwirklichen können. Möge dann ein günstiger Stern ihr Glück auf immer begründen!“ Im Auftrag der Polenfraktion forderte danach Herr von Lubienski im Landtag, daß Preußen, „da es die Nationalität als berechtigtes Staatsprinzip anerkennt“, das den Böhmen Verheißene den Polen gewähre. Bismarck antwortete kühl: „Ich gehe auf diesen Vorgang nicht ein; denn ich glaube nicht, daß eine Proklamation eines Kommandirenden Generals in Feindesland ein geeignetes Aktenstück ist, um als Unterlage staatsrechtlicher Erörterungen zu dienen.“ Das galt eben so für den in Reichenberg von Bismarck empfohlenen „Appell an die ungarische Nationalität“. („Weltbekannt ist, daß sich aus ungarischen Kriegsgefangenen hier eine Ungarische Legion gebildet hatte. Schon bei Ausbruch des Krieges wurden uns in der Beziehung Anerbietungen gemacht; ich habe sie damals zurückgewiesen. Erst als Kaiser Napoleon, nach der Schlacht bei Sadowa, telegraphisch seine Einmischung in Aussicht stellte, habe ich mir gesagt: Ich habe meinem Lande gegenüber nicht mehr das Recht, irgendein Mittel der Vertheidigung

und Kriegsführung, das kriegsrechtlich erlaubt ist, zu verschmähen, weil ich es nicht darauf ankommen lassen kann, daß unsere Erfolge durch das Erscheinen Frankreichs auf der Bühne wieder in Frage gestellt würden. Damals also habe ich, in einem Akt der Nothwehr, die Bildung dieser Legionen nicht gemacht, sondern ermächtigt.") Das galt auch für den Aufruf des preußischen Generals, der im September 1914 zu den Polen sprach: „Erhebet Euch und vertreibet mit mir die russischen Barbaren, die Euch knechten, aus Eurem schönen Land, das seine politische und religiöse Freiheit wieder erhalten soll. Das ist der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaisers. Gegeben im Königreich Polen." Nun hat dieser Wille, noch einmal, mit gehobener Stimme gesprochen. Auch zu den Polen, die, nach der Zusage künftiger Selbstverwaltung, die Huldigungadresse an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch beschlossen und im November 1914, unter der Führung der Lubomirski, Plater, Radziwill, Rudnicki, Schebeko, Wielopolski, Zamoyski, dem (von dem Herrn Roman Dmowski verfaßten) Aufruf des warschauer Nationalausschusses zugestimmt haben. „In diesem Krieg ist die Niederlage der Deutschen unser Sieg. Dem Wort, das unsere Stellungwahl andeutete, antwortete der Inhaber derhöchsten russischen Kommandogewalt mit der Verheißung, unser heiligstes Sehnen werde ans Ziel gelangen. Aus dem Westen kam, von Rußlands Verbündeten, das Echo: Dieser blutige Krieg muß Polens Einheit und Entwickelungfreiheit wiederherstellen. In Jedem von uns lebt nur ein Wille noch: die deutsche Macht zu brechen und alle Polen unter Rußlands Szepter zu einen." Dieser Wille, den damals sogar der Sozialdemokrat Zalewski bekannte, ist, hoffen die Kaiser, mit dem Russenheer aus Polen gewichen. Sie schufen nicht, unzeitgemäß selbstherrisch, neues Recht, sondern zeigten, durchaus in den Grenzen ihrer Macht, den Kompaß ihres Wunsches. Der weist anderen Kurs als im Frühling des Deutschen Reiches, da der berliner Hof und mehr noch der im Palast Radziwill regirende Kanzler den Polen die Absicht zutraute, ihren Weißen Adler einst wieder auf die königsberger Grüne Brücke zu tragen. In dem Kapitel über den zweiten Preußenkönig Friedrich Wilhelm sagt Treitschke: „Die mechanische Staatsauffassung der Zeit gefiel sich in Künsteleien; durch ein erklügeltes System des Gleichgewichtes, durch willkürlich gebildete Klein-

staaten, die man als Polsterkissen zwischen die großen Mächte einschob, meinte sie den Frieden zu sichern, den nur die innere Gesundheit lebenskräftiger nationaler Staaten verbürgen konnte. Weder in Wien noch in Berlin war man zu der Erkenntniß gelangt, daß die polnische Freiheit nichts Anderes war als die Fremdherrschaft sarmatischer Magnaten und Slachtizen über Millionen slawischer, litauischer, deutscher, jüdischer, wallachischer Unterthanen, die mit ihren Herren kein Recht und kein Gefühl gemein hatten. Oesterreich, dem katholischen Adelsstaat innerlich verwandt und seit Jahrhunderten beständig mit ihm verbündet, hoffte, in dem erstarkten polnischen Reich eine Deckung zugleich gegen Rußland und gegen Preußen zu finden. Der preußische Staat dagegen war in dem Kampf gegen den sarmatischen Nachbar aufgewachsen und hatte von dem Wiederaufleben der polnischen Macht eine schwere Gefährdung seiner deutschen Weichsellande zu befürchten." Das war einmal. Neue Hoffnung blüht auf. Die siechе auf Sonderfrieden mit Rußland ist eingesargt worden. Denn die Erinnerung an Jahrhunderte wilder Kämpfe wird, auf die Länge, jedes Rußland hindern, sich mit einem Königreich Polen abzufinden, das die Organisation, Ausbildung, Führung seines Heeres in Einvernehmen mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn „regelt". Die Proklamation der Stadthalter lehrt, daß gekämpft werden soll, bis Zar und Reichsduma sich in Unvermeidliches fügen; sie wird von den Feinden als die Ankündung eines Kampfes, den man den „rücksichtlosen Unterseekrieg gegen Rußland" nennen könnte, aufgefaßt werden und leidenschaftlich lauten Widerhall wecken. Winkt dem Kaiserwunsch einst Erfüllung: dann wird Deutschlands Volk, Parlament (insbesondere Preußens Landtag) und Presse sich Gehör schaffen und fest auf dem Recht zu Mitwirkung stehen. Noch ist zu grollendem Tadel kein Grund.

Die Woche hat den Franzosen den (von der deutschen Heeresleitung erwarteten) Rückgewinn der Außenforts von Verdun vollendet. Da sonst unaufschiebbar Wichtiges nicht zu wägen ist, dürfen wir von Leid und Ruhm des Waffenkampfes Ausgeschlossenen uns Erholungfrist gönnen und, aus der Geistigem unholden Zeit, in den Bereich der Kunst blicken, von deren Frucht in Deutschlands dunklen Tagen Seelenkräftigung erhofft worden ist.

Was haben die starken deutschen Köpfe der achtzehnten Jahrhundertwende von dem Theater gehofft? Am Meisten, natürlich, Schiller, der Rousseauspross und Mann idealer Forderung. „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, besseren Theil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finsteren Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionhaß vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Oberhäupter und Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurechtweisen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören. Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt.“ Höher hinauf konnte die Hoffnung kaum langen. Freilich: „So lange das Schau-

spiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaum der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schänke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein.“ Wie lange dieser Zustand währen und ob er je enden müsse, wird nicht gefragt. Lessing war nüchterner. „Das Publikum komme nur, sehe und höre, prüfe und richte. Seine Stimme solle nie geringschätzig verhört, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat. Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen.“ Auch hier wird gefordert; spricht die Hoffnung auf einen Morgen deutscher Bühnenkunst. Wir haben noch kein Theater, ruft der Dramaturg des hamburgischen Schauspielhauses, werden aber eins haben, ein Theater der deutschen Nation, wenn unser sittlicher Charakter erst national geworden ist. Goethes majestic common-sense mied die unfruchtbare Mühe des Weltverbesserers. Als Eckermann ihm Kotzebue lobte, stimmte er zu, nannte „Die

beiden Klingsberg" ein gutes Stück und sagte: „Es ist nicht zu leugnen: er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen gehabt. Wenn er in seinem Kreis blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in der Regel etwas Gutes. Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, muß schon Etwas sein." An Calderon rühmte er, daß seine Stücke „durchaus bretterrecht" seien; „in ihnen ist kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkulirt war. Ein Stück, das nicht ursprünglich, mit Absicht und Geschick des Dichters, für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinauf; wie man auch damit verfährt: es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Für das Theater zu schreiben, ist ein eigen Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, Der mag es unterlassen. Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und muß seine Rollen Denen auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen". Eine gute Theaterleitung sei nicht leicht zu erreichen. „Das Schwere dabei ist, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich dadurch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragoedien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Dergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irrleiten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichter ist, als ein gutes Repertoire zu bilden; allein nichts ist schwieriger, als es zu halten". Gelassener kann kein Unbetheiligter über diese Dinge reden; und Goethe war Theaterleiter und wollte noch für die Bühne schreiben. Ums Jahr 1825, als Kotzebue und Iffland, Raupach und die Weißenthurn die Bretter beherrschten, fand er die Zeit an wahrhaft guten Stücken reich. Doch er hat auch geschrieben: „Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus Dem, was bisher vor-

gegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne."

Goethe lebte noch, als Victor Hugo die Vorrede zu Cromwell drucken ließ, das Theaterprogramm der europäischen Romantik. Aus diesem üppig schillernden Strauß pflücke ich nur ein paar Floskeln. „Ein neuer Glaube und eine neue Gesellschaft: aus diesem Doppelgrund müssen wir eine neue Dichtung sprießen sehen. Das Christenthum führt die Poesie zur Wahrheit; wie der neue Glaube, so wird auch die moderne Muse alle Dinge dieser Erde mit einem Blick betrachten, der von höherer Warte kommt und in tiefere Schicht eindringt. Die Dichtung wird einen großen Schritt thun, einen, der Entscheidung erzwingt und, wie eines Erdbebens Stoß die Bodenfläche, das ganze Antlitz der Geisteswelt wandeln wird. Wie die Natur, so wird die Dichtung in ihrem Schaffen Licht und Schatten, Groteskes und Erhabenes, Körper und Geist, Thier und Seele, ohne sie zu verwechseln, einander gesellen. In dem neuen Gedicht wird das Erhabene die durch das Walten der Christensittlichkeit geläuterte Seele, wird das Groteske das Menschenthier darstellen. Die unserer Zeit gemäße Dichtungform ist das Drama und dessen Wesen Wirklichkeit. Das Wirkliche, Reale, aber entsteht aus der natürlichen Mischung zweier Typen, des Erhabenen und des Grotesken, die sich im Drama, ganz wie im Leben, kreuzen. Was in der Natur ist, muß, Alles, auch in der Kunst sein. Also: Natur! Natur und Wahrheit!" Genug? Lest die siebenzig Seiten. Leicht ists nicht; aber lehrreich. Die Terminologie hat sich geändert, statt des christlichen Dualismus stolzirt jetzt ein aus der Zoologie stammender Monismus durchs papierne Gehäus: und doch bliebs die selbe Weise. Neuer Glaube, neue Gesellschaft, neue Kunst. Jeder Versuch einer Theaterreformation fing mit solcher Verkündung an; immer sollte die ganze Wirklichkeit, die vérité vraie, zwischen drei Leinwände gezwängt werden. Goethe lächelte; verlor manchmal aber auch die Greisenruhe. „Ich hatte einmal den Wahn, es sei möglich, ein deutsches Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, ich könnte selber dazu beitragen und zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen. Ich schrieb meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' und dachte in kindischer Hoffnung, so werde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb Alles wie zuvor. Hätte ich Wir-

fang gemacht und Beifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die ‚Iphigenie' und den ‚Tasso' geschrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein es fehlten die Schauspieler, um Dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, um Dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen." Hugos großes Talent erkannte er; die „unselig-romantische Richtung" aber mißfiel ihm gründlich, Notre-Dame de Paris schien ihm „das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist", und er seufzte über die Zeit, „die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet." Er sah früh auch die Lebensgefahr der neuen Bretterprätendenten. „Wie sollte Einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahr zwei Tragoedien und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint, um ungeheure Geldsummen zusammenzuschlagen? Ich schelte Victor Hugo keineswegs, weil er reich zu werden, auch nicht, weil er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist; allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muß er anfangen, weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten." Mancher Moderne sollte diesem Warnerwort ernstlich nachdenken; noch, wenn der Ruhm des Tages ihn flieht. Noch? Dann erst recht.

Als die beauté de nuit der Romantik (die nach England, Frankreich, Spanien, bis ins Märenland Kalidasas gar gewiesen, dem Theater die Schatzkammer der Weltliteratur weit geöffnet, aus ihrer Lenden Kraft aber nicht viel Lebensfähiges gezeugt hatte) im Lichterglanz welk geworden war, trat das Junge Deutschland auf den Schauplatz. Ein Geschlecht, das auf Byrons pompösen Maskenfesten geschwelgt, mit Hugos Sylphen und Gnomen, Salamandern und Undinen mystagogisch geschäkert, von der Sand den Rechtsanspruch der Leidenschaft und aus ferner Lucindenzeit das Stichwort von der Emanzipation des Fleisches übernommen hatte. Das wollte nun die Bühne erklettern. Wollte Schlegels und Tieck, Fouqué und Arnim, Werner und Müllner, die Erben Kotzebues und Raupachs verdrängen, Goethe und Schiller selbst herunterzerren. Liberale Weltbürger; Materialisten und Kommunisten. So wüst war ihr Geschrei und so fest schien ihr Wille, heute noch die Ehe, morgen die Monarchie und übermor-

gen das Besitzrecht abzuschaffen, daß dem Philister angst wurde und Wolfgang Menzel kreischend alle Staatsgewalten zu Hilfe rief. Gutzkow, Laube, Dingelstedt, Büchner, Griepenkerl, Prutz, Gottschall: eine ganze Plejade wollte auf dem Theater oder wenigstens von dem Theater leben. Und schickte bald sich nun in bürgerlich wohlanständige Sitten. Denn das Bürgerthum war inzwischen vorgerückt (namentlich im deutschen Norden gab auch schon die jüdische Intelligenz den Ton an: Heine und Börne, Rahel Varnhagen, Henriette Herz und deren Gefolge); und wer ihm nicht gefiel, warb vergebens um das Bretterglück. Wird die zur Herrschaft aufsteigender Klasse dem Deutschen, dem sie ein Vaterland verheißt, auch ein Nationaltheater schenken? Talente fand sie. Immermann zeigte in Düsseldorf, was ein gutes Schauspielhaus leisten müßte; erkannte auch die Bedeutung des Bühnenbildes, das dem Drama erst die Atmosphäre geben sollte, und gewann in den Malern Schirmer und Hildebrandt tüchtige Helfer. Gutzkow wurde Dramaturg des dresdener Hofschauspielhauses, Laube Direktor des Burgtheaters, Dingelstedt in München Intendant. Und an brauchbaren deutschen Stücken war kein Mangel. Dennoch fand der Importeur Absatz. In hellen Haufen, sagt Treitschke, „drangen die Lustspiele Scribes und der anderen pariser Boulevarddichter über den Rhein. Das deutsche Publikum war noch von der weimarischen Bühne (Goethes) her an ein ästhetisches Weltbürgerthum gewöhnt und zudem jetzt für Frankreichs Freiheit begeistert. So ließ man sich denn die stümperhaften Uebersetzungen wohlgefallen; man lachte über feine Anspielungen, die nur an der Seine ganz verstanden werden konnten; man nahm es hin, daß manche einem pariser Schauspieler auf den Leib geschriebene Rolle dem deutschen Nachahmer häßlich anstand, — und das Alles nur, weil diese leichten Stücke doch ein Bild des wirklichen Lebens gaben. Was in Deutschland an neuen Lustspielen erschien, war meist leichte Waare, eben so flach, nur bei Weitem nicht so zierlich wie die welschen Vorbilder; fast allein der Wiener Bauernfeld verstand, durch die Feinheit seiner Dialoge zu ersetzen, was ihm an Erfindung fehlte. Die Hörer aber ließen sich Alles bieten, wenn man sie nur in Spannung hielt und ihre Skandalsucht etwas reizte. Das Theater bildete nicht mehr den Sammelplatz für die Gute Gesellschaft; die Kenner zogen sich

mehr und mehr von ihm zurück." Wirthschaft, Magister Heinrich! Von der Guten Gesellschaft und von den Kennern konnte das Theater nicht mehr leben und durfte deshalb auch ihrem Geschmack nicht nachfragen. An heimischen Lieferanten brauchbarer Waare hats nicht gefehlt, seit das Junge Deutschland gealtert war. Kleist und Grillparzer waren noch kaum bekannt und Hebbel mußte sich, trotz Dingelstedts freundschaftlichem Eifer, sein Leben und sein Dichten vergrämen und vergrübeln. Raimund, Bauernfeld, Gutzkow, Laube, Grabbe, Griepenkerl, Ludwig, Halm, Freytag, Heyse, Geibel, Greif, Beer, Redwitz, Moser, Kruse, Hackländer, Mosenthal, Lindner, Holtei, Benedix, Putlitz, Kalisch, Wilbrandt, Brachvogel: Das sind Namen aus diesen Jahrzehnten; das Alles (auch die Birch-Pfeiffer und manches Andere) war auf deutschem Boden gewachsen. Konnte man nicht leidlich zufrieden sein? Man wars auch; so lange man nicht von einer Utopia träumte, nicht Abend vor Abend am Born reiner Kunst zu sitzen begehrte. Iphigenie und Tasso, Friedrich von Homburg und Penthesilea lockten nicht so viele Menschen herbei, wie der Direktor für seine Rechnung brauchte. Zwischen Kunst und Kasse sich durchzuschlängeln, war die Aufgabe; wer mit dem Kopf durch die Wand wollte, trug Beulen davon. Der Theaterbetrieb, der einst Hofbeamten und zünftigen Prinzipalen vorbehalten blieb, war zu einem Gewerbe geworden, das jeder Kapitalist ergreifen konnte. Die Theatergewerbefreiheit vom Jahr 1869 hat diese Entwickelung nur legitimirt. Mußte das Bürgerevangelium vom Segen freien Angebotes und freier Nachfrage nicht das Bühnenthor sprengen? Die Gnadenpforte sich nicht aufthun wie die Bäckerthür, hinter der Brot verkauft ward? Regalien und Monopole fielen. Die Gewerbeordnung herrschte in Thaliens Reich. Und bald schufen Unternehmer und Miethlinge sich haltbare Schutzorganisationen.

Ungemeines hatten seit Schillers Drängertagen nur winzige Sekten von der Schaubühne verlangt. Verlangten auch im Neuen Reich nur einzelne Stimmen. Das Nationaltheater hatte die Bourgeosie nicht gegründet (wie hätte sies vermocht, da der deutsche Staat kein Block, sondern ein Mosaikgebild, der Bayer dem Ostpreußen mindestens so fremd schien wie ein Franzos?); aber eine stattliche Reihe anständiger Schauspielhäuser erhalten und geschaffen. Dahin ging der gute Bürger nach der Arbeit und vor dem

Nachtessen und war zufrieden, wenn die Handlung der Neugier oder der Lachlust Stoff bot. Die „Produktion“ war freilich knapp geworden. Schillerepigonen und Franzosennachahmer theilten sich in die Lieferung. Lindners „Bluthochzeit“, Wilbrandts „Arria und Messalina“, Wildenbruchs „Karolinger“ wirkten in dieser Wüste fast wie Tragoedien. Die Herren L'Arronge und Blumenthal, Lindau und Lubliner fanden ihr Publikum. Für deutscheren und derberen Spaß sorgte Moser. Was wollte man? Hausmannskost. „Mein Leopold“, „Ein Erfolg“, „Die Frau ohne Geist“, „Das Stiftungsfest“, „Der Veilchenfresser“. Nichts allzu Grelles noch gar Erlebtem allzu Aehnliches. Schuster, Schriftsteller, Kaufleute, Kavalleristen mußten reden, wie sie in deutschem Land nie geredet haben, nie reden werden. Der Badekommissar war ein eleganter, der Kommerzienrath ein täppischer Narr. Die junge Witwe geistreich wie Scribes Königin von Navarra. Für alte Frauen waren Fanchons Schwiegermutter, Lorles Bärbel, Benedixens Ulriken, Irmgarden, Theudelinden Modelle. Der Backfisch mußte unwissend wie Ifflands Landkind und lüstern wie eine Range Claurens sein. Der Gelehrte zerstreut, völlig weltfremd (während der deutsche Bund zwischen Industrie und Wissenschaft geschlossen wurde). Der Offizier des Heeres, das Skandinaven, Oesterreicher, Franzosen besiegt hatte, ein parfumirter Geck oder Salonschwerenöther. Der Kaufmann (im Lande der Ohlendorff und Godefroy, Krupp und Stumm, Strousberg, Borsig und Hansemann) ein schwerfälliger, pedantischer Rechenmeister. Situationen ersinnen: Das war das Ziel; ängstende oder erheiternde Situationen. Auf die Charaktere kam es nicht an. Die wurden geknickt, verkürzt oder vergrößert, wenn die Situation es herrisch forderte. Ein angewöhnter Gestus, eine Redenart „charakterisirte“ einen Menschen. Wer mehr wollte, hatte die Klassiker und deren Nachfahren; eine Sophonisbe von Geibel, einen Erich oder Marino Falieri von Kruse, einen Brutus von Lindner, einen Harold von Wildenbruch. Und die Franzosen, die „wirkliches Leben“ auf die Bühne brachten. Das Leben moderner Spieler und Hetären; Familienkonflikte unserer Zeit; Abenteuer aus den Grenzgebieten des neuen Klassenstaates. Wie steht der Bastard, das „natürliche Kind“, zu den Eltern und zur Gesellschaft? Was wird aus der käuflichen Frau, wenn ein reines Gefühl sie geadelt hat? Muß

das Kind die Mutter ehren, die einst Noth zwang, sich vom Zins ihres Leibes zu nähren, und die drum geächtet ist? Darf ein Mädchen, das die jungen Sinne von frecher Jugend bethören ließ, über die Schwelle eines sauberen Hauses als Herrin schreiten? Wird ein skrupelloser Schürzenjäger, der mit grauem Haar einen Sohn findet, je ein Vater? Neue Probleme. Nur nicht aus deutschem Leben. Herrn Poirier und den Herzog von Septmonts, Marguerite Gautier und Suzanne d'Ange gab es in Deutschland nicht; auch keinen Père prodigue und Monsieur Alphonse. Aber Paris war ja nicht mehr unerreichbar. Von den wohlhabenden Leuten, den beweglicheren Israeliten besonders, die in Schauspielhaus und Presse die Stimmung machten, waren viele dort gewesen, wußten die meisten, was drüben jetzt in der Mode war; und die anderen ließen sich führen. An Klassikerabenden blieben die theuren Plätze leer. Büchners und Hebbels Genien lebten nicht; sogar der weichere, leichter faßbare und im Fühlen bourgeoise Grillparzer schien verschollen. Raimunds Komoedien machte Musik schmackhaft. Dem kirchfelder Pfarrer Anzengrubers half der Kulturkampf auf Norddeutschlands Bretter. Man war zufrieden. Jeder Geschmack wurde bedient; und das Theater nicht allzu ernst genommen.

Wien war noch die Theaterhauptstadt. Da hatte Laube die Franzosenherrschaft gesichert (so felsfest, daß die Komtessen später ruhig Mrs. Clarkson, die urtheatrisch „Fremde" des zweiten, ärmeren, doch feineren Dumas, und das verführte Fräulein Denise hinnahmen); hatte Dingelstedts szenisches Genie die Königsdramen des Briten einzubürgern und sogar Hebbels Nibelungen durchzusetzen vermocht. Da focht die berühmteste Spielergarde für Dichter und Stückemacher. Baumeister, Lewinsky, Sonnenthal, Gabillon, Mitterwurzer, Hartmann, Krastel, Meixner, Robert, Thimig; die Frauen Wolter, Hartmann, Gabillon, Hohenfels, Wessely, Mitterwurzer. Da waren, von Schreyvogel bis auf Wilbrandt und Förster, tüchtige, sachkundige Männer an der Spitze gewesen. Der Gefahr, höfischen Wünschen dienstbar, von höfischer Zimperlichkeit verzierlicht zu werden, war auch die alte Burg nicht entgangen. Dieses Theater erhielt sich wenigstens aber eine wohlthätig fortwirkende Tradition und blieb der Ausdruck eines wiener Gesellschaftbedürfnisses. Im Deutschen Reich war der Theaterbetrieb noch nicht centralisirt. München, Dresden (das, mit

Dettmer und Matkowsky, der Ulrich und der Ellmenreich, Jahre lang das beste Tragoedienpersonal hatte), Hannover, Karlsruhe, Frankfurt, Leipzig, Maurices hamburger Thaliatheater konnten mit Berlin konkurriren. Im Hofschauspielhaus des Königs von Preußen fand das bürgerliche Stück (Iffland, Gutzkow, Bauernfeld, Benedix, Töpfer, Lindau, Moser, Wichert, Rosen und manches von Scribe) eine dem Verwöhntesten genügende Darstellung; wurde, mit einer Synthese des weimarischen (Goethe) und des hamburgischen (Schröder) Stils, auch das gewichtigere Drama bewältigt. Hier aber fehlte der Regisseur; die ordnende, Allen gebietende Persönlichkeit, die den Grundriß einer Dichtung erkennen und ihre großen Linien ins rechte Licht setzen kann. Fehlte der Paedagoge und der Architekt. Herr Botho von Hülsen wurde bespöttelt, weil er vom Regimentsadjutanten zum Generalintendanten befördert worden war; noch Herr Martersteig nennt, in seinem lesenswerthen Buch über „das deutsche Theater im neunzehnten Jahrhundert", Küstners Nachfolger den „personifizirten soldatischen Geist" und sagt über Hülsens Regime: „Dramaturgen, Regisseure, Kapellmeister und Künstler wurden nach ihren beamtlichen Qualitäten eingeschätzt. Ihre künstlerische Intention verlangte man nicht; und wo sie etwa doch zu brauchen war, hatte sie sich der Subordination unter die leitenden Gesichtspunkte einer vorschriftgemäßen preußischen Paradekunst zu befleißigen." Dieses Urtheil scheint mir ungerecht. In Hülsens Zeit standen Niemann, Betz, Fricke, Wachtel, Krolop, Döring, Berndal, Liedtke, Ludwig, Vollmer, die Frauen Lucca, Lehmann, Artôt, Brandt, Mallinger, Raabe, Frieb, Keßler, Meyer auf der berliner Hofbühne; Männer und Weiber, an denen mehr zu schätzen war als die Beamtenqualität (auf die ich bei Niemann, Döring, Liedtke nicht geschworen hätte). Hülsen machte den wackeren Fachmann Düringer zum Oberregisseur des Schauspieles und wollte 1868 auch Laube werben. Trotzdem der sprottauer Apostat den Freiherrn Münch von Bellinghausen, den neuen Burgtheaterdirektor, laut befehdete und, wider alle Beamtentradition, die Mängel des Hauses enthüllte, das er gestern geleitet hatte. Am zwanzigsten Juli 1868 schrieb Hülsen an Laube: „Sie sind der rechte Mann für Berlin; aber (verzeihen Sie meine Offenheit; vielleicht lächeln Sie über das Folgende) nur im Verein mit mir. Ich bin nämlich der An-

sicht, daß wir uns ergänzen und daß wir, zusammen und redlich im Interesse des Ganzen wirkend, mehr leisten werden als Sie bisher allein im Burgtheater. Ich muß immer wieder um Verzeihung bitten, wenn ich offen bin; aber wie soll ein Verständniß zwischen uns angebahnt werden, wenn nicht durch Offenheit? Die Leute von der Feder überschätzen sich so häufig; ihre Ansichten äußern sich so oft in Unfehlbarkeitglauben; und Sie, geehrter Herr Doktor, sind davon auch nicht frei. Ich beurtheile Ihre Leitung des Burgtheaters objektiver und vielleicht um so richtiger, als ich mich selbst und unsere Leistungen sehr streng zu beurtheilen gewohnt bin. Geehrter Herr Doktor, glauben Sie mir: Wir ‚kochen Alle mit Wasser'; und wenn Sie nach drei mittelmäßigen Vorstellungen im Frühjahr über uns den Stab brechen wollten, würden Sie eben so Unrecht thun, als wenn ich nach den von mir gesehenen Vorstellungen und den Leistungen Ihrer Künstler in Berlin das Burgtheater beurtheilen wollte. Sie sind ein Meister des Wortes, und was Sie darin leisten und zu seiner Verkörperung beitragen, ist überaus bedeutend. Ihnen fehlt aber die Kenntniß des Salons und des Hoflebens; wenigstens habe ich darin im Burgtheater Verstöße bemerkt, welche auf einer fürstlichen Bühne nicht hätten vorkommen dürfen. Ich fürchte, Sie werden diese Erklärung des ehemaligen Lieutenants mit seiner Kadettenerziehung gegenüber dem Dichter, Schriftsteller und Helden von der Feder mit seinem reicheren Wissen vermessen finden; aber ein Theaterleiter spricht zum anderen und auch ich habe heute siebenzehn Jahre der Erfahrung (und welcher!) für mich. Ihre Vorzüge erkenne ich wahrlich an und glaube, daß unser Zusammenwirken ersprießlich sein würde. Nochmals bitte ich, mir meine Offenheit zu Gut zu halten. Sie selbst lieben, solche, wenn auch mit etwas mehr Siegesgewißheit, zu üben. Eben so nachsichtig beurtheilen Sie meinen Husarenstil". An Kaserne, Zopf und Gamaschenknopf erinnert der Ton dieses Briefes nicht. Dem Schreihals des Jungen Deutschland, dem schroffsten Kritiker des entlaubten Burgtheaterstammes wollte der berliner Generalintendant neben sich den Regentenplatz einräumen; ihn nur, freilich, nicht zum Alleinherrscher machen. Das konnte er nicht; kann, auch wenn ers verspricht, kein Leiter eines Hofinstitutes. Hülsen, für dessen Gescheitheit und Bescheidenheit der Brief zeugt, wollte nur versprechen, was er

halten konnte; und Laube hätte sich mit dem Kondominat wohl begnügt, wenn nicht aus Leipzig just um die selbe Zeit ein stärker lockender Antrag gekommen wäre. Der Versuch, eine bureaukratische Theaterleitung einer literarischen zu verbinden, mißlang. Die Vorzüge des berliner Hofschauspiels blieben im Dunkel. Seine Schwächen lehrte das Gastspiel der Meininger, klarer die erste Jugend des von L'Arronge gegründeten, bald, nach dem Schwinden der Brettersterne, auch regirten Deutschen Theaters erkennen.

Ernst nahm man den Coulissenkram noch immer nicht. Sprach, wie von Unvermeidlichem, immer noch vom Niedergang des Theaters. Wann und wo that mans nicht? In Frankreich sind über den Verfall des Theaters hundert Bücher und Brochuren veröffentlicht worden. In Deutschland nicht weniger. Die Menge las sie kaum. Amusirte sich und blieb dem Wahn fern, vom Schaugerüst könne Kulturgewinn zu holen sein. Sie hätte mitleidig, auch ein Bischen spöttisch gelächelt, wenn sie im Vorwort zu Hebbels „Maria Magdalena" die Sätze gefunden hätte: „Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, das höchste, Epoche machende, ist nur möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinn, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will." Solche Sätze las Herr Omnes aber gar nicht erst. Das Drama soll! Unterhalten solls, über ein paar Abendstunden weghelfen; allenfalls auch belehren. Prodesse et delectare: Das gilt für die Klassiker; auch für Bodenstedts Alexander und Dahns König Roderich noch. Von Zeit zu Zeit läßt man sichs gefallen; nur nicht zu oft. Nervenreizung und Lachmuskelgymnastik blieb die Hauptsache. Bis von Bayreuth der Ruf erging. Auch Wagners theoretische Schriften hatte man nicht gelesen. Nun, nach dem Viertagewerk, horchte man auf. Was will da werden? Erblüht uns in fränkischer Landschaft ein Hellas? „Die öffentliche Sittlichkeit kann sehr wohl nach dem Charakter der öf-

fentlichen Kunst einer Nation beurtheilt werden; keine Kunst wirkt aber so mächtig auf die Phantasie nnd das Gemüth eines Volkes wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische. Wollten wir einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen, daß die höchst bedenkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch den Zustand der Sittlichkeit der Nation veranlaßt worden sei, und wollen wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als mißleiteten öffentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicherheit zu sagen, daß eine Veredlung des Geschmackes und der nothwendig durch diesen beeinflußten Sitten auf das Energischste durch das Theater geleitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Erwägungen die Leiter der Nation hingewiesen zu haben, würde nicht die geringste Genugthuung sein, die aus einem glücklichen Erfolg meiner hiermit angekündigten Unternehmung mir erwachsen könnte.“ Das hatte Richard Wagner an die „Freunde seiner Kunst“ geschrieben. Wieder Einer, der sich, wie Victor Hugo, den Nabel der Welt wähnt. Dessen Willensgeboten eine ganze Menschheit nun aber folgt. Bis auf den bayreuther Festspielhügel. Nichts zu handeln und wenig zu gaffen: um Kunst zu genießen, kommen Männer und Weiber; reisen viele Stunden lang, um in der unbequemen Enge des Frankenstädtchens Kunst zu schmausen. Der verlachte Wunsch des kleinen Kapellmeisters ist erfüllt: im eigenen Bühnenhaus kann er nach eigenem Geschmack seinem Traum das lebendige Kleid wirken. Die monarchische und die plutokratische Macht hat er leidenschaftlich befehdet: und Fürsten und Bänker pilgern zu ihm. Für drei Sommerwochen entsteht am Rothen Main ein Athen. Da bereiten Tausende sich morgens und mittags für den Kunstgenuß, dessen Verheißung sie hergelockt hat. Wird über den sittlichen, den nationalen Werth des Werkes gehadert, beim Bier nachts gar gerauft. (Denkst Du noch daran, weiser Mathematiker, Geheimrath, Akademiker?) So herrlich weit haben, nach Spontini und Meyerbeer, Deutsche es nun gebracht. Diese Bretter bedeuten die Welt. Was rhythmisch da in unser Ohr klingt, ist Ausdruck einer Weltanschauung. Daß sie vorgestern von Feuerbach bezogen, gestern ins Schopenhauerische umgemodelt worden war, merkte man noch nicht. Freute sich stolz des Errungenen, das ganz neu schien und doch den Sinn des von den Romantikern und der Jeune Europe Verkündeten nur wiederholte.

„Unheilig acht' ich den Eid, der Unliebende eint; und mir wahrlich muthe nicht zu, daß mit Zwang ich halte, was Dir nicht haftet: denn wo kühne Kräfte sich regen, da rath' ich offen zum Krieg." Ungefähr so hatte George Sand es gesagt; nur mit ein Bischen anderen Worten. Hier sprach der Genius in der richtigen Stunde. Läutete eine Riesenglocke, an deren Strang alles Hoffen und Sehnen einer Zeit sich gehängt hatte. Das Gewand des altgermanischen Mythos und die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Gott, der den alten Verträgen die bindende Kraft abspricht und den Brecher der Göttergesetzestafeln herbeisehnt; Weltherrscher und Revolutionär. Echte Romantikerkontraste ... Thut nichts. Also spricht, von einem Sinai und nicht nur zu Christen, der Meister: „Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst!"

Nur eine aus dem Geist der Musik geborene? Kunst, die in Tönen denkt, nur? Unerträglich. Im Welt- und Menschen-Zustand spüren wir eine entscheidende Veränderung: also muß auch das höchste Drama, das Epoche machende, wieder möglich werden. Ein neues Reich. Ein neues nationales und soziales Bewußtsein. Eine Zeitstimmung, die an die großen Kulturkrisen erinnert; an die Geburtstunden des aischylischen und des shakespearischen Dramas. Ist, was wir erleben, an umwandelnder Kraft denn geringer als die Ueberwindung des Paganismus und die Reformation? Uns dünkt es gewaltiger. Demokratie und Sozialismus. Dampf und Elektrizität. Darwin und Marx. Materialismus, Determinismus, Individualismus, Monismus. Und, bitte, die Kausalität, liebe Leute! Welcher Tropf zweifelt noch, daß wir eine neue Weltanschauung haben? Eine endlich, nach Weh und Ach, ganz und gar entgottete, Gottsdonnerwetter! Wir verlangen drum auch ein neues Drama: ein Wortkunstwerk, das neben Wagners Tongebild bestehen kann. Neu sollte es sein. Hebbels Psychologengenie war noch nicht entdeckt. Anzengruber mußte für Witzblätter fronen. Ibsens „Stützen der Gesellschaft" blieben ein Vorstadterfolg; mit den „Gespenstern" ging später Fontane selbst, der Patron der Sprudeljugend, recht unsänftiglich um. „Kabale und Liebe", „Maria Magdalena", „Gespenster", „Das vierte Gebot": da war ein Weg, den auch Rebellen beschreiten durften. Er führte durch germanisches Land. Ward er gerade deshalb verschmäht? Die einen Dichter krönen konnten, knieten vor einer Theorie. Einer

vom Westen hergewehten, versteht sich. Aus Paris hallte von Zolas Feldzügen ein Echo über die Grenze; kam ein Buch, auf dessen Titelblatt der in Deutschland bisher unbekannte Herr Louis Deprez geschrieben hatte: L'évolution naturaliste. Andächtig las der deutsche Jüngling, der als Primaner vielleicht „einen Hohenstaufen-Bandwurm in Spiritus gesetzt hatte", das Magierwort. Das also ist das Neuste? Das trägt man jetzt in Paris? Muß es tragen. Le théâtre sera naturaliste ou il ne sera pas. Naturalistisch? Das hieß nach der deutschen Terminologie (noch bei Scherer): unfertig, kunstlos, roh. Naturalisten und Pfuscher nennt der Theaterdirektor Serlo seine Mimen. Drüben hat das Wort wohl anderen Sinn. Welchen? Leicht ists nicht zu erkennen. Diderot, sagt Zola, ist unser Vater, die positivistische Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts unsere Mutter. Diderot, der uns, schon als Schüler Bayles und als Verfasser des Dialoges Le neveu de Rameau, näher ist als der berühmte Jean Jacques, hat der Bühne kein lebensfähiges Werk hinterlassen; nur graue Theorie. Seine lustlosen Bürgerstücke Le fils naturel und Le père de famille wurden Ifflands und Kotzebues Vorbilder. Der Stand, meinte er, sei für die Komoedie fortan wichtiger als der Charakter. „Die Pflichten, Vortheile, Lasten des Standes müssen in den Vordergrund. Wird die Charakterkomik nur im Geringsten übertrieben, so sagt sich der Zuschauer: Das bin ich nicht. Seinen Stand und Pflichtenkreis kann er nicht verkennen; was er darüber hört, muß er auf sich beziehen." Der große Dialektiker schien winzig, wenn er vom Theater, wunderlich, wenn er über Schauspielerswesen sprach. Und sollte im Kampf um das Schauhaus nun Führer sein? Immerhin: ein revolutionärer Geist. Einer, der metaphysischen Aberglauben abgethan hat. Physiologe, nicht Theologe. Den können wir brauchen. Der weiß, welche Mächte des Menschen Denken und Thun bestimmen. Bretterkenntniß und Brettertechnik? Unsinn. Darüber sind wir hinaus. Der Lorber Scribes lockt uns nicht. Das neue Drama soll sich vom alten mindestens so unterscheiden wie Wagners Gesammtkunstwerk von der Großen Oper. Soll der höchste und tiefste Ausdruck modernen Empfindens sein.

Des deutschen Empfindens von 1889. Hundert Jahre zuvor war auch eine ansehnliche Revolution gewesen (und der Mann, der damals auf den Brettern das Stichwort sprach, Beaumarchais,

hatte nach Diderot hitzig wider die Unnatur des Komoedienwesens gekämpft, die vom graden Weg Molières, Lesages, Sedaines ins Dickicht wirrer Handlung Entflohenen schroff getadelt: und schenkte den Landsleuten nun „Figaros Hochzeit“, das heute noch funkelnde Muster des Intriguenstückes). Die Revolution der Bühnenkunst fordert kein blutiges Opfer; wird, wie die jakobinische, aber eine neue Welt schaffen. Eine Welt ohne konventionellen Trug, in der ein Gesetz nur gilt: Sei wahr! Eine Macht nur herrscht: die große, grausame Natur. „Wir sollen im Aesthetischen, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das Elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen; wenn Einer nur die alten Gesetztafeln wieder einmal mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt, bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Verdienst.“ Das hatte Hebbel geschrieben. Sein Rath war längst überholt. Keine Kompromisse! Walvater Wotan selbst hat aller Tradition ja das Todesurtheil gesprochen. Alles muß anders werden. Wir haben kein Drama. Die Stücke, die man uns aufbaut, sind aus der Spielzeugschachtel. Unser Leben soll, unverschwächlicht und unverniedlicht, nun aufs Schaugerüst; der Mensch unserer Tage, mit all seinem Jammer. Vehmet die Mächler, die dem Volk vorlügen, das Theater habe sein eigenes Gesetzbuch. Das alte Theater vielleicht, das Vergnügungstätte war; das neue, von allen Konventionen gesäuberte, nur der Naturwahrheit dienstbare soll die wirksamste Kulturmacht werden. Ernst nahm mans nun; wie die wichtigste Angelegenheit der Nation. Höhnte das Elend der welkenden, pries die Pracht der werdenden Bühnenkunst. Schickte Siegesberichte ins Land, das dem hauptstädtischen Geschmack mißtraute und lange spröd blieb. Aus Berlin kam das Licht.

Seit dem Weinmonat des Jahres 1889 sollten wir glauben, die Bretterwelt werde neu, wie von des Heilands Wort und Wandel die Erdveste. Krieg aller Konvention. Krieg dem Theaterteelos. Menschen darzustellen, ist der letzte Zweck dramatischer Kunst. Handelnde Menschen, deren Wille sich sieghaft bäumt oder splitternd bricht? Auch ruhende, die nicht mehr kämpfen oder nie gekämpft haben. Objektive Darstellung ihres seelischen Zustandes genügt uns; ist werthvoller, ernster Betrachtung würdi-

ger als das vieux jeu Eurer „Handlung“. Um Menschen zu sehen und erkennen zu lernen, gehen wir ins Theater. Alles Menschliche (auch wenns in unserem verkünstelten, verheuchelten Leben falsche Scham dem Blick birgt) taugt aufs Schaugerüst. Und was uns nicht menschlich dünkt, dem Alltagsspektakel nicht in jedem Zug ähnlich, ist nur für die Barbaren noch gut genug. Lange, sorglich gefeilte Sätze? Die spricht Keiner. (Ists sicher?) Monologe gar? Die hält Keiner. (Ists sicher?) Mit der Nothwendigkeit einer Konvention und mit den Grenzen der Gattungen bleibet uns vom Leib; solches Magistergerede hat noch nie die Verjüngung einer Kunst gehemmt. Herr Omnes läßt sichs gefallen. Nach dem ersten Schreck über die Roheit der Bringer neuen Heils. Ein trunkener, halbnackter Bauer, der seiner Tochter für Liebkosung Geld bietet, sie „mit der Plumpheit eines Gorillas umarmt und dabei unzüchtige Griffe macht“, von dem Mädchen „Schwein“ genannt und mit derbem Stoß auf die Erde geschleudert wird: Das ward auf der Bühne noch nicht gesehen. Nicht gehört, daß einem Fräulein, als es zu einer gefährlichen Entbindung den Arzt holen will, von einem Verwandten zugerufen wird: „Was ist denn bei Euch los? Ihr habt wohl Schweineschlachten?“ Da tobte man ein Weilchen; gewöhnte sich aber bald an den Ton. Das Ueberraschende macht Glück. Herr Omnes ist immer froh, wenn er hoffen darf, zu einer Weltwende mitzuwirken. Und dann: so hatte es ja stets angefangen. Räuber, Götz, Hernani, Lucinde, Lohengrin, Gefilde der Seligen: so oft in neuen Lauten ein neuer Genius sprach, hatte die Masse sich mit ihrem rückständigen Urtheil unsterblich blamirt. Und die Rezensentenzunft erst! Lest doch, was Karl Philipp Moritz anno 1784 in der Vossischen Zeitung über „Kabale und Liebe“ gesagt hat! „Wieder einmal ein Produkt, das unseren Zeiten Schande macht. Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen und wie muß es in Dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! So schreiben, heißt, Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können; aber Alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. Ich bin müde, den Unsinn abzuschreiben. Blos der Un-

wille darüber, daß ein Mensch das Publikum mit falschem Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streut und auf solche Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lessing und Andere mit all ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sei es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem schillerischen Schmutz und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen." Da habt Jhrs; und dieser Mann galt für einen großen Kritikus, war Konrektor eines berlinischen Gymnasiums und wird von Manchem noch heute als ein Aesthetiker geschätzt. Da habt Jhr all das alberne Geschimpf, das danach Kleist und Byron, Hugo und Schlegel, Wagner und Berlioz, Manet und Böcklin zu hören bekamen und das jetzt wieder den neuen Citherklang überschreien möchte. Doch wir sind nicht so dumm wie die Ahnen. Uns soll die Nachwelt nicht für Esel halten. Wir sind für das Allerneuste. Gegen Theologie und Teleologie. Für Monismus und Kausalität. Für den hellen Tag und die große, unerbittlich grausame Natur. Rataplan! Die Abhärtung begann. Grobe Worte, wüste Bilder gefielen (car les bourgeois aimaient trop qu'on les chatouillât, en ayant l'air de les bousculer, heißts schon in Zolas Oeuvre). Nie hatte die Sexualität sich so protzig in den Vordergrund der Bühne gedrängt; nie solches Gesindel sich auf dem Holzrund getummelt, das einst nur die Großen der Erde beschreiten durften. Doch auf jeden Frühling folgt ein Herbst. Schon fünfzehn Jahre später sollten die selben Leute, die auf Natürlichkeit dressirt und anmuthigem Theaterspiel streng entwöhnt waren, in Andacht einem Wortgetändel lauschen, das die Reformatoren von 1889 als den verächtlichsten Rückfall in die Modergrube der Konvention bespien hätten. Sollten wieder bewundern, was ihnen so lange als ein jämmerliches Philisterplaisir verekelt worden war: Einfädelung, Knotung und Lösung einer Intrigue, zierliche Rede, Witz, komische Wirkung einer künstlich geschaffenen Situation.

Als er einen Richard Gloster, ein Historien-Drama des (vergessenen) Herrn Weiß, rezensirt hatte, schrieb der hamburgische Dramaturg: „Ein Dichter kann viel gethan und doch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zu-

kommen; es muß diese vornehmlich haben und alle anderen können deren Mangel auf keine Weise ersetzen, besonders, wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben so wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuß umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen. Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? Wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? Wenn ich mit meinem Werk und mit dessen Ausführung weiter nichts hervorbringen will als einige von den Regungen, die eine Erzählung, von Jedem zu Haus in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde?" Als Sarcey (erst 1869) die Hamburgische Dramaturgie entdeckte, ward ihm wie Einem, der unter alten Leinwänden in der Rumpelkammer das von einem Meister gemalte Portrait eines Ahnen gefunden hat und es nun in frommer Rührung betrachtet. „Dem ähnele ich ja; von Dem stamme ich." Und war stolz darauf, daß seine Theatertheorie sich als von so altem Adel erwies. Bei uns aber hieß, wer lessingisch sprach, lange ein Tropf, der nicht mehr in die Zeit passe. Sollte neben Denen am Pranger stehen, deren blödes Auge den Genius der Manet und Rodin nicht erkannt, deren Geifer den Jungmeistern Angewandter Kunst den Weg besudelt hatte. Undankbares Amt (drum spreizte just das winzige Volk, das ohne Applaus nicht leben kann, sich bald höchst modern). Ungerechter Spruch. Welcher Pinselrebell hat je geleugnet, daß für ein dem Salon zugedachtes Tafelbild anderes Gesetz gilt als für ein Gemälde, daß die Decke eines Monumentalbaues schmücken soll? Wollte Manet, daß sein Spargel, wie die Fabelkirschen des Zeuxis, dem Beschauer eßbar scheine? Baumeister und Möbelreformatoren haben Mancherlei versucht. Doch weder ein Haus ohne Dach noch ein fensterloses Zimmer gebaut; nie das Gesetz der Gravitation bestritten noch behauptet, der Tisch der Zukunft brauche keine Platte. Jeder Starke hat gewünscht und gehofft, mit seiner Kunst das

Ererbte mehren zu können; doch keiner gewähnt, er dürfe den überlieferten Formenschatz lächelnd verschmähen. Nur auf dem Theater sahen wir solches Erdreisten. Weil Epigonen und Mächler schlechte Stücke geschrieben hatten, weil manche Mittel (Rekognition, Verwechselung, Selbstcharakteristik) nachgerade veraltet schienen, sollte kein Gesetz mehr gelten, keine Konvention noch der Achtung würdig, nur von einem anarchischen Zustand das Heil zu erhoffen sein. Daß von Praxiteles, Buonarotti, Leonardo, Velazquez, Verrocchio, Rubens, Rembrandt, Dürer, auch von Ingres und Delacroix, von Schadow, Schlüter und Schinkel noch Etwas zu lernen ist, das Wesentliche des Könnens, leugnet kein mündiger Sezessionist. Der kommenden Bühnenkunst sollte keins der Gesetze taugen, die, von Aischylos bis auf Ibsen, alle Dramatiker gebunden hatten. Wer zweifelt, ist ein Pedant, Schulfuchs, Regelanbeter. Bewußte oder unbewußte Entstellung? Schicket die entkräftete Theaterkunst, wie abgearbeitete Bureaumenschen und bleichsüchtige Mädchen, aufs Land und erprobet, ob sie im Urstand der Natur genesen kann. Vehmet jede entbehrliche Konvention. Glaubet nicht, daß uns Fallen gestellt, unsere Nervenstränge gespannt werden müssen, damit wir zufrieden seien. Stellet die Schwachheit, Dummheit, Gemeinheit des Menschen unverzierlicht so dar, wie die in der Landluft geschärften Organe sie Euch erkennen lehrten. Gebt uns so wenig Intrigue wie Molière in seiner Typenkomoedie, wie Lesage im Turcaret, Sedaine im Philosophe sans le savoir, so wenig, wie (germanische Muster sind kaum zu finden) Diderot und Beaumarchais in trotzigen Dogmen befahlen. Lasset in Eurer Schöpfung den modernsten Geist walten. Sprechet, mit Molière, getrost: Les anciens sont les anciens et nous sommes les gens d'aujourd'hui. Haltet nicht Alles für heilig, was die Farbe grauer Vorzeit trägt. Ersetzet, nach Zolas Rath, das Fatum durch unserem Glauben nähere Schicksalsmächte oder nennet es wenigstens mit einem Modenamen (Milieu, Hereditât). Kümmert Euch um die Physiologie mehr als je vor Euch ein Dichter. Entthronet den Herrgott selbst, wenn Euch titanischer Drang treibt. Keine Vision wird uns schrecken. Kein Wagniß zu prüdem Pfauenschrei reizen. Nur wähnet nicht, daß alle Konvention abgetragener Plunder ist. Nur richtet Euch in den Grenzen des erwählten Kunstbereiches ein. Nur verachtet das Handwerk nicht, ohne das

Ihr Dauerndes doch nicht zu wirken vermögt. „Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß; Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen." Das sprach kein Magister: sprach Goethe. Die Bretterbühne hat ihr eigenes Lebensgesetz. Nur die Nachzügler und Troßknechte des Naturalismus leugnen es heute noch. Die Anderen lächeln, wenn sie die guten alten Stichworte hören. „Natürlichkeit", „Freiheit von Regelzwang": der Scholarch von Medan hatte es lange genug mit dem Bakel gepredigt. Strenges Gesetz und Abkehr von leidig grauer Wirklichkeit wird nun wieder die Losung. Herr André Gide, der den Ehrgeiz hat, immer im letzten Boot zu sitzen, schrieb vor zwölf Jahren: „Kunst ist stets das Resultat eines Zwangszustandes. Wer glaubt, ihre Höhe sei von ihrer Freiheit bedingt, könnte eben so gut glauben, die Schnur hindere den Papierdrachen, himmelan zu steigen. Ohne Schnur käme er aber nicht in die Höhe. Nur kränkelnde Kunst strebt nach Freiheit; mit der Kraft kehrt ihr auch die Freude am Kampf, an der Ueberwindung des Hindernisses zurück. Hellas ächtete Den, der die Lyra mit einer neuen Saite bespannte. Die Kunst entbindet sich dem Zwang, lebt vom Kampf, stirbt an der Freiheit. Wollt Ihr das Theater dem Episodismus entreißen, so zwingt ihm zuerst wieder Regeln auf. Wollt Ihr, daß es Euch wieder Charaktere zeige, so müßt Ihrs wieder vom Leben entfernen. Ein Drama soll ein Drama sein und nicht nach dem Schein einer Realität trachten, der, wenn er erlangt wäre, neben der Wirklichkeit nur einen Pleonasmus entstehen ließe. Das kühne Werk des Pygmalion und des Prometheus kann (im Bezirk der Dramatik) nur Denen gelingen, die zwischen Bühne und Leben, zwischen Schein und Wirklichkeit mit Bewußtsein einen tiefen Graben ziehen." Das klang anders als das oft zuvor (und manchmal danach) gehörte, immer verdächtige Lob: vor Hinzens neuem Meisterwerk habe, weils gar so menschlich, dem im Leben Sichtbaren so ähnlich war, Dagobert Kunz, Doktor der Presse, „ganz vergessen, daß er im Theater saß." Er solls nicht vergessen. (Hat je selbst ein Schwärmer gehofft, der Brutus Buonarottis oder Vermeers Sterngucker werde ihn ansprechen, Mona Lisa die Lippen zu sittsamem Rath, Helene oder Saskia ihre zum Kuß öffnen?) Er hats auch niemals

vergessen; hat Oedipus und Hamlet, Gretchen und Wallenstein, Julia und Falstaff, Hjalmar und Rosmer, Tolstois Fedja und Strindbergs Gattungboxer, Lies Lindelin und Wedekinds Lulu stets als Kunstgebilde empfunden. Nur das Kind und der Barbar wünscht sich völlige Täuschung; möchte den Bösen von der Bühne prügeln und die arglose Unschuld vor ihm warnen. Dem Erwachsenen, Kultivirten ist Kunst Symbol. Manchen Glauben aber hat die Terminologie, die der Pfaffheit eingewöhnte Sprechweise, überlebt. Wieder schäkern „Die beiden Klingsberg" zwischen bemalten Leinwänden. Der Naturalismus ist aus der Mode. Nur seine Worthülsen werden von Müßigen manchmal noch aufgeblasen. Und als sein deutscher Vater, endlich, vom Bühnenthron herab zu Ohr und Auge deutscher Menschheit sprach, jauchzte sie nicht dem Bringer täuschenden Wirklichkeitscheines: jauchzte dem Dichter, der „Musik hat in sich selbst". Sahet Ihr, denen das Glück ward, im Deutschen Theater die feinster Wunder volle Aufführung von Lenzens „Soldaten" zu erleben, nach jeder bildhaft gefaßten Handlungschnitte am Bühnenvorbau rechts und links die Lichtdrillingpaare aufglühen? Fuhret Ihr nicht jedesmal blinzelnd auf, als bleiche jähes Erwachen die Traumwelt der Seele in fahle Wirklichkeit? Der genialische Einfall (einer von hundert, die diesem Werk fruchtbar wurden) des Bretterprospero Max Reinhardt zog zwischen Schein und Sein den tiefen Graben; lehrte, auf dem kürzesten Weg, durch das Auge, ahnen, daß hier, im bunten Thal der Lüge, schönen und wüsten Wahnes, andere Ernte zu hoffen ist als von dem hölzernen Acker, den die unverehelichte Rose Bernd im Schweiß ihres zwiefach mißbrauchten Leibes bestellt.

Den Vater des „deutschen Naturalismus" nenne ich den livländischen Pfarrerssohn Jakob Michael Reinhold Lenz. 1772: Lessings Emilia Galotti. 1773: Götz. 1774: Lenzens Komoedie „Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung". 1776, im Geburtjahr des wiener Hof- und Nationaltheaters: „Soldaten". Schnell folgen Klingers „Sturm und Drang" und Wagners „Kindermörderin"; erst 1781 „Die Räuber", 1784 „Kabale und Liebe". Weder Götz (das schöne Ungeheuer nannte Wieland das Drama; und aus Wielands „Shakespeare", Klopstocks Hermannsschlacht, Mösers deutschen Geschichtstudien kam der Keim des Werkes, den „antizipirte Erkenntniß mannichfacher,

nicht erlebter menschlicher Zustände" reifte) noch der Major von Tellheim oder Leisewitzens Julius von Tarent sind die Ahnen der Moor und Spiegelberg, Gianettino und Miller. Und Gerstenberg hatte im „Ugolino", in Dantes Bann, nicht, wie ers in dem „Schreiben an Herrn Weiße" verlangte, das Leben so gemalt, „daß der Zuschauer hingerissen werde, zu glauben, er sehe das wahre Werk der Natur". Lenz war ein Anfang; war, wie man damals sagte, ein „Originalgenie", trotzdem er die „Schaubühne Englischer und Französischer Komoedianten", Plautus, Gottsched, Hamann, Herder, Gellert, Diderot, Rousseau, Lillo, Richardson, Goldsmith, Young, Rabener, Zachariae wohl kannte. Als Dreiundzwanzigjähriger schafft er ein Werk, von dem die Räuberszenen den Ton, Millers Stube und Klärchens Umwelt die Atmosphäre empfangen und dessen musisch zwischen Volkslied und grasser Ballade schwingender Wirbel uns heute in Entzückung berauscht. Nie wieder gelingt ihm, der noch achtzehn Jahre lebt, Großes. Er wird verschrien, dann vergessen. Und war dennoch: Lenz.

„Lenz beträgt sich bilderstürmerisch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und allüberall nach shakespearischer Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen wie seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist wohl der Ort, versuchsweise Einiges über ihn zu sagen. Ich lernte ihn erst gegen das Ende meines straßburger Aufenthaltes kennen. Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die meine, aber wir suchten doch Gelegenheit, uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein allerliebstes Köpfchen, dessen zierlicher Form niedliche, etwas abgestumpfte Züge vollkommen entsprachen, blaue Augen, blonde Haare, kurz, ein Persönchen, wie mir unter nordischen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vorsichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchternheit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Kleinere Gedichte, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor und schrieb eine fließende Hand. Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt. Er hatte einen entschiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur In-

trigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verständige, selbstische, erreichbare Zwecke, dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich immer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen und eben deswegen diente es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein Haß waren imaginär, mit seinen Vorstellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort Etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben und vernichtete sein Werk immer wieder selbst; und so hat er Niemanden, den er liebte, jemals genützt, Niemanden, den er haßte, jemals geschadet; und im Ganzen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können. Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte; und gerade diese Talente sind am Schwersten zu beurtheilen. Man konnte in seinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den albernsten und barockesten Fratzen, die man selbst einem so gründlichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zusammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um so mehr viele Stunden verschlendern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm, bei einem glücklichen Gedächtniß, immer viel Frucht brachte und seine originelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte. Man hatte ihn mit livländischen Kavalieren nach Straßburg gesendet und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron (Kleist) ging für einige Zeit ins Vaterland zurück und hinterließ eine Geliebte (Kleophe Fiebich), an die er fest geknüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen und das kostbare Herz seinem abwesenden Freund zu erhalten, beschloß nun, selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hartnäckigsten Anhänglichkeit an das Ideal, das er sich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die

Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto besser für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches desto länger dauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hintansetzte. Man sei überzeugt, daß, wenn er zum Bewußtsein kam, wie ihm denn Das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen Fund recht behaglich Glück gewünscht habe. Uebrigens lebte er, wie seine Zöglinge, meistens mit Offizieren der Garnison, wobei ihm die wundersamen Anschauungen, die er später in dem Lustspiel ‚Die Soldaten' aufstellte, mögen geworden sein. Kaum war Göß von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufsatz zusendete, auf geringes Konzeptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand, weder oben noch unten noch an den Seiten, zu lassen. Das Hauptabsehen dieser Schrift (‚Ueber unsere Ehe') war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das Alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Einigermaßen auffallend war mir, daß er in einem lakonischen Vorbericht zu seinen ‚Anmerkungen über das Theater' sich dahin äußerte, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, schon vor einigen Jahren als Vorlesung einer Gesellschaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo Göß noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens straßburger Verhältnissen schien ein literarischer Cirkel, den ich nicht kennen sollte, etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte ihm zu dieser wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten Gegenstande seines imaginären Hasses und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Als ich die Handschrift von ‚Götter, Helden und Wieland' an Lenz nach Straßburg schickte, schien er davon entzückt und behauptete, das Stück müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem

Hin- und Widerschreiben gestand ich es zu und er gab es in Straßburg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß Dieses einer von Lenzens ersten Schritten gewesen, wodurch er mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch ahnete." (Sätze aus drei Büchern von „Dichtung und Wahrheit".) Gewiß: nichts auch nur ahnete; noch im Sommer 1775, da Goethe, auf dem Weg in die Schweiz, wieder in Straßburg einkehrte, schrieb er in Lenzens Stammbuch: „Zur Erinnerung guter Stunden, aller Freuden, aller Wunden, aller Sorgen, aller Schmerzen in zwei tollen Dichterherzen, noch im letzten Augenblick lass' ich Lenzgen Dies zurück." Lenzgen: dem „allerliebsten Köpfchen".

Später, aus dicht umschattetem Gedächtniß, schrieb Goethe über Lenz: „Er hatte sich nach meiner Abreise im Haus der Friderike Brion introduzirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, Das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie, nun gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Friderike klärt mich über die Absicht auf, mir zu schaden und mich in der Oeffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten; weshalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland hat drucken lassen. Seltsamstes und indefinibelstes Individuum. Neben seinem Talent, das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, Alles, auch das Simpelste, durch Intrigue zu thun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. Wobei ihm, in Absicht auf Beurtheilung und Imputation, immer seine Halbnarrheit, ein gewisser von Jedermann anerkannter, bedauerter, ja, geliebter Wahnsinn zu Statten kam." Im April 1776 war Lenz plötzlich in Weimar angelangt. Goethe sondert ihn bald nach Berka ab; meint, der Leidende sei „in unserem Wesen endlich lieb und gut geworden", und schreibt im September an Charlotte von Stein, die den

wunderlichen Fremdling in ihr Schloß Kochberg eingeladen hat: „Ich schick' Ihnen Lenzen; endlich hab' ichs über mich gewonnen. Er soll Sie sehen und die verstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide! Er soll mit Ihnen sein! Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte. Er war ganz in Thränen, da ichs ihm sagte; bittet nur, ihn in seinem Wesen zu lassen. Lohns Gott, was Sie für Lenzen thun!" An Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind; wir wiegen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will." Wieland, der ihm Hohn und Schmähung verziehen, das brüderliche Du gewährt hat, heißt ihn einen guten Jungen, der nach jedem dummen Streich selbst staune, wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt hat. Auf Kochberg währt die Freude sechs Wochen. Lenz erzählte nach seiner Rückkehr, er habe dort dem jungen Herzog, der aus dem Kahn in den Schloßgraben fiel, das Leben gerettet. Am ersten Dezember muß er das Herzogthum verlassen, „ausgestoßen aus dem Himmel, als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant!" Weshalb? Böttiger schreibt: „Goethes Fortuna zog zuerst Lenzen nach Weimar, der geradezu als Hofnarr behandelt, aber, als er einmal zwischen der alten Herzogin und der begünstigten Liebhaberin, der Frau von Stein, eine Klätscherei gemacht hatte, plötzlich fortgeschafft wurde und von Kalb noch einige Louisdor Reisegeld bekam; er hatte auf des Herzogs Unkosten sein Geniewesen getrieben und war in Allem aus der herzoglichen Schatulle erhalten worden. Eines Tages war er, sehr zerlumpt und abgerissen, im ‚Erbprinzen' angekommen; an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leistete, schickte er sogleich eine Karte des Inhalts: ‚Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.' Goethe lachte laut auf, als er das Billet erhielt, und reichte es dem Herzog, der sogleich befiehlt, Lenz solle geholt werden." Scherer: „Goethe mußte selbst den überlegenen, kühlen, ja, grausamen Hofmann spielen, als der unglückliche Lenz an den weimarischen Hof kam, gehegt und geduldet wurde wie ein krankes Kind und zuletzt durch einen thörichten Streich, ähnlich wie Tasso durch die Umarmung der Prinzessin, sich eine unwiderrufliche Verbannung zuzog. Lenz und Goethe fließen im Tasso des Trauerspieles zusammen." (Auch Antonio ist Goethe.) Lenz stirbt, als Tasso ins deutsche Leben tritt.

Nachts, auf der Straße, stirbt Lenz. Der Balte, der Deutschlands Dichtern auf einen Gipfel vorangeschritten war, stirbt im finsteren Schoß des Stiefmütterchens Moskau; der Sänger der keuschen Sienesin Katharina in der Hauptstadt der mit Bewußtsein unkeuschen Kaiserin, der die Branicki, Poniatowski, Potocki heimlich just die zweite Theilung Polens vorbereiten. Von Seßwegen über Berlin, Straßburg, Weimar, die Schweiz, Baden nach Moskau: „Ich aber werde dunkel sein und gehe meinen Weg allein." Steinigen, durch Dornengestrüpp schmal sich windenden Weg. Der Theologe entläuft der königsberger Hochschule, wird, selbst noch fast ein Knabe, Hofmeister der Brüder Kleist, übersetzt und modelt flink Pope, Plautus, Shakespeare, wird Aesthetiker, Dramaturg, Erzähler, Lyriker, Dramatiker, Stratege, Rufer zu neuer Heereseinrichtung, Geschlechtssitte, Erziehung, Satiriker des Lebens und der Literatur: und bricht nach sieben Jahren so ungestüm wirren Planens und Schaffens siech zusammen. Kleophe, Friderike, Henriette von Waldner, Goethes Schwester Kornelia Schlosser hat er in diesen Jahren des Rennens durch die Welt heftig geliebt. Die dünne Kerze seiner Lebenskraft von beiden Enden des Leuchtfadens aus thöricht verbrannt. Ein Armer, seit der Trennung von Kleists oft Hungernder, den Nikolai, der berliner Geschmäcklerpfaff, abwies und die anderen Verleger dürftig löhnten. Aus Weimar flieht er zu Schlossers nach Emmendingen, in die Schweiz, wieder zu Schlosser, der Witwer geworden ist, abermals nach Zürich und Winterthur, in den Elsaß (wo er, wenn er sich zu zähmen vermöchte, als Vikar des Pfarrers Oberlin bestallt würde), nach Emmendingen. Dort läßt Klinger, der zu Besuch kommt, den Kümmerling abends, nur in einen Mantel gehüllt, an den Brettenbach tragen und zehn Minuten lang im kalten Wasser strampeln. Danach schläft der arme Kerl; erstarkt aber nicht. Auch nicht durch Körpersarbeit beim Schuster, beim Förster. Endlich holt Bruder Karl, der in Jena studirt, auf Schlossers drängende Bitte den seelisch und leiblich Kranken nach Haus. Kühl empfängt der hochwürdige Generalsuperintendent den Verlorenen Sohn. Der wandert aus dem Baltikum nach Altrußland. Und verschmachtet, gewiß in Elend, noch elf düstere Jahre.

Goethe hat sich um den Einblick in Lenzens Seele nicht mehr als später um den in Kleists bemüht; nicht mehr als Montecatino

zuerst um den Eindrang in Tassos Wesen. Er spricht über den Anreger, Stürmer, Schöpfer wie Bismarck über Harry Arnim (kaum über Robert Goltz); unzärtlicher fast als Schiller von Bürger. Talentvoll, manchmal genialisch, doch niemals groß, immer nur niedlich, allerliebst, komisch; und im Alltagswandel unwahrhaftig, ein Heuchler, Zetteler, tückischer Gesell. Die Literaturgeschichte hat ihrem Abgott das Urtheil nachgelallt. „Mit empörender Schamlosigkeit werden in den ‚Soldaten‘ alle niederträchtigsten Wüstheiten des Garnisonlebens geschildert. Was soll man zu diesem Stück sagen?“ (Hettner.) „Ein Wachtstubenabenteuer, so ekel wie möglich, stellt sich in dem verrückten Stück dar.“ (Gervinus.) Und so weiter, bis über Scherer hinaus. War Goethe als Lenzens Richter an manchem Tag zugleich Partei? Der hübsche Livländer sprang ihm zu oft, zu nah ins Gehege. Wirbt um Friderike, wird von Frau Rath bemuttert und als Taufgevatter begrüßt, von Sophie La Roche gestreichelt, von Schlosser hitziger noch als die anderen „beim Schwager durchgefallenen neuen Genies“ bewundert und in Korneliens inniges Vertrauen eingelassen. Weil in all diesen Häusern mit dem Gast über den Einzigen geredet, auch wohl über sein Menschlichstes gehechelt wird, giebs unbequemen Tratsch. „So war er schon als Kind. Eisig wie ragender Gletscher. Im tiefsten Grund nur mit sich beschäftigt; unfähig zu fromm sich bescheidender Einkehr in anderes Wesen. In Selbstsucht erstarrt. Nun gar ein schmiegsamer Hofmann.“ So (ungefähr) mag getuschelt worden sein. Daraus wird Entgottung. Und immer vor Lenzens Ohr. Der schwärzt den Marmor wohl noch. Will vor dem Götz sich in götzischen Trotz wider morsche Ordnung und verjährte Regeln aufgebäumt haben. (Das that er; hatte aber den Zorn über „die so erschröckliche, jämmerlich berühmte Bulle von den drei Einheiten“ und ähnliches Erdreisten dem hamburgischen Dramaturgen abgelauscht.) Ein neidischer Bursche und hämischer Narr. Auch Majestät kann irren. Wer Lenzens Werk lesen gelernt hat, schüttelt, wie Sommers Greisenhaar, den harten Spruch des sanft Gewaltigen ab. Lenz hat Kleophe, Friderike, Kornelia inbrünstig geliebt; in Verzückung zu lieben geglaubt. Und tapfer, bis ihn die Psychose zermürbte, in klare Erkenntniß des eigenen Wesens, Unwesens gestrebt. „Den leichtsinnigen, eitlen, seines Triumphes bewußten Knaben sah, statt des entzückten, leidenschaft=

lichen Anbeters, ihr Blick; mit Verachtung wandte sie ihr Auge von mir und nachher hat es mich nie wieder beschienen. O wie edler, gerechter Stolz war in dieser Verachtung! Wie fühlte ich meine Kleinheit! Ein unempfindlicher, ohnbärtiger Bube, der sich nur das Ansehen von Empfindbarkeit zu geben wußte! Und doch war all Das bei mir nur Leichtsinn, nicht böses Herz. Ich bin zum Narren geboren und deshalb ist mein Leben ein Zusammenhang von den empfindlichsten Leiden und Plagen, die dadurch nur noch empfindlicher werden, daß ich sie keinem Menschen begreiflich machen kann." Nicht einmal dem Schöpfer des Werther, Clavigo, Fernando, Wilhelm Meister, Euphorion, Tasso. Der sogar nimmt den Poeten moralisch; bindet den von Phantasie Trunkenen, der die Nächsten seinem Traum anähneln will und, wenn sie unter eingebildeter Hoheit und holder Würde bleiben, aus wüthender Enttäuschung sich, mit heiserem Gebell, von ihnen wendet, das nüchterne Wäger- und Forscherauge. (Welches Urtheil spräche Faustens Famulus über Helenas faustischen Knaben?) Der begreift nicht, daß sein hoch und tief durchsonntes Schicksal, seine baumeisterliche Mannheit in der nächtigen Seele des armen Freundes gegen den lauteren Willen zu Bewunderung den geduckten Schwarzalbenneid aufrecken und waffnen muß: und entschließt sich, einen listig wühlenden, im Gebüsch hetzenden Feind und Erzschelm in dem völlig ihm Hingegebenen zu sehen, der die „Nachtschwärmerei" und das „Pandaemonium Germanicum" von sich gab, das schrille Lied vom Allumfasser Goethe. Auch, freilich, das kleine Drama von Tantalus, der am olympischen Hof nur, als putziges Persönchen, geduldet wird und „den Göttern zur Farce dient".

... Erholungfrist? In den Wunsch, das Bild des livischen Peer Gynt, Hjalmar und (dennoch, Allerhalter!) Tasso ins Tantalische auszumalen, gellt des Fernrufs Klingel. „Nicht Wilson, sondern Hughes gewählt." Der aus Britanien stammende Baptist, Republikaner, steife Judge und Kandidat Roosevelts; der aber, schon als frommer Mann, den Frieden so lange wahren wird, wie Gewissen es ihm erlaubt. Warum er und nicht der vielfach würdig Bewährte, dem Ansehnliches gelang? Vielleicht, weil die Bür-

ger der Vereinigten Staaten den Erdfrieden wiederherstellen und zu so hehrem Werk einen Stifter küren wollten, den Bosheit selbst nicht als Befangenen mäkeln darf. Zu dem in Gefühlsschwelgerei heimischen Robert Hot spricht in Lenzens „dramatischer Phantasei ‚Der Engländer'", ein Priester: „Bedingungen mit Ihrem Schöpfer? Bedenken Sie, daß der Himmel Güter hat, die Ihnen noch unbekannt sind uud die alle irdischen so weit übertreffen, wie die Sonne das Licht der Kerzen übertrifft. Wollen Sie denen entsagen, um einen Gegenstand, den Sie nicht mehr besitzen können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtniß zu behalten?" .. Wir müssen es für diesmal unterbrechen. Wer die Tragikomoedie „Soldaten" (Goethe nennt sie Lustspiel, Lenz wollte sie, zu spät, Schauspiel nennen) noch nicht gesehen, gehört hat, gehe ins Deutsche Theater. Eine nicht nur aus edlem Stoff gefügte und drum nie in ganz reiner Klangpracht tönende Glocke, deren Klöppel von allem Wollen und Sehnen wirrer Zeit bewegt ward: Das ist uns Lenz. Der Johannes, dessen Wurfschaufel die Tenne säuberte, auf die Goethes Ernte eingebracht werden konnte; und der Unselige, aus dessen geborstenem Seelengefäß, in Knäueln, Rümpfen, Fratzen, in Weihestunden aber auch mit wundervoll lichtem Scheitelglanz, in Wüstheit freilich viel öfter als in Schönheit, die Welt hervorquoll, die Lessing nur gemalt hatte und die heute noch des Dramatikers Kosmos ist. Ein Dichter deutscher Menschheit, dessen ungesund hitziger Geist den Sinn, die Ordnung, den tiefsten Zweck des Lebens zu ergründen strebt; der die Grenzsteine deutscher Dichtung verrückt hat und dem (ihn von mannichfacher Mißgunst zu entschädigen) Natur die Tatze des Theatermenschen gab. „Soldaten": sein Meisterstück; das einzige Werk, in dem sein Schöpferdrang sich ganz, ohne Bruch, Verstümmelung, Nahtriß, auszuwirken vermochte. Zwei Menschengruppen: ein müßig lungernder, mit Bewußtsein gewissenloser Söldnerklüngel und ein wacker geschäftiges, doch durch steten Druck verderbtes, seine Knechtschaft wie Seligkeit schlürfendes Bürgerthum. Nicht gleichförmige, gleichfarbige, aus vorgefaßter Meinung gesehene Massen, sondern von eigenen Wesens Gnade lebende Gebilde zweier durch die Entstehungart geschiedenen Erdschichten; nicht Typen, sondern Menschen. Ein

Mädelschicksal schlingt die zwei Gruppen in bunten Reigen. Der Dichter giebt nur den Extrakt des Geschehens, nur den Auszug all der tötlich feinen Kräfte, die sacht den Untergang eines schönen Mädchens und seiner Sippe erwirken. Lenzens Poetenfilm führt, mit der Hast eines Fiebernden, der das Versickern der Kraft fürchtet, nur auf Gipfelpunkte und duldet auch da kein Verweilen; zwingt die Phantasie des Schauers und Hörers, über Klüfte und Sümpfe hin selbst sich geschwind Nothbrücken zu zimmern. Dieser Stürmer und Dränger hält sich bei der Herstellung bequemer Uebergänge nicht auf; scheint Alle, die sie nicht selbst ertasten können, herrisch aus seinem Reich zu weisen. Er ist wortkarg; doch ein Schöpfer, der das Leid der Kreatur heftig mitfühlt: also Dramatiker und Lyriker; und voll von Figur, von Musik. Weil er so ist, kein Schwelger in Rednerei, verwegen, in herrlichstem Sinn frech, mit geblähten Nüstern noch in verhunzter, zerschundener Menschlichkeit nach Größe schnuppernd: deshalb lieben wir ihn; rügen nicht den (hundertfach schon gerügten) Mangel des Wunden, Siechen, sondern heißen ihn, gerade jetzt, herzlich willkommen. Ein armer deutscher Dichter, der aus der Irrfahrt eines Jahrhunderts, endlich, heimfand; eine von andächtigem Künstlerernst besonnene und, mitten im Kriegsdrang, schlackenlos gestaltete Aufführung: ists nicht Ereigniß? Einem vor der Reise welken Genie half ein Bühnenkunstmeister spät noch in stärkste Wirkung. Bis ins Tiefste hat dieses Spiel mich ergriffen und ernstlich beglückt. Hier ist mehr als die von Schiller ersehnte Gattung von Kurzweil mit Bildung, Vergnügen mit Unterricht; viel mehr als nachgestümperte „Wirklichkeit". Hier tönt, heilig und schrill, zart und gewaltig, die Musik strauchelnder, ringender, siegender, himmelan steigender Menschenseelen. „Die Leute denken nicht. Sonst thäten sie Niemand Unrecht. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes: man soll ihn in Ehren halten." Habt Ihr Ohren? Zwei Lustren nach dem Frieden von Hubertusburg, ein Jahr nach der ersten Theilung Polens wurden diese Sätze geschrieben. Neumode kam und ging. Auf bebender Erde steht, im Innersten ohne Riß, unverwittert, das Schaugerüst. Und über ihm wölbt sich, wie am Schöpfungtag herrlich, des bunten Bogens Wechseldauer noch unserem Auge.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Aufruf!

Deutsche Männer! Deutsche Frauen!

Mit hohem Stolz erfüllen uns alle die herrlichen Kämpfe unserer Tapferen. Vertrauend und siegessicher blickt das ganze deutsche Volk auf sein gewaltiges Heer und auf die fruchtbare Tätigkeit seiner Flotte.

Dank in Wort und Schrift unseren tapferen Kriegern abzustatten, scheint jedem Deutschen selbstverständlich. Liebesgaben sind freudig und reichlich ins Feld gesandt worden, für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen sorgen unzählige treffliche Organisationen; aber die schönen und tiefgefühlten Worte des Dankes und die Gaben aus persönlicher Freundschaft sowie die bisher getroffene Fürsorge reichen nicht aus, um die große Notlage, in der sich hunderttausende in die Heimat zurückkehrende Krieger befinden, zu lindern und zu beseitigen. Ein großer Teil unserer Millionenheere besteht aus Arbeitern, Angestellten, Privatlehrern, Handwerkern und kleinen Gewerbetreibenden, die meist völlig mittellos und vielfach siech in die Heimat zurückkehren. Die alte Stellung können diese Männer nicht wieder antreten; das frühere Geschäft mußten sie schließen; sie haben vorläufig keine Möglichkeit, neuen Erwerb zu schaffen. Diesen schwer geschädigten entlassenen Vaterlandsverteidigern wollen wir helfen. Es ist Ehrenpflicht, hier zu helfen, es ist aber auch ein Gebot wirtschaftlicher Klugheit, zu sorgen, daß die schon aus dem Heeresverband entlassenen oder später nach dem Kriege zurückkehrenden Kämpfer für des Reiches Ehre und Macht möglichst bald wieder ihr sicheres Einkommen haben, so daß sie sich und ihre Familie ernähren können.

Durch eine großzügige Organisation, insbesondere Errichtung von Ortsgruppen in allen Teilen des Reiches, wird eine zweckdienliche und sachgemäße Verteilung der eingegangenen Spenden bewirkt werden; auch ist möglichst eine Angliederung an die bereits bestehenden örtlichen Fürsorgestellen beabsichtigt.

Es darf keinen Verzweifelnden bei uns geben! Es darf kein heimkehrender Krieger der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen!

Deutsche Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft wird auch in diesem Falle nicht versagen, sie muß den mittellosen Kriegern bare Beihilfen gewähren, damit sie eine so neue Existenz gründen können.

Wir müssen helfen, und wir wollen helfen! Jede, auch die kleinste Spende wird herzlichst dankend angenommen.

Einzahlungen erbitten wir auf Postscheck-Konto Berlin 22271, oder direkt an die Geschäftsstelle des

Deutschen Krieger-Hilfsbundes, Berlin SW 68,

Kochstraße 6/7.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen** und **4½% Schatzanweisungen der IV. Kriegsanleihe** können vom

6. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W8 Behrenstraße 22**, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **17. April 1917** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I.** und **III. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915 und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W8 Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. November 1916.

Im Sturm der Horen.

Des Lebens Fackel.

Die aus New York allen Erdtheilen zugeschriene Kunde, im Wahlkampf der Vereinigten Staaten habe die Republikanerpartei gesiegt, kam aus Irrthum. Herr Dr. Woodrow Wilson ist wieder zum Präsidenten erwählt worden. Wenn er nicht stirbt, zurücktritt oder abgesetzt wird, befiehlt er im Zeitraum der nächsten vier Jahre allen Streitkräften der Vereinigten Staaten, leitet deren internationale Politik, überwacht die Anwendung der Gesetze, ernennt alle Beamten der Bundesregirung; zum Abschluß bindender Staatsverträge braucht er die Zustimmung zweier Senatsdrittel. Der Wahlsieg ist ein ungemeiner Erfolg; mehr der Persönlichkeit als der Demokratenpartei. Einer, den kein Deutscher beklagen darf. Der steife Republikaner und Richter Hughes, Baptist aus Britenblut, hätte als Präsident unseren Erzfeind Roosevelt zum Staatssekretär, an Lansings Stelle, ernannt oder für das Kriegssekretariat und die rasche Mehrung der Landwehrmacht verpflichtet. Was die Feinde des Deutschen Reiches von dem Mann hofften, verrieth der Jubel, der die Trugbotschaft von seiner Wahl umheulte. Herrn Wilson kennen wir; müßten wir jetzt, endlich, kennen. Wir haben keinen Grund, ihn uns zärtlich befreundet, keinen, ihn deutschem Wesen ungerecht, in Grimm gehässig zu glauben. „Durch den Austausch geistiger Güter können alle Völker nur gewinnen. Amerikas Volk ist dem deutschen Geist für reiche Befruchtung dankbar und horcht in stolzer Freude auf, wenn es hört, daß eines Amerikaners Werk in Deutschland beachtet wird

und Lob erntet.“ Ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges hat Herr Wilson der deutschen Ausgabe seines (vielfach aus dem Quell deutscher Forschung gespeisten) Buches „Der Staat, Grundbegriffe politischer Geschichte und Praxis“ diese Sätze vorangestellt. Nicht lange zuvor hatte er wichtigere, über das Wesen seiner Heimath, gesprochen. „Der Fremdling, der in unser Land einwandern will, hofft, wenn er die Küste Amerikas erblickt, in ein Erdenparadies zu gelangen, wo er, fern aller Kümmerniß, allem Tyrannendruck Einzelner und begünstigter Klassen, ohne hemmende Schranken als freier, redlicher Mensch fortan unter Brüdern hausen wird. Die Männer, die Amerika schufen, haben das Banner freier Menschlichkeit in seinen Boden gepflanzt. Seitdem hat Tyrannei sich ins Gewand des Fleißes, sogar der Güte verkleiden gelernt. Was ist Freiheit? Mir zeigt sie sich in dem Bild einer großen Maschine, deren Theile so geschickt und behutsam zusammengesetzt sind, daß nirgends ein Theil die Bewegung des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht still. Wenn der Gang eines Schiffes der Windstärke vollkommen angepaßt ist, fährt es leicht durch die Wellen und man sagt von ihm, daß es frei laufe. Auch der Mensch ist nur da frei, wo alle Kräfte und Interessen, der Einzelnen, der Stände, der Verwaltenden und Regirenden, zu richtiger Handlung ineinandergreifen; wo Männer und Frauen von Allem entbürdet sind, was ihnen erschwert, das Beste zu wollen, zu leisten und frohes Hoffen in Wirklichkeit umzugestalten. Sind wir in solchem Sinn heute noch frei? Ist unsere Heimath noch das Land der Hoffnung, in dem der Rechtschaffene eine höhere Lebensstufe ersteigen kann als irgendwo unter anderem Himmel? Wir stehen vor der Gefahr völligen Versagens, tragischer Mißwende: und retten kann uns nur der muthige Entschluß, die neue Tyrannis nach Gebühr zu behandeln. Die Macht des Großkapitalismus ist hier so erstarkt, daß sie unsere Entwickelung beherrscht. Dürfen wir den widrigen Zustand abwarten, der uns eine in Sonderinteressen verstrickte Regirung brächte, oder müssen wir in das Licht aufstreben, das die Freiheit des Menschen, seines Wollens und Unternehmens ausstrahlt? Meiner Ueberzeugung ist es ein von Gottes Wink geschaffenes Himmelslicht. Wir wehren uns gegen jede Form der Vormundschaft und begnügen uns, im Land freier

Menschen, nicht mit der leutsäligen Geberde thronender Industriekönige. Noch der menschenfreundlichste Trustherrscher wirkt schädlich: weil er dem Eigennutz, der Gruppengewalt Kräfte dienstbar macht, die nur in Freiheit das Gemeinwohl zu fördern vermögen. Wir müssen den Betrieb des Politikergeschäftes so läutern, daß der boss und das Sonderinteresse darin keine Stätte mehr finden und jeder Redliche ohne Scham, jeder mit gleichem Recht, darin mitarbeiten kann. Wir müssen jedem Menschen jede Arbeitmöglichkeit, bei gerechtem Lohn und würdiger Behandlung, verbürgen. Weil große Völker vergessen hatten, was Freiheit, des Glaubens und Denkens, des Wollens und Handelns, ist, kamen einst Europäer in diesen Erdtheil und begannen den zähen Roderkampf gegen die Wildniß. Die Ideale dieser Männer leben in unserem Herzen; doch erst, wenn sie wieder bestimmend auf das Handeln der ganzen Nation einwirken, kann Amerika leisten, was es der Menschheit verheißen hat. Dann erst werden alle nützlichen Kräfte erlöst, alle edlen Herzenstriebe beflügelt, der neuen Freiheit alle Thore geöffnet werden. Aus ihr weht der Athem des Lebens, um sie die reine Luft, deren Kraft die Schiffe des Columbus westwärts bewegte. Schiffe mit köstlicher Fracht: mit der Verkündung gleicher Pflichten und Rechte, freier Bahn für jeden Bethätigungdrang und einer Glücksverheißung, deren Einlösung die Aufgabe Amerikas in der Gemeinschaft dürstender Menschheit ist."

Aus solchen Sätzen wurde Hellhörigen längst das Wesen des Mannes erkennbar, über den in den letzten Monaten, Jahren so manche Rede ging. Thörichte und, leider, auch zum Erbarmen schamlose. „Ein verstaubter Dutzendprofessor." „Ein verbissener Deutschenfeind, der geschworen hat, Englands Niederlage mit allen Mitteln zu hindern." „Ein von England gekaufter Lump." Er schwatzt, aus dem Kittel eines Patriotenthumes, das mit heiliger Vaterlandliebe nirgends Gemeinschaft hat, faule Unwissenheit. Verbrennet, endlich, neunundneunzig Hundertstel aller in Kriegsdeckel gehefteten, am Krieg schmarotzenden „Literatur", liefert all diese Gedichte, Reden, Romane, Abhandlungen, Prahlereien und Traktätchen dahin, wo allein sie noch nützen können: in die Papiermühlen; und weidet Euch wieder an Büchern, aus denen die klare Rede wachen Geistes in Euren einströmt. Dann kehrt sacht vielleicht reine Vernunft in ihre Heimath zurück und weckt die Pflicht zur

Achtung fremder Menschenwürde. Weh uns, wenn wir sie nicht schleunig lernten! Herr Wilson, der Gelehrte und Politiker, wäre noch kein Wicht, weil er deutscher Volksart und Staatssitte englische vorzöge. Daß ers je that, ist durch irgendein Anzeichen niemals erwiesen worden. Ob der Präsident der Vereinigten Staaten ein Adler ist, wird zu beurtheilen sein, wenn er zu Hochflug die Schwingen gespreitet hat. Sicher: ein Mann hohen sittlichen, hohen geistigen Ranges. Auf den wir, wenn er unser wäre, stolz sein dürften. Heute ist er, mindestens, ein Fichte Amerikas. Im Staat Virginia hat eine Irensprossin ihn einem Schottenenkel geboren. Von Blutes wegen hat also der fast Sechzigjährige nicht die Vorbestimmung zu blinder Verhimmelung Englands. Als Schüler der Princeton-Universität schreibt er gegen die „Kabinetsregirung"; tadelt muthig die Heimlichkeit und Verantwortungscheu, die im Staatsgeschäft waltet und den Volksdrang nach thätiger Mitwirkung von Jahr zu Jahr fester einschläfert. Dem Review-Aufsatz folgt ein Buch über „Kongreßregirung", das ihm den Ruf auf einen Lehrstuhl der jüngsten Frauenhochschule einträgt. Aus dem Präsidium der Princeton-Universität (die man, als die Lieblingstätte der vornehmen und reichen Jugend, das Bonn Amerikas nennen könnte) scheidet er nach achtjähriger fruchtreicher Amtswaltung, weil ein Vermächtniß von zwölf Millionen an Bedingungen geknüpft worden war, von deren Annahme der Präsident ernste Schädigung seiner Hochschule (durch Vertiefung des Klassenspaltes) fürchtet. Um sein Ideal, das Gebild seiner Denkkraft, nicht besudeln zu lassen, geht er. Und wird, als der klug tapfere Bekämpfer häßlichen Mißbrauches, zum Gouverneur des Staates New Yersey gekürt. Den löst er aus dem Joch, in das ihn die Trusts gebeugt haben. Vertritt, wider die eingewurzelte Unsitte, die den Gouverneur in schriftlichen Verkehr mit dem Landtag beschränkt, seine Reformpläne persönlich im Parlament, auch in der Wählerversammlung und in der Presse; zögert nicht, die Namen der widerstrebenden Abgeordneten laut ins Land hinaus zu rufen. Und drückt, mit der Hilfe leidenschaftlichen Volkswillens, seine Entwürfe durch. Er hat das Leben Washingtons, die Geschichte des Amerikanervolkes, das Wesen des Staates in guten Büchern dargestellt und in der Aufsätzesammlung „Nur Literatur" über den Politiker, Dichter, Schriftsteller so Gescheites ausgesprochen wie

in zwei Welten seit manchem Jahr kaum ein Anderer. Dann, als Neuling auf dem höchsten Sitz der Republik, weithin sichtbare Fehler gemacht. Im Kreis der Staatshäupter nur er? Dieser liebt sein Volk und hat den Willen, es bergan zu führen, aus Morast auf die Höhe des Ideals. Der Leute, die ihn, weil Schmieriges in der Zeitung stand, begeifern, muß Deutschland sich schämen.

Weil die (trotz dem albernen Vorurtheil manches Europäers) von kindhaft fröhlichem Idealismus im Gemüth bestimmte Menschheit der Vereinigten Staaten für die Stunden der Erdkrisis einem reinen, gründlich gebildeten, nun auch schon durch Regentenerfahrung belehrten Menschen mit starkem Herzen und ernstem Willen zu würdiger Friedenswahrung, nicht unbewährten Wortmachern und Drohfuchtlern, die Reichsmacht anvertrauen wollte: deshalb hat sie, ohne bis ins Einzelne dem Demokratenprogramm nachzufragen, Herrn Wilson wiedergewählt. Der wird (nicht nur, weil zwar ein geschwächtes Europa, doch nicht eins mit völlig zerrütteter Wirthschaft und Kaufkraft den Amerikanern willkommen wäre) Friedensstiftung versuchen, sobald aus den Seelen her ihm ein solchem Unternehmen günstiger Wind zu wehen scheint; und, wenn kein holdes Lüftchen erwacht oder der Versuch mißlingt, seinem Lande die Macht zu sichern streben, die einem neutralen England am Ende des Krieges zugefallen wäre: die Macht, durch die Einsetzung eigenen, neuen Gewichtes eine Wägschale zu senken und zwischen Müden Entscheidung zu erzwingen. Diese Möglichkeit bedenke, wer öffentlich, in Rede, Schrift, Zerrbild, Meinung ausspricht; Jeder auch, daß Präsident Wilson niemals Schiedsrichter, arbiter mundi, sein wollte noch könnte, sondern stets nur Vermittler, der den Puls der Parteien, ihr Wollen, behorcht, der ehrliche Makler, der ihre Wünsche und Angebote notirt und sie, wenn ihn Geschäftsabschluß möglich dünkt, zu entgrollter Aussprache zusammenführt. An solche Arbeit taugt der so falsch Gesehene, so dumm Geschmähte wie kein anderswo heute Sichtbarer. (Sein Buch über den Staat lehrt, daß er die Geschichte, Verfassung und Rechtsnormen Preußens und des Deutschen Reiches eben so genau wie Britaniens kennt.) Wann ruft das Geläut der von Hoffnung angesträngten Glocke ans Friedenswerk? Erst, wenn überall auf das unnützliche Mühen verzichtet worden ist, durch plaidoirie, durch advokatorisch zugerichtete

Reden und Schriftsätze, die im besten Fall halbe Wahrheit beleuchten, das „Recht" des Streittheiles zu erweisen, dem der Anwalt vermiethet ist. Wenn der bürgerliche, nicht mit dem Schwert umgürtete Muth zu Wahrhaftigkeit Herrscher geworden ist und, ohne Hinterhalt und Deutellücken, ausspricht, was ist, nach dem Willen des Redners sein soll und muß. „Wir wollen nicht Annexion, sondern achten die Selbständigkeit jedes Staates": Das sagt wenig; denn Annexion ist jetzt in Formen möglich, die der Begriff des Wortes nicht deckt, und hinter dem Scheingerüst der Selbständigkeit kann ein Staat dennoch in die Gewalt des stärkeren Nachbars gegeben sein. „Wir wünschen internationale Friedensbürgschaft": der Satz bleibt hohle Hülse, bis in ihn der Entschluß zu bündiger Verständigung über den Umfang der Wehrmacht eindringt. „Wir scheuen kein Tribunal": Das heißt, gar im Rahmen einer an Massenthing und Menschheitjury gerichteten Anwaltsrede, nicht: Wir stellen uns gern und sofort vor das vom Feind vorgeschlagene Schiedsgericht, das, „unparteiisch und unbefangen", die Ursache des Krieges, Anlaß und Anstoß, ergründen und die Schuldfrage klar beantworten soll. Das Ziel der (nicht aller Vernunft entbundenen) Feinde ist: die Einordnung des Deutschen Reiches, das, mindestens in ihrer Vorstellung, noch die Spuren des kriegerischen Feudalismus trägt, in das System westeuropäischer Politik; Mehrung des Volksrechtes zur Mitbestimmung des Reichsschicksals (Parlamentarische Regirung); als Folge dieses Wandels Politik, in deren Sehfeld und Absicht nicht mehr der Nothfall, der Krieg, vornan, in der Mitte, steht, sondern, aufrecht, der starke Wunsch, zur Vermeidung dieses Nothfalles alle tüchtigen Kräfte aufzubieten; statt rastlosen Wettrüstens vertraglich feste Begrenzung der Streitkräfte zu Land und zu See nach dem Verhältniß der Staatsbürgerzahlen; statt des Rechtes der Macht, die sich heimlich ins Ungeheure waffnen, im Dunkel verbündeln und plötzlich, auf Schwächere, dreinschlagen kann, die Macht des Rechtes, verkörpert in einem von allen Staaten, großen und kleinen, beschickten Schiedsgerichtshof, der internationales Gesetz giebt und dessen Vollzug, gegen Widerstrebende mit Gewalt, zu sichern vermag. Ein großes Herz, das den frohen Entschluß zu solcher Weltwende den feindlichen und den neutralen Völkern (nicht nur den Kanzleien) kündete, fände, noch ehe die

dritte Kriegsweihnacht wird, den Eingang in ernstes, Frucht verheißendes Gespräch über haltbaren Frieden. Die Stunde fordert ein großes Herz, nicht, wie Thorheit wähnt, einen listigen oder brutal strammen Mächler; ein Herz, dem unausrodbare Gewißheit ist, daß in Thierheit sank, wer in dem Begriff der Menschheit nur eine Fratze oder Faxe begrinst. Dem Entschluß muß die gewissenhafte Prüfung jedes von Feindeshirn erdachten Programmpunktes vorangehen. Welchen erzwänge nach jedem Friedensschluß das Gebot der entkräfteten Wirthschaft? Ist von militärischen Mitteln noch die Endung des Krieges zu hoffen? Giebt der Weise nicht gern in Zahlung, was des Geschickes Macht ihm doch bald abpressen würde? Sucht er Morsches, Loses mit Leim oder Kitt zu festen oder stößt ers, frischem Trieb Raum zu schaffen, in raschen Fall? Auf welche Punkte überredet den weit vorausblickenden Staatsmann das Bedürfniß, morgen schon unaufschiebbares, des Reiches? Das allein darf entscheiden.

Einstweilen wird für das Bedürfniß langer Kriegsdauer vorgesorgt. „Civildienstpflicht“: ein schiefes, in gefährliche Mißdeutung neigendes Zeitungwort, fast so sinnlos wie das häßliche „Neuorientirung“, das nur von der Gnade des mephistophelischen Satzes lebt: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“ Da offenbar geworden ist, daß die Feinde trachten, durch die Ueberfülle ihrer Geschütze und Geschosse im Frühling zuerst Deutschlands Kampfgenossen, dann Deutschland selbst zu erdrücken, muß, wenn ein durch Verständigung zu erwirkender Friedensschluß noch nicht gewünscht wird, die Herstellung eben so starken Kriegsgeräthes erstrebt werden. Dazu ist (wie hier schon im ersten Kriegsjahr, sogleich nach dem Marne-Verhängniß und Kitcheners nüchterner Dreijahrprognose, gesagt wurde) die Mobilmachung aller brauchbaren Kräfte unentbehrlich; ist, besonders nach den Verlusten unserer Gefährten, nöthig, daß Alles, was kämpfen und Geschütze bedienen kann, für die Fronten frei, also in Stäben, Etapen, Schreibstuben, Gefangenlagern, Fabriken, Schachten, Hütten, Kontoren, Heimarbeitstätten jeglicher Art durch nichtkampffähige Deutsche ersetzt werde. Der Versuch kommt spät; doch er kommt. Welche Mittel er anwenden, ob er den Verzicht auf allen Luxus des Leibes und Geistes erzwingen, in Gemeinschaftspeisung, Ge-

meinschaftzeitung führen werde, ist noch nicht deutlich erkennbar. Diese Entwickelung wird aber dem nicht mit Bewußtsein Blinden unter jedem neuen Kriegsmond wahrscheinlicher. Der Eisenbahnverkehr kann beträchtlich geschmälert, die Erlaubniß zur Fahrt an den Nachweis der Nothwendigkeit gebunden, Vergnügen („Lustbarkeit“: zu der Harmlose ja die Presse zählen), Lebenskomfort, Bedienung durch Hausgesinde, privater Nährmittelkauf und Schmaus verboten werden. Dadurch würden viele Männer und Frauen für waffenlosen Wehrdienst „frei“; unzählige Individuen dem Staatszweck unterthan. Der Weg weist ins alte, von den Dorern besiedelte Lakonien zurück; zu den Spartanern, denen Herr Wilson nachrühmt, daß in ihrer Staatszucht kräftige Weiber und gewandte, wortkarge Männer gediehen. Von dieser Zucht wissen wir mehr, als der Amerikaner erwähnt. Der Staat nahm den Eltern die Knaben, zwang die geschaarten in karge Lebensweise und schulte sie, auf Turnplätzen und im Kriegsspiel, zu Waffendienst. Dem blieb die Hauptarbeit der Jünglinge und Männer zugewandt; auch die in eigenem Hausstand lebenden schliefen und speisten gemeinsam und mußten in jeder Stunde zum Ausmarsch bereit sein. Obdach und Mahlzeit, auch für die Frauen und Kinder der Wehrdienstpflichtigen, bezahlte der Staat, der dafür ein Zehntel vom Fruchtertrag jedes Ackers empfing. Die Staatsäcker wurden von Mnoiten, die in Einzelbesitz erworbenen Landstrecken von Klaroten bestellt. Als Herr dieser Hörigen durfte der aller Einkunftsorge überhobene Dorer von sich sagen: „Schwert, Speer und Schild sind das Werkzeug, mit dem ich pflüge, ernte und Trauben keltere.“ Bildung des Geistes, farbiger Schmuck des inneren und äußeren Lebens war verpönt. Die Gesetzgebung (die unser Gedächtniß an den Namen Lykurgos knüpft) duckte jeden sinnlichen, jeden übersinnlichen Wunsch unter die Pflicht, den Bedarf der Phrura, der Landwehr, zu decken. Der Staat läßt alle Neugeborenen untersuchen; schwächliche oder verkrüppelte Kinder werden im Taygetos ausgesetzt (und dürfen nur bei den Perioiken, den Umwohnern, aufwachsen), gesunde als Hauskinder anerkannt und nach dem Eintritt in das siebente Lebensjahr in Staatszucht genommen. Waffendrill, Festtanz, Chorgesang lehrt Unterordnung, Einfügung in den Gesammtzweck, Verzicht auf Sonderfreude, Sonderleistung, Sonderruhm. Jede der dreihun-

dert dorischen Kameradschaften lebt wie ein Bienenschwarm. Gemeinsame Arbeit, Herberge, Mahlzeit. Je Fünfzehn an einem Tisch; die Kost, trotzdem die Könige mitschmausen, so einfach, daß sie auch im Feld erlangbar bleibt. Mit dem zwanzigsten Lebensjahr beginnt, mit dem sechzigsten erlischt die Wehrpflicht. Der Dreißigjährige darf heirathen; auch der Familienvater sich aber nie dem Männermahl entziehen noch, selbst im eigenen Hausstand, aus der Lagergewohnheit gleiten. Glich das Spartanerland im Eurotasthal, zwischen Taygetos und Parnon, nicht einem von Posten bewachten Lager? Niemand durfte ohne Erlaubniß hinein noch heraus; dem heimlich Entschlüpften drohte, als einem aus der Pflicht gelaufenen Krieger, der Tod. Erst der Greis konnte sich das Dasein nach persönlichem Geschmack einrichten. Auch er aber, bei Todesstrafe, nicht Gold oder Silber besitzen; der Staat gestattete als Zahlmittel nur Eisengeld, das hinter dem Lagerwall Kurs und Kaufkraft verlor. Dichtung, Musik, Ziergeräth für Seele und Körper: der Staat bestimmt, was davon eindringen dürfe. „Der Spartaner lebte wie der Soldat in der Kaserne und gehörte dreiundfünfzig Jahre lang dem Staat, nicht sich selbst.“ (Wilson.) „Befehlen und gehorchen: Das war die Wissenschaft des Spartaners; seine Rede knapp, sein Fest selbst militärisch. Das Land schien ein großer Exerzirplatz, der Standort eines schlagfertigen Heeres, das in einer unterworfenen Landschaft lagert. Solcher Staat brauchte nicht viele Beamte; nur strenge Polizeiaufsicht, die jedem Auflauf, jedem gefährlichen Tumult im Lager vorbeugt.“ (Curtius.)

Das lykurgische Sparta lebte in Militarismus. „Wo das in Heer und Flotte natürliche und wohl nothwendige Empfinden auch das Hirn der Bürger, besonders Derer, die das Denken der Nation stimmen und färben, beherrscht, da ist die Geistesverfassung des Militarismus unbestreitbar. Je weiter sich diese Militarisirung dehnt, desto schwerer wird den zur Staatsleitung Berufenen die Erfüllung der Pflicht, militärisches hinter politisches Bedürfniß zu stellen. Thun sie es nicht, sondern entheben der Erwägung des Politikers die Gewichtswucht, so militarisiren sie selbst den Staat.“ Das hat der amerikanische Professor Munroe Smith gesagt. In solches Sparta wollen, dürfen, brauchen wir nicht zurück. Dessen Tag ist für immer verdämmert. Wir hausen nicht in ärmlicher Enge; und Eroberung brächte Deutschen heute nicht mehr

Nutzen, auf dessen Dauer zu bauen wäre. Weitab sind wir längst auch von dem dorischen Kreterstaat, dessen Glanz aus Platons Idealgebild bis zu uns strahlt, dem Staat der drei Klassen: der weisen Lenker, der wehrhaften Wächter, der Nährer und Händler. Gern wird jeder Deutsche sich in den Dienst des gefährdeten Vaterlandes hingeben; die ganze Kraft und den freudigen Willen. Nur fordert nicht Unkluges, nichts unklug von ihm! Schon dem Spartaner, der an jedem Vollmondstag die wichtigsten Staatsfragen mit Ja oder Nein zu beantworten hatte, war das Recht kaum knapper zugemessen als die Pflicht. Wo sind die Ephoren, denen wir Mißbrauch und Uebermuth der Aemter melden könnten, die, ohne Ansehen der Person, das Vergehen, den in Pergament vergrabenen Trug der Mächtigsten, sogar der Könige, ahnden und die selbst, nach dem Ablauf ihres Amtsjahres, für Irrthum und Untreue den Folgern haftbar bleiben? Die Erneuung dieses Dorerbrauches würde dem Deutschen Reich frommen; durch seine Herzkammer den breiten Weg bahnen, der, nach dem Wort des Terpandros, die Wohnstatt lakonischer Gerechtigkeit ist. Scheuet die Pflichtenhäufung, der das Bürgerrecht nicht geschwind nachwüchse! Deutschland hat nicht ein widerspänstiges Helos gebändigt; und würde der Todsünde schuldig, wenn es seine Bewohner in privilegirte Vollbürger und rechtlose Heloten schiede. Wir wollen nicht murren, wenn von den Syssitien, dem nur im Gedräng der Städte und dicht bevölkerten Dörfer möglichen Massenmahl, der Bauer ausgenommen wird; aber nicht dulden, daß der städtische Taglöhner, weil er für den Kriegsbedarf schanzt, unters Kriegsrecht gestellt und in Knechtsgehorsam verstrickt werde. Löblich (nur allzu lange verspätet) ist der Entschluß, den Gewinn der Leute zu kürzen, die Kriegsgeräth liefern (und mit zornig funkelnder Erzstirn uns, den klaglos vom Krieg in Verlust Gerissenen, lauteren Patriotismus predigen oder von Miethlingen einbrüllen lassen). Bliebe im dritten Kriegsjahr der Profit, wie er seit dem Sommer 1914 war, dann könnten die Bleibsel des Nationalvermögens in drei, vier Provinzen, deren unüberwindlicher Wirthschaftmacht alle anderen unterthan würden. Und mancher Säckel platzt morgen von der Fülle des Segens. Neidlos gönnen wir den Großindustriellen und Großgutsbesitzern, ohne deren Leistung der Krieg nicht bis gestern zu führen war, das Eingeheimste sammt reich-

licher Nahrung. Nun aber wird der Ausgleich mit dem Haushalt Derer nöthig, die Verlust nicht auf Kundschaft abwälzen, von alltäglicher Mehrausgabe nirgends Entschädigung erlangen können. Für die Kriegszeit, die dem Landsturmmann, dem Familienvater dreiundfünfzig Pfennige als Taglohn beschert, müßte der Unternehmergewinn in ein Sechstel des Werthes begrenzt, vom Sold der Stabsoffiziere, Generale, Marine- und Civil-Excellenzen die Kriegszulage gestrichen werden. (Soldumordnung, die im Jahr zwölf Millionen Mark erspart, ist nicht der Mühe werth: so viel kosten achtzig Minuten eines zwölfstündigen Kriegstages.) Bedenket, daß Deutschland, wenn morgen Friede würde, aus Bürgersabgabe in jedem Jahr fünftausend Millionen Mark mehr aufbringen müßte, als es bisher aufgebracht hat. Und daß den Volksgenossen spartanische Zucht und Nothdurft nur zumuthen darf, wer, statt fünfzig- bis hunderttausend Mark als Jahreseinkunft vom Staat zu empfangen, selbst die Schwarze Suppe mitlöffelt.

Ohne Geräusch kann die Umpflügung des Wirthschaftbodens nicht beginnen; jedes Feindesland also dem deutschen Versuch nacheifern. Der Schwatz von unübertrefflicher Organisatorenfähigkeit schillert wie Seifenblase; ist als Schaum erkannt und drum nicht ganz so schädlich geworden wie anderes eitle Langen in Selbstvergottung. Auch unsere Organisation ist Menschenwerk und war an höchst wichtigen Stellen, nicht nur civilen, leidig fehlbar. Wir dürfen dennoch hoffen, daß der „schippende Privatdozent“, den ein in Kriegshypnose Entschlummerter neulich als eine Errungenschaft großer Zeit rühmte, nur übersehene Ausnahme von kluger Regel ist; daß die Heeresleitung die Auslese der zu bestimmter Arbeit Tauglichsten fördern, die Gesammtsumme des Könnens, nicht die Knochen des Mannes nur, nützen, den Hochschullehrer, Roman- oder Zeitungmacher in ein Behördezimmer, einen Stab lieber als in den Schießgraben weisen werde. Sonst würde der Zustand wie in Figaros Frankreich, wo das dem Rechner gebührende Amt dem Tänzer zufiel. Ein fern vom Elternhaus abzudienendes „Pflichtjahr der Mädchen“: kein Wacher plant solches Verbrechen wider den Heiligen Geist der Weibheit, der Volkheit. Der Rath, Knaben und Weißköpfe, Sechzehn- und Fünfundsechzigjährige, in „Civildienstpflicht“ zu zwingen, wäre nur drollig zu nennen, wenn er nicht die Feinde in den Hoffnungwahn verleiten müßte,

aus rathloser Ohnmacht greife Deutschland in hastigem Angstsprung nach den Mitteln Verzweifelnder. Eben so trügerisch wäre der Glaube, der nicht Wehrfähige, also nicht Vollkräftige sei zu bestimmter, nicht in seine Wahl gestellter Arbeit dem Staat „sittlich verpflichtet" und bleibe, trotz höchster Steuerleistung, trotz der (nie nachzuholenden) Mehrung des Geistesgutes, Schuldner des Staates, dem er nicht als Granatendreher, Schipper, Brotmarkenvertheiler, Lageraufseher, Hundewärter dient. Auch die Frau, die ein Kind trägt, gebärt, stillt, aufzieht? Auch der Mann, der einen Hausstand, einen Steuerborn, erhält, ein Geschäft, eine Wirthschaftzelle, vor Verfall bewahrt, durch Erfindung oder Verbindung dem Staat reicheren Nutzen schafft als ein Troß stämmiger Rekruten und Stacheldrahtwalzer? Die Straße führt über schwanken Grund in neue Nothwendigkeit. Damit die Unheilsgefahr ins Erträgliche schrumpfe, muß der Entschlußkraft Behutsamkeit voranleuchten. Sollen noch gewaltigere Weiberheere mobilisirt, deren Kinder in Nebengelaß der Fabriken geschaart, belehrt, gefüttert, durch Spiel beschwichtigt, die letzten Bande der Familie gelöst, hinter dem Rücken der Kämpfer billigere „Hände" herangebildet werden? Würde Deutschland je wieder, was es einst war, wenn der Staat die Individuen, die Persönlichkeiten zu Dauerwaare ausschlachten und in Blechbüchsen stopfen ließe, die nur er löten und stempeln, aufbrechen und in den Gemeindetrog leeren darf?

Jede Flamme, jedes Flämmchen leuchte dem Vaterland. Jede Laufbahn öffne sich breit dem Talent. Neuer Pflicht geselle sich neues Recht ungefähr gleichen Gewichtes. Dem Volk, das ohne Seufzer front und darbt, lohne Vertrauen, das die Schicksalsschmiede nicht mit Schutzmannschaft umstellt, und Wahrhaftigkeit, noch auf düsterem Pfad und in Gewitter; lohne, endlich, nun auch die Entknebelung der Geister, die, unbeamtet und unbepfründet, in Freiheit auf ihre Weise der Gemeinschaft nützen könnten. Das Ansinnen, nur die Volksmasse solle sich ins Engste bescheiden, würde, früh oder spät, von Grimm gerächt. Nicht aus dem lykurgischen Militarismus, sondern aus dem Kampf gegen die Tyrannis sproß Spartas unverwelklicher Ruhm. Und an der Spitze des Staates, ders überwuchs, stand der Politiker, der nicht ins Feld, nach Megara und Salamis, zog; stand Solon, der die Verantwortlichkeit der Beamten in Gesetz einätzte, die Volkslast

erleichterte, dem Volkswillen die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden gab und dessen erste That die Ueberredung der Alkmaioniden zur Hinnahme eines Gerichtsspruches über ihre Schuld oder Unschuld an dem grausen Blutverlust athenischer Bürgerschaft war. Ein Helfer Solons, der kraftlos Gleitendes niemals halten, stets nur in schnelleren Fall stoßen wollte, wurde der kretische Arzt, Priester, Prophet, Weisheitkünder Epimenides, den Goethe die Nacht deutschen Jammers, wie in der Knosos-Höhle das Halbjahrhundert, verschlafen und dann Hohn hören ließ:

„Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober.
Ich habe der Deutschen Juni gesungen:
Das hält nicht bis in Oktober."

Niemals wieder welke, wie nach Leipzig und La Belle Alliance einst, Enttäuschung deutschen Sommers Prangen in dürren Herbst! Nie wieder weiche das große Herz dem schlauen Schieber, der Staatsmann dem Militaristen; und freier Fürstenwille wäge, ehe er in Drang keucht, dem Volk in gleichen Schalen das Recht und die Pflicht. Athen lehrt nicht Anderes als Washington. „Freiheit zeigt sich in dem Bild einer Maschine, deren Theile so geschickt und behutsam zusammengesetzt sind, daß nirgends ein Theil die Bewegung des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht still." Sparta tötet den Epimenides.

Farbiger Abglanz.

Der Widerhall amerikanischer Wahlmär riß mich neulich aus dem Versuch, den Weg europäischer Schauspielwandlung nachzuzeichnen. Das Bild muß vollendet sein, ehe Ares die Rampe löscht, die Künste, wie anderen Luxus, in stumme Finsterniß weist und vor Kriegshoheit zittern lehrt. Schicket auch von Apollons schon dicht umbrandetem Eiland das Auge zuerst gen West.

Vor vierzig Jahren träumten die Swells der londoner Intelligenz von einem neuen Frühling britischer Theaterkunst. Man war so reich gewesen und nun so arm geworden; so schmählich arm. England hatte der modernen Welt das Drama geschenkt. Englische Komoedianten waren im Triumphmarsch durch Skandinavien, durch Deutschland gezogen und ihr Wirken hallte bis ins späte Puppenspiel deutscher Jahrmärkte und Kinderstuben nach. Ist dieser Ruhm für immer zum Teufel? Nicht zu ertragen, by Jove! Eine Nation, die den unermeßlichen William hatte, Lilly, Marlowe, Green, Kyd, Ben Jonson, Beaumont, Fletcher, Massinger, all die baumstarken Kerle und süßen Schlingel aus den Tagen der Maiden Queen. Dann Dryden, den Französling, Otway, den pastoralen Addison, Lillo, den Diderot der Britenbühne, das lustig funkelnde Dreigestirn Fielding, Foote, Sheridan, Lord Euphorion Byron, Robert und Elizabeth Browning, Swinburne, Knowles, Tennyson. Und nun nichts mehr? In dem Lande, dessen Boden Swift und Defoe, Richardson und Sterne, Burns und Wordsworth, Shelley und Keats, Scott und Moore, Dickens und Mary Anne Evans geboren hat? Nichts mehr als noch immer Bulwer Lytton, Tom Taylor und Robertson und die trüben Sonnenaufgänge von Barrie, Arthur Jones, Pinero? Leere Bretter. Kein Hauch kraftvollen Lebens dringt aufs Schaufgerüst. Nette, sinnlos tolle Burlesken sieht man; und pariser Dutzendwaare, die aber für den Anspruch des cant bearbeitet und so entpökelt sein muß, daß der empfindliche Geschlechtssinn des Lord Chamberlain den Verschleiß gestattet. Shakespaere wird manchmal noch aufgeführt. Nichts für den Swell. An dem Ausstattungprunk, den Charles Kean eingeführt hat, sah er sich längst satt. Wunderkinder wie die Schwestern Bateman, deren Tricotbeinchen dem Dritten Richard einen Erfolg bereitet hatten, ziehen auch nicht mehr. Wer aus dem Westend nach Islington geht, um in Sadler's Wells ein shakespearisches Drama zu sehen, unternimmts wie ein Abenteuer. Phelps, der Direktor und Protagonist, pfaucht nicht mit dem Athem der Garrick und Kemble, Edmund Kean und Macready. Geschmack hat er (hüllt, zum Beispiel, den Elfenspuk des Sommernachtstraums in einen Gazeschleier, dessen dünnes Gespinnst das Auge nie vergessen läßt, daß es in ein Traumreich blickt); doch ihm fehlen, dem Direktor und dem Mimen, den das Publikum am Liebsten

den Weber Zettel spielen sieht, die großen Mittel. Und seine Zeit war nun auch schon lange um. Kein Tragoede in Sicht? Sind wir auf den Franzosen Fechter angewiesen, dem für Macbeth und Othello die volle Wucht mangelt und der eigentlich nur als Hamlet der Elite gefällt? Ringsum der alte Schund. Ueber Gilbert kann man lachen; und seit er sich Sullivan verbündet hat, haben auch wir Etwas wie die Sozietät Meilhac, Halévy & Offenbach. Das riecht aber ein Bischen nach Boulevard. Wer mag immer Patience und Pinafore hören? Aus dem Vorhof sehnt man sich in den Tempel. The palmy days, the halcyon days müssen einmal doch wiederkehren. Das Drama, die Bühnenkunst großen Stils kann nicht tot sein; im Land glorreicher Erinnerung nur schlummern. Wann naht der Erwecker?

Ein Schauspieler langt nach der dankbaren Rolle. Henry Irving war schon als vierzehnjähriger Kaufmannslehrling und Schüler der City elocution class im Dilettantenspiel aufgefallen. Drei Jahre später zu Provinztheatern gelaufen und, nach langer Lehrzeit, in der Hauptstadt bekannt geworden. Zuerst als Vorleser, dann in der Glanzrolle des Melodramas The Bells (Le juif polonais) von Erckmann-Chatrian. Leben in Deutschland noch Leute, die von Karl Seydelmann gehört haben? Die könnten sich von Irving ein Bild machen. Mehr klug als stark; weniger Leidenschaft als Verstand; die Bildnerkraft vom Hirn erzwungen, nicht von einer reichen Seele lächelnd gewährt. Kein Liebreiz, keine Dämonengewalt, kein Stimmklang, der rasch die Herzen bezaubert; um die Mängel zu verdecken, erarbeitet rastloser Fleiß sich eine besondere, dem Wesensbedürfniß angepaßte Technik. Dabei der Wunsch, alles Erlernbare zu lernen, sich in die Front der Gebildeten einzureihen, nicht als Komoediant gehätschelt, sondern als guter Bürger und Mann von Welt geachtet zu werden; und ein sicherer Instinkt für die Forderung des Zeitgeschmackes. Er setzt sich, nach hartem Kampf, im Lyceumtheater als Hamlet durch; spielt ihn fast sieben Monate lang Abend vor Abend. Ueberwindet als Richelieu (in dem Anekdotenstück von Lytton Bulwer) Macreadys Schatten. Trägt als Richard der Dritte den Ring Garricks und das Schwert Keans: und ist, mit diesen Herrschaftinsignien, fortan wirklich der König der Szene. Die Mimenschaar der drei Inseln ihm unterthan. Das Lyceum seine Residenz. Nie vielleicht hat ein Theatermensch so emsig gearbeitet. Direktor, Regisseur und Star. Jeden Abend auf den

Brettern. Romeo und Lear, Benedikt und Kardinal Wolsey. Das winzigste Detail der Ausstattung prüft er selbst; billigt oder verwirft. Studirt, wie ers gerade braucht, Geschichte, Trachtenkunde, Volkswirthschaft. Liest von Gibbon bis auf Ruskin Alles, was in seinen Kram gehört. Giebt den Kameraden eine acting edition der shakespaerischen Dramen. Schreibt Artikel und Monographien und liest sie in der Aula der Hochschulen vor. 1867 war er in Paris gewesen und hatte gesehen, was in der Comédie-Française seit Houssayes Tagen für das Bühnenbild gethan wurde. Nachzuahmen, erniedrigt einen Mann von Kopf. Das wollte Irving nicht. Auch nicht den Pomp überprunken, an den Charles Kean die Kundschaft gewöhnt hatte. Sondern jedem Gedicht nur geben, was ihm gebührt; nicht ein Flitterchen mehr. „Der Regisseur hat der Diener des Werkes zu sein und dessen Eindruck zu vertiefen; seine Arbeit darf nicht auffallen. Die Inszenirung muß die Schauspieler in das Millieu stellen, das sie brauchen, und ihnen eine Atmosphäre schaffen, in der sie athmen können. Ihre Aufgabe ist negativ: sie muß verhüten, daß Wesen und Kleid des Gedichtes disparat scheinen. Sobald sie mehr thun will, wird sie schädlich." Das hat Irving geschrieben. Ob er sich im Lyceum immer an seine Vorschrift gehalten, der Schaulust nie unziemliche Konzessionen gemacht hat? Aus seiner Feder kam auch der Satz: „Unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht." Ein verständiger, tapferer Satz, zu dessen Nüchternheit mancher kokette Kunstpächter up to date sich nicht herabließe. Als Irvings Geschäft schlecht ging, hat auch er wohl den Willen gekrümmt; ungern: nur, weil eben nicht anders durchzukommen war. Jedenfalls hat er seiner Kunst, die er, allzu stolz, der des Dichters, Malers, Meißlers ebenbürtig wähnte, in Britanien wieder einen Rang erstritten. Nicht sich selbst nur, der sich Sir Henry und Ehrendoktor gar nennen durfte: der Schaubühne und der Mimenzunft. Ein Vierteljahrhundert lang saß Irving ohne Wank auf seinem Thron. Shakespeare „zog". Und der Brite war, endlich, wieder stolz auf sein Shakespeare-Theater.

Wars aber die erträumte Reformation? Schon 1879, als die Comédie-Française, mit der Bernhardt, der Favart und der Croizette, mit Got und Coquelin, Mounet-Sully, Delaunay und Bressant, nach London gekommen war, hatten die Sachverständigen erkannt: Das haben wir nicht; weder die Persönlichkeiten noch

das Zusammenspiel; auch nicht die Stücke, die den mit britischer Tugendlitanei Eingelullten oft aufscheuchen, den wachen, erwachsenen Menschen mindestens durch ihre Sittenschilderung aber stets interessiren. Das Gastspiel war ein ungeheurer Erfolg; den die Truth frecher Managerschlauheit und welscher art of puffing zuschreiben wollte, der von weiter tragenden Stimmen aber ernsthaft gewürdigt wurde und lange nachwirkte. Warum, hieß es, haben wir nicht solche Spieler? Antwort: Weil uns alle Tradition fehlt. Weil von Kemble bis auf Irving jeder Starke sich seinen eigenen Stil, seine eigene Manier geschaffen hat. Weil wir ein paar große Talente hatten, nie aber eine Schauspielkunst. Frankreich erzieht sich seinen Nachwuchs. Das vielgeschmähte Konservatorium hat kraftvolle Jugend nie gehindert, zur Individualität auszureifen, und dem achtbaren Mittelwuchs die Krücken geliefert, die vorwärts helfen. In Frankreich lernt der Zögling der staatlichen Bühnenvorschule (nach einer dem nationalen Geschmack behagenden und deshalb unantastbaren Konvention) sprechen und gestikuliren; lernt, wie die Besten die Rollen des répertoire gespielt haben: und hält sich an dieses gute Muster; muß sich dran halten, wenn er nicht das Zeug zum Schöpfer neuer Tradition hat. Deshalb sind diese Leute, so verschieden der Wuchs ihres Talentes sein mag, so leicht zusammenzustimmen: sie kommen aus dem selben Lehrklima. Deshalb sieht man auch auf kleineren Bühnen selten ganz schlechte: auf den Krücken humpelt sichs leidlich ans Ziel. Bei uns in Britanien, wo die Zahl der Spielfähigen ohnehin geringer ist, probirt Jeder, was er mag; fängt für Jeden die Bretterweltgeschichte von vorn an; ist zwischen Ellen Terry und dem Luxusmädchen, das ihre Zofe spielt, nicht die Spur einer Kulturgemeinschaft zu finden. Bleibt der Durchschnitt zum Erbarmen steif und mimisch arm. Hat selbst Irving die häßliche Haltung der Anfängerjahre sich nie abgewöhnt. Und warum haben wir nicht solche Stücke? Warum zwischen Tennysons fleischloser Feierlichkeit und Gilberts bunter Ausgelassenheit nur schale Schwänke, Rührschmarren mit Blutgerinnsel und Tränensauce, in verqualmten Meßbuden frostige Pantomimen? Antwort: Weil wir uns fürchten, in den Spiegel zu blicken; nicht den Muth haben, im Schauhaus, wo wir zu Fünfzehnhundert eng beisammen sitzen, die abgekürzte Chronik unserer Zeit aufzublättern. Wie Liebe zwischen Reichthum und

Armuth die Kluft überbrückt: Das sehen wir gern. Edle Männer, keusche Frauen, neckische Mägdlein. Nehmen auch Historienextrakt hin, wenn wir, wie vor Tennysons Queen Mary und Becket, ganz sicher sein dürfen: So wars; was wir schlürfen, rann aus der reinsten Quelle. Nur nichts brennend Modernes. Der Schmach ihr getreues Bild zeigen, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt: dafür danken wir schön; mags auch Shakespeare empfohlen haben. Der pariser Spiritus, den wir via Dover beziehen, muß erst denaturirt sein: sonst taugt er uns nicht. Wenn die Franzosen herüberkommen, mögen sie, in ihrer Sprache, das Aeußerste sagen, Demi-Monde und Mariage d'Olympe spielen. Wer aus unserer society Schandbilder bringt, ist ein Verleumder. Weh ihm, wenn er die Pinselei nicht im Kasten behält! Wir sind ein sittsames, in sexualibus sauberes Volk (was in der Pall Mall Gazette über den londoner Jungfernzins steht, ist dreist erfunden) und fest entschlossen, die Fälschung unserer Wesenszüge niemals zu dulden. Und in der Festung dieses Vorurtheils träumt Ihr von einem Nationaltheater? Weil Shakespeare, mit feinen Kostümen und starken Stimmungeffekten, mit der Nachhilfe Irvings und der charmanten Terry, im Lyceum die Kasse eben so füllt wie in Drury Lane ein blutrünstiges Melodrama? Lasset Euch einen Richard Gloster und König Klaudius, einen Jago und Aron, eine Gertrud und Gonerll, Lady Macbeth und Tamora von heute, mit Eurem Modekleid, im Rampenlicht gefallen: dann wollen wir weiter reden. Dann erst wäre, im Lande der music-halls, an eine in Tiefen langende Reformation der Theaterkunst zu denken.

Erst nach einem Wandel der Bretterweltanschauung also. Den erwirkt am Schnellsten wohl die Kritik. Zola hatte in der pariser Zeitung Le bien public für den naturalisme au théâtre gefochten, in dem Band Nos auteurs dramatiques Alles abgeschlachtet, was, von Hugo bis zu Sardou, vorn auf geweihten Brettern stand; hatte auch den Feldzug im Figaro hinter sich. In Taines Geschichte der englischen Literatur war der Verfall des Angelndramas als unaufhaltsam erwiesen worden. Unaufhaltsam? Solche Wörter stehen nicht im Lexikon der Sprudeljugend. Die glaubt, alles Schädliche hemmen, alles Nützliche ans Sonnenlicht fördern zu können. Die hielt zu Zola und sträubte sich gegen Taines düsteres Dysangelium. Nach Henry Irving rüstete Herr William Archer

sich für die Retterrolle. Der war im London Figaro der Nachfolger des gescheiten und erfahrenen Theaterkritikers Clement Scott (Beide zeichneten ihre Feuilletons mit dem Preßkriegsnamen Almaviva); wollte aber nicht Nachfolger, sondern Vorgänger sein. Für die britische Bühne thun, was für die deutsche einst Lessing that. An der Themse mindestens leisten, was an der Seine, für sich und sein Fähnlein, Zola zu leisten versuchte. Shakespeares Schatten konnte helfen: „zu reinigen die oft entweihte Szene zum würdigen Sitz der alten Melpomene". Doch die Shakespeare, schon die Marlowe und Massinger sind überall rar; und das Theater muß leben, braucht also tägliches Brot. Herr Archer, der die Dramaturgie der Toten und der Lebenden durchaus studirt hatte, durfte sich eines fröhlichen Sinnes und eines weiten Herzens rühmen. Die magistrale Ungerechtigkeit, die Gotthold Ephraim im (allzu siegreichen) Kampf gegen die französische Klassik bewährte (und die, hier wie in jedem Krieg, als Panzer und Waffe nicht zu entbehren war), hätte dieser William nicht aufgebracht. Auch nicht die Tollkühnheit, breitspurig und mit wildem Geschrei, wie Emile von Medan, sich auf ein gestern in die weiche Erdrinde gerammtes Dogma zu stellen. Er war und blieb der Mann heiterer Duldsamkeit und robusten Menschenverstandes. Posse muß sein. Melodramen sind zu ertragen. Nur darf unser Theater nicht gegen das Leben abgesperrt bleiben. Wir gießen Wasser auf ausgebrühte Teeblätter; und wenn der fade Trank nicht mehr mundet, lassen wir über den Kanal flink Kaffee und Cognac kommen. Davon kann man auf die Dauer nicht leben. In einem guten Drama müssen drei Elemente gesellt sein: ein Gemälde, ein Urtheil, ein Ideal; hats die und lehrt uns obendrein noch beobachten, was wir im Alltagsdrang übersehen, so will ichs preisen, auch wenn sich am Schluß nicht das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch setzt. Daß Ihr, liebe Landsleute, solchen Abschluß verlangt, die Guten belohnt und die Bösen bestraft sehen wollt, ist unklug. Erblickt Ihrs denn im Leben? Soll das Spiegelglas die fahle Wange rosenroth färben? Logik ist die Moral des Dramas; dem Anspruch der Sittlichkeit, die Kunstnorm sein kann, genügts, wenn seine Psychologie keine Sprünge und Brüche zeigt. Wächst auf unseren Inseln heute nichts Genießbares, so müssen wirs importiren. Ich will Euch die Wege weisen. Werde aber nicht dulden,

daß Ihr die eingeführte Waare mit Surrogaten fälscht und mit Euren Musterzeichen beklebt. Wie sie aus dem Bezugsland kommt, muß sie verbraucht werden; sonst laßt sie lieber schimmeln... Herr Archer hat seine Sache pfiffig angefangen: public opinion, die selbst ein Starker nicht im Frontalsturm über den Haufen rennt (Byron und Wilde, Gladstone und Chamberlain habens erfahren), sacht und artig überredet, ein Bischen sich, um nicht gar zu träg zu scheinen, vom Platz zu bewegen; und ist auf dem frei gewordenen Raum mit bedächtiger Schnelle dann vorgedrungen. Seinem Fleiß, seinem spornenden, von keinem Fanatismus je geblendeten Eifer dankt die Britenbühne Mancherlei. Das Publikum lernte von ihm wieder hoffen und heischen. Die Modedramatiker, denen er nach jedem sanften Hieb ein dickes Stück Zucker gab, gewöhnten sich in ernstere Anstrengung und schrieben, Henry Arthur Jones, Sydney Grundy, Arthur Pinero, wirklich bald bessere Dramen. Scribe galt nicht mehr als das große Muster, das Nacheiferung weckt und durch sein Gesetz das Urtheil bindet. Ibsen wurde von Edmund Gosse entdeckt, von Archer, Walkley, Shaw den Briten gepredigt, von Beerbohm Tree endlich sogar aus dem Independent Theatre nach Haymarket geholt. Da blieb der Magus nicht lange. Beschritt aber andere londoner Bühnen (die mit kleineren Tageseinnahmen auskamen) und warb sich im Schimpfhagel eine treue Gemeinde. Seine hörbarste Botschaft erging ja an die Bourgeoisie, die in England herrscht, und sein Finger beklopfte prüfend Werthe, die auch im Inselreich streitig geworden waren. Ihm strebte Jeder nun nach, der auf sich hielt. Aus Vlamland kam Maeterlinck, aus Erin Oskar Wilde. Jones gab den Judah, Pinero die Second Mrs. Tanqueray, Chambers den John-a-Dreams, Phillips den Herodes und die Fancesca. Die Censur wurde milder; die Heuchelei lernte sich schämen; die Bühnenpforte war entriegelt und ließ das Leben hinein. Das ganze Leben mit Blut und Koth? Das verbittet sich Mrs. Cant. Einerlei. Endlich naht der Lenz. Jones, den die Sehnsucht ins Land der Mystik zieht, spricht von der renascence of the drama. Die Zeit ist erfüllt.

Ein Vierteljahrhundert hat diese Entwickelung gewährt. Ansehnliche Talente haben sie gefördert. Die Demokratisirung des Landes schien ihr günstig. Und danach? Irving ist tot. Wie Beerbohm Tree, der nach Henrys Krone die Hand streckt, Shakespeare

spielt, sahen Berliner selbst schaudernd. Schöne Menschen in schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und Frauen, um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering. Architektur und Malerei prächtig, doch altmodisch; schon die Meininger verstandens besser, auch an ihren schwächeren Abenden, hatten in der Spielzeugheimath nur das Auge nicht so zur Freude an zarten Farbentönen erzogen wie die Küstenmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text ward uns verstümmelt, bis zur Unverständlichkeit entstellt. Motivirung und Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fetzen gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuellicht der Fußrampe gerückt. Vor das Königsdrama Richards des Zweiten drängen sich für lange, endlos lange Minuten vier gepanzerte Pferde. Die Nilschlange muß sich zum Klümpchen ringeln, das Nildrama des Römers zum Kitzelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur braucht für das Schiff und das Zechgelag Marc Antons und für eine langwierige Rauschpantomime seines Hetärengefolges Platz. Malvolio spreizt sich so unverschämt, stolzirt mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei Tage in ihrem Schloß leiden würde. In solchem Stil spielt man unseren Kindern kindische Weihnachtstücke. Oliviens Narr spendet aus den gepflegten Resten einer Operettentenorstimme, die das Schmettern noch nicht verlernt hat, eine Bravourarie und wiederholt, weil geklatscht wird, am Souffleurkasten die letzte Strophe. Die Komiker sind gut; Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverschüchterter Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet das nationale Genie mühelos (für steif und mürrisch hält die Briten nur Einer, der noch an Heines dummes Zerrbild glaubt oder in Schweizerhotels die reisenden Schneider und Schlächter in heller Wuth, just wie sies wünschten, für Baronets und Counts nahm). Tragoedie geht über ihr Vermögen; wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offenem Markte das Geräusch derbsten Spaßes nicht und rülpsen in der Trunkenheit munter; schämen sich aber des Wehs, zügeln im Schmerz Muskel und Nerv und taugen nicht für die Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brettern nicht zu hausen ist. (Wenns Einer kann, geschieht ein Wunder: Fleck und Ludwig Devrient, die Schröder und die Wolter, Anschütz und Baumeister, Frau Sorma und Frau Höflich; Zufall ists aber wohl nicht, daß auf un-

seren Bühnen so viele Juden, Slawen, Südösterreicher zu sehen sind. Auch in Matkowskys Adern, unseres letzten Tragoeden, pochte polnisches Blut.) Diese englischen Schauspieler haben nichts Rechtes gelernt; sie deuten die Leidenschaft nur an, bieten statt des Wirbelwindes eine ungefährliche Brise und ihre Mimik ist dürftig wie der Halmwuchs auf bespülter Düne. Ganz so schlimm wars bei Irving nicht. Der wollte ja Ueberlieferbares schaffen und gründete drum eine Schule. Viel besser wars auch nicht. Ein etwas feineres Quartier im selben Haus. Eine Truppe, die den Corneille so pompös verhunzte, würde in Marseille, wahrscheinlich in Clermont ausgezischt. Wo man mit dem ehrwürdigsten Erbe so umspringen darf wie Tree mit Shakespeare, giebts keine Theaterkultur.

Herr Archer steht noch auf festen Beinen. Ob er zufrieden ist? Die Sucht, sein Wirken groß zu sehen, wäre menschlich. Ward Ungemeines aber erreicht? Die Zustände sind nicht so jämmerlich wie im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts. Auf jede Ebbe folgt eine Fluth. Valeurs sind auch heute selten. Die Mädchenparaden in Empire und Alhambra haben den stärksten Zulauf. Der Censor läßt eher mit sich reden und der Dramatiker guckt leichter in das Gesellschafteckchen hinein, das er schildern will. Bei Tree und Windham, wohl noch anderswo, werden Salonstücke und Rührkomoedien gut aufgeführt. Ibsen ist Sektenheiliger geblieben; er „macht nichts". Die alten Tragiker, die neuen von Calderon bis auf Hebbel leben nicht auf britischem Schaugerüst. Und was in England wächst, verträgt den Export nicht. Wilde und Shaw sind Iren. Der arme, seit der Zuchthauszeit verfehmte Oskar, den auch feine Köpfe lange nur als Dandy, als Nachfahren der Brummel, D'Orsay, D'Aurevilly gelten ließen, wurde drüben ja wieder gespielt; behutsam noch, damit Mr. Cant sich nicht etwa jäh entsetze. Doch dieser Dichter von Gottes Gnade hat, außer der Salomefiebervision und einem Florentinerspuk, dem Theater nichts Kostbares geschenkt. Wer ihn nach den losen Plauderkomoedien beurtheilt, thut ihm Unrecht. „Meine Stücke sind gar nicht gut", sagte er in Algier zu André Gide; „amusiren die Leute im Theater aber sehr. Die meisten schrieb ich, um eine Wette zu gewinnen, und ich mache mir nichts aus ihnen. Auch den Dorian Gray schrieb ich nur, weil ein Freund gewettet hatte, ich könne keinen Roman schreiben. Nach ein paar Tagen war das Ding

fertig. Die Schreiberei ist so gräßlich langweilig! Voulez-vous savoir le grand drame de ma vie? C'est que j'ai mis mon génie dans ma vie; je n'ai mis que mon talent dans mes œuvres.“ Die dennoch, Gedichte und Märchen, dauern werden. Auch Bernard Shaw stieß in England lange auf Widerstand. Er ist vielleicht der geistreichste Mensch, der heute sichtbar lebt, der witzigste, der nach Heine gelebt hat. Nur: seine Pyrotechnik ermüdet das Auge schnell. Wie, nach Hegels Wort, die Französische Revolution, stellt auch dieser Kelte Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf; und das Vergnügen, die von Angstschweiß feuchten Socken der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu sehen, währt nicht lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich wundreißen, in Wintersnoth sich nicht wärmen kann. Einer, der aus dem Buch, von Hirn zu Hirn, stärker wirkt als von der Bühne her. Einfachen Seelen bietet er höchstens in „Candida“ nahrhafte Freude. Den Philister zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel. Drum Sozialdemokrat, Britenverhöhner und Shakespearehasser; drum immer neue Vermummung. Doch der Geistreichste überlebt seinen letzten Tag nicht, wenn Einfalt ihn nicht im Herzen hegt, nicht die Mutter zum Kind spricht: Der war mir ein Tröster.

So sah es gestern aus. Vierzig Jahre nach dem Traum der Cerebralswells hatte Wesentliches sich nicht geändert. Fünfzig Jahre nach Taines Wehruf ist aus der Wüstenei nicht fette Weide geworden. „Die englische Komoedie verglimmt; nur die Posse leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der Raynolds und Gainsborough ist dahin, aber wir lachen noch über den Punch. Englands Bühne ist leerer als die irgendeines anderen europäischen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre Schauspielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Gesellschaftform und die Geistesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verschwunden sind. Der strotzende Ueberreichthum blitzschnell konzipirender und assoziirender Hirne fand seinen natürlichen Ausdruck in einer von redenden Menschen dargestellten Handlung und schuf drum das Britentheater der Renaissance. Die Komoedie des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bedürfniß einer polirten Gesellschaft gefördert, die an höfische Repräsentation und Salonschaustellung ihrer Künste gewöhnt war und auf der Bühne gar zu gern ihre Luxuszimmer und ihr

zierliches Geschwätz wiederfinden wollte. Die Hofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der wahren Komoedie ists seitdem aus; nicht die Bühne ist nun ihre Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die Herzoge Ludwigs des Vierzehnten und Karls des Zweiten, vor Aller Blicken, sondern in der Familie oder vor einem Arbeitstisch; und in der Zeit, wo die bürgerliche Lebensweise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater ersetzen." Muß? Diese Sätze trippeln über die Oberfläche hin und sind allzu summarisch; dennoch erwägenswerth (und nicht etwa nur, weil Taine sie würdig fand, das Kapitel über die Restauration zu schließen). Der Versuch, das Theater von draußen her zu reformiren, ist nie gelungen und kann nie gelingen; so wenig wie der, unter nordischem Himmel Tropenfrucht zu züchten oder von leichtem Boden zu ernten, was nur schwerer trägt. Das Theater ist das Produkt einer Volkswirthschaft, ideeller und materieller, und deshalb nicht von eiferndem Willen zu erzwingen noch in seines Wesens Grund zu ändern. Wie des Baumes Frucht, wie Gedanke und That des Menschen ists nothwendig; sonst fehlt ihm die Wurzel, das Fundament und nach kurzen Tagen erkünstelter Herrlichkeit sinkt es in Trümmer. Nicht darauf kommts an, ob ein Irving Dieses ersehnt, ein Archer Jenes erschmeichelt; auch darauf nicht, ob ein Jones mit sicherem Ton verkündet, der Realismus sei für die Bühne tot, nur für die Materialsammlung und die Skizze noch zu brauchen und das Theater wieder die Hochburg der Phantasie und Mysterienstätte geworden. Sondern nur auf die Antwort, die der Frage gefunden wird: Wie sieht die Gesellschaft aus, die im Theater sitzen, es ernähren, sich seiner freuen soll? Nur darauf; mögen tausend Artisten, Dilettirer, Reformkleidermacher noch so laut widersprechen. Dem Hellenen war das Theater Tempel und Volksfestplatz. Dem Britenadel Elisabeths Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinkenden Welt. Dem Hof des Louis die Hohe Schule der Passionen und ein leckeres Dessert nach schwerer Kost. In Athen, im London der vielgeliebten Jungfernmajestät, in der Residenz des Sonnenkönigs hatte das Theaterpublikum (wenn mans so nennen darf) einen Pulsschlag; wars im Wollen und Weigern einig. Die selbe Rasse, der selbe Glaube, die selben sozialen und kulturellen Lebensbedingungen.

Und das Theater war nicht auf das Geld dieses Publikums angewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch legten. In Athen Massenweihefest, in London und Paris Elitevergnügen; später noch hier frommes Mysterien- und Krippenspiel, dort Meß- und Vorfastenkurzweil. Immer und überall so, wie die Kunden, die Abnehmer der Spielwaare, es wollten; wollten mußten. Solls heute nun anders sein? Bei Beerbohm Tree, Windham, Forbes Robertson und ihren fetten und mageren Konkurrenten sitzen Männer, die den ganzen Tag hastig gearbeitet und morgens, mittags, abends Zeitungen gelesen haben. Depeschen aus allen Zonen. Rebellion in Indien. Revolution in Persien. Krieg in Afrika. Krach in Amerika. Ein Schlachtschiff gesunken; drei Millionen Pfund, zwölfhundert Menschen in die Tiefe verscharrt. Mißernte, die morgen vielleicht das Vermögen halbirt. Eisenbahnkatastrophe. Massenstrike. Aussperrung. Attentat. Kommt Rußland zu Ruhe? Wagt Japan die Expansion nach Westen? Findet der Witwatersrand nie wieder einen Markt? Wird im Herbst das Geld noch theurer? Läßt die Weltkonjunktur wirklich nach? Mord, Elend, Pestilenz, Feuersnoth, blutige Unzucht: wohin das Auge fällt. Vor hundert Jahren schrieb Schiller mahnend, auf ihrer Schattenbühne müsse auch die Kunst jetzt höheren Flug versuchen, „soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“ Und was erfuhr in Weimar, was in Berlin selbst der Bürger! Wie langsam sickerte ihm von Bonapartes Sieg und Preußens Niederlage die Kunde zu! Wie eng war seinem Blick das Erdrund begrenzt! Heute (in der fetten Zeit vor dem Krieg) blitzts von allen Kontinenten herüber. Wird von früh bis spät an allen Nervensträngen geklingelt. Da sitzen sie (die paar Müßiggänger zählen kaum). Haben sich von den Spuren des struggle gesäubert; das Abendkleid angezogen, gegessen und getrunken; sich ins Automobil gesetzt; durch Wagengeknäuel und Menschendickicht den Weg gebahnt; wie auf unsichtiger See wars, wenn im Nebel die Sirenen heulen. Hier wird eine neue Nachtausgabe ausgerufen; was mags wieder sein? Dort biegt der Chauffeur in der letzten Sekunde noch dem einherdonnernden Benzinomnibus aus. Endlich. Die dritte Loge. Händedrücke. Politisches aus dem Klub. Börsenschlußberichte. Jakob Schiff fürchtet, daß Japan wild wird? Morgans Concern wetzt die Fänge ... Das Spiel beginnt.

Was soll es bieten? Getreue Abbilder des Lebens, gemeiner Wirklichkeit? Die Herren (auch die Damen, die in anderem Interessenkreis wohnen, deren Kopf aber nicht freier, deren Nervencentrale nicht minder belastet ist) würden sich schön bedanken. Vom Leben haben sie gerade genug. Die Aestheten nur, die am Schreibtisch geschwitzt, beim Liebchen gegirrt oder im Kaffeehaus gelungert haben, fordern die tranches saignantes de la vie. Die Anderen nicht; weder Unternehmer noch Lohnarbeiter. Was also? Die Lösung kosmischer Räthsel? Zu müde. Literatenpsychologie? Langstielig. Sozialkritik? In der Fabrik, auf der Werft hat mans zum Ueberdruß. Ibsen und Ibsens Geschlecht? Düster und monoton; keine elegante Frau; Familiengerippe, daß man sich vor dem Nachbar schämt; ein Weibchen, das Wechsel fälscht und verherrlicht wird; eine Lady, die ihrem Mann, einem Kammerherrn, entlaufen ist, sich was drauf einbildet und nur bedauert, daß der stramme Pastor sie damals nicht als Bettschätzchen wollte. Unmöglich. Heitere oder dröhnende Musik. Hübsche Mädchen in theuren Kleidern. Glanz und Feierlichkeit. Bunte Bilder aus der Historie. Oder starke Effekte, deren Gedräng die Hemmung im Hirn ausschaltet. Riesenmaschinen oder niedliche Sächelchen. Wagner: da dämmert man lange Strecken hin und wird mit der Faust aufgerüttelt, wenn der Feuerzauber, das Schmiedelied, der Trauermarsch anhebt. Opern, auf die man erst zu hören braucht, wenn die Stars aus der Coulisse treten. Shakespeare sogar: da ist was zu sehen und was zu lächeln, ist viel Musik, bunte Komparserie und (bei so alten Sachen) keine Aufregung mehr. Oder Flirt in einem behaglichen Drawing Room. Oder eine wilde Geschichte mit Suggestion und Halluzination, Hängen und Würgen. Dieses Schauspielhaus ist kein Tempel, kein Volksfestspielplatz; auch nicht die Vergnügungstätte der Privilegirten. Dieses Publikum ist im Glauben und Wollen nicht einig; scheint gar nicht von dem selben Stamm. Der Mann von der Straße, der aufs Nachtmahl verzichtet und ein Galeriebillet erkämpft hat, ist dem Paar in der Loge ferner als ein reicher Russe, Kleinasiat oder Peruaner; an Bildung, Gewohnheit, Gefühlsinhalt fremder. D'Israelis zwei Nationen. Und Allen soll doch das aufgetragene Gericht munden: denn Aller Geld muß in den Kasten. Schmeckts auch nur einem Theil nicht, dann bleibt der Saal halb leer. In Athen, noch im

Globetheater und im engen Haus Molières gings bequem. Das Volk oder dessen souverainer Herr bezahlte die Zeche. Die war nicht hoch. Heute kostet jeder Abend viertausend Mark und noch mehr. Die müssen herein; denn „unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht." Also Massenspeise und doch ein Tafelgeräth, das dem Verwöhntesten imponirt. Ibsen und Maeterlinck? Am dritten Abend muß man die theuren Plätze verschenken; und ein Stück, das nicht einen Monat lang auf dem Zettel steht, gilt als Niete, nach der Keiner langt. Nichts zu Reales und nichts zu Subtiles. Nervenpeitsche und Lachmuskelmassage; Augenweide oder Opium. Das lockt und zieht. Die zweite Frau Tanqueray war Modesache („Wir haben auch unseren Naturalismus") und blieb immer noch Schnürbodenarbeit, blieb derbes Theater. Das wird verlangt. Wers weigert, kann die Bude schließen und seinen Leuten den Monatslohn schuldig bleiben. Wirthschaft, Horatio!

Ungefähr um die selbe Zeit wie die Briten träumten auch ein paar Franzosen von der Theaterreformation. Deren Traumgebild hatte freilich andere Form und Farbe. Frankreichs alte Theaterkultur ward ja nie unterbrochen. Als Bonaparte auf dem Thron der Louis saß, blieb Talma sein Günstling und Anstandslehrer. In Moskau gab der im Kreml Frierende der Comédie die Verfassung. Auf Sankt-Helena sprach er wie ein Lundiste über Voltaires gedunsenen Propheten und Almavivas Kammerdiener. Fast jeder Franzos lebt die pariser Bühnenvorgänge mit; fast jeder war, noch am Mekong und in Neukaledonien, verstimmt, wenn der Temps mit Sarceys Theaterchronik mal ausblieb. Uralte Ueberlieferung, die im Blut sitzt. Plötzlich aber in die Müllgrube sollte. Nur der Tragikomiker, der die Typen des Geizhalses und des Heuchlers, des Misanthropen und der Pretiösen geschaffen hat, blieb in der Glorie; beinahe alles Andere war werth, zu Grunde zu gehen. Boxende Hunde, rief Goncourt, werden unsere Schandstücke verdrängen, die ich mit meinen (fügte er, laut genug noch, hinzu) so gern doch längst verdrängt hätte. Les planches sont vides, schrie Zola, als er Jeden, der je einmal auf diesen Brettern stand, niedergesäbelt hatte. Das Konservatorium kastrirt die Talente oder lähmt sie wenigstens für Lebenszeit durch Kasernendrill. Die Dramatiker sind, von Hugo bis zu Dumas und D'Ennery, schlaue Schwindler. Das Theater fordert eine Spezialbegabung? Unsinn.

Ein Gorilla hat, um die bebrillten Enkel zu foppen, die Legende von dem don du théâtre erfunden. Ein Stück braucht nicht gemacht zu sein. Solls gar nichts. Sonst taugts für Tabarins Puppenspiel. Nur Natur brauchts, den rauhen Hauch der Wirklichkeit: dann fragt nur ein Schulfuchs noch nach der Mache. Weg die Bindfaden, die groben oder feinen Intriguen, den elenden Krimskrams einer spannenden Handlung! Straßenkehrergeschmack. Wir wollen Menschen sehen, wie wir sie kennen, ihr Reden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen; die vérité vraie packen und auf die Schaubühne schleppen, die ganze grasse Wahrheit des Alltages, und nicht ruhen, bis das illuminirte Bild in jedem Zug der Wirklichkeit gleicht. Dann wird im Theater Jedem die Erinnerung an das Theater schwinden. (Das ist unser höchstes Ziel.) Dann pfeifen wir auf die Kniffe der Lieblinge von gestern und heute. Dann wird das O von Holz zur Arche, aus der das Leben kribbelt, auf deren Bord das Menschengethier sich en plein air paart, gebiert und verreckt. Anno Hernani wars („romantisch") immerhin glimpflicher zugegangen.

Ein Schlachten wars. Doch wie oft die Metzger auch vor den Gaffern die Hände wuschen: kein Kadaver deckte den Anger. Papierne Todesurtheile, die nie vollstreckt wurden. Tinte, nicht Blut floß. Die scharfe Zunge traf, nicht des Schwertes Schneide. Den wilden Männern öffnet sich da und dort leis ein Bühnenpförtchen. Weder Goncourt noch Zola konnte zwischen Leinwänden wirken. Therese Raquin schien ungeschickter D'Ennery und Zolas putziger „Bouton de rose", das künstlich aufgezärtelte Rosenknöspchen, das Vaudeville eines witzlosen Kopfhängers, welkte im Rampenlicht. Der Putsch kam von anderer Seite. Alles Gelärm der Artisten und der Kryptoromantiker, die sich für Naturalisten gaben, schmälerte den Dumas und Augier, Sardou und Pailleron nicht den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von dem Glanzbezirk der Anerkannten, der Mächler und Massenlieferanten. Der Unterbeamte Antoine gründete das Théâtre-Libre.

Ein Barbar? Ein Theatertalent ersten Ranges. Einer, der zum Herrn geboren war, nicht zum Diener; und auf unbegangenem Pfad deshalb schnell die Höhe erklimmen wollte. Ein Finder, Erzieher, Organisator von fast untrüglichem Bretterinstinkt. Das blieb noch lange verborgen. Ein Wunder schiens: und der Wunsch

zeugte geschwind nun den Glauben. Spielte diese junge Truppe, die sich aus Amtsschreibern und Kaufmannsgehilfen, aus Ladenmädchen und Portiertöchtern rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs Conservatoire gesiebte? Nicht besser? Viel besser. (Dabei wurde erstens vergessen, daß sie einen genialen Drillmeister hatte; zweitens, daß jeder Entschüchterte, wenn er nur weislich an die richtige Stelle gebracht wird, in einem Naturalistenstück seinen Mann steht; daß dazu eben nichts gehört als der Muth, sich mit all seinen Unmanieren und Wesenswarzen zu geben; daß noch das älteste Hoftheatermöbel solche Stelle brav ausfüllt.) Und diese Dramen! Die überstinken ja noch das Leben. Nach Sardous Leimgeruch und Feuillets Veilchenseifenparfum eine wahre Wonne. Solche Werke führen die großen Theater nicht auf? Natürlich. Wäre ja das Ende der geschminkten Herrlichkeit. Die alte Verschwörung der Mittelmäßigen gegen das Genie. Die Direktoren nehmen nur, was die renommirte Firma liefert. Die Kritiker lobens und lassen die Jungen nicht aufkommen. Das Publikum hat keine Wahl und löffelt die Bettelsuppe herunter: sonst bliebe der Magen ihm leer. Jetzt aber wirds anders. Endlich. Die Freie Bühne lehrt bald auch die Blinden sehen. Was sind Mounet-Sully und Coquelin neben Antoine? Schwaches Fabrikempire neben dem Meisterstück aus einer Künstlerwerkstatt. Wie sehen die Feuillet, Dumas, Pailleron neben unseren Hennique, Ancey, Jullien aus? Wie mottige Perrücken neben der Mähne des jungen Helden. Allons, enfants ... Die Große Revolution ist auch heute noch längst nicht zu Ende; wieder dämmert ein Thermidortag.

So weit wars, als das Jahr 1890 begann. Nach dem Zusammenschluß wurde flink ein nutzbares System bereitet. Die Jugend hatte sich nicht nur in der Heimath organisirt, sondern auch mit dem Ausland Assekuranzverträge geschlossen. Schema: Wie Du mir, so ich Dir; lobt Ihr uns, so loben wir Euch. Im Zeichen des raschen Weltverkehres wars möglich. Die Alten, Lamartine so gut wie Keller, Carducci so gut wie Heyse, waren draußen fast unbekannt geblieben. Jetzt ging an der Donau das Gegacker los, wenn auf Montmartre ein Ei gelegt war; ehe noch Jemand wissen konnte, welches Thierchen aus der Schale kriechen würde. Ein Moderner: Das genügte. Und während es von Ost und West Hymnen hagelte, thaten die Jungen, als seien sie gevehmt, ver-

einsamt, um jede Gelegenheit zum Siege geprellt. Das gehörte zum System. Zu dem der Bretterprätendenten noch Mancherlei. Die Alten sind Hosenmätze. Haben nie was gekonnt und versteinern nun in ihrer fruchtlosen Oede. Bilden mit ihren spitzen Ellbogen aber noch immer eine Knochenkette, die uns den Durchbruch wehrt. Die Kritiker sind von ihnen bestochen. Deshalb plärren sie jede Woche das Lied von den unverjährbaren Regeln und den gut gemachten Stücken. Als ob die starke Persönlichkeit je Regeln anerkannt, ein echter Künstler sich je in Mache erniedert hätte! Regeln sind für Herrn de la Palisse, dessen Schirm naß wird, wenn er im Regen spazirt: wir schaffen sie ab. Hat das Drama bisher seine besonderen Gesetze gehabt: wir werfen den Plunder in die Rumpelkammer. Aristoteles und sein Nachtrab? Könnte uns passen. Die Technik des Dramas hat sich in Jahrtausenden kaum geändert? Schlimm genug. Wir fackeln nicht lange. Sophokles, Shakespeare, Racine hatten ihre Zeit. Jetzt kommt unsere. Sind die Stücke bisher über einen Leisten geschlagen worden: wir machen sie, wie uns beliebt. Und damit Basta, Banausen!

Hier könnte sich ein Mißverständniß einschleichen. Das französische Drama der achtziger Jahre war nicht etwa stark, nicht etwa als Gattungmuster vor Tintengerinnsel zu schirmen. Zu viel Konvention und zu wenig ernste Kunst. Die Drähte zu dick und die Psychologie zu dünn. Hinten und vorn Parisianismen und nirgends urwüchsige Menschlichkeit. Genug also zu tadeln. Durchschnittsernten. Da Niemand gehindert ward, Talent zu haben, konnte der nächste Lenz den Erlöser bringen. Der hätte dann durchs Beispiel gezeigt, wie ein starkes Drama aussieht. Das bis heute eine Rarität war. Wie viele reiften denn seit den aischylischen Tagen? Das große, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen darf. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein tägliches Brot beschieden sei. Und ranzig war die pariser Hausmannskost nicht. Dumas fils: der Vorredner moderner Kunst; kein Bildnergeist, doch ein kluger und tapferer Mann, der sich vor dem schwersten Problem nicht duckte und das sozialpsychische Bedürfniß von übermorgen witterte; die Kameliendame gehört zu den kräftigsten Theaterstücken der Weltliteratur, Demi-Monde giebt eine allerliebste Sittenschilderung und Francillon ist als Typus

eines Dichters würdig. Augier: ein wackerer Handwerksmann; auf den Brettern der Exponent des jungbürgerlichen Liberalismus; als Vater Giboyers und Poiriers für ein Jahrhundert unsterblich; ein Erfindertalent, von dessen Erbe unsere Sudermänner noch heute zehren. Feuillet: süßlich, aber gewandt; der jeune homme pauvre hat millionen Herzen gerührt; und ist der Mann von Eisen nicht ein ganz stattlicher Ahn des blonden Konsuls Bernick? Pailleron: wer die amoralische alte Herzogin und den Roosevelt-Professor Bellac geschaffen hat, kann sich sehen lassen. Sardou: ein Theatergenie, das die Coulissensterne heller glühen lehrte; La Haine ist ein achtbares Drama, Rabagas steht nicht allzu tief unter Figaro, die ersten beiden Akte von Divorçons sind Charakterkomoedie großen Stils; und welche anständige und anmuthige Lustigkeit in Nos intimes, Pattes de mouche und manchem anderen Plauderstück! (Daß er starke Mimen gut bedient hat, würde der hamburgische Dramaturg an ihm loben, nicht rügen.) Meilhac: ein Salonsatiriker, wie wir keinen je hatten, und manchmal der Grenze des aristophanischen Reiches sehr nah. Noch Andere wären zu nennen. Am Ende doch mehr, als eine Durchschnittsernte bringt. Daß sie nicht Shakespeare noch Molière seien, durfte man den berühmten Herren (die sich übrigens selbst nicht dafür hielten) getrost immer sagen. Wars gerecht, sie als unfähige Gauner anzuprangern? Jedes Volk kann froh sein, wenn der Theatertrog solches Futter bietet. Das Geschäft ging und die Bühnenkunst (die man nicht mit der Dramenliteratur verwechseln darf) gedieh recht stattlich. Das bestritten die Jungen. Fochten auch nicht überlebte Konvention an, sondern die Lebensbedingung des Theaters, das nur als Massenkunst ein Recht des Daseins hat. Warum? Weil sie diese Bedingung nicht erfüllen konnten und doch da herrschen wollten, wo die lästigen Alten noch thronten. Der Masse, der Volksgemeinschaft hatten diese Aestheten nichts mitzutheilen: also mußte das Theater intim werden, ein Esoterikervergnügen. Eine Handlung vermochten sie nicht zu erfinden und von der Thalsohle auf den Bergscheitel zu führen: also mußte die Handlung verpönt und zum Nothbehelf frecher Spitzbubenkunst gebrandmarkt werden. Brunetière hat ihnen damals geantwortet. „Menschenbilder giebt uns der Moralist und der Psychologe, Bourdaloue und Labruyère so gut wie Molière; die Satire kann die Lächerlichkeit

geißeln und so die Sitten bessern; Darstellung der Leidenschaft ist die Aufgabe des Romans. Mais ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente et continue de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté, et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son idée même." Wer dem Drama die Handlung, äußere oder innere, nimmt und es, mit frevler Berufung auf große Namen, in die Pflicht der Zustandsschilderung pfercht, bricht ihm das Herz aus. Nebenschößlinge mag es dann noch treiben; zur Kronenhöhe aber wächst es mit solchem Siechthum nie empor.

Was in Paris geschehen ist, braucht nicht so ausführlich erzählt zu werden wie ein londoner Erlebniß. Jeder Zeitungleser weiß, daß auch dieser Reformatorenversuch mißlungen ist. Das Gräuelstück kam, die schamlose comédie rosse; dann von Zeit zu Zeit ein kecker Symbolistenversuch. Ein Häuflein, Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht speien, mit Unflath traktiren, von Spaßvögeln im Mystagogenwald anpfeifen. Nicht lange. In den großen Theatern war Alles in alter Ordnung geblieben. Der Franzose ist in seinen Gewohnheiten hyperkonservativ. Er baut sein Haus, wie der Großvater seins baute, war für Möbel modern style nicht zu haben und schüttelte den Kopf, da er hörte, das Schauspielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthierkäfig, Richtstatt und Sektentempel sein. Die Schlammfluth verrann und das Häuflein lichtete sich. Wer spricht noch von Hennique, Ancey und Jullien? Antoine, der schon in seinem Haus richtige, tüchtige Theaterstücke gab (Lear, „Die Ehre", „Alt-Heidelberg"; jedes Kaliber), wurde Direktor des Odéon; der Rebell Leiter des Staatstheaters für die reifere Jugend. Brieux, Lavedan, Wolff, die sich ein Weilchen absurd geberdet hatten, lernten längst einsehen, daß im Dramenbezirk die Gesetze stärker sind als alle Menschenwillkür. Statt der Dumas, Sardou, Pailleron herrschten die Donnay, Mirbeau, Hervieu. Ihre Stücke waren nicht stärker als die der Vorgänger; auch nicht naturalistischer; hatten nur den Ton anderer Gesellschaftmode. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ruy Blas, erinnerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und erfuchtelte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer Jahrzehnte. Capus war ein pariserisches Bauernfeldchen (ohne die altwiener Giftunkräuter) und wurde an rosigen Nichtigkeiten

steinreich. Nichts war im Wesensgrund verändert. Nur ging das Geschäft nicht mehr ganz so glatt. Aber das Theater hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Dem Sturm der Schaar, die es entheatralisiren und dann für sich belegen wollte, widerstanden. Und, nach kurzer Wirrung, den Weg in die Gunst der Kundschaft, ohne deren Geld es nicht lange leben könnte, wiedergefunden.

In London, in Paris; und (nach Irrgängen, die noch ein Rückblick betrachten soll) in Berlin. Höret drei deutsche Stimmen. „Der Dramatiker muß das Leben so malen, daß der Zuschauer hingerissen werde, zu glauben, er sehe das wahre Werk der Natur, indem dessen bloße Vorstellung auf seine Gesinnungen und Leidenschaften alle Wirkungen äußert, welche die Natur selbst nicht anders hätte hervorbringen können, als wofern sie in ein dem Zweck des Dichters untergeordnetes Ganze wäre konzentrirt worden.“ (Der Nordfriese Gerstenberg, dessen Ugolino einst neben den Götz gestellt worden ist, 1765.) „Wenn Diesen Langeweile treibt, kommt Jener satt vom übertischten Mahle. Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten, und Neugier nur beflügelt jeden Schritt. Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel, Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.“ (Goethes derber Theaterdirektor.) „Der Grieche fühlte sich vor seiner Bühne mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert, daß er den Augenblick nicht erwarten konnte, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenigen nur sparsam aus anderer Absicht.“ (Lessing.) Drei Vorstellungwelten? In Hellas war das Schauspiel ein Weihefest der in Empfindung und Wollen einigen Volksgemeinde; die Szene ein Tribunal, wo über die großen Gegenstände der Menschheit verhandelt, nach alter, fester Göttersatzung der sittliche Werth geprägt wurde. Neuen Glauben und neue Moral zu lehren: in so Fürchterliches durfte sich der einsame Denker erdreisten, niemals der Dichter, der zu Tausenden sprechen, den dunkelsten Hirnen seinen Lebensabglanz einleuchten wollte; Weh ihm, wenn er die von hohen Ahnen gefügte Schranke brach und in das kühne Unterfangen vorstürmte, zu zeigen (nicht dumpf nur ahnen zu lassen), hinter welcher Berg-

halbe zwischen dem Sittengesetz und dem Brauch allzu menschlicher Schwachheit der Abgrund gähne! Alte Bühnendichtung hat, von Aischylos bis auf Lope, Molière, Goethe, kaum je verheißen, von ihrem Werk werde die Bretterwelt neu, wie von eines Heilands Erdenwandel die ihm aufgeschlossene Seele. Solches Wunder begehrten und kündeten erst die (nach Lenaus Wort) „Neuen, Verdrießlichen". Was wurde aus ihrem Schweiß? Verschmitzte Technik, die uns vor Leinwand den Ruch des Lebendigen, Wirklichen vortäuschen wollte: und drum, weil im Schauspielhaus prokrustisch in drei Stunden gepreßt werden muß, was im Lebenswirbel Monate, vielleicht Jahre gewährt hat, ohne den Nothbehelf verkürzender, in jedem Sinn verderbender Bühnenkonvention doch den einen Vorgang, der, wie kein anderer, das Wesen und die Wandlung bestimmter Menschen erhellt, nicht zu klären, zu dichten vermag. Unten? Die Alltagskost stank zum Himmel: weil die Menge, der alles ihrem Gaumen Schmackhafte verekelt werden sollte, im Heißhunger alles scharf Gewürzte, Sud aus Gipsmehl, Theerstoff, Pferdefett, „Kunstfleisch" sogar gierig hinunterschlang; weil die ehrwürdig überlieferte Regel, die das Urtheil des Haufens, wie der Kothornos den Wuchs des griechischen Tragoeden, erhöht hatte, durchlöchert, verrufen war. Diaphanie, die das Schöpfervermögen der Zeit, den Kulturstand des Volkes erkennen lehrt, ward von keinem Auge erspäht; aus den seit der Reichsgründung geschriebenen Dramen konnte Keiner errathen, was Deutschland in vier Jahrzehnten geleistet hat und geworden ist. Die tönende, in Farben schwelgende Seele des Herrn Reinhardt, der niemals um Wortkunst warb, that, mit Einbildnerkraft und Gestalterwillen, für das Drama und das Theater mehr als ein Stückmacherschwarm; so viel, wie, nach dem ernsten Witz des lessingischen Hofportraitisten, ein Rafael ohne Hände für die Malkunst zu thun vermocht hätte. Sein Athem weckte Sophokles, Shakespeare, Molière, Lenz, den jungen Schiller, Hebbel, Raimund, die Magie Ibsens, Strindbergs, Tolstois; rief Wilde, Maeterlinck, Wedekind, Eulenberg, Schmidtbonn, Hofmannsthal, Beer-Hofmann, Shaw und den besten Hauptmann, den aus Traum sinnirenden, in das jeder Persönlichkeit holdeste Licht. Dann wurde der Krieg; und das Theater die Zufluchtstätte bangen Gemüthes. Die Söhne, die Väter zogen hinaus ... Stirbt nur Patroklos und kehrt Thersites zurück?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. November 1916.

Bürgertragoedie.

Die Politik ist zum Chaos geworden. Die Schuld ist in der flüchtigen Unruhe zu suchen, womit Kaiser Joseph seit dem Tod seiner Mutter (Maria Theresia) persönliche Geschäfte und internationale Politik betreibt. Weil er in dem König von Preußen den schlimmsten Feind seiner ehrgeizigen Pläne sieht, will ihm der Kaiser Rußland abspänstig machen, um ihn durch die Trennung von einem so wichtigen Bundesgenossen zu vereinsamen, damit er der österreichischen Monarchie nicht mehr gefährlich werden könne. Zu diesem Zweck ist der Kaiser nach Rußland gereist, hat dort die phantastischen Pläne der Kaiserin, die ihren jüngsten Enkel auf den Thron von Konstantinopel setzen wollte, kennen gelernt und sich dadurch bei ihr lieb Kind gemacht, daß er ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihr gegen die Türken den Beistand seiner ganzen Kraft versprach. Da er Patiomkin und Woronzow (den Präsidenten des Handelsamtes) für sich zu gewinnen verstand, hat er, ohne Rücksicht auf den wiener Brauch, mit Katharina ein Bündniß geschlossen. Er vergaß nur, daß Frankreich die Vernichtung der ihm verbündeten Türkei nicht zulassen darf. Des Kaisers Ziel ist, nach der Trennung Rußland mit Preußen zu verfeinden, das man mit vereinten Kräften dann niederwerfen könnte. Weil er, in ungeduldiger Hast, immer hundert Dinge zu gleicher Zeit unternimmt, hatte er von den Holländern die freie Schiffahrt auf der Schelde gefordert (was durchaus gegen den Sinn des Westfälischen Friedens ist) und durch diese Ungerechtigkeit Holland zu

entschlossenem Widerstand gezwungen. Das fragte, von Frankreichs Schwächlichkeit enttäuscht, ob es von Preußen Hilfe zu hoffen habe. Der König ließ (durch den Kabinetsminister Grafen Finckenstein) antworten, da Preußen nicht zu den Bürgen des Westfälischen Friedens gehöre, weder mit Holland noch mit Frankreich verbündet sei und sich in fremden Streit nicht einmischen wolle, müsse Holland sich an Frankreich halten, das ihm Beistand schulde. Wahrscheinlich aber wird es in Angst sein und den Holländern eben so feige Rathschläge geben wie gestern den ihm auch verbündeten Türken. Weil Frankreich durch unverzeihliche Schwachheit sich um alles Ansehen bringt, kann der König von Preußen sich mit einer Macht von so schnell verbleichendem Glanz nicht einlassen. (Trotzdem Prinz Heinrich, des Königs Bruder, das Bündniß mit Frankreich empfiehlt.) Wer die Lage in Rußland bedacht hat, muß erkennen, daß der König den Weg wählen mußte, den Klugheit ihm vorschreibt. Seit dem Tod ihres Günstlings Lanskoij ist die Zarin in tiefe Schwermuth versunken und kümmert sich nicht mehr um die Geschäfte; bleibt sie in dieser Stimmung und rafft sich nicht wieder in den Plan zur Eroberung Konstantinopels auf, so wird ihr Bündniß mit Oesterreich sich rasch lockern. Großfürst Paul Petrowitsch aber, ihr Sohn, steht unerschütterlich zu Preußen. Das würde also thöricht handeln, wenn es ein so nützliches Bündniß löste, um mit Frankreichs heruntergekommener Macht ein neues zu knüpfen. Die Königin (Marie Antoinette) von Frankreich würde, als Schwester des Kaisers von Oesterreich, durch ihren Einfluß alle Vereinbarungen beider Mächte über gemeinsame Kriegsführung vereiteln. Preußens Staatswohl und unverjährbare Interessen wären den Ränken der versailler Höflinge und Weiber ausgeliefert und abhängig von den Launen der Königin und den Schranzen Ludwigs des Sechzehnten. Wie die Dinge heute liegen, wäre ein Bündniß mit Frankreich ein übler Nothbehelf und höchstens rathsam, wenn anderswo kein Bundesgenosse zu finden wäre. O Richelieu, Mazarin, Vierzehnter Louis: was würdet Ihr sagen, wenn Ihr die Schmach Euer Nachfolger sähet und hörtet! Frankreich folgt sklavisch der Königin und läßt sich von Oesterreich beherrschen. In Rußland sind die Bakunin, Besborodko, Woronzow bis in die Fingerspitzen österreichisch und wir können, wenn wir uns nichts selbst Etwas vormachen, nur auf den Thronfolger

rechnen. England, dessen Regirung noch keine feste Gestalt gewonnen hat und dessen Staatsmaschine (durch die Kriege gegen die amerikanischen Kolonien, Frankreich, Spanien, Holland) geschwächt ist, wird sich fürs Erste nicht auf große Dinge einlassen. Schweden und Dänemark sind kraftlos. Man müßte einen Bund deutscher Fürsten schaffen, dessen Zweck wäre, das bestehende Reichssystem zu erhalten. Kommt es zum Krieg, so muß man alle Reichsfürsten hineinziehen, ihnen Subsidien zahlen (was nicht unmöglich wäre), mit ihrer Hilfe uns aus der Klemme lockern und in diesem Bund den Völkermassen, die beide Kaiserhöfe gegen uns ins Feld schicken würden, die Stirn bieten. Ein anderes Mittel will mir nicht einfallen. Einem Pferd kann man zwar die Haare einzeln ausreißen, aber den Schwanz muß man im Ganzen packen. Der Fürstenbund, den ich vorschlage, soll Jedem seinen Besitz sichern und einen ehrgeizigen, unternehmunglüsternen Kaiser hindern, die deutsche Verfassung Stück vor Stück zu zerstören. Lassen die Fürsten ein paar Ihresgleichen erdrücken, dann kommt schließlich die Reihe auch an die Anderen, denen nur das Vorrecht bleibt, in der Höhle des Polyphem zuletzt verspeist zu werden. Wird der Bund geschaffen, so kann die Stimme der vereinten Reichsstände den Kaiser vom Mißbrauch seiner Macht abhalten; ist er widerspänstig, so hat er eine Partei, die sich mit seiner Kraft messen kann, gegen sich; und das Deutsche Reich kann zur Vertretung seiner Interessen Bundesgenossen finden. Wir wollen nicht einen Krieg beginnen, sondern uns nur gegen Rechtsbrüche und Länderraub des Kaisers schützen. Man muß die auf ihren Sonderinteressen eingeschlafenen Staaten aufrütteln. Legen wir die Hände in den Schoß, dann ist so sicher, wie zweimal Zwei Vier giebt, daß dem Kaiser freie Hand bleibt, zu thun, was ihm gerade beliebt."

Diese Sätze schrieb der zweiundsiebenzigjährige König Fritz (den, nach der Meinung des einst in den Deutschen Reichstag abgeordneten Herrn Daniel Blumenthal, nur Schmeichler groß nennen) über den Zustand Europas, die Bündnißmöglichkeiten des eingeklemmten Preußenstaates und die Pflichtschanze eines deutschen Fürstenbundes. Die Hoffnung, daß der Thronwechsel in Rußland die Klemme seines Staates lösen werde, hat sich ihm nicht erfüllt. Katharina überlebte ihn um zehn Jahre; und als Zar Paul Petrowitsch den Grafen Panin nach Berlin schickte, um das

Bündniß mit Preußen zu erneuen und zu festigen, hatte Friedrich Wilhelm der Zweite sich im Baseler Vertrag und in dem Zusatzartikel vom fünften August 1795 fest an Frankreich gebunden und sein Folger klebte an der Politik, die von den Rheinquellen bis nach Jena geführt hat. Das anglo-russische Bündniß, das Fritz nicht ungern gesehen hätte, wurde durch Katharinas Tod verhindert und, als Sir Charles Whitworth, der petersburger Gesandte des Britenkönigs Georg, es später durchgedrückt hatte, unter Paul nicht mehr wirksam. Während Fritz, sechs Jahre nach Voltaires Tod, in Sanssouci den Plan zum Fürstenbund bebrütet, weitet Buffon seine Naturgeschichte, läßt Beaumarchais, der einst die Töchter der fünfzehnten Lilienlouis, Mesdames de France, das Harfenspiel lehrte, die freche Komoedie „Figaros Hochzeit“, den Sturmvogel der Revolution, aufflattern, sucht Kant den Begriff der „Aufklärung“ zu entnebeln, mörtelt Herder die Mauer seiner Ideen zur Philosophie der Menschheitgeschichte, fordert Moses Mendelssohn in seinem „Jerusalem“ die Trennung der Kirche vom Staat, verblutet Schillers luziferisch schöner Fiesko unter dem Republikanerstahl, bringt Goethes in Ketten, in Europäerhoheit trotziger „Prometheus“, der große Erleuchter, ans Licht, sammelt Myller die seit dem zwölften Jahrhundert in Deutschland entstandenen Mythen und Epen, schreibt Voß das beschauliche Gedicht von Luise, Kortum das Hohe Lied vom Kandidaten Jobs, Aloys Blumauer die Abenteuer des frommen Helden Aeneas. Fritzens Schach gegen Katharina; von Kant, Buffon, Herder bis zur Travestie der Hellenenwelt, Fiesko, Figaro, Prometheus, Siegfried, Hagen, Walther, Wolfram, Jobs: üppiger war wohl selten ein Jahr. Goethe sitzt in Weimar und berichtet an seinen Herzog Karl August über Schachte und Stollen, Gewerkschaft und Schneidemühle, Wolle und Holz. Der Apotheker Buchholz, der schon eine Weile vergebens „die Lüfte peinigt“, läßt einen Ballon steigen und streckt sich vergebens in Wetteifer mit den Brüdern Montgolfier. Der Hofdichter bereitet sich fürs Hüttenwesen vor, will seine mineralogischen Ideen aufklären und bestellt bei dem nordhäuser Wetterpropheten Rosenthal ein Baro- und Thermometer. Schmidt, der Geheime Assistenzrath und Jugendfreund Klopstocks, „kam in einen patriotischen Eifer und sprach viel, wie unseren Finanzen sollten die Reisen stärker angetrieben werden;

es ist recht schade, daß Sie nicht wenigstens hinter dem Schirm zugehört haben. Er ist wirklich ein Mensch, dem es Ernst ums Gute ist. Viel Glück auf Ihren Wegen und Stegen; ich bin auf Ihre Rückkunft sehr begierig." Schließt sich der Kreis deutschen Lebens? Der zweite Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken hat sich dem Franzosenkönig verpflichtet, der ihm einen Theil seiner Riesenschulden bezahlt hat. Damit der trotzdem noch immer von Gläubigern Bedrängte sich nicht auch an Oesterreich verkaufe, läßt ihm, hinter Fritzens Rücken, der Kronprinz von Preußen durch den Herzog von Weimar Geld anbieten. Zu spät: Frankreichs Beutel ist dicker. Auf den heimlichen Wegen und Stegen dieser Reise ist Karl August, der dem Fürstenbundesplan auf seine Weise eifrig gedient hat. Mir, schreibt Goethe, „ist jetzo doch sehr lieb, daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in der Folge entweder sich zurückziehen oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln. Ihre Frau Mutter war an ihrem Geburtstag vergnügt und munter. Alle dichterischen Federkiele hatten sich geregt und allerlei kleine harmlose Gaben waren dargebracht worden. Prinz Konstantin verherrlichte das Fest durch seine Gegenwart. Die Stein hat mich wieder verlassen; sie schleppt an dem kochberger Wirthschaftkreuz und theilt blos das Uebel, ohne es heben zu können. Das Fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen beendigt und muß nun warten, wie es aufgenommen wird. Einen Brief an Sömmering (den kasseler Anatomen) über den famosen Knochen (das os intermaxillare, das er, als ‚den Schlußstein zum Menschen', im März 1784 entdeckt hatte), dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehestens mit den Zeichnungen abgehen lassen. Wenn Sie nach Darmstadt kommen, haben Sie doch die Güte, den Herrn Schwager (Erbprinzen Ludwig von Hessen) höflichst auf die zwanzig Louisdor zu erinnern, die er auf seine Kuxe (vom ilmenauer Bergwerk) zurücksteht. Er hat mir nicht einmal geantwortet oder den Empfang melden lassen. Wenn er mit unseren unterirdischen Operationen nichts zu thun haben will und die Erinnerung an das ilmenauer Leben ihm das Geld nicht aus der Tasche locken kann, so wünschte ich nur, daß er die Gewährscheine zurückschickte und sich lossagte. Das Vertrauen des auswärtigen Publici wächst immer, indessen unser inländisches sich

gutmüthig mit Fatalitäten beschäftigt, die uns zufallen sollen. Neulich haben sie zugleich das Werk ersäuft und die Arbeiter durch Schwefeldünste umgebracht. Wie sich auch Ihr Geschäft (am zweibrücker Hof) wendet: betragen Sie sich mäßig und ziehen sich, wenn es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit Denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittirt haben. Bei uns wohnt Friede; wenigstens äußere Ruh. Die Holländer haben durch einen wunderbaren Gesandten Subsidien anbieten lassen. Noch weiß Niemand mit einiger Wahrscheinlichkeit zu folgern, was kommen werde. Die Zweideutigkeit Frankreichs (in dem Scheldehader, den die österreichischeu Niederlande gegen Holland begonnen hatten) macht Jeden verwirrt. Wir fahren indessen mit unseren Ameisenbemühungen fort, als wenn es gar keine Erdbeben gebe. Vom Steigen und Fallen der Frucht, von zu befürchtendem Mangel und nothwendiger Sperre ist viel Fragens und Redens, vielerlei Meinung, Rath und kein Schluß. Auch ist es, leider, eine Angelegenheit, in der ein kleiner Staat fast nichts beschließen kann. Gotha hat, unter dem Schein zustimmenden Wohlmeinens, einen sehr eigennützigen Vorschlag gethan. Insofern es die Umstände erlauben, lebe ich nach Vorschrift meines Genius und befinde mich wohl. Mich heißt das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen; ich vollende Mancherlei in Thun und Lernen, bereite mir die stille Folge einer Thätigkeit aufs nächste Jahr vor und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreis meiner Bestimmung liegen. Ich habe oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Haus kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte; und wenn Das nicht geht, sucht man doch so viel wie möglich von neuen Ideen hineinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Mich zusammenzuhalten, kostet mich mehr, als es scheint, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so fest hange. Die Aufmerksamkeit unseres Publici wird durch Frau von Reck beschäftigt. (Die seit drei Jahren geschiedene fromme Dichterin Elisa von der Recke, geborene Reichsgräfin von Medem, die Deutschlands berühmte Männer aufsuchte, zu Cagliostro in engem Verhältniß stand und ihn später entlarvt

hat.) Die Urtheile sind verschieden nach Verschiedenheit der Standpunkte, woraus dieser schöne Gegenstand, der auch verschiedene Seiten haben mag, betrachtet wird. Ich kann gar nichts von ihr sagen, denn ich habe sie nur ein einzig Mal gesehen. Jedermann behauptet aber, Sie würden nach Ihrer Zurückkunft der Dame die Cour machen (um mich dieses trivialen Ausdruckes zu bedienen) und die Dame würde nicht abgeneigt sein, galantfürstliche Gesinnungen zu erwidern. Denn ob sie gleich ein Muster der Tugend und (ungeachtet einer manchmal seltsam scheinenden Bekleidung, durch welche selbst Wieland zu viel vom Nackten gewahr wird) ein Muster der Ehrbarkeit ist, so hat sie doch gestanden, daß ihr Herz ihr schon einige Male Streiche gespielt habe und daß sie eine besondere Freundin und Verehrerin von Fürsten sei, die ihre Menschheit nicht ausgezogen haben. An einer Schlittenfahrt wird mit großem Eifer gearbeitet; bis jetzt haben sich die verschiedenen Meinungen nicht vereinigen lassen. Die Komoedie (Bellomos Truppe gab seit dem Januar in dem neuen Redoutehaus Vorstellungen) schleicht in einem Torpor hin, der nur bei unserer Nation möglich ist. Ihre Frau Gemahlin befindet sich nach den Umständen wohl und das Prinzchen habe ich gestern munter im großen Saal herumrutschen sehen. Langen Sie bald wohl und vergnügt in dem Kreis an, der Ihnen doch der nächste ist und bleibt."

Wo Goethe spricht, Geschehenes und Werdendes aus seiner Umwelt berichtet, da hemmt selbst der Hastige gern den Fuß. Und rundet sich dem von der weimarer Warte Ausblickenden nicht wirklich der Ring deutschen Erlebens, an dessen stählerner Buchtung er Fritzens Schwert mitschmieden sah? Der Ungeheure, der mit dem Kyklopenhammer einst den dünn vergoldeten Stahlreif sprengen wird, sitzt noch auf der Marterbank der pariser Militärschule: der fünfzehnjährige Napoleon Bonaparte schwitzt auf dem Weg zu dem Lieutenantspatent, das ihn ins Artillerieregiment Lafère führen soll. Sterne sinken, Sterne steigen. Wie arm scheint unter so reichem Himmel eine nur zu Zerstörung und Widerstand rüstige Zeit, die Manchen doch groß dünkt! Fritz, Katharina, Joseph, Bonaparte, in der Enge des Musenhofes Karl August; Voltaire, Rousseau, Buffon, Diderot, Helvetius, Grimm, Condorcet, Chénier, Beaumarchais, Carnot, Siéyès, Danton, Robespierre, Pitt, Fox, Nelson, Wellington, Hertzberg, Stein, Hardenberg, Blücher,

Gneisenau, Scharnhorst, Boyen, Kant, Herder, Lessing, Goethe, Schiller, Lenz, Klinger, Leisewitz, Gerstenberg, Wagner, Wieland, Lavater, Mendelssohn, Johannes Müller, Winckelmann, Archenholz, Bürger, Jean Paul, Heinse, Miller, Pestalozzi, Hippel, Voß, Musäus, Dalberg, Iffland, Kotzebue, Schröder, Arndt: noch sind nicht alle Planeten und Nebengestirne hier aufgezählt. Um und in Deutschland wird Gewaltiges: Revolution (des kosmognomischen und des staatlichen Lebens), Krieg, Industrie. Fürsten schachern, lüdern, ersticken in Schulden. In Süd, West und Mitte des Erdtheiles entwurzelt (nur in Preußen nicht) der Landadel sich der Scholle, verliert die Herrschaft über das Bauervolk, zieht in die Hauptstadt und wird, nach versailler Muster, Hofgesinde und Hofschmarotzer. Deutschlands stärkster Schöpfergeist und weltmännischster Dichter müht sich um die Hebung des Bergbaues und der Landwirthschaft und beendet die Abhandlung, die aus der vergleichenden Knochenlehre erweisen soll, „daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei". Schleicht die Komoedie, des Lebens abgekürzte Chronik, überall in Torpor hin? In Weimar mag, seit Sophie Ackermann, die Erste Liebhaberin und Sängerin, krank ist, der Gang schläfrig geworden sein. Die Pariser hören am siebenundzwanzigsten April 1784 Figaro gegen den Adel, dessen einzige Anstrengung war, daß er sich gebären ließ, toben, die Beamtenschaft und Censur höhnen, das Jammerschicksal des armen, rechtlosen Bürgers grimmig beschluchzen: und ahnen, daß aus den Erzstacheln seiner Worte, seinem Satansgelächter schon (nach Bonapartes späterem Wort) die Rüstung zur Revolution klirrt. Zwölf Tage zuvor hatte auch Deutschland sein Theaterereigniß gehabt. Kurfürst Karl Theodor, der zwischen der pfäffischen Unduldsamkeit seines Beichtvaters Frank und der stets willigen Duldsamkeit eines Hofhurentrosses einhertaumelnde Herr Bayerns und der Pfalz, dessen Heer im Siebenjährigen Krieg wider Fritz focht und gegen dessen Bereitschaft, für das österreichische Belgien dem Kaiser Joseph in sein Reich Bayern hinzugeben, die Spitze des Fürstenbundes sich richten sollte, hatte in Mannheim, nach dem wiener Vorbild, ein Nationaltheater geschaffen, dem er die Bestimmung vorschrieb, „zum allgemeinen Vergnügen sowohl als zur sittlichen Bildung des Publikums zu dienen." Die Leitung

war dem Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg anvertraut. In den geradlinigen, nach dem Winkelmaß gezeichneten, vom Schloß beherrschten Straßen lebten, zwischen den Kirchen der Jesuiten, Kapuziner, Karmeliter, ruhige Leute, die zwar das Leid und die Wuth der Brüder Moor für eine Weile aus Bürgersbehaglichkeit aufzurütteln vermochte, denen aber Fieskos listig freche That und Verrinas Verschwörung nicht die Wand der Herzkammer erwärmte. „Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In Berlin wurde der Fiesko innerhalb dreier Wochen vierzehnmal gefordert und gespielt. Aber in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut.“ Aus grauer Stimmung schriebs Schiller. Nun hat Dalberg ihn zum Kurfürstlichen Theaterdichter bestellt, ihm die Einübung des Bürgerlichen Trauerspieles „Kabale und Liebe“ gestattet; und am fünfzehnten April wird es „mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.“ In einer Loge (die er selbst bezahlt hat) sitzt, neben dem treuen Freund Streicher, der vierundzwanzigjährige Dichter. „Mit röthlichem Haar, gegen einander sich neigenden Knien, Augen, die, wenn er lebhaft opponirt, schnell blinzeln, während des Sprechens oft lächeln, einer schön geformten Nase und einem tiefen, kühnen Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtet.“ Heute lächelt er noch nicht. Sitzt still, in sich gekehrt; und harrt doch in ruhiger Heiterkeit des Spieles. „Als nun aber die Handlung begann: wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der unteren gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn Etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten, — wer könnte Das beschreiben!“ Nach dem ersten Akt öffnet er die Lippen. „Es geht gut.“ Als nach dem wilden Auftritt in Millers Haus, wo der Bürger trotzig sich gegen die Willkür des adeligen, hochbetitelten Schinders, der reinen Herzens strebende, redlich schwärmende Sohn sich gegen den Verbrecherwillen des mächtigen Vaters aufreckt, der Vorhang gefallen ist, schnellt die Menge vom Sitz und löst die Spannung des Gemüthes in tosenden Beifall der Lungen und Hände. Der Dichter dankt durch Neigung des Kopfes. „Die Huldigung ließ ihn wie berauscht

zurück. In seinen Mienen, in seiner edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, und die Zufriedenheit, daß seine Verdienste mit Auszeichnung beehrt wurden. Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich plötzlich ganz unverhohlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung festhalten können. Dies würde einen Charakter leichter durchschauen lassen, als durch beschreibende Worte möglich ist.“ Streicher sagts; er fühlt, daß der Freund erst jetzt, im Theater, das Klima gefunden hat, „in dem er lebt und webt.“ Und wähnt vielleicht, hier und heute sei gelungen, was im freien Kunstreich ewig gelten müsse. Doch Schiller selbst hat, freilich in stillerer Stunde, das ernstlich bedachte Wort gesprochen: „Wer die Kunst als Etwas, das immer wird und nie ist, betrachtet, kann gegen jedes Produkt gerecht sein, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht haben, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deshalb gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei; und doch ist über allen Werken die Kunst, die nur in stetem Fortschritt ihr Heil finden kann.“

Als ein Werk der Kunst das Drama von der Millerin und ihrem Ferdinand inbrünstig zu loben, würde nur dem eingeschlummerten Gewissen heute noch leicht. Die Geräusche deutschen Lebens, das war, sind darin. „Die sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert; seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem sein Werk geboren ward“: der zur Vertheidigung des Räubergrauses geschriebene Satz könnte auch für das Bürgerliche Trauerspiel gelten. Ein Herzog, „der mit dem Talisman seiner Größe jeden Gelust eines Frauenherzens, wie ein Feenschloß, aus der Erde rufen kann, der den Saft von zwei Indien auf die Tafel setzt, aus Wildnissen Paradiese ruft, die Quellen seines Landes in stolzen Bögen gen Himmel springen, das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen läßt“, der seines Landes Kinder, ihrer Wehklage taub, spanischen oder amerikanischen Werbern verschachert und mit den aus

dem Erlös eingehandelten Diamanten und Perlen den duftenden Brustspeck seiner Maitresse umhängt, in zaumloser Waidmannslust den vom Schweiß des Bauers gedüngten Acker zertrampelt: im Schwaben Karls, im Pfalzbayern Karl Theodors war solcher Fürst jedem Auge sichtbarer Gräuel. Selbst der gute Karl August gönnte sich im ettersberger Hofjagdbezirk die Hegung von Wildschweinen, die kein Gatter eingrenzte; und mußte „wegen der wühlenden Bewohner des Ettersberges“ von Goethe bittere Rüge hinnehmen. „Von dem Schaden und dem Verhältniß solcher Heerde zu unserer Gegend sage ich nichts; ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme. Gutsbesitzer, Pächter, Unterthanen, Dienerschaft, die Jägerei selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsch, diese Gäste vertilgt zu sehen. Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Kultur, ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberges wieder mit frohem Gemüth ihre Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand des Landmannes kläglich; und er ists gewiß. Mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen. Für die Beunruhigung des Gemüthes, die mir die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, bitte ich mir nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Kabinet mit doppelter Freude aufzustellen.“ So man Das thut am grünen Holze, was will am dürren werden? Brunst, die Sodom und Gomorra vom Erdboden tilgen soll. Schrill heult die Feuerglocke durch Schillers Gedicht. „Den Herzog kosten diese Brillanten keinen Heller. Gestern sind siebentausend Landskinder nach Amerika fort. Die zahlen Alles. Lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe. Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen und die ganze Armee schrie: Juchhe! Nach Amerika! Am Stadtthor drehten sie sich um und schrien: Gott mit

Euch, Weib und Kinder! Es leb' unser Landesvater! Am Jüngsten Gericht sind wir wieder da!" In Amerika gilt schon Menschenrecht. Hänge Dich, Figaro; aus Deinem Mund kam nie so geller Ton.

Nur: die Gestalten sind aus dem Menschlichen ins Gespinnst der Kinderträume von Engeln und Scheusalen verzerrt. Leset die Steckbriefe, die der Dichter, der Ankläger und Richter, den Bösewichtern nachschickt. Sekretär Wurm ist, schon von außen, „ein widriger Kerl mit kleinen, tückischen Mausaugen und brandrothem Haar, das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur von purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit den Schlingel angefaßt und in irgendeine Ecke geworfen hätte." Der Hofmarschall trippelt, lispelt, trägt zwei Uhren, ist putzig frisirt, fliegt mit großem Gekreisch ins Zimmer und verbreitet einen Bisamgeruch über das ganze Parterre. Höret das Homunkelgeschlecht reden. Der Präsident, den wir für teuflisch klug halten und dem wir glauben sollen, daß von seinem Tritt das Herzogthum zittert, schwatzt dem Schreiber, den er als Fälscher und Schuft kennt, nicht nur das gefährlichste Trachten ins Ohr, sondern schleift auch, vor solchem Mausblick, die Geschlechtsehre der Standesgenossen in Koth. „Im hiesigen Adel wird selten eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein Halbdutzend der Gäste oder der Aufwärter das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann." Dem Würmchen, das er selbst gemästet hat, plaudert er aus, daß er, sich die Macht zu erhalten, seinem Sohn die Maitresse vermählen wolle, der, nur zum Schein, nur für den Wonnemond ebenbürtiger Ehe, der Herzog den Abschied geben werde. Dürfen wir staunen, da diesen Staatsmann der Federfuchser einen dummen Bösewicht nennt? Rasend, pfaucht Wurm, „bin ich; so will ich jetzt auch handeln wie ein Rasender." Seiner Raserei ist Dieser, höchst vernünftig, bewußt. „Gerichtsdiener, bindet mich! Ich will Geheimnisse aufdecken, daß Denen, die sie hören, die Haut schauern soll. Arm in Arm mit Dir zum Blutgerüst! Arm in Arm mit Dir zur Hölle! Es soll mich kitzeln, Bube, mit Dir verdammt zu sein!" Eine Probe von der Redeweise des jungen Fritz Schiller. Eine zweite aus dem Munde der Kunstpfeiferstochter. „Ich fürchte Ihre Rache nicht, Lady. Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerstuhl lacht zum Weltuntergang. Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Se-

raph vor seiner Verfinsterung zurückschaure: warum wollen Menschen so grausam-barmherzig sein? Wie kommt es, Mylady, daß Ihr gepriesenes Glück das Elend so gern um Neid und Bewunderung anbettelt? Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie? So gönnen Sie mir doch eine Blindheit, die mich allein noch mit meinem barbarischen Los versöhnt! Fühlt sich doch das Insekt in einem Tropfen Wassers so selig, als wär' es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Walfische spielen!" Lernte anno 1784 ein blondes Bürgermädel solche Sprache in der höllischen Pestilenzküche der Belletristen? Der sie entriegelte, Luisens Ferdinand, der im zwölften Jahr Fähnrich war, im zwanzigsten Major ist, bläht den Wortschaum in noch dickeren Schwulst. Das Liebchen soll ihm geraubt, des Herzogs britische Freundin angetraut werden. Wie brüllt Flaumbartsleidenschaft auf? „Im Angesicht des versammelten Adels, des Militärs und des Volkes: Umgürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines Englands, — ich verwerfe Dich, ein deutscher Jüngling! Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Konvenienzen zerfallen ist. Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platz bleiben wird!" Die albernste Zettelung, die irgendwo je ein hungernder Schnürfadendreher erdacht hat, hetzt den (à la suite der Phrasenjäger gestellten) Major in Eifersucht auf den kreischenden, Bisam dünstenden welken Gecken, dem kein Khalifenschatz Luisens Leib kaufen könnte. Welches Wort stammelt, knirscht, donnert der im Brennpunkt entzündete männische Zorn? „Richter der Welt! Dort winseln Millionen Seelen nach Dir, dorthin kehre das Auge Deines Erbarmens; mich laß allein machen, Richter der Welt! Das Mädchen ist mein. Ich einst ihr Gott, jetzt ihr Teufel! Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten, Augen in Augen wurzelnd, Haare zu Berge stehend gegen Haare, auch unser hohles Wimmern in eins geschmolzen; und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten und jetzt ihr vorzusingen ihre Schwüre! Gott! Gott! Die Vermählung ist fürchterlich, aber ewig!" Das kommt nicht aus jungem Blut; ist Blase aus dem Kessel, worin Leinölfirniß und Ruß zu Buchdruckfarbe aufgekocht ward. Der Schlechte ist bis ins Knochenmark schlecht, nur auf Niederträchtiges, noch im Brautbett, erpicht, der Edle noch im

Entleeren des Darmes das hehre Ebenbild leuchtender Gottheit. Der Kriecher heißt Wurm, der Dummkopf Kalb, der im Staat Mächtigste Walter. Zürnet Ihr, Ehrbare, der Fürstenbuhle? Auch sie ist fürstlichen Geblütes, aus dem Geschlecht des unglücklichen Thomas Norfolk, der für Maria von Schottland ein Opfer wurde. Ihr Vater war Oberstkämmerer, das böse Britenparlament (gewiß saß schon ein Grey drin) hat ihn des Landesverrathes zu Gunst Frankreichs geziehen, den Unschuldigen geköpft, seine Habe dem Krongut zugesprochen, seine Familie von den Inseln verbannt. Am Tag der Hinrichtung ist die Witib gestorben; zuvor hat sie der vierzehnjährigen Tochter ein Kästchen mit Juwelen in die Hand, ein Familienkreuz in den (frühen) Busen gesteckt und den in allen Zonen gedeihenden Letzten Segen aufs Festland mitgegeben. Der will nicht recht wirken. Johanna von Norfolk darbt in Hamburg, wo noch nicht die Goldene Vierzig, doch schon andere Fleischlieferungfirma die von Noth nackte Eva in Sold, den von Entbehrung gierigen Adam in Lust winkt. „Ich spazirte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom und fing eben an, zu phantasiren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste wäre. Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen und schwur, daß er mich liebe. Alle Bilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführendem Schimmer auf. Schwarz wie das Grab graute mich eine trostlose Zukunft an. Mein Herz brannte nach einem Herzen. Ich sank in das seinige. Jetzt verdammen Sie mich! Die Wollust der Großen ist die nimmer satte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht." Und sie da schnell findet, wo das Liebchen nicht mehr will als Diamanten und Perlen. War in dem Hamburg, dem Schröder die Tragoedie Shakespeares in das vom hansischen Kaufmannsmagen Verdauliche einschmorte, nicht ein Guanokönig, Kaffeehändler, Rheder, Frachtmakler, Hafenbas, der Johannen von Norfolk zur Hausfrau und Heimgehilfin begehrte? Oder brannte ihr fürstliches Herz nur nach einem in Edelsteinflimmer gefaßten und sucht, wie ein berliner Listendirnchen, im Hinweis auf Leibesnothdurft nun Entschuldigung von der Lakensünde? Einerlei. Der auf die steilste Hintertreppe gescheuchten Tochter des Oberstkämmerers zürnt der Sittsamste, die züchtigste Muhme nicht mehr. Solche Wunder vermag das Theaterklima, in dem dieser Friedrich lebt

und webt. Dessen Menschen sind pechschwarz oder schneeweiß, erklären, wie ihre Farbe ward, und reden wie in Ehren vergilbte Bücher.

Das heißt eine Welt? Aus Papier, Lettern, Leinöl, Ruß ward sie, nicht so schnell wie die von Sintfluth unzerstörbare lebendiger Menschheit, geschaffen. Kaum ist aus dem Waldgehege anderer Literatur noch ein so scheckiges Stück aufzubirschen. Alle Mode der wirren Zeit, die noch von Drang ächzt, schon von Sturm schnaubt, hat zu dem schlissigen Stoff des Trauerspieles, dessen Titel so kindisch stolzirt, Bänder und Zierknöpfe, Spitze und Flicken geliefert. Der Stoff kam aus Westeuropa. In der Hamburgischen Dramaturgie, auf deren oft morastigem Weg der Pilger aus Bewunderung in Abscheu stolpert, erniedert, wie in unserer Kriegszeit zwischen Pregel und Bodensee mancher dem Nimbus redlicher Weisheit für immer Entkleidete, Lessing sich in öde Fremdenschmähung. Nicht, freilich, wie heute Zünftige und Unzünftige, um Konjunkturgunst zu nützen und in der Mumme des Teutschenritters den Absatz einer Scharteke zu steigern; muß aber dem auf hellem Grund als leichtfertig oder unwahrhaftig Entlarvten nicht auch ins Dunkel, in den Bezirk, für dessen untrügbaren Herrn er sich gestern ausgab, nun auf derber Sohle Mißtrauen nachstampfen? Darf ich von Einem, der über Staatsaktion, Kriegsvorgang, Nährmittelnoth, über Dinge, die ernster Wille leicht nachprüfen konnte, wissentlich log oder lüderlich für sein pfründendes Tageblatt schwatzte, unverfälschte Erkenntnißkritik hoffen? Nie wieder; seine Bücher, die ehrwürdig schienen, hat Dieser selbst makulirt und den Lober das Schämen gelehrt. In so schwere Schuld hat Lessing sich nicht verstrickt. Immerhin sagt er, ders besser wissen könnte und müßte, daß die Franzosen von dem Bürgerlichen Trauerspiel „kein Muster unter sich selbst haben und diese Gattung bei ihnen wohl auch nicht besonders in Schwang kommen werde. Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vornehmeren umgehen; und Gesellschaft mit Seinesgleichen ist so viel wie schlechte Gesellschaft.“ Kein Franzosenfresser hats ärger getrieben. Fühlen in feinerem Sinn Deutsche jetzt endlich, welchen unausrpflüglichen Schaden solche Entstellung fremden Volkswesens gestiftet hat? 1767. Das Geburtjahr Minnas von Barnhelm. Deren Dichter stand im Schatten, während Voltaire sich

in Fritzens Sonne satt weiden durfte. Muß die Erinnerung an Unbill den Kritiker täuben und blenden? Rabelais, Ronsard, Malherbe, Montaigne, Blaise Pascal, Molière, La Fontaine, Boileau, Le Sage, Montesquieu, Marivaux, Abbé Prévost, Voltaire, Rousseau, Sedaine haben gewirkt; Bayles Dictionnaire historique et critique ist erschienen und die Encyclopédie begonnen. Wo hat gegen Macht, die mächtiger als eines Hauptpastors ist, Lessing gewagt, was Pascal, Montaigne, Molière, Montesquieu, Voltaire, Rousseau wagten? Zeugt deren Werk von der Eitelkeit ihrer Nation, von der Verliebtheit in Titel und anderen äußerlichen Vorzug? Ist in Argan, Orgon, Arnolphe, Harpagon, Dandin, im Tucraret des La Sage, in Sedaines Unbewußtem Philosophen nicht der Keim zum Bürgerlichen Trauerspiel? Nicht schon mehr als Keim in Diderots Natürlichem Sohn und Familienvater, die der hamburgische Dramaturg so gut wie den Spieler Regnards gekannt hat? In Frankreich, sagt er, will der gemeinste Mann nur mit Vornehmeren umgehen: und gegen die Vornehmen schaaren sich dort die Gemeinen zum Kampf um die Rechte des Dritten Standes; der Dreiklang von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wird Volkslosung; Adelsköpfe fallen wie auf dem Feld Halme von Mähers Sichel; der Enkel des Heiligen Louis muß vom güldenen Sitz in den Henkerskarren; mit dem König wird der Gott abgesetzt; auf den himmlischen Thron klettert, in grauem Kattunkittel, Vernunft und auf den irdischen wird sich morgen ein bürgerlicher Artillerist räkeln. Nathan warnt das Gipfelchen vor dem Wahn, daß es, allein, der Erde nicht entschossen sei, und salbt die von Reisestaub rauhe Kehle zu der Mahnung: „Nur muß der Eine nicht den Andern mäkeln; nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.“ Lessing dachte nicht dran. Im Bilde des Prahlers und Hochstaplers Riccaut sieht er Frankreich; und vergißt, was es in hundert Provinzen der Menschheit geleistet hat.

Goethe vergißts nie; und stets ist ihm auch gegenwärtig, wie solches Land durch Erfahrungfülle und Erlebnißmöglichkeit den Künstler und Gelehrten fördert. „In Paris erinnert jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit und an jeder Straßenecke hat sich ein Stück Geschichte entwickelt. Seit drei Menschenaltern ist durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und Ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in

Kurs gesetzt, wie sie auf der ganzen Erde sich, auf einem einzigen Fleck, nicht zum zweiten Mal findet. In Deutschland führen wir im Grunde doch ein isolirtes, armsäliges Leben. Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen und unsere Talente und guten Köpfe sind über das ganze Land ausgesät. Da soll Einer es wohl bleiben lassen, so jung etwas so Reifes hervorzubringen wie Mérimée. Wahr ist, daß Schiller recht jung war, als er die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe schrieb. Doch diese Stücke zeugen mehr von dem außergewöhnlichen Talent als von der Bildungreife des Autors. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir erfahren, uns auf einsamen Wegen durchzuhelfen. Damit ein Talent sich schnell und freudig entwickele, muß in seiner Nation viel Geist und tüchtige Bildung in Kurs sein. Wir Deutsche sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; aber es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." Auch Schiller weiß wohl, was er dem großen Denis Diderot (in dessen Dienst Goethe, als Uebersetzer des Rameau, sich zu bücken geruhte) zu danken hat. Der stirbt 1784; hat aber 1758, in dem Schauspiel „Le Père de famille“, den zwischen Gesellschaftklassen und Ständen klaffenden Spalt auf der Bühne gezeigt. Als den „Hausvater" brachte ihn Lessing (hat er selbst Dieses vergessen?) auf das deutsche Theater; und ließ dem vierzehn Jahre alten dahin Odoardo Galotti folgen. Seit Der über das Schaugerüst poltert, wimmelts von Murrköpfen, die ihre Töchter ingrimmig lieben, mit derbem Maulwerk deren Jungferschaft vertheidigen und ringsum Kuppellust, Schlangenrath, geiles Gelüsten wittern. Lenzens Galanteriehändler Wesener, Wagners Kutscher Walz und Metzger Hunbrecht, der Maler im „Deutschen Hausvater" des Freiherrn von Gemmingen: Ahnen des Stadtmusikus Miller. Alle, sogar der wilde Galotti, sind aus dem Samen, den Diderot, über Calais und den Aermel, von dem londoner Juwelier und Dramatiker William Lillo, dem Zeuger des „George Barnwell", bezog und mit forttreibenden Keimchen aus Molières und Sedaines Flur mischte. Luise Miller ähnelt der Therese Millers (aus

der in Werthers Empfindenskreis erbrüteten, 1776 veröffentlichten Klostergeschichte „Siegwart“). Lady Milford der Gräfin Amaldi Gemmingens mehr als dem lebenden Vorbild Franziska von Hohenheim; auch von Lessings Fürstenmaitresse und Klingers „Leidendem Weib“ leiht sie Züge und weckt nicht durch betontes Britenthum nur die Erinnerung an den Engländer, den, ihr gleich, Lenz auf fremder Erde in Gefühl schwelgen, in Gefühlsüberschwang vergehen ließ. Ist Wurm nicht ein Winkel-Marinelli, des Herzogs Kammerdiener nicht in der Gemüthsfarbe dem Kabinetsrath von Guastalla, Kalb dem Stadtklatschhöker Gemmingens nah und Frau Miller der Frau Humbrecht verschwistert? „Ihr Vater kam mit zwei Jägern in unsern Hof angesprengt. ‚Bist Du die Hure?‘ Zu mir rief ers herauf. ‚Ist Er der Amtmann? Er ist ein Schurke! Daß Ers weiß! Er will meinen Sohn verführen! Das ist wohl das saubere Mensch da, an der er den Narren gefressen hat?‘ Mein Vater, der auch hitzig sein kann, wenn man ihn erst aufbringt, sagt Ihrem Vater, er möchte mit solchen Beschimpfungen einhalten; er sei ein ehrlicher Mann und ich ein ehrlich Mädchen. Um des Adels Ihres Herzens willen habe ich Sie, Theurer, geliebt, nicht, weil Sie von Adel sind.“ Millers Therese schreibt es an ihren Jüngling; Schillers Luise könnte es, nach dem Gewitter in Millers Wohnung, fast wörtlich so an ihren Ferdinand schreiben, wenn er der Trause fern geblieben wäre. Ihn, um seines adeligen Herzens willen, und ihren Vater zu retten, schreibt sie, der Bestimmung des Briefes unkundig, unter Wurms Wortfuchtel, wie zuvor Clavigo unter dem Zorn dampfenden Willen des (von Goethe für die Bretter geputzten, geschminkten) Beaumarchais schrieb. Das scheckigste aller starken Gedichte; bunt gefleckt wie eines Pardels süß duftendes Fell. Nicht nur die Wesensart der Franzosen hat, während der breitbrüstige Knabe Danton schon Volksaufstand spielte, Lessing verkannt; auch den Stammbaum der Bürgertragoedie. Die war vor Sara Sampson.

Die konnte Deutschlands Bühne beherrschen, seit Fritz zwischen Windhündchen und Bütteln vergrämelt, das Besitzrecht, der Wildstand, die Lustweide kleinerer Fürsten streitig geworden war. Seit über den Rhein der Wind weht, der im Grauroth dämmernden Morgens Sturm werden und auf Möwenfittich die zwei bissigen Fragen, zwei kralligen Antworten des entkutteten Kanonikus Siéyès bis auf Josephs Hofburg, bis in Katharinens immer hoch=

zeitlich geschmücktes Bett tragen soll: „Was ist der Dritte Stand? Nichts. Was müßte er von Rechtes wegen sein? Alles.“ Schon ist der Ton in dem Lufttanz der Atome. Mannheim, das die genuesischen Republikaner kühl begafft hat, fängt Feuer von Millers, Luisens, Ferdinands Gluth und ersehnt seinem Kurfürsten ein Aphroditlein, das die Seelengröße, die Mitleidswallung der Milford, die Abkehr der Geläuterten von glitzerndem Tand am hellen Tag höfischen Lungerns erneut. Der Bürger wird Herr des Theaters, ehe er die Mächte staatlichen Lebens niedergerungen hat. Und das Werk, das seinem Langen rostige Thorriegel sprengte, sinkt in Vergessen: die Tragikomoedie „Soldaten“ von Jakob Michael Reinhold Lenz. Im berliner Deutschen Theater ist es auferstanden; und steht dort nun, in dem von neuer Bühnentechnik gewebten Kleid, neben „Kabale und Liebe“. An Kunstwerth in Allem und Jedem reicher; schlichter und reiner in jeglichem Mittel zu wahrscheinlicher Gestaltung und Handlung; nicht bombastisch und dennoch, ohne ellenhohe Wortsocken, in den dürftigen Lappen echter Menschlichkeit groß. Stünde vor Luise nicht Schiller, das feurig große Subjektum aus Herzog Karls Militärakademie, Hebbels heiliger Mann: die Millerin würde neben der Wesenerin fahl. Das bunt gefleckte, geflickte Donner- und Wetter-Stück aber schillert und duftet wie in uraltem Volkheitglauben der Mythenpardel, der allen Menschen und Thieren hold, nur dem Drachen und Teufelsgewürm erzfeindlich ist. Lenz blitzt nicht; aus dem kalten Himmel noch nicht überwundener Weltordnung weint leise des kranken Dichters Zorn: und als Schneeflocken sickern seine Thränen in die Primelkelche junger Hoffnung. „Ihr einziger Fehler, liebes Kind, war, daß Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den Ständen herrscht. Wie kamen Sie doch dazu, über Ihren Stand heraus sich nach einem Mann umzusehen? Wo dachten Sie hinaus? Wie glücklich konnten Sie einen rechtschaffenen Bürger machen!“ Trotzdem ein adeliger Offizier sie verführt hat. Vor dem Trauerspiel, das Schiller, in schlechtem Stoff, doch „illuminirt und fresko“, seinem Bretterklima einstimmt, giebt Lenz Tragikomoedie. Die aber wird dem Bürger erst, als Danton dem Bonaparte gewichen ist und der neue Caesar von seiner Bühne den Völkern gekündet hat, Gottes, des nun wieder thronenden, unerforschlicher Wille habe stets nur den Würdigsten zum König gekrönt.

Meyers Renaissance.

Das Werk Conrad Ferdinand Meyers. Renaissance-Empfinden und Stilkunst. Oskar Beck in München. M. 6,50.

Die historische Renaissance wird dekadent in Meyers Bild und er verinnerlicht sie mit dem Widerschein seiner protestantisch-nordischen und überzarten Seele.

Die Dekadenz des Renaissancecharakters ist Folge zweier Umbiegungen: der Stilisirung und der Intellektualisirung. Meyer macht die Formen der Kunst zur Lebensform seiner Menschen. Die große repräsentative Menschheit der Renaissancekunst ist das Vorbild seiner Menschendarstellung. Meyer stellt mit seinen Menschen Lebende Bilder. Seine Gestalten wissen, was sie sich als Renaissancemenschen schuldig sind: sie leben aus Pflicht der Bedeutung, die die Renaissance für uns hat. Ihr Kleid ist ein Amt und ihre Rede eine Rolle: sie sehen sich im Spiegel. Meyers Renaissancebild ist eine Spiegelung: eine leise Theatralik, eine gewollte Feierlichkeit und schöne Traurigkeit kennzeichnet die Menschen. Intellektualisirung und Stilisirung bewirken die Dekadenz des Renaissancecharakters, den Verfall der Gesten. Bei Meyers Menschen ist bewußter Stil, was einmal aus dem Leben gekommen und Nothwendigkeit gewesen war. Sie haben ihr Leben als Schicksal geerbt und geben ihm eine neue Motivirung.

Nicht an Carotos berühmtes Condottiere-Gemälde und nicht an Tizians Avalos-Portrait, das einen Feldherrn aus Pescaras eigener Familie zeigt, wird man denken, will man Meyers Menschen mit Augen schauen. Bronzinos und Franciabigios Bilder werden auftauchen, auf denen die Enkel schwerttragender Ahnen in schönen Händen kostbare Bücher halten.

Der Verfall der Gesten ist die Umbiegung, die Verinnerlichung, die Bereicherung, die die Renaissance in Meyers Bild erfährt. Meyers Helden haben ein „vorlautes Gewissen". Die Gebundenheit der anderen Menschen ist ihnen nicht Stütze und deren Freiheit kein Flügel. Aus ihrem Inneren holen sie das Gesetz ihres Handelns und der Stimme des Gewissens müssen sie gehorchen. Den Pescara bindet nicht spanische Königtreue und befreit nicht italienischer Macchiavellismus: in wägender Selbstbesinnung und Selbstbestimmung muß er seinen Weg finden. „Ich glaube nicht an solches Binden und Lösen. . . Das ist vorbei seit Savanarola und dem germanischen Mönche."

Die Geschichte erzählt von Angela Borgias Hochzeit mit einem Anderen in Jahresfrist nach der durch sie verursachten Blendung Giulios. Meyers Angela vergeht ob ihrer schuldlosen Schuld

in Reue, die selbst dem Opfer Giulio unbegründet erscheint. Ihr gegen die Kirche unbotmäßiges Gewissen beruhigt keine kirchliche Buße: Sühne dünkt sin nur das Opfer werkthätiger Liebe. Im Namen der erbarmenden Liebe, die Angela zu ihrem Opfer erlesen und dem im Kerker büßenden Giulio die Ruhe gebracht, die ihm bei keinem Genuß werden konnte, segnet der Franziskanerbruder das Paar. Protestantisches Gewissen und des Heiligen Franz Liebe werfen ihr erlösendes Licht auf die Gräuel der Renaissancenovellen.

Nur die Nebengestalten verkörpern in Meyers Novellen die historische Renaissance; seine Helden wachsen unter der Wucht ihres Schicksals hinaus über die Zeit, hinauf zu einer edleren Menschlichkeit. Sie sind im Sinn Hebbels „organische Uebergangspunkte der Jahrhunderte". Die leidgeborene Wandlung ihres Charakters ist das Geburtweh einer neuen Menschheit. Die Weihe des Todes veredelt Pescara; die Gnade der Liebe Angela und Giulio. Ihre geläuterte Menschlichkeit verurtheilt die Renaissance. Angela Borgia ist schon durch ihr Dasein Herausforderung und Vernichtung der Renaissance. Der Kampf, den ihr Erscheinen in der Renaissancewelt entfacht, zerbricht und läutert diese schöne, diese leidenschaftliche, diese gewissenlose Zeit. Im Angesicht Lucreziens, der Leib gewordenen Renaissance, staunt Angela: „Wie bin ich eine Andere!"

Die neue Menschheit, zu der Meyers Renaissancehelden emporstreben, verkörpert sein Hutten. Sein Menschenideal und sein Liebling ist dieser Renaissancemensch mit der protestantischen Seele. Dieser Mann der That und der Ritter des Geistes, der kraftvoll freie und doch innerliche Mensch ist ihm der symbolische Vorkämpfer unserer Zeit. Unmittelbarkeit und Unbekümmertheit und Bodenständigkeit des instinktsicheren Renaissancemenschen sind in Meyers Gestalten durch Wissen und Gewissen übertrübt. Seine Gestalten sind Enkel der historischen Modelle. Das Leben der Väter erbten sie als Schicksal und von protestantischen Müttern haben sie ihre Seele.

Die Renaissance vollendete sich in dem selbstherrlichen Individuum. Meyer hat den in sich gekehrten Menschen als höchste Entwickelung hingestellt, die sich in seinem Renaissancemenschen anbahnt. Er kündet immer das débâcle der Renaissance: das débâcle des Individualismus in der Hochzeit des Mönchs, das der Leidenschaft in Angela Borgia, das des Macchiavellismus im Pescara. In Meyers Bild ist die Renaissance von der Reformation angekränkelt und beseelt.

Meyers Renaissancebild ist Gestalt gewordene Lebensbeichte. Seine von der Sehnsucht nach dem Leben und der Einsicht in sein Schicksal bestimmte Abrechnung mit dem Leben wird Gestalt im Bilde der Renaissance. Das Renaissancebild ist das bedeutendste und umfassendste Symbol des Grunderlebnisses des Dichters: aus seinem Lebensschicksal ist dies Bild geboren. Die Musik dieses Schicksals greift an unser Herz, wenn wir das Bild schauen, und die Melodie klingt nach, wenn das Bild versunken ist.

Der Dichter ist der gegenwärtigste Mensch: er schafft aus Zwang und aus Fülle. An der Vergangenheit liebt er das Gegenwärtige: das Immer-Gegenwärtige, das Ewige. Die Geschichte ist ihm ein ideales Beispiel: die Verwirklichung höchster Möglichkeiten der Menschheit. Alle Vergangenheit ist nur ein Schatten, den das Herzblut seiner Bekenntnisse zum Leben erwärmt, ein Symbol, in dem sich sein Erlebniß zur Gestalt erlöst.

Meyer liebte die Renaissance als ideales Beispiel sinnfälliger Schönheit und leidenschaftlicher Bewegtheit. Er liebte sie als Mensch und er liebte sie als Künstler: mit der begehrenden Sehnsucht des Menschen und mit der Liebe des Künstlers, der vor der Schönheit entsagt. Er liebte sie, wie der Bürger den Adel, wie der Künstler den Helden, wie der nervös-intellektuelle Halbmensch den Uebermenschen liebt. Die Renaissance verführte ihn mit jener unheimlichen Sehnsucht, mit der sich Gegensätze lieben, die einander ausschließen, richten und vernichten. So liebt Angela Borgia den Giulio d'Este, den sie verurtheilt; die strenge Jungfrau liebt, gebannt von seinen schönen Augen, den Wüstling, „den gewissenlosen König des Lebens". So liebt der unbeirrbare Richter, der Stoiker Ercole Strozzi, in Lucrezia Borgia das unbekümmert-gewissenlose Laster, „den strahlenden Triumph über Gesetz und Sitte"; er unterliegt der dämonischen Verführung seines Gegensatzes: diese Leidenschaft muß ihn vernichten.

Meyer war „ein verirrter Bürger und ein Künstler mit schlechtem Gewissen". Die im Blut sitzenden Vorurtheile des Bürgers verdarben ihm die Künstlerfreiheit und die Verführungen des Künstlerblutes machten dem Bürger das Gewissen schwer. Dieser niemals ganz überwundene Zwiespalt führt zu einem ewigen Schwanken. Ruchlos nannte er die Renaissance, und obwohl er es verschwor, wandte er sich doch ihr immer wieder zu. Es reute ihn, daß er im Heiligen das Ethische ins Helldunkle gerückt hatte; der Pescara sollte es mit Posaunen und Tubenschlägen verkünden. Trotzdem heißt es nach dem Pescara, jetzt würde er den Jenatsch wilder gemacht haben (Aeußerung von 1890). Früher war ihm schon dieser zahme Jenatsch „unerbaulich" gewesen; später aber brannte es ihm doch, „Lucrezia den Professoren aus den Händen zu nehmen und in alle ihre authentischen Frevel wieder einzusetzen" (Briefwechsel I, 100). „Sein Pescara sagt: ‚Ich habe eine italienische und eine spanische Seele.' Das ist eine Maske; es drückt die Doppelheit der Empfindungmöglichkeiten aus, die als ein immer wieder erscheinender Gegensatz im eigenen Inneren des Dichters schlummern. Was dort gesagt blieb, tritt in Lucrezia und Angela noch einmal gestaltet gegen einander auf. Die Wage schwankte bisher zwischen den beiden Welten, es scheint, als wenn sie sich hier der Welt der Hingebung, der Barmherzigkeit, des Gewissens zuneigte" (Erwin Kalischer: C. F. Meyer in seinem Verhältniß zur italienischen Renaissance).

Während der schweren Krankheit und der Einkehr im Jahr 1888

mochte sich die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Künstler mit prinzipieller Klarheit vollzogen haben. Wohl hatte Meyer von Anfang her dem Leben entsagt. Jetzt aber wurde der Verzicht Schicksalsstimmung, eine befreite, gelöste Lyrik, aus der sein Schaffen aufstieg. Sobald sich der Mensch im Werk des Künstlers zur Entsagung bekannte, konnte der Künstler seiner Freude am Leben, die nicht mehr verführte, Ausdruck geben.

Erst in der Borgianovelle hat er in der Gestalt Lucrezias eine Renaissancenatur in den Vordergrund gestellt. Auf Lucrezia und auf die Renaissance goß er die volle Schale seiner Künstlerphantasie und seiner Künstlerliebe aus, jetzt, wo er mit Angelas Gestalt bekannte, daß sein Wesen und sein Schicksal ihn trenne von dieser Welt der Kraft, der Schönheit und des Glückes.

Meyers Verhältniß zur Renaissance ist sein Verhältniß zum Leben. Nietzsche sehnt sich nach dem Leben, das sich ihm versagte; Flaubert haßte das Leben, das ihn enttäuscht hatte; Meyer hat dem Leben ohne Haß entsagt. Getragen von den Flügeln seiner Sehnsucht, berauscht von der Gluth seiner Metaphern, meinte Nietzsche, den Abgrund zu überfliegen, der den Zuschauer von dem Herrn des Lebens trennt; er glaubte, das Leben zu besitzen, von dem ihn gerade seine Sehnsucht ewig schied. Meyer wußte, daß er verworfen war, daß er der leidgekrönten Menschheit zugehöre, wie sein Heiliger. Er lehnte die Leidenschaft, die Brutalität und die Gewissenlosigkeit ab, wie der Pescara, wie Angela Borgia.

War Meyer muthiger und männlicher als Nietzsche? Hatte er mehr Muth zur männlichen Abrechnung und Selbstbesinnung? Oder war vielleicht Nietzsches Leid und Leidenschaft größer? War seine Phantasie so glühend, seine Sehnsucht so verzehrend, daß sie alle Hemmungen sprengten, alle Erfahrung überschrien, alle Besinnung übertäubten? Oder war nicht Nietzsches Rausch ein immer gesteigerter verzweifelter Sehnsuchtschrei des unfruchtbaren Künstlertemperaments? Weil Nietzsche den Uebermenschen nicht schaffen konnte, mußte er sich an der Verherrlichung berauschen. Und Meyers Gefaßtheit ist vielleicht einfach die Entspannung der Künstlersehnsucht, die sich in der Gestaltung erlöst.

Flaubert verlangte mit unersättlicher Gier, die keine Wirklichkeit stillen kann, und er haßte das Leben ob der Enttäuschung, die es ihm bringen mußte und brachte. Sein Werk, mit dem er sich den Haß vom Leibe schrieb, war eine Rache am Leben. Meyer hatte die doppelte Freiheit: die Freiheit des Künstlers, der die Schönheit schafft, und die Freiheit des Menschen, der ohne Haß entsagt. Darum ist in ihm nicht das krampfhafte Uebermaß der Liebe zur Welt wie in Nietzsche und nicht das des Welthasses wie in Flaubert. Nietzsches Liebe ist versteckter Haß, die Uebertäubung des Hasses seiner eigenen Voraussetzungen. Flauberts Haß ist enttäuschte Sehnsucht: die zurückgetretene Liebe des Verächters und Hassers. Meyer hat die Liebe,

die nicht mehr begehrt. Er liebte das Leben und grüßte es ehrerbietig von weit. So lieben Menschen, die nur als Zuschauer im Parterre gesessen haben, die Helden auf der Lebensbühne. Die bewundernde Liebe ist die einzige Wehr gegen Vorzüge, die wir nicht besitzen. Die Wehmuth der entsagenden, die Traurigkeit der unfruchtbaren Liebe ist die heimliche Lyrik, ist der größte Zauber, mit dem Meyers Renaissancebild wirkt.

In der Poesie müsse jeder Gedanke Gestalt und Schönheit werden: so faßte Meyer die Lehre, die ihm die Kunstwerke der Renaissance gegeben. Der Schmerz seiner Lebenserfahrung ist Schönheit, seine Schicksalsstimmung ist Gestalt geworden in Lucrezias verderbnißvoll beglückender Schönheit, in dem wehmüthig entsagenden Pescara und in Angelas erlösender Demuth.

Franz Ferdinand Baumgarten.

Weizenweltbilanz.

Attika soll (nach Feststellungen des Professors Lexis) zur Zeit des Demosthenes einer jährlichen Einfuhr von 800 000 Medimnen Weizen und Gerste (etwa 30 000 Tonnen zu 1000 Kilogramm) bedurft haben. Sie kam zum größten Theil aus dem Pontos, aber auch aus Thrakien, Egypten, Lybien, Sizilien. Für eine Zeit ohne Silos, Dampfkräne, Schienenwege, Großhandelsschiffe wars eine ansehnliche Leistung. In Kriegsstürmen wurde die für diese Transporte erforderliche Handelsflotte von bewaffneten Schiffen begleitet; daraus wurde, was wir Convoi nennen. Beamte hatten darüber zu wachen, daß alles auf den griechischen Märkten angebotene Getreide nach den gesetzlichen Vorschriften verkauft wurde. Der Müller mußte das Mehl gemäß dem Gerstenpreis (gesetzlicher Mahllohn), der Bäcker das Brot gemäß dem Weizenpreis (amtliche Brottaxe) abgeben. Auch im frühen Mittelalter finden wir strenge staatliche Vorschriften für den Getreideverkehr; später sorgten die Städte für die pünktliche und zureichende Einfuhr der nothwendigen Nahrungmittel. Ein „Marktrecht" entstand. Vielfach wurde die Getreideausfuhr aus der Stadt verboten, die Einfuhr durch Prämien begünstigt, Lagerung und Verkauf von Vorräthen in privaten und öffentlichen Magazinen geregelt. Da die Naturalwirth-

schaft noch nicht der Geldwirthschaft gewichen war, auch geeignete Verkehrswege und Transportmittel fehlten, konnte der Privathandel sich nur in engem Raum regen.

Erst seit dem achtzehnten Jahrhundert wird aus dem „Verwaltungobjekt Getreide“ ein Handelsgegenstand. Nach der schnellen Entwickelung der Großindustrie wurde aus dem lokalen bald ein internationaler Verkehr. Die vielen Polizeimaßregeln und staatlichen Hemmungen galten nun als lästig und überflüssig; sie mußten nach und nach dem „freien Spiel der Kräfte“ weichen. An die Stelle der staatswirthschaftlichen Organisation, deren Endzweck die Sicherung der Volksernährung zu „gerechten Preisen“ gewesen war, trat die privatwirthschaftliche Bethätigung des Händlers. Zuerst hatte dieser Welthandel in Holland, später in England seinen Hauptsitz.

Im Gegensatz zu der merkantilistischen hält die moderne Getreidehandelspolitik der meisten Staaten die Schaffung niedriger Getreidepreise nicht mehr für ihre wichtigste Aufgabe; sie sucht meist sogar durch hohe Einfuhrzölle, Ausfuhrerleichterungen und besondere Eisenbahntarife für den Export den heimischen Preis zu heben. Die Parole lautete in den letzten Jahren: Schutz der Produktion; früher: Schutz dem Konsum.

Der französische Volkswirth Turgot schätzte 1766 den Umfang des internationalen Getreidehandels auf 10 bis 11 Millionen Hektoliter (½ bis ¾ Millionen Tonnen). Im Jahre 1913 bezifferte sich die Menge des vom Welthandel umgeschlagenen Getreides (und Mehls) auf etwa 65 Millionen Tonnen. Diese Ziffer deutet nur die Ueberschuß- und Bedarfsmengen an, die durch Vermittelung des Handels der Aus- und Einfuhrländer umgesetzt worden sind. Die eigenen Ernten der einbegriffenen Gebiete wurden nicht mitgezählt. Auf dem Weltmarkt für Brotversorgung steht der Weizen vornan; sein Umsatz ist größer als der aller übrigen Feldfrüchte sammt dem Futtergetreide. In Roggen, der in den überseeischen Gebieten nicht oder kaum angebaut wird, war bis zum Kriegsausbruch Deutschland der stärkste Exporteur; es versorgte nicht nur sich selbst, Skandinavien und Holland, sondern gab in den letzten Jahren sogar an die nördlichen Gebiete des Roggenausfuhrlandes Rußlands und Polens beträchtliche Mengen ab. Trotzdem Getreide an Quantität und Werth im Welthandel die erste Stelle einnimmt, sind nur wenige große Länder daran betheiligt; mit reichem Ueberschuß Nordamerika (Vereinigte Staaten und Kanada), Rußland, Rumänien, Argentinien, Australien und Indien, als Einfuhrländer Großbritanien, Deutschland, Italien, Belgien, Frankreich und, in weitem Abstande, Holland und Skandinavien. Deutschland war bis 1870 Getreideausfuhrland und brauchte deshalb in Kriegszeit nicht Mangel zu fürchten. Erst der Krieg von heute konnte die Frage beantworten, ob das Problem der Versorgung Deutschlands, trotz seinem ins Ungeheure gesteigerten Zufuhrbedarf, lösbar sei.

In Großbritanien hatte schon im Jahr 1905 ein Parlamentsausschuß die Getreidezufuhr im Kriegsfall erörtert. Unter widrigen Umständen, fand er, könnte eine Noth entstehen, die das Kriegsende beschleunigen müßte. Vorsorge großen Umfanges wurde trotzdem nicht beschlossen; und doch ist Großbritanien, bei der schmalen Eigenproduktion von nur 20 Prozent seines gesammten Weizenbedarfes, vom Ausland abhängig.

Deutschland (und Oesterreich-Ungarn) ist im Kriege „geschlossener Handelsstaat", Getreide wieder Verwaltungsgegenstand geworden. Auch die Westmächte haben zwar einzelne beschränkende Anordnungen (besonders für die Versorgung von Heer und Marine) erlassen, im Ganzen aber dem Handel seine Funktion bewahrt. Erst die durch den Krieg bedingte Entwickelung hat in die Erkenntniß geführt, daß der „unproduktive" Stand der deutschen Getreidekaufleute seine volkswirthschaftliche Aufgabe in Friedensjahren, trotz vielen Schwierigkeiten im Inneren (Börsenkämpfe, Zollpolitik) und im Ausland (englisches Kontraktsystem, betrügerische Qualität- und Quantitätminderungen), geräuschlos und musterhaft erfüllt hat.

Das europäische Erntejahr umfaßt die Periode vom Augustbeginn bis zum Juliende. 1914 und 15 hatte das nordamerikanische Getreidegebiet, die Kornkammer Westeuropas, so reichliche Weizenernten, daß die Versorgung der Westmächte nicht einen Augenblick gefährdet war; allerdings stiegen, unter dem Einfluß des dringlichen Bedarfes, in allen Exportländern die Preise; und die bekannte Steigerung der Seefrachtsätze und Versicherungprämien (für Schiff und Ladung) vertheuerten den Importländern den Einstandspreis darüber hinaus noch beträchtlich. Das durch die Dardanellensperre bedingte Ausscheiden der beiden einzigen europäischen Exportländer Rußland und Rumänien, die in Friedenszeit neben Argentinien in ernster Konkurrenz mit Nordamerika sind, hatte der Neuen Welt fast in ein Monopol geholfen. Freilich sind auch die nächst England wichtigsten Einfuhrgebiete Deutschland und Belgien aus dem Kreis der Abnehmer gestrichen. Die zwei Import- und die zwei Exportländer schieden also für die Kriegsdauer aus der Weltbilanz. Die Wiedereröffnung der Dardanellen würde Rußland und Rumänien die Möglichkeit zum Absatz ihrer Getreideüberschüsse schaffen und jeder Noth der Entente ein Ende bereiten oder sie doch mindestens mildern. Doch wir haben keinen Grund, zu vermuthen, daß der Dardanellenriegel während des Krieges zurückgeschoben wird.

In dem neuen Wirthschaftjahr liegen die Dinge anders als zuvor. Die Vereinigten Staaten und Kanada hatten schlechte Ernten und müssen die Ausfuhr enger einschränken. Das Ernteminus (gegen das Jahr 1915) beträgt 16,4 Millionen Tonnen Weizen; 13,2 waren im Erntejahr 1915/16 exportiert worden. Auch Mais, der in Nordamerika in allen möglichen Formen als Menschenspeise dient, ist viel rarer geworden. Die Schätzung der großen Bestände in Land-

wirthschaft, Elevatoren und Mühlen ergiebt, daß mit einem Ueberschuß von höchstens 5 Millionen Tonnen nordamerikannischen Weizens für das kommende Wirthschaftjahr zu rechnen ist. Europas Importbedarf ist nach den Erfahrungen der ersten Kriegsjahre auf mindestens 15 Millionen Tonnen, wahrscheinlich aber höher, einzuschätzen. Zwar hatten England und Frankreich (nach englischer Darstellung) magere Ernten; dafür waren sie in Italien und Skandinavien recht gut. Die Weltversorgung mit Getreide gleicht einer kaufmännischen Bilanz, auf deren Habenseite die Ausfuhr, auf deren Sollseite die Einfuhr steht. Diese am ersten August 1916 aufzumachende provisorische Bilanz würde sich, nach vorsichtigster Berechnung, ungefähr so gestalten:

In Millionen Tonnen

Soll		Haben	
England	6,5	Nordamerika	5,0
Frankreich	3,1	Plus der nach Europa schwimmenden Weizenflotte am ersten August	0,6
Italien	2,2	Aus kleinen Ausfuhrländern erhältlich	0,4
Neutrale	3,2	Saldo	9,0
	15,0		15,0*)

Dieser Saldo von 9 Millionen Tonnen kann nur von den drei großen Exportländern Argentinien, Australien und Indien herangezogen werden. Zwei Fragen drängen sich dem unbefangenen Beobachter auf. Erstens: Sind diese 9 Millionen Tonnen Weizen in den drei Ueberschußländern vorhanden oder nicht? Zweitens: Wäre eine annähernd so große Menge in den bereiten Frachträumen zu rechter Zeit nach Europa zu schaffen?

Nach englischer Darstellung wird die argentinische Ernte, die im Dezember zum Schnitt kommt, auf 4,6 Millionen Tonnen bei 1 Millionen Tonnen verfügbaren Vorräthen und 2 Millionen Tonnen Eigenbedarf geschätzt. Die im Winter schnittreife australische Ernte wird auf 3,3 Millionen Tonnen bei 2 Millionen Tonnen Vorräthen und einem Eigenbedarf von 1 Million Tonnen angegeben. Die Aussichten der indischen Ernte, die nicht vor April zur Verladung kommen kann, gelten als leidlich; die Bestände sind klein; und nach sachkundiger Meinung wird nur mit einem geringen Ueberschuß, etwa 0,6 Millionen Tonnen. zu rechnen sein. „Rechnungmäßig“ wären also zur Verfügung:

*) In der Ausgabe des Jahres 1915 von „The Statesman's Year-Book“, einem Seitenstück zu dem deutschen Statistischen Jahrbuch, fand ich auf der ersten Seite in deutscher Sprache als Motto das goethische Wort: „Man sagt oft: Zahlen regiren die Welt. Das aber ist gewiß: Zahlen zeigen, wie sie regirt wird“

von Argentinien	3,6	Millionen Tonnen
„ Australien	4,3	„ „
„ Indien	0,6	„ „
zusammen	8,5	Millionen Tonnen.

Die Ausfuhr der drei genannten großen Exportgebiete umfaßte im Wirthschaftjahr 1913/14 3,8, im Jahr 1914/15 noch 3,4, 1915/16 nur 2,8 Millionen Tonnen.

Für den Importbedarf außereuropäischer Gebiete sind von den errechneten 8,5 Millionen Tonnen mindestens 20 Prozent abzuzweigen. Daß die exotischen Exportländer mit ihren schwankenden Ernteergebnissen den Ueberschuß bis aufs letzte Korn herausgeben und ohne Reserven in die neue Ernte gehen werden, ist nicht anzunehmen. Argentinien muß obendrein Weizen vielfach als Ersatz für Mais verwenden. Doch ist wiederum zu erwägen, daß der hohe Preisstand wahre Wunder zu wirken pflegt und eine Verbrauchseinschränkung in den feindlichen Ländern immerhin möglich ist. Die Brotkarte geht nur in Deutschland und Oesterreich-Ungarn um.

Vor der Antwort auf die Frachtraumfrage ist zu bedenken, daß der Weg von Argentinien und Indien nach Westeuropa fast ums Doppelte, der von Australien ums Zweieinhalbfache größer ist als der von den atlantischen Häfen nach Westeuropa. Das selbe Schiffsgefäß, das im Linien- oder Trampverkehr sonst diesen Verkehr besorgte, braucht zur Aus- und Heimreise von und nach Australien viermal mehr Zeit für die gleiche Leistung. Daß der Frachtraum von Monat zu Monat sich verringert und durch Neubauten nicht voll ersetzt werden kann, wird von allen englischen Fachzeitungen zugestanden. Wird die englische Handelsflotte, trotz Allem (selbst nach der Beschlagnahme unserer Schiffe und bei wirksamer Unterstützung der neutralen Kauffahrtei) die ungeheure Aufgabe bewältigen?

Die Werthsteigerung der Waare, die Preistheuerung der Fracht- und Versicherungsätze wird gewiß, namentlich von England, mit Ergebung hingenommen werden; ein beträchtlicher Theil der beiden zuletzt genannten Kostenelemente fließt in die Taschen englischer Rheder und Versicherungsgesellschaften zurück. Der Weizenpreis Englands ist nicht einmal sonderlich hoch; 1812 wurde in England, während der Kontinentalsperre, 126 Shillings (560 Mark für die Tonne) für den Weizenquarter bezahlt: und dieser Preis übersteigt den von heute um mehr als das Doppelte.

Das Vertrauen auf den „uninterrupted stream“ der englischen Getreideeinfuhr ist geschwunden. Die feindlichen Westmächte stehen im neuen Wirthschaftjahr vor Problemen, deren Lösung als eine organisatorische und technische Riesenleistung zu rühmen wäre. Sind sie nicht lösbar, dann kommt das Ende des Krieges in Sicht.

Leonhard Neumann.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Soldatenheime an der Front.

Soldatenheim — ein trautes Wort —
Wie warmer Platz im Winterfrost,
Wie schattend Grün, wo alles dorrt,
Wie Mantelschutz bei scharfem Ost.

Daheim im Krieg und fremden Land —
Ein Widerspruch, ein Rätselding,
Deß Lösung doch die Liebe fand,
Die mit der Sorge suchen ging.

Die Heimat spricht: Ich komm' zu dir,
Du müder Held; nun sei mein Gast,
Ich bring für Leib und Seele dir
Erquickung in die kurze Rast.

Durch's Fenster äugt der Tod herein —
Hier schweigt und endet seine Macht!
Das muß ein großer Segen sein,
Ein Kraftquell für die wilde Schlacht. . . .

Schon winkt manch' Heim im West und Ost
Bis wo des Islams Herrscher thront;
Der Geist von oben würzt die Kost,
Und heißer Dank die Mühe lohnt.

Helft weiter! Wem es kommt zugut —
Fragt nicht; was ihr beglückt, beschwingt,
Ist unser heimisch Fleisch und Blut,
Das uns um Heil und Frieden ringt.

Victor Blüthgen.

Der Gesamtauflage dieser Nr. liegt eine Beilage der „Spende für deutsche Soldatenheime an der Front“ bei, auf die wir besonders aufmerksam machen.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Dezember 1916.

Die feierlichste Stunde.

Von Sturz zu Sturzen.

„Deutschland bezieht etwa ein Drittel bis ein Viertel seines Weizenbedarfes und ein knappes Zehntel seines Roggenbedarfes aus dem Ausland. Im Fall eines Krieges soll nun die Gefahr bestehen, daß uns diese nothwendigen Zufuhren abgeschnitten werden und daß Deutschland, selbst wenn seine Armeen unbesiegt an den Grenzen Stand hielten, wie eine belagerte Festung durch den Hunger bezwungen werden könnte. Ich weiß nicht, ob es militärische Autoritäten giebt, die solche Ansicht vertreten; aber ich glaube, daß die Hochachtung vor dem deutschen Militär solche Annahme von vorn herein ausschließt. Gerade bei der Gestaltung der deutschen Grenzen ist die Möglichkeit einer nachhaltigen Unterbindung der Getreidezufuhr so gut wie ausgeschlossen. Wir haben so viele Nachbarn, erstens das große Meer, dann Holland, Belgien, Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Rußland, daß es gänzlich undenkbar scheint, daß uns all die vielen Getreidezufuhrwege zu Wasser und zu Land auf einmal versperrt werden könnten. Die ganze Welt müßte gegen uns im Bund sein; und eine solche Möglichkeit überhaupt nur einen Augenblick fest ins Auge zu fassen: Das heißt doch unserer auswärtigen Politik ein grenzenloses Mißtrauen entgegenbringen.“ Diese sechs Sätze hat, vor sechzehn Jahren, Herr Dr. Karl Helfferich gesprochen und für ein Sammelbuch redigirt, das bei Duncker & Humblot erschienen, heute aber (warum wohl?) auf dem Wege des Buchhandels kaum noch zu erlangen ist. Der neunundzwanzigjährige Herr Helfferich, Landsmann,

Schüler, Schützling des klugen Freihändlers und Cobdeniten Ludwig Bamberger, Feind agrarischen Zollschutzes, Bewunderer britischer Staatsweisheit, Wirthschaftreferent in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, hatte das Wort von der „Ruchlosigkeit englischen Aushungerungplanens“, das ihm jetzt geläufig ist, noch nicht in seinen Sprachschatz aufgenommen; da er nur europäisches Festland als Getreidelieferanten erwähnt, war ihm offenbar, wie den ersten Kanzlern des Reiches, Gewißheit, daß im Fall deutsch-englischen Krieges Britanien sofort die Meere sperren und überseeische Zufuhr hindern werde. Und nur ein ganz und gar Verruchter, der aus „grenzenlosem Mißtrauen“ auf Deutschlands internationale Politik blickte, konnte, nach der Meinung des im Auswärtigen Amt bediensteten Herrn Helfferich, mit der Möglichkeit eines Zustandes rechnen, der „uns all die vielen Getreidezufuhrwege zu Wasser und zu Land auf einmal versperrt.“ Dieser Zustand ist nun an Lebensmonaten so alt, wie der Redner, der vor der Thorheit warnte, ihn „überhaupt nur einen Augenblick fest ins Auge zu fassen“, an Jahren war: und der so „ausgiebig“ widerlegte Prophet gilt, den Matthaeus, Marcus, Lucas, Johannes zum Trotz, noch in seinem Vaterland. „Alles ist in steter Wandlung und mit Allem wandeln auch wir uns“: der erste Römische Kaiser Lothar, einst auch eines Ludwigs Liebling, sprach, als er aus dem Purpur in die Mönchskutte geschlüpft war, das Wort, dem aus dem Lateinerkleide dann Flügel wuchsen. Der Kolonialreferent wurde Rath, Wirklicher, Vortragender, Direktor der Anatolischen Eisenbahnen, der Deutschen Bank, Reichsschatzsekretär, Herr im Reichsamt des Inneren; und schon aus der Mauerstraße sickerte der Einfluß seines geschäftigen, bis heute niemals von Schöpferkraft bedienten Wollens so reichlich in das Auswärtige Amt, daß ich im Frühjahr 1914, nicht zum ersten Mal, hier davor warnen mußte. Er hat sich gewandelt und neuer Aufgabe geschmeidig angepaßt; wenn er dem Ruf in die staatswissenschaftliche Fakultät der bonner Hochschule gefolgt wäre, hieße er vielleicht noch jetzt in der Zeitung ein „namhafter Vertreter der Goldwährung und der von Richard Cobden überlieferten Handelslehre“. War rings um ihn Wandlung? Die internationale Politik des Deutschen Reiches ist auf dem Weg, dessen gefährliche Kurven früh erkennbar waren, weitergeschlittert und in Drang gerathen, dessen Wahr-

scheinlichkeit hier, ohne Furcht vor dem täglich von allen Meinung-pflanzstätten geernteten Tadel „übertreibender Schwarzseherei“, hundertmal angedeutet wurde. Richthofen, Tschirschky, Schoen: verschiedene Nummern des selben Fadens, den der Kanzler Bülow in der Hand hielt und in allerlei Nadelöhre schob. (Als er, 1907, sich bestimmen ließ, den Herrn von Tschirschky und Bögendorf, der noch 1906 die Politik Holsteins andächtig bewundert, den Unbequemen bald danach aber, nicht dem eigenen Trieb gehorchend, aus dem Amt geärgert hatte und als Staatssekretär unmöglich geworden war, nach Wien zu schicken, schrieb ich: „Die Deutsche Botschaft in Wien ist kein Sanatorium; das ungemein wichtige Recht, am Hof des einzigen Verbündeten das Reich zu vertreten, sollte nicht, wie eine Unfallprämie, Entgleisten gewährt werden.“ Der kränkelnde Tschirschky, den schon Ebi Reuß als seinen jungen Sekretär für Wien unpassend fand und drum wegschickte, hat sich fleißig gemüht, doch nie eine in der Hofburg, am Ballhausplatz, im Hochadel starke Stellung erlangt; und noch an seiner Gruft muß gesagt werden, daß ein Haupttheil der dort gemachten Fehler auf das Schuldkonto des Botschafters, nicht der Berliner Amtshäupter, zu buchen ist.) Warum Kiderlen, trotz derben Talenten, in der Wilhelmstraße versagen mußte, habe ich im Januar 1913 erklärt. „Erstens nur Diplomat (Balkankaliber), nicht Staatsmann; unter Bülow für bestimmte, deutlich abgegrenzte Aufträge sehr gut verwendbar, doch völlig ungeeignet zu selbständiger Instruktion und stetiger Zügelführung. Ein bestaunter Anekdotenerzähler, der auch auf den Gipfeln der Politik durch Anekdota Ruhm werben wollte. Zweitens, als er nach sechzehnjährigem Exil aus Posten, die ihn nicht beschäftigen konnten, zu Macht kam, schon verwüstet und morsch; mit Krankheitkeimen, vor deren grausiger Ausreife in eine Psychose vielleicht nur der Tod ihn bewahrt hat. Hemmunglos ließ er sich in jede Laune gleiten; leugnete, was nicht zu bestreiten, bestritt, was erweislich war; wußte, wenn er die Wanderstiefel anzog, nie, wohin er gehen wolle; war heute sackgrob, morgen der nettste Kumpan und übermorgen süßsauer wie eine zu früh vom Strauch gepflückte Stachelbeere. Daß Deutschland endlich wieder den Willen zu kräftigem Handeln zeigen müsse, ward ihm noch klar; nicht mehr, daß dieser Wille anderen Ausdruck heische als einen durch unhöflich vol-

ternde Worte. Den Westen kannte er nicht. Wollte nie einsehen, daß durch sein Fuchteln die lockere Triple-Entente zu einem fürs Nächste festen Dreibund geworden, Italien nach Tripoli getrieben und die gewaltsame Liquidation des Osmanenreiches bewirkt worden sei; niemals, daß seine laute Ankündung, Deutschland wolle die Möglichkeit des Einspruches in das französische Vorkaufsrecht auf den Kongostaat erlangen, Belgien in das Lager der Westmächte gedrängt und zu rascher Stärkung seiner Wehrmacht aufgescheucht habe." Der krankhaft Launische hat arges Unheil gestiftet; und der Duft des Vermächtnisses, das von ihm blieb, reizte Verwöhnte nicht, auf den leeren Stuhl sich vor das angerichtete Mahl zu setzen. Dreimal hat Herr Gottlieb von Jagow gefleht, ihn in dem Römerpalast der Deutschen Botschaft, dem Himmelsblitz fern, zu lassen. Wer zwang ihn auf steilen Pfad?

Er wollte nicht nach Berlin. Seltsam: mit einem Buchhalter, der nicht Prokurist, einem Hausdiener, der nicht Pförtner werden will, verhandelt der Gescheite nicht länger; da er allzu oft erlebt hat, daß Leute sich mehr zutrauen, als sie können, achtet er den sich selbst mißtrauisch Bescheidenden und hütet sich, ihn in Selbstsicherheit zu überreden. Herrn von Jagow aber, der, dreimal, rief, er tauge nicht ins Staatssekretariat, wurde durch sanften Zuspruch die Amtslast aufgezwungen, für die er selbst seine Schultern zu schwach fand. Dürfte man ihn tadeln, wenn Hoffnung, der er abgewinkt hat, nicht erfüllt worden wäre? Daß er jetzt, nach dem Rücktritt, von Leuten, die jeden hoch Beamteten mit Schmeichelei mästen, gescholten, wie der dümmste Tropf heruntergehunzt wird, wundert mich nicht; gehört ins Kapitel der erbärmlichen Sitten, die unser politisches Leben Mitwirkern und Zuschauern verekeln. Und wird obendrein durch die haine inassouvie erklärt, die von drei manchem Zeitungmacher noch wichtigen Stellen aus gerade Herrn Gottlieb von Jagow umzüngelte. Mir scheint auch in diesem Fall vernünftig, das Urtheil zu wiederholen, das über den auf seinem Thrönchen Sitzenden hier gefällt wurde. Im Mai 1914 hatte der Staatssekretär, der mühsam und leise spricht, im Reichstag eine Rede gehalten. „Eine nette, ungemein sorgsam ausgefeilte Rede, in der nicht jeder Satz nach den Friseurdüften der Hammannei roch, die nichts Albernes, nichts täppisch sagte. Die anständige Arbeit eines feinen Köpfchens, das die Nothwendigkeit von heute,

die Pflicht von morgen erkennen möchte; eines wohlerzogenen Diplomaten, der sich Tage lang um jedes Wörtchen abgeplagt hat und von dessen Leistung die Zunftgenossenschaft nun rühmend spricht: „Mouton Berchtold; so verständig, leise, klar und artig ist in Berlin lange schon nicht geredet worden.‘ Nirgends blinkt das kleinste Fünkchen eines Schöpfergeistes auf; doch der schmächtige Ton, die Bescheidenheit des Wollens und die fromme Absicht auf fair play verbieten auch dem vom Reiz solcher Tugend Unbefriedigten schroffen Tadel. In der gemeinen Wirklichkeit ist ja Alles anders als auf dem Film, der uns, unter Kunstlicht, vorüberflimmert. Daran aber sind wir mählich gewöhnt worden. Die Grundbegriffe internationaler Politik sind verschüttet, sind erst wieder auszugraben und in die dann leere Gruft ist der Wahn zu bestatten, stete Selbsttäuschung (die in ehrlichen Herzen dem Versuch, Andere zu täuschen, vorangeht) könne über Schwierigkeit hinweghelfen. Was heute getrieben wird, ist Fibelpolitik für Kinder. Herr von Jagow ist aus der Schule, deren Zöglinge niemals zu zeigen trachten, was ist, sondern immer nur, was sie wünschen. Das wird durch Wortbilder erleichtert, die alle Stümpergräuel der Kubisten und Synchromisten ins Gedächtniß zurückrufen. ‚Die allgemeine Entspannung hat Fortschritte gemacht.‘ ‚Durch große Umwälzungen entstandene Differenzen werden auf dem Weg der Verständigung ausgeglichen.‘ ‚Wir haben keinen Grund, die allmähliche Konsolidirung des albanischen Staates als eine Utopie zu behandeln.‘ ‚Die Grundlagen, von denen die deutsche Politik sich leiten ließ, werden uns auch in Zukunft als Richtschnur dienen.‘ Das ist nicht Zufallsentgleisung: ist das Echo aus kahler, nur mit Worten noch möblirter Begriffswelt.“ Herr von Jagow pries die kluge Politik Rumäniens und gab der Zuversicht Ausdruck, daß „die Anlehnung an alte Freunde“ dauern werde. „Die Rumänen, denkt er, werden dankbar solches Zauberwerk naschen. Vielleicht; doch die Knabberlust wischt nicht die Thatsachen aus dem Gedächtniß: daß der Rumäne in dem Franzosen das Musterbild feiner Kulturmenschheit bewundert; daß er auf die Freundschaft der Slawen, des Südens und des Nordens, heute, als auf Unentbehrliches angewiesen ist; daß sein Großrumänien nur auf Oesterreichs und Ungarns Kosten entstehen kann. Das ist; und wer über diese Wirklichkeit einen Wortschleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine

That gelungen.“ Noch wunderlicher klingt uns heute der Satz (den ich schon damals den schönsten, unhaltbarsten der Rede nannte): „Mit Genugthuung dürfen wir feststellen, daß während der Balkanereignisse die berecht gten Interessen der verbündeten Monarchien in vollem Umfange gewahrt worden sind.“ Was noch? „Freundschaftliches Einvernehmen“ mit der petersburger Regirung, die entschlossen ist, der Preßtreiberei nicht zu achten und „an dem alten freundnachbarlichen Verhältniß festzuhalten.“ Mit England werden die Verhandlungen (über Kleinasien und Afrika) „in dem freundschaftlichen Geist geführt, der auch sonst in unseren Beziehungen zu Großbritanien herrscht.“ Mai 1914. Meiner Antwort habe ich mich nicht zu schämen. „Alle sind uns, wir sind Allen inniglich befreundet: deshalb brauchen wir im Heilsjahr 1914 für unsere Wehrmacht fast dreitausend Millionen Mark. Durfte ich sagen, die gemeine Wirklichkeit biete uns ein ganz anderes Bild als der Kurbler im Wallotkino? Regt sich in unserem Lande tapferer Menschheit nicht endlich die Schaar, die im Gelände der Politik das trügende Flimmerspiel herrisch verbietet? Wir sind weder den Russen noch den Briten befreundet; und finden den Drang, die Behauptung solcher Freundschaft an jede Ecke zu plakatiren, mit der Würde des Reiches nicht vereinbar. Unsere internationale Politik ist schlecht: denn sie bringt von gewaltigem, schmerzhaft drückendem Aufwand keinen Ertrag. Sie ist blind: denn ihr Ziel, die Erhaltung des deutschen Besitzstandes, könnte sie mit der Hälfte des Kraftaufwandes erreichen. Sie ist thöricht: denn sie schafft selbst sich die Schwierigkeit, die sie dann zu überklettern, öfter zu umgehen sucht. Wollen wir nichts Anderes als die Sicherung unserer Habe: morgen ist sie um den Preis der Wehrmachtbegrenzung, die uns dann ja nur nützlich sein könnte, von der Triple-Entente zu erkaufen. Der Dreibund? Ich bin überzeugt, daß kein König und kein Minister das Italervolk zu einem Krieg den Oesterreichern gesellen könnte; daß die Macht der in Rom Regirenden schon sehr groß sein müßte, um nur zu hindern, daß der nationale Zorn sich nicht, wie Springfluth, auf das in Krieg verwickelte Oesterreich stürze. Ob Italien zur Hilfeleistung (durch den Wortlaut seines Vertrages) auch nur verpflichtet wäre: die Antwort auf diese Frage hinge von der Gewandtheit der Kriegsregie ab.“ Im Mai 1914 waren diese Sätze hier zu lesen.

Als Herr von Jagow im Amt heimisch geworden war, blieb nicht mehr viel zu retten; die Beschuldigung, daß er viel verdorben habe, ist ungerecht. In den ersten Julitagen war er auf Hochzeiturlaub und wurde von dem Unterstaatssekretär vertreten, der jetzt sein Erbe geworden ist. Später stand er im Schatten der Entschlüsse, die dem Generalstab und dem Kriegsministerium nothwendig schienen. Nur dadurch ist die Haltung zu erklären, in die er sich am siebenundzwanzigsten Juli schickte. Dem Botschafter Jules Cambon, der ihm Greys Vorschlag, England, Frankreich, Deutschland und Italien zum Werk der Friedensstiftung zu vereinen, drängend empfahl, antwortet er, in den austro-russischen, nicht aber in den austro-serbischen Zwist sei vermittelnder Eingriff möglich. Cambon: „Aus dem zweiten ist der erste Zwist entstanden und unsere Aufgabe ist, zu verhüten, daß durch neuen Vorgang ein Zustand geschaffen werde, der Rußland zu Einmischung nöthigt." Jagow: „Wir müssen die Pflicht erfüllen, die wir Oesterreich schulden." Cambon: „Aber Sie brauchen ihm doch nicht mit verbundenen Augen überallhin zu folgen! Gewiß haben Sie ja die Antwortnote Serbiens gelesen, die der serbische Geschäftsträger Ihnen heute früh vorgelegt hat." Jagow: „Dazu habe ich noch nicht Muße gehabt." Cambon: „Das bedaure ich. Sie würden aus der Note erfahren, daß Serbien, bis auf kleine Nebensachen, sich durchaus unterwürfig zeigt. Da Ihr Beistand den Oesterreichern also Genugthuung verschafft hat, können Sie ihnen rathen, sich damit zu begnügen oder wenigstens sich mit Serbien über den endgiltigen Wortlaut der Note in Ruhe zu verständigen. Will Deutschland denn den Krieg?" Jagow: „Ganz und gar nicht! Ich weiß, daß Sie uns diese Absicht zutrauen; aber Ihr Verdacht ist unbegründet." Cambon: „Dann müssen wir auch danach handeln. Im Namen der Menschheit beschwöre ich Sie, die serbische Antwort zu lesen, jeden Ausdruck in Ihrem Gewissen zu wägen und nicht einen Theil der Verantwortlichkeit für Katastrophen auf sich zu nehmen, deren Vorbereitung Sie dulden." (Documents diplomatiques; 1914 I. No. 74.) Die Behauptung, daß er die Serbennote noch nicht gelesen habe, ist dem Behutsamen sicher nicht leicht geworden. Wer ihn für beschränkt hielt, hat geirrt. Ein kultivirter Mann, der nicht forsch, im Ton schlechter Burschenschaft, als Kraftprahler auftreten mochte und alles Rasseln und Grimassiren als

Gräuel empfand. Zweimal hat der feine kleine Herr auch „Civilcourage“ gezeigt, die bei uns, leider, selten geworden ist und in die er sich nicht aufzuschwingen vermochte, als er, statt die Staatsbürde abzuschütteln, sich in ein Amt verleiten ließ, für das er selbst sich nicht tauglich glaubte. Er wollte so lange, wie es die Würde des Reiches irgend erlaubte, Streit mit den Vereinigten Staaten meiden und war deshalb gegen die Form des Tauchbootkrieges, für die seine Standesgenossen ihre ganze sichtbare und geheime Macht einsetzten. Ihr Tadel schmerzte sein Junkerherz tiefer als jeder andere. Doch er blieb standhaft; und war entschlossen, das Amt lieber als die Ueberzeugung zu opfern. Noch einmal, als Fragen aus den von deutschen Truppen besetzten Ländern zu beantworten waren, hat er sich gegen die militaristische Auffassung gewehrt. Und ist, von ruheloser Arbeit müde, gegangen.

Die Nachfolge ist nach dem Dienstrang geordnet worden. Daß der neue Staatssekretär nicht adelig ist, hat die alte Wehklage über die „Zurückstellung der Bürgerlichen in der Diplomatie“ erneut. Kinderklage. Gehört der Sohn des wormser Fabrikbesitzers August Schoen, weil er heute Freiherr ist, dem Adel an? Kommen die Mühlberg, Kiderlen, Mumm, Kühlmann, Lucius, Stumm und manche Andere, die jetzt im Adelsbuch stehen, nicht aus dem Bürgerthum? Wird Einer, dem gestattet ist, die drei Buchstaben vor seinen Namen zu setzen, dadurch Edelmann? Und hat echter Adel nicht, von Bismarck bis zu Hatzfeldt, Radowitz, Bülow, Lichnowsky, dem Deutschen Reich brauchbare Diplomaten geliefert? So lange Bürger in der Adelung ihres Strebens Ziel sehen und nicht erfassen, daß Adel nur als Ausdruck alter Geschlechtszüchtung Werth hat, so lange die Sitte herrscht, den in hohem Amt Schaltenden nach einer Anstandspause auch „in den Adelsstand zu erheben“, ist Klage und Sonderung thöricht. Einstweilen müssen wir uns mit dem Gelöbniß des Kanzlers begnügen, daß jeder Amtsplatz dem Tüchtigsten zufallen werde. La carrière ouverte au talent: Bonapartes und Bethmanns Grundsatz. Im Auswärtigen Amt ist die Nachfolge vom Dienstrang bestimmt worden. Wer nun nicht hoffen lernt, „müßte unserer auswärtigen Politik ein grenzenloses Mißtrauen entgegenbringen.“ Die leitet, allein verantwortlich, der Kanzler des Deutschen Reiches. Der Staatssekretär ist sein Erster Gehilfe und Vortragender Rath. Kann ihm aber auch

nur als Ballast gelten, den der Gefährdete auswirft, um sich auf der Höhe zu halten. Manchmal ists im Fluge gelungen. Nicht immer.

Kaiser von Oesterreich.

Kaiser Ferdinand von Oesterreich hat Metternichs Sturz nur um ein Halbjahr überlebt. Nach der wiener Mairevolte war er nach Innsbruck, nach dem Oktoberaufstand, dessen Opfer der Kriegsminister Latour wurde, aus der unterwühlten Hauptstadt ins stille O.mütz geflohen. Radetzkys Sieg bei Custozza, der dem Kaiserreich die Lombardei zurückgewann, hatte den gutmüthigen Schwächling ermuthigt, aus Tirol, nach dreimonatiger Abwesenheit, in die Hofburg heimzukehren. Bald aber häuften sich wieder die Hiobsposten. Windisch-Graetz hatte in Prag mit Schwert und Feuer die Fügung in alte Ordnung erzwungen; doch in der Asche, den rauchenden Trümmern glomm der Funke fort und über Slawenrümpfe reckten gekrampfte Finger sich zum Racheschwur himmelan. In Ungarn hatten Zrinyis Enkel sich, die gedrückten Kroaten, unter ihrem Banus Jellacic gegen den Uebermuth der Magyaren erhoben; der Erzherzog Palatinus Stephan war aus dem Land gescheucht, der vom wiener Hof aufgelöste Reichstag versammelt geblieben und Ludwig Kossuth herrschte, als Präsident des Landesvertheidigungausschusses, wie ein König hinter der Leitha. Kaum hatten die Truppen, die Jellacic, zur Stärkung seiner Macht, nach Ungarn rief, Wien verlassen: da prasselte das Feuer wieder auf; und war nun nicht so rasch wie im März noch zu löschen. Der Reichsrath, der als constituante gedacht war, wurde vertagt und für die Novembermitte nach Kremsier berufen. Windisch-Graetz sollte wieder helfen; zuerst Wien, dann Budapest mit dem Schwert beruhigen. Fürst Felix Schwarzenberg bildete, mit Stadion und Bach, ein neues Ministerium (in das später auch Schmerling eintrat). Trotz allem Mühen wollte aber nicht Ruhe werden. Schon weissagte Mancher leis den Zerfall des Habsburgerreiches. Da hatte ein Weib den Muth zu schwerem Entschluß. Friderike Dorothea Sophie, die dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich vermählte Tochter des ersten Bayernkönigs Maximilian Joseph, hatte erkannt, daß weder der schwerkranke Kaiser Ferdinand noch, als der nächste Agnat, ihr braver Mann fähig sei, Oesterreich aus der Wirrniß zu retten. Die kluge, starke

und ehrgeizige Frau hat mit der Stachelpeitsche ihres Wortes beide Männer zur Abdankung getrieben und ihrem ältesten Sohn, dem achtzehnjährigen Franz Joseph, am zweiten Dezember 1848 die Krone gesichert. Aus Olmütz schrieb Graf Prokesch von Osten, der in Athen Oesterreichs Gesandter gewesen war, am dritten März 1849 an seine Frau: „Die Erinnerung an die Haltung der Kaiserin (Anna) in den Tagen des gewaltigen Entschlusses umgiebt sie mit der Glorie einer Heiligen. Sie trat fest für die Abdankung auf, ‚Der Kaiser hat Schmach erlitten, er kann nicht mehr Kaiser bleiben‘: dieses Thema focht sie aus und hatte dabei die vornehmste Haltung, eine kaiserliche Würde, eine strahlende Schönheit. Die viel verkannte Erzherzogin Sophie mit ihrem gehobenen Herzen und sicheren Verstand führte den Thronwechsel durch. Die Monarchie ist ihr großen Dank schuldig. Sie weicht von ihrer heutigen Stellung neben ihrem Sohn nicht; und sie hat vollkommen Recht darin. Unter den ordentlichen Leuten ist nur eine Stimme über sie. Alles achtet ihren Verstand, ihren Charakter und Muth. Der Banus (Jellacic) hat wirklich großartige Momente gehabt. Sein größter war vielleicht der, als er, mit Ehren und Lob überhäuft, Innsbruck verließ und zwei Tage darauf in den Zeitungen seine Erklärung zum Hochverräther las, die dem Kaiser (Ferdinand) abgerungen worden war.“ Das war einmal. Ueber den neuen Hof schreibt Prokesch: „Ich wartete dem Kaiser auf und wurde zur Tafel geladen. Bei Tisch machte die Erzherzogin Sophie die Honneurs. Der Kaiser sitzt zwischen Vater und Mutter (Franz Karl und Sophie), neben Dieser Fürst Felix (Schwarzenberg); die jüngeren Erzherzoge sitzen nach. Die ganze Haltung ist militärisch, aber ohne Zwang. Das Fünftel- und Tinterlwesen der Höfe ist weggeblasen und die Würde und die Kraft ist in den Ernst der ganzen Haltung gelegt. Ich bin überzeugt, daß dieser Hof auf Jedermann einen Zauber ausübt. Alles jung, Alles ernst; die Bedeutung der Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges, vertrauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen genannt. So schwer auch unsere Lage ist: ich hoffe das Beste. Der Glaube an das neue Oesterreich muß außen erst festgestellt werden. Oben ist es hell; aber der Zopf ist noch in allen Bureaux. Ein neues Geschlecht muß heranwachsen.“ Drei Jahre danach (Preußens Schwachheit hatte dem jungen Franz Joseph in Olmütz seitdem

fröhlichere Tage bereitet; die in Kremsier bewilligte Verfassung war aufgehoben, Ungarn durch russische Hilfe gebändigt, Felix Schwarzenberg gestorben und durch Buol ersetzt) sah den Kaiser der Mann, der im Frankfurter Bundestag Prokeschs stärkster und rücksichtlosester Gegner werden sollte. Im Mai 1852 ließ Friedrich Wilhelm Herrn von Bismarck aus Frankfurt nach Potsdam kommen und sagte ihm huldvoll, er sei bestimmt, in Wien, auf der Hohen Schule der Diplomatie, wo er zu nützlicher Fortsetzung seiner Studien die beste Gelegenheit finde, fortan Preußen zu vertreten. In dem (vom König selbst geschriebenen) Einführungbrief stehen die Sätze: „Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Eure Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich-freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von Vielen verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen, sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungweise, meines Willens und (ich setze hinzu) meiner Liebe zu Oesterreich und zu Eurer Majestät nach Wien. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo Das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten mit Entzücken die Differenzen Oesterreichs und Preußens nennen, jeder Zeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge und das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick betrachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Eurer Majestät und Ihrer Minister so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet.“ Bismarck fand in Wien das „einsilbige“ Ministerium Buol-Bach-Bruck; erst in Budapest den Kaiser. Am dreiundzwanzigsten Juniabend schrieb er an die Frau: „Ich habe heute viel Uniform getragen, in feierlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer, mit besonnener Ruhe

gepaart. Er kann sehr gewinnend sein: Das habe ich gesehen. Ob er es immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht; und mehr als Das für die Ruhe der Nachbarn, wenn ihm Gott nicht ein friedliebend Herz giebt." Zwei Tage danach an Leopold von Gerlach: „Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde und Besonnenheit reifen Alters gepaart; ein schönes Auge, besonders, wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet." In Stuttgart versucht später König Wilhelm der Erste von Württemberg, den Preußen gegen Franz Joseph einzunehmen. „Der König ließ mich gleich nach meiner Ankunft rufen. Er war sehr bitter gegen Oesterreich. Er hält nicht nur Buol, sondern auch den jungen Kaiser für einen Mann von sehr engem Gesichtskreis, dessen Erziehung durch Bombelles eine jesuitisch oberflächliche gewesen sei; er habe unglaublich wenig gelernt und der Mangel an positivem Wissen mache ihn von fremdem Urtheil abhängig. Er habe sich früher niemals rechtschaffen ausgetobt und seit seiner Verheirathung (mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern) lebe er nur dem Vergnügen und scheue die Geschäfte. Aber wenn er bei Alledem nur ein Mann von einigen Geistesgaben wäre, so könnte Buol immerhin nicht so verkehrt mit Oesterreich wirthschaften, wie er es jetzt thue. Dabei sei der Dienstherr von Bach und Bruck so wenig wahrheitliebend, daß sein Nachbar in Bayern, der lange von ihm dupirt worden sei, jetzt erklärt habe, er werde ihm nie wieder ein Wort glauben. Der König sagte, mit Oesterreich sei nur zu verkehren, wenn es im Unglück stecke; im Glück sei es treulos. Das Unglück werde nicht ausbleiben: und dann werde Deutschland einig sein; eher nicht." Dieses boshafte Urtheil des gekrönten Herrn Bruders und Vetters hat in Bismarcks majestätischem Menschenverstand nicht lange nachgewirkt. Der Greis gedachte des Kaisers, gegen den er Krieg geführt hatte, in freundlichster Ehrerbietung und sagte, wenn er der Genesis seines Reiches nachgesonnen hatte, manchmal, Sophie habe, als sie ihrem Aeltesten früh auf den Thron half, Oesterreichs Großmacht gerettet.

Die drei Koburger, die in Europa laut damals de omni re scibili et quibusdam aliis mitredeten, waren im Urtheil über den jungen Kaiser nicht einig. Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha, der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Josephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinen Takt und sein Talent für Militärwissenschaft und Sprachen und nannte ihn einen vielversprechenden Mann. „Entschieden liegt in ihm ein organisatorisches Talent, das durch eine rasche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und wäre ihm gestattet worden, im übrigen Ausland und besonders in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrichten, er würde schon jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervortreten. Ich war erstaunt über die Präzision und Sachkenntniß, mit der er jeden Gegenstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut. In allen ritterlichen Uebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und ruhige Betrachtung der Dinge scheint sich in ihm mit Entschiedenheit und Festigkeit in der Ausführung zu verbinden. So frisch und frei er aber in die Diskussion einzutreten pflegte, so bestimmt schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details pflegt er auf die Minister zu verweisen. Ich bestärkte mich im Verkehr mit ihm immer mehr in der Ueberzeugung, daß er ein hervorragendes Regententalent besitze und eine große Bedeutung für den alten Habsburgerstaat erlangen werde.“ Leopold, der erste Belgierkönig, schrieb an seine Nichte Victoria: „Den jungen Kaiser habe ich gern. Wenn es die Umstände gestatten, zeigt er eine liebenswürdige Heiterkeit und der warme Blick seiner blauen Augen zeugt von Gemüth und von Muth. Er ist schlank, graziös und hat sehr gute Manieren; gleich weit von linkischer Schüchternheit wie von großspurigem Wesen. Er ist einfach und braucht nicht auf seine Autorität zu pochen, um Alle im Zaum zu halten. Man merkt sofort, daß er der Herr ist und die Herrschergabe hat, die sich nicht erlernen oder erkünsteln läßt. Er kann sicher, wo es nöthig ist, streng sein und aus seiner ganzen Art, sich zu geben, spricht furchtlose Tapferkeit.“ Unfreundlicher urtheilt Ernsts Bruder Albert, der Prinz-Gemahl. „Viel kann man ja nicht von einem Herrn erwarten, den die Jesuiten erzogen haben. Die halten die Menschen-

natur edler Gefühle und Gedanken nicht für fähig, setzen immer die unlautersten Motive voraus und sehen in ihren Mitmenschen nur das Schlechte." Der gassenläufige Jesuitenhaß, der von Wesen und Zweck des Weltordens nichts ahnt und nichts ahnen will, hat dieses Urtheil diktirt. „Ueber den Kaiser von Oesterreich und dessen Politik sprach er überaus ungünstig": schreibt, nach einem Tischgespräch mit dem Prinzen Albert, Chlodwig Hohenlohe in sein Tagebuch. Und lernt selbst, der ewig Blinde, ewig Unwahrhaftige, Franz Joseph nie richtig sehen. Nach dem Galadiner zu Ehren des preußischen Generals von Werder, der die Thronbesteigung Wilhelms des Ersten in der Hofburg angezeigt hat, spricht der Kaiser ein paar Minuten mit dem Schillingsfürsten. Der geht heim und notirt: „Bei der freundlichen und natürlichen Art des Kaisers, zu sprechen, bedauerte ich innerlich, daß er diese Gabe seinen Unterthanen gegenüber so wenig zu brauchen versteht. Es ist ihm nicht möglich, sich durch herablassendes Wesen populär zu machen, was bei einem kindlichen Volk, wie die Oesterreicher sind, von großer Bedeutung wäre. Beim Bürgerball erschien der Hof gerade, als wir ankamen. Der Empfang war lautlos. Man merkte im Publikum die absichtliche Gleichgiltigkeit und eine Art Unzufriedenheit. Der Kaiser blieb lange, stand aber immer oben auf der Galerie und sprach mit dem Bürgermeister, statt im Saal herumzugehen und mit den Bürgern zu reden, wie König Ludwig und König Max (von Bayern) es, zu ihrem großem Vortheil, thun." Ein Jahr später in Frankfurt, wo Franz Joseph dem Fürstentag präsidiren soll: „Um Sechs kam der Kaiser in einer offenen zweisitzigen Kalesche. Da man geglaubt hatte, er werde mit großem Gefolge, mit acht Pferden kommen, so erkannte ihn Niemand und er fuhr ohne Hurra vorbei. Nur Frau von Bethmann auf unserem Balkon warf einige Bouquets hinunter, die aber, glücklicher Weise für den Kaiser, nicht in den Wagen fielen." Immer der leise Wunsch, beweisen zu können, daß Franz Joseph sein Regentengeschäft nicht verstehe und dem Volk ein gleichgiltiger, unfreundlich betrachteter Fremdling sei. Bis zu der Stunde, da er, in Ischl, aus des Kaisers Mund über Bismarck das Urtheil hört: „Es ist traurig, wie ein solcher Mann so tief sinken kann", und über Caprivi: „Gott gebe, daß dieser Mann noch lange auf seinem Posten bleibe!"

„Generös ist er": dieses Wort Juliens von Benedek sagt über

den Kaiser nicht so viel wie die Lobreden der Vettern und Diener: sagt vielleicht aber mehr. Das Verhältniß zu Ludwig von Benedek füllt im Leben Franz Josephs ein düsteres Kapitel. Wer sollte Oesterreichs Heer gegen Preußen führen? Feldzeugmeister Benedek hatte diesen Krieg längst gefürchtet; hatte schon 1856 zum ingelfinger Kraft zu Hohenlohe gesagt, er würde darin das größte Unglück für Oesterreich sehen. Dessen Armee schien ihm für solchen Kampf nicht gerüstet. „Alte, schwache oder bequeme Kommandirende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind absolut vom Uebel und ich kann am Ende meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen und sogar bis zur Sekkatur wiederholen, unser Allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht seines edlen Herzens überwinden und in den höheren Chargen seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen, besonders in Zeiten wie jetzt, eiserne, aber gelenke Hände in allen höheren Kommanden.“ Die Reform kam nicht; und das Heer, dessen Führern er so mißtraute, sollte Benedek nun gegen den starken Feind führen. Nicht im italischen Krieg, für den er vorbereitet war, sondern im deutschen Feldherr, Hort und Hoffnung sein; in ihm fast völlig unbekanntem Gelände. Ihm ging es, sagt der preußische General von Schlichting, „wie einem Lotsen, der sein Leben lang kleineren Fahrzeugen mit unübertrefflicher Geschicklichkeit und Lokalkenntniß in seiner Heimathbucht sicher über alle Untiefen hinweg und an allen Klippen vorbeigeholfen hat und nun plötzlich ein Schlachtschiff Erster Größe in weiten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll, die er bis dahin nie gekannt.“ Warum ward er erkürt? Weil Erzherzog Albrecht, der andere Kandidat, seit seinem Kommando im wiener Straßenkampf unpopulär, auch in Ungarn von seiner Statthalterthätigkeit her unbeliebt war; weil seine Ernennung zum Oberfeldherrn des böhmischen Krieges in der Menge den Glauben genährt hätte, der bürgerliche Feldzeugmeister werde dem Prinzen, der Sohn des oedenburger Arztes dem habsburgischen Erzherzog geopfert; und weil, wie im Ministerium Belcredi Graf Moritz Esterhazy nicht ohne Grund immer wieder betonte, der Dynastie die Möglichkeit erspart werden sollte, daß es später heiße, ein Sohn des Hauses Habsburg-Lothringen habe Oesterreichs Mannschaft ins Unglück geführt. Benedek hat sich gegen die Uebernahme des Amtes, dem er sich nicht gewachsen fand, mit zäher Beharrlichkeit

gesträubt; und erst nachgegeben, als Franz Joseph (Herr Dr. Heinrich Friedjung erzählts in seinem guten Buch „Benedeks nachgelassene Papiere“) ihm durch den Generaladjutanten Grafen Crenneville sagen ließ: da die Oeffentliche Meinung die Bestallung eines anderen Feldherrn mißbilligen und für einen Personalfehler des Kaisers erklären würde, müsse er, wenn Benedek bei seiner Weigerung bleibe und der Krieg schlecht ende, vom Thron steigen. Drei Abdankungen in achtzehn Jahren: Das hätte die Dynastie kaum überlebt. Der Feldzeugmeister antwortete, er sei bereit, seine bürgerliche und soldatische Ehre dem Wunsch des Kaisers zu opfern. „Nach solcher Eröffnung hätte ich ein schlechter Kerl sein müssen, wenn ich das Kommando nicht angenommen hätte.“ Doch den angebotenen Marschallsstab lehnte er ab; den, sprach er, muß ich erst auf dem Schlachtfeld erwerben. Als er dann besiegt worden war, ließ Franz Joseph ihn fallen. „Zerschmettert, wie ein verbrauchtes Schwert“, machtlos lag nun der Mann, den Moltke einen tapferen und umsichtigen Führer von großem Verdienst nannte. Er hatte gewußt, was ihm bevorstehe. „Wie hätten wir gegen die Preußen aufkommen können! Das sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt.“ So sprach er; und wußte, warum er der Untersuchungskommission in Wiener-Neustadt ausführliche Rechtfertigung weigere. Sollte er etwa Crennevilles Worte wiederholen und vor Kameraden und Auditoren aussprechen, daß ihm das Feldherrnamt „unter Anrufung seiner Unterthanen- und Soldatentreue aufgedrungen“ worden war? „Mich kann Niemand demüthigen; und der Kaiser weiß bereits rechts gut, warum ich vor der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe ... Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir, im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für den Kaiser, nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungurtheil der schriftstellerischen und redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemand anklagen, will mich gar nicht vertheidigen, will nichts schreiben, nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung.“ In diesem Entschluß hat er fest beharrt. Auch als das gegen ihn eingeleitete Verfahren zwar auf kaiserlichen Befehl eingestellt, in der amtlichen Wiener Zeitung zugleich aber verkündet worden war, Benedeks militärischer Ruf sei vor Mit- und Nachwelt vernichtet und der

höchste Kriegsherr habe dem Feldzeugmeister sein Vertrauen entzogen. Erst aus seinem Testament sprach der Groll: „Daß die österreichische Regirung, mein (am neunzehnten November 1866 dem Erzherzog Albrecht gegebenes) Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, publiziren ließ, daß dieser nicht zu qualifizirende Regirungartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, vom Feldmarschallleutenant Baron John, vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht und Anderen korrigirt und ausgefeilt und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regirung publizirt wurde: Das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe es schweigend hingenommen; und nun trage ich seit nahezu sieben Jahren mein hartes Soldatenschicksal mit Philosophie und Selbstverleugnung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll habe und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertiggeworden, bin mit mir vollkommen im Reinen; nur habe ich dabei all meine Soldatenpoesie eingebüßt. Ich will möglichst einfach und ohne alle militärischen Abzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab soll ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden, ohne jegliche Phrase.“ Der treue Diener war, wie Wilhelm von Württemberg gesagt hätte, dupirt worden. Erzherzog Albrecht hatte mit Lobsprüchen um das Vertrauen des überwundenen Mannes („dem in Italien gewiß auch der Lorber von Custozza geblüht hätte“) geworben, ihn in Graz besucht und, drei Monate nach dem Tag der prager Friedensstiftung, Benedeks Versprechen nach Wien heimgebracht, „auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen.“ Der „Feldzeugmeister in Pension“ hat sein Wort gehalten: an keinem Versuch zur Rettung seines Soldatenrufes je mitgewirkt und keine Memoiren hinterlassen, obwohl er, der nach dem jähen Sturz noch fast fünfzehn Jahre lebte, Muße genug dazu gehabt hätte.

Mein Versprechen, schrieb er ins Testament, „war vielleicht voreilig, vielleicht sogar dumm, aber der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters“. Daß man ihn, den Sieger von San Martino, nach diesem Versprechen ohne eine letzte Audienz vom

Angesicht des Kriegsherrn verbannen und als Sündenbock in die Wüste jagen werde, hatte er nicht erwartet. Nie hat er diese Enttäuschung verwunden. Als dann gar die amtliche Kriegsdarstellung des Generalstabes ihn hart, ohne Zubilligung mildernder Umstände, verurtheilt hatte, bestimmte er, daß man ihn im Bürgerrock bestatte, und verbat jeden militärischen Leichenkondukt. Der preußische Generalstab, sprach er mit finsterem Lächeln, wird mich rechtfertigen; ich brauche mich nicht selbst zu vertheidigen. Der Gedanke, daß in Graz ein Grollender sitze, der sich, nach allzu schlechter Behandlung, von dem Novemberpakt lösen könnte, war dem Kaiser unbehaglich. Ihm war, dem Einunddreißigjährigen schon, gelungen, den von Ferdinands undankbarem Stumpfsinn schmählich geopferten Fürsten Clemens Metternich ohne anderen Aufwand als den huldvoller Worte zu versöhnen. Konnte solcher Versuch nicht noch einmal gelingen? Zuerst mußte Albrecht, der Sohn des Helden von Aspern, wieder ins Feuer. Mußte dem Feldzeugmeister, dem ein spitzbübischer Diener die Orden gestohlen hatte, das bei Novara erworbene Kommandeurkreuz des Theresienordens und andere Dienstehrenzeichen schicken und ihn im Begleitbrief als tapferen Soldaten, treuen Waffenbruder und auf manchem ruhmvollen Schlachtfeld bewährten Freund anreden. Dann, als nur kühle Ehrerbietung gedankt hatte, aus Gdow, wo Benedek im Februar 1846 Sieger im Kampf gegen die galizischen Insurgenten geblieben war, als „alter Kriegsgefährte, dankbarer Waffenbruder und treuer Freund" ihm einen Brief schreiben, der in Lauten überschwingenden Gefühles die Erinnerung an diesen ersten Führererfolg des Oberstlieutenants Benedek auffrischte. Noch einmal blieb die Werbermühe unbelohnt. Beim Lesen des Briefes, der ihn als den Wiederhersteller österreichischer Waffenehre feierte, mochte der Pensionist denken, daß dieser Lobredner vier Jahre zuvor an dem Aechtungartikel mitgewirkt hatte. Franz Joseph merkte, daß ers mit stärkeren Künsten probiren müsse. Im Juli 1873 befahl er dem fünfzehnjährigen Kronprinzen Rudolf, in Graz den Feldzeugmeister zu besuchen. Der war nicht zu Haus; wollte, trotz dem Drängen seiner Frau, Rudolfs Brief nicht beantworten, ließ sich aber von dem Generalmajor Latour, dem Militärgouverneur des Kronprinzen, umstimmen und dankte „für die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Aus-

dehnung zu würdigen weiß“. Bat auch Latour, dem Kaiser „für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert“, zu danken. Friede? Benedek hat sein Testament, das drei Wochen vor Rudolfs Brief geschrieben worden war, nicht geändert. „Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußere Ehre braucht, und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt; erkenne diesfalls keinen irdischen Richter.“ Versöhnt war er nicht; nur aufs Neue verpflichtet. Als der deutsche Kanzler der Witwe des vom Kehlkopfkrebs Getöteten in herzlichen Worten sein Beileid ausgedrückt hatte, schrieb sie an ihren Neffen: „Bismarcks Brief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu Gemüth ging; hingegen die Telegramme vom Kaiser und von den Erzherzogen mich sehr kühl ließen. Als 1873 der Kaiser als Versöhnungapostel den Kronprinzen ins Haus schickte, war Benedek bereits durch sieben Jahre so schwer getroffen, daß er Alles ablehnte und bat, man möge ihm die mühsam errungene Ruhe nicht stören. Unser oberster Herr, generös wie immer, hatte jetzt wenigstens die Güte, fragen zu lassen, ob ich nichts von ihm wolle. Generös ist er. Ich dankte ergebenst; brauche nichts.“ Benedeks Frau.

Généreux: Julie von Benedek wollte dem Kaiser wohl weder ein großes Herz noch eine offene Hand nachrühmen; nur ein auch in Stunden der Schwachheit und Wirrniß nobles Empfinden, das den Schein unwürdigen, unfürstlichen Handelns scheut. Kleinlich ist Franz Joseph nie gewesen; im Haus nicht noch je im Staatsrath. Er hat seiner wittelsbachisch ins Schrankenlose schwärmenden Frau jede noch mögliche Freiheit gelassen, den als Hochverräther verurtheilten und in effigie gehenkten Grafen Julius Andrassy zum Ministerpräsidenten gemacht, von Schwarzenberg bis auf Aehrenthal allen Inhabern des internationalen Geschäftes den Nimbus selbständigen Handelns gegönnt, den Sohn Ludwigs Kossuth, trotz schriller Rede gegen altes Habsburgerrecht, in die Hofburg geladen; und kein häßliches, dummes Winkelgeraun hat den Greis gehindert, einer Spielerin, an deren draller Natürlichkeit er sich gern labte, vor Aller Blicken die Freundestreue zu wahren. Auch das Verhältniß zu Benedek, das ihn, seine Stärke und seinen unbeugsamen Willen zur Staatsraison, so deutlich erkennen lehrt, wollte er aus dem Schein kleinlichen Haders heben. Um die Dynastie nicht mit dem niederziehenden

Gewicht der Verantwortlichkeit für einen unglücklichen Krieg zu belasten, hat er dem Widerstrebenden das Kommando aufgedrungen. Darf er die Thatsache ans Licht sickern lassen? Die Unheilsgefahr, die er meiden wollte, würde gedoppelt. „Der Kaiser hat den General, der sich selbst für untauglich zu diesem Amt hielt, zum Feldherrn erkoren und so die Niederlage verschuldet, durch die unsere deutsche Hoffnung geknickt ward": ob im Herbst 1866 Habsburg fest genug stand, um solchen Volksspruch überdauern zu können, wird heute Keiner ermessen. Franz Joseph war seiner Sache nicht sicher; und hatte von den Streitern Jesu, den Vätern der kalksburger Pädagogen, gelernt, daß ein löblicher Zweck jedes Mittel heilige und daß der an wichtigem Werk mitarbeitende Diener sich, nach dem Wort des großen Ignatius von Loyola, von dem Wink des Oberen leiten und behandeln lassen müsse, als ob er ein willenloser Leichnam sei. (Daß sie dem Gemeinwohl jedes Privatinteresse, Glück und Ehre des Einzelnen ohne Erbarmen opfern und, wie in Jerusalem einst der Hohepriester, lieber einen Unschuldigen schlachten als die Gemeinschaft schädigen wollen, hat den Constitutiones Societatis Jesu den Massenhaß zugezogen.) Das Ziel ward erreicht, die Dynastie von allzu hartem Vorwurf verschont; und Benedek mochte sich mit seinem Schicksal abfinden. Doch Bombelles und seine Gehilfen hatten dem Jüngling wohl auch von Aquaviva erzählt, der, als dritter Nachfolger Ignatii, alle Obrigkeit gemahnt hat, die Willenskraft von Milde bedienen zu lassen. Als die Hausgefahr überstanden ist, soll dem gestern Geächteten wieder der Gnadenborn fließen; soll er nicht länger knirschend im Winkel grollen. Machiavelli hätte sich solcher Regententugend gefreut. Und auf schwankem Sitz ist sie nöthig.

Bismarck, der Menschenverkenner, hat den Kaiser von Oesterreich „eine ehrliche Natur" genannt und behauptet, nur Buols persönliche Rancune habe den jungen Herrn in das nach der russischen Hilfeleistung bei Vilagos („einem Dienst, wie kaum je ein Monarch seinem Nachbarstaat gethan") undankbare Handeln gegen Nikolai Pawlowitsch gehetzt. Das war einer der vielen Irrthümer, in die der große Sachdenker auf dem Personalgebiet fiel. Franz Joseph wollte die Russenmacht nicht in den Balkan vordringen lassen, lebte in dem festen Glauben an Metternichs Satz, die Türkei sei für Oesterreich die sicherste Grenze, „sicherer als das

Meer", und nahm nur deshalb, aus eigenem Willensrecht, Orlows Anerbieten, die Schutzherrschaft über die zu schaffenden Balkanstaaten zwischen Rußland und Oesterreich zu theilen, als ein von dem in Olmütz und Warschau mit Nikolai Vereinbarten abweichendes, zum Vorwand, die zugesagte Neutralität nun zu weigern. Der Zar hatte ihm fünf Jahre vorher Ungarn gerettet und nicht die winzigste Entschädigung verlangt. Doch persönliches Gefühl durfte nicht in das Spiel hineinreden, auf dem ein Reichsinteresse stand. Ehrlichkeit, Dankbarkeit: das Gepäck solcher Bürgertugenden kann der Staatsleiter nicht auf jeden Marsch mitschleppen. Richtiger als Bismarck hat Alexander von Hübner, Oesterreichs Vertreter in Paris, den Kaiser beurtheilt. „Uebertriebene Gewissensbisse", schrieb er ins Tagebuch, „werden ihn nicht hindern, seinen Völkern gegenüber seine Pflicht zu thun." Haben ihn niemals gehindert. (Das verdient Lob, nicht etwa Tadel; ein gemüthvolles Männchen, das ängstlich stets erwägt, obs auch jedem Anspruch philistrischer Familienmoral genüge, taugt nicht auf den höchsten Sitz, wo wider skrupellose Feindschaft die Zukunft einer Volkheit zu sichern ist.) Wer in diesem Kaiser eine redliche Seele ohne Arg und Monarchentalent sieht, irrt als ein alles Geschehenen Unkundiger. Aus dem reichen Erbschatz habsburgischer Verschlagenheit hat Franzens Enkel ein ansehnliches Legat empfangen. Zeugte nicht schon die Kunst, mit der er vor dem Krimkrieg zwischen Ost und West lavirte, von angeborener Schlauheit? Nicht die pfiffige Psychologie, die ihn im August 1863 den Preußenkönig für den Plan des Frankfurter Fürstentages einfangen ließ? Er hatte Wilhelm in Gastein besucht und, während Bismarck, der Gegner des zur Stärkung der österreichischen Macht über Deutschland ersonnenen Planes, unter den Tannen der Schwarzenbergischen Anlagen, mit der Uhr in der Hand, andächtig einer Meisenfütterung zusah, den König bei dem alten Parlamenthaß gepackt. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der als Flügeladjutant beim König Dienst that, sagt in seinen Memoiren darüber: „Die ganze Besprechung trug den Charakter der vorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee, deren Ausführung noch in weiter Ferne liege. Im Widerspruch mit diesem Stand der Dinge war aber, daß der Kaiser nach dem Abschied unserem König laut vor allem Publikum zurief: ‚Also

auf Wiedersehen in Frankfurt!' Das Manöver war berechnet; es sollte das Gerücht verbreiten, daß sich beide Monarchen bestimmtes Rendezvous in Frankfurt gegeben hatten." Bismarck mußte noch in Baden-Baden die stärksten Argumente ins Feld führen und endlich gar den Entschluß zum Rücktritt andeuten, um die Absage zu erreichen; und dachte, als er nach Mitternacht, „in Folge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft", heimging: „Wenn ich mich an der tiefen Schlucht der Ache weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein anderer gewesen." Das Meislein war mitschuldig.

So ganz persönliche Erfolge waren im Leben Franz Josephs nicht selten. Noch der Greis, flüsterts am Hof, erröthet, wenn ihn, den Monarchen oder den Chef des Hauses Habsburg-Lothringen, die Pflicht zwingt, Unwahres über die Lippe zu lassen. Nie aber hat er ihr gefehlt. Keiner Pflicht je mit Bewußtsein. Er repräsentirt, wo es nöthig ist, kommt, wenns nicht anders geht, täglich aus dem stillen Schönbrunn in die Hofburg, redet, in sämmtlichen Sprachen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder, in der ofener Burg auch Magyarisch und Kroatisch, mit Ministern und Abgeordneten, Offizieren und Schranzen, Industriellen und Händlern und erledigt trotzdem noch mit prompter Gewissenhaftigkeit alle Eingänge. Im Manöver wohnt und schläft der alte Herr wie jeder General; hat er noch im Herbst 1909 die Bitte des Thronfolgers, mit ihm und dem Deutschen Kaiser in Ruhe zu dejeuniren, vom Sattel aus mit dem Satz abgewehrt: „Eine Semmel und ein Glas Wein: so bin ichs im Manöver gewöhnt; und dazu brauche ich nicht erst vom Pferd zu steigen." In des Ungemachs harter Schule hatte er Entsagung gelernt und wußte auf Privatwünsche ohne Gram und Groll zu verzichten. Nicht nur, wenn Czechen und Magyaren ihm das Leben sauer machten, auf einen Theil der ischler Ferien. Seit Jahrzehnten auch, weil er die Savoyer nicht kränken wollte, auf den persönlichen Verkehr mit den Päpsten. Gewiß hat ihn manchmal der Wunsch gestreift, statt der Kinder seines Bruders Karl Ludwig die Deszendenz seiner Lieblingstochter Marie Valerie zur Erbfolge zu berufen. Doch da er die Absicht auf solche Aenderung des Hausgesetzes einmal, als Franz Ferdinands Stiefmutter Maria Theresia ihn

mit der Frage überraschte, bestritten hatte, ist er auf den heimlichen Herzenswunsch nie wieder zurückgekommen. Er trug die nicht immer bequeme Ingerenz des Thronfolgers ins Staatsgeschäft mit geduldig lächelnder Güte. Und blieb stets doch der Herr.

Lächeln konnte er; auch schweigen; nach langwierigem Zaudern und Wägen sogar wollen. Möglich, daß in diesem schlanken, spät fast noch straffen Leib der konstruktive Geist nicht übers Mittelmaß wuchs. Dem läßt sich, wie das Talent zur Bühnenregie, vollwichtige Regentengabe vereinen. Solche Gabe muß dem Mann geworden sein, der in jedem Nothfall den Muth zu schroffer oder verschmitzter Rücksichtlosigkeit fand und Nahen (nicht: Nächsten) und Fernen doch als das Urbild liebenswürdiger Harmlosigkeit galt. Während er die Krone trug, wurde Oesterreich aus Deutschland und aus Italien gedrängt und fast schon von der ältesten Wurzel seiner Hausmacht gerissen; wurden ganze Ministerschaaren, oft ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet. Auf staatliches häufte sich familiäres Unglück. Elisabeth und Rudolf, Johann Ort und der schöne Otto, Luise und Leopold von Toskana: bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung trächtig. Des Kaisers im tiefsten Grund kühle Seele stand allen Stürmen. Er ließ den Schmerz nicht Herr über sich werden, lächelte, schwieg; und bewies, auch im eigenen Haus, den Zweiflern, daß der Alternde das Wollen noch nicht verlernt habe. „Wenn man alt wird und hat so viel versucht und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben." Goethes Egmont sagts von Philipp. Franz Joseph hats nie genug gehabt: und als er rüstig ins neunte Lebensjahrzehnt schritt, sah es fast aus, als solle im Habsburgerreich noch Ordnung werden. Ungarn gebändigt und in die Ausgleichswünsche Deaks und Andrassys zurückgeworfen; die Monarchie eine umworbene Balkangroßmacht; der Krieg, der den Thronfolger ins Feld geführt hätte, mit allen Ehren vermieden; und die Hitze des böhmisch-mährischen Kampfes im Schwinden. Wars in Olmütz, Kremsier, Königgraetz zu ahnen? Der stille, bescheiden scheinende, im Wesenskleid vornehme alte Herr, der nie durch Talente, nie durch Taktmangel auffiel und sich durch Mäßigkeit und durch die pünktliche Kleinarbeit eines Diurnisten jung erhielt, konnte noch immer lächeln; froher als im Jugendlenz. Greise Könige werden, wenn nicht die Wucht ihrer Persönlichkeit ringsum etwa Haß zeugt, von den Völkern

stets zärtlich geliebt. Diesem kränzte einmüthige Liebe mit nie ermattendem Eifer das firne Haupt. Und er wäre, wenn er auf sein Erleben zurückschauen durfte, stets bereit gewesen, zu sprechen, wie, ohne Furcht vor Banalität und Wiederholung, so oft, der wiener Spöttelsucht zur Wonne, nach Festen und nützlicherer Parade: „Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut.“

Noch, vielleicht, im Jahr 1913; trotzdem die Verschiebung der Balkangewichte Oesterreich und Ungarn in eine seit der Türkenkriegszeit nicht mehr erschaute Fährniß gebracht hatte. Hang in Selbstquälerei war dem Jüngling, dem Mann, dem Greis fern und kaum verständlich. Er hätte nicht, wie Maria Theresia that, aus dem Kampf gegen den sacht, mit eisiger Sichel, vorrückenden Menschenmäher eine Hausparade für zärtliche Verwandte gemacht; nicht, wie Joseph, sich die Grabschrift gewünscht: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen“; ihn zwang auch nicht, wie Preußens alten Wilhelm, Natur, vor jedem Entschluß in der Zauberstunde sich die schlimmste Möglichkeit auf dunklem Grund auszumalen. In ihm war Etwas von der stillen, verhaltenen Fröhlichkeit des niederösterreichischen Volksschlages. Ihn zu ärgern, gelang selten Einem. Meist machte ers wie der niederdeutsche Fürst Münster, der, da ihm als Botschafter von den Untergebenen, nach langem Zögern, ein von Wuth schnaubender Erlaß des Staatssekretärs Herbert Bismarck vorgelegt worden war, auf die schüchterne Frage, ob ihn das Schriftstück arg verstimmt habe, heiter antwortete: „Gar nicht; ich stellte mir beim Lesen nur vor, wie sich der Herbert beim Schreiben geärgert haben muß.“ Wer Franz Joseph gebrochen zu finden fürchtete, fand ihn aufrecht. Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hielt ihn, außen und innen, in straffer Ordnung. Im Verkehr mit harmlosen Menschen von natürlicher Munterkeit war ihm wohl und dem in die Wesensfarbe des jungen Liszt schillernden Zigeunertemperament Andrassys verzieh der selbst stets Pünktliche immer wieder Verspätung; zu Schwerblütern, gar, wie der Herr Neffe Franz Ferdinand, in Jähzornswallung neigenden, schuf nur sein ruhiger Takt ein leidliches Verhältniß. Doch die harte Wucht, das ungeheure Weh der letzten Jahre hat auch er gespürt. In dem „Wahnwitz einer kleinen Schaar Irregeleiteter“, nicht in bewußtem Trachten des Serbenvolkes und seiner Regirung, schien ihm der Plan zu dem Doppelmord von

Sarajewo gereist zu sein. Das stand in seinem Dankerlaß. Durfte des alten Herzens milde Stimme frei ins Weite strömen? Schon war geraunzt worden: die Särge, die den Erdenrest Franz Ferdinands und Sophiens Chotek bargen, seien im Abenddunkel vom Südbahnhof eingeholt worden; seien nicht von gleicher Farbe gewesen und für die Dauer der Kirchenparade nicht auf die selbe Stufe gestellt worden; das Militärgepräng sei nicht in höchsten Pomp gesteigert, der Hochadel nicht in den Erntezug des schwarzen Schnitters geladen und, schließlich, Artstetten von dem Erzherzog nur als letzte Ruhstatt gewählt worden, weil die dem Erzhaus vorbehaltene Gruft des wiener Kapuzinerklosters sich der ihm nach der Lex Morganatica angetrauten Frau nicht entriegelt hätte. Der Standesstolz einer österreichischen und ungarischen Hochadelsgruppe, die sich den lothringischen Nachfahren Habsburgs ebenbürtig fühlt und für das Reis aus dem Edelstamm Chotek noch reicheren Ehrenprunk heischte, hatte sich in eine „Trauerdemonstration“ vorgewagt. Franz Joseph wollte nicht der auf die Postille gebückt Uralte scheinen, der, weil er nicht selbst mehr ins Feld ziehen kann, Krieg, der Jüngeren Lorber brächte, unter allen Umständen meidet; nicht der Bosheit das Geraun erleichtern, der Tod des im Gemüth ihm fernen Neffen habe sein Blut nicht in die zur Rächerthat treibende Woge aufgewirbelt. Wann er beschlossen hat, „den großserbischen Gedanken, auf die Gefahr eines gegen Rußland zu führenden Krieges, mit der Wurzel zu zerstören“, ist der Menge noch unbekannt. Er hat es beschlossen; sicher nicht leichten Sinnes. Und in der Kriegszeit wohl nicht mehr aus lichtem Herzen gesprochen: „Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut.“

Vierundachtzig Jahre war er alt, saß sechsundsechzig Jahre auf dem Thron, da er sich in neuen Krieg, den letzten, aufraffen mußte. Den Oheim, den die Revolution aus Wien trieb und der dem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Seelennacht mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor die Lombardei, der mannbar gewordene Venezien, das Recht auf die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz im Deutschen Bund. In Italien ist Savoyen, in Deutschland Hohenzollern sein Ueberwinder und Erbe. Sein Bruder wird, als Kaiser von Mexiko, zum Tod verurtheilt und in Queretaro erschossen; die Frau überlebt ihn in Wahnsinnsnacht. Der einzige Sohn Franz Josephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalles

nicht erspart blieb) strauchelt, als Dreißigjähriger, in grausigen Tod. Der Vetter der Kaiserin, Ludwig von Bayern, entläuft dem Irrenarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im Starnbergersee. Elisabeth wird in Genf, von dem Italer Lucheni, gemordet. Ihr jüngerer Vetter, Otto, hockt, ein geistig unheilbar Kranker, in Fürstenried (wo er, entkrönt, in diesem düsteren Herbst gestorben ist). Ein Erzherzog ist verschollen, eine Erzherzogin durch die Sümpfe der Sexualgier gewatet; und zwei Habsburger haben erzherzoglicher Würde entsagt. Wieder wird, in Sarajewo, der Monarchie der Erbe getötet; wieder stirbt neben ihm eine Frau, diesmal gar die von Kirche und Staat ihm zugesprochene. Und Ares erklettert im Goldharnisch den Donnerwagen, dem Graus, Grimm und Entsetzen, die Läufer seiner purpurnen Majestät, vorankeuchen. Krieg gegen Serbien, Montenegro, Rußland, Italien, Rumänien; tiefe Verfeindung mit dem Britenhof (der den Botschafter Grafen Mensdorff-Pouilly wie einen Zugehörigen behandelt hatte), mit Frankreich, Japan, Portugal, Belgien (den einst Oesterreichischen Niederlanden, aus denen Franz Josephs Sohn die Gattin geholt hat); Trübung des Verhältnisses zu Nord- und Südamerika. Zu viel für einen so Alten? Ich glaube nicht, daß er der neuen Zeit Loblieder sang; er hätte eher wohl dem Stechlinwort Fontanes zugestimmt, daß man von großer Zeit erst zu sprechen pflege, wenns schon ein Bischen schief geht. Doch er wankte nicht. Konnte manchmal noch „fesch“ sein. Und, wenns durch Menschenschuld schief ging, wettern, mit dem Knöchel die Schreibtischplatte schlagen, daß in Schönbrunn die alten Diener in ihren Kniestrümpfen schlotterten. Da saß er nun immer; längst nicht mehr in der Hofburg. In das stille Haus hatte er sich behaglich eingewöhnt. Der Park, in dem ein Nachtigalenheer jubilirt, stand, wenn nicht aus Berlin Besuch eingekehrt war, den Wienern offen. Der Schöne Brunnen und die prächtige Gloriette, Schloßapotheke und Fasanerie, im Gemäuer der Geist Fischers von Erlach und Valmaginis, an Wand und Decke Bilder von Hamilton und Guglielmi: da war er zu Haus. Außen einfach, innen kaiserlich. Spiegelgalerien, ein üppig prangender Ceremoniensaal, die duftende Wärme der Orangerie. Auf diesem Grund hatte schon Maximilian gebirscht und die Schnurren Kunzens von der Rosen belacht. In dem Blauen Kabinet hatte unter dem wuchtigen Tritt Maria Theresiens die Diele gedröhnt. Hier zu wohnen, war der Wunsch

Leopolds des Ersten gewesen. Hierher ist Bonaparte getost; hat unter diesem Dach die Bannbulle geschrieben, die in Neapel die Bourbons traf, die Magyaren zu selbständigem Handeln aufgerufen und den Krieg wider den Vater, die Heimath seiner Marie Luise durch Friedensvertrag geendet. In diesem Haus schmachtete und starb sein aiglon, der König von Rom und Herzog von Reichstadt. Habsburg und Hietzing; Kapelle und Park. Ein Kaiser, dem, wie unter qualmendem Docht heißes Wachs, die Liebe des Volkes weggetropft wäre: zwischen den grünen Greisen des Lustwaldes, den dunklen Priestern und Weißköpfen des Hofstaates hätte ers nicht gemerkt. Franz Joseph blieb, bis seine Sonne unterging, Herr; im Haus ein strenger, vor dem Hans Liederlich zitterte. Das Auge, das ihn in Großer Uniform, mit dem grünen Federbusch, erblickte, litt unter der Vorstellung der Leibesschwachheit, die sich in Kriegertracht zwängen mußte. Im bequemen Waffenrock aber wirkte er frischer als Wilhelm im letzten Lebensjahrfünft. Konnte den Vorträgen folgen, Schlummersucht mit dem Aufgebot eingewurzelter Selbstzucht überwinden; das Ereigniß von gestern und den Plan für morgen ruhig, ohne Wimperzucken, anschauen und den nie erhitzten Willen in Entschluß ansträngen. Vor ein paar Monaten hat Graf Stephan Tisza, kein Höfling, ihn den klügsten Politiker beider Reichshälften genannt.

Seinen Ruhm und seine Ehren
Zeichnet Klio in den Stein.
Doch sein Herzblut, seine Zähren
Gräbt man nicht in Marmor ein.
Was der Hohe einst gelitten
(Heißer nie war Heldenschmerz),
Ist für ewig eingeschnitten
Tief in seines Volkes Herz.

Gleich Gott Vater, den die Alten
Hoch, im Barte silberweiß,
Hellen, blauen Blickes malten,
Steht vor uns der hehre Greis,
Der des Friedens Bundeslade
Schirmt, das Flammenschwert gesenkt,
Der den Oelzweig seiner Gnade
Selbst dem ärmsten Sünder schenkt,

Deine achtzig Jahre weiset,
Herr, Dein heiliges Silberhaar;

Doch Dein Herz ist nicht ergreiset:
Fest die Hand, das Auge klar.
Lang noch herrsche! Wirke! Walte!
Segne! Vor Dir kniet Dein Reich.
Gott beschütze, Gott erhalte
Dich — in Dir lebt Oesterreich!

Und wäre unter dem Nebelmond in ihm nun gestorben? Nein. So einfach, gottähnlich groß und erhaben, wie Frau von Handel-Mazetti (eins der kräftigsten, farbigsten Talente Oesterreichs, ernster und reicher als Alles, was in ihren Kleidern sich auf der Bühne tirolernd spreizt) ihren Kaiser malte, war er nicht. Niemals Schöpfer mit der „Stirn voll Thatendrang, der in mächtigen Gedanken Oesterreichs Goldene Zeit entsprang." Gar nicht einfach. In sich und in seinem Verhältniß zu den Völkern der zwei Kronen ohne gründliche Kenntniß des Habsburgerwesens und des Gemisches aus jesuitischer und austro-militärischer Zuchtlehre nie ganz zu verstehen. Oesterreich-Ungarn hat nicht vom Athem seines Geistes gelebt; ist nicht mit ihm gestorben. Freiherr Alfred von Berger, der das Oesterreicherthum mit grimmiger Zärtlichkeit, mit der Inbrunst des nach Wahrheit Ringenden liebte und es (im Bibelsinn des Wortes) erkannte, hat gesagt, neben dem Kaiser des Staatsrechtes, der Kanzleien, der Wiener Zeitung habe Oesterreich einen zweiten Kaiser, dessen Bild sich nicht in Gesetzesteichen und Rechtsquellen spiegle. „Wer seiner habhaft werden will, muß die stillen Wege wandeln, auf denen der Sagenforscher und Märchensammler in abgelegenen Alpenthälern und vergessenen Waldwinkeln lebendige Ueberreste uralten Volksthumes findet; er muß den Gesprächen der Leute am Brunnen, in der Werkstatt, auf dem Feld und im Wirthshaus lauschen. Denn dieser zweite Kaiser ist der in der Phantasie und im Gefühl breiter und tiefer Schichten lebende; nicht der Kaiser rationalistisch beleuchteter Wirklichkeit, sondern der Kaiser, der in der Welt des halbdunklen Gemüthes wohnt, die Alles, was in ihr lebt, in einen unbestimmten, schier sagenhaften Duft einhüllt. Die sorgenvollen Witwen, die armen Bauern, die gedrückten kleinen Leute, die man allwöchentlich in den Vorsälen des kaiserlichen Kabinets sehen kann, kommen nicht zu dem Monarchen des Staatsrechtes, sondern zu dem Kaiser des Volksglaubens." Achtundsechzig Jahre lang wars Franz Joseph. Nur Greise konnten sich, in verdämmerndem Gedächtniß, eines anderen Kaisers erinnern. Keinem Leben-

den war der Vergleich des Regirenden mit einem in rüstiger Gesundheit thronenden Vorgänger möglich. Oesterreichs heftiger Drang in Verfassung, Ungarns Aufstand, den Rußland bändigte, der Krimkrieg, Feldzüge gegen Italien und Preußen, Villafranca und Königgraetz, in Reichstadt der austro-russische, in Wien der austro-deutsche Vertrag, die Besetzung, viel später die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina; Metternich, Schwarzenberg, Buol, Prokesch, Beust, Hohenwart, Herbst, Taaffe, zwei Andrassy, zwei Kossuth, zwei Tisza, Haymerle, Kalnoky, Goluchowski, Aehrenthal, Berchtold, Burian, zwei Plener, Gautsch, Thun, Beck, Hohenlohe, Lueger, Koerber, Khuen, Wekerle, Fejervary, Szell; Louis Napoleon zwei Nikolai, zwei Alexander von Rußland, Victoria, Edward, George, zwei Friedrich Wilhelm, zwei Deutsche Kaiser Wilhelm, zwei Victor Emanuel und ein Umberto, Cusa und Carol in Bukarest, Obrenowitsch und Karageorgewitsch in Belgrad, Battenberg und Koburg in Sofia, Wittelsbacher und Dänen in Athen; Palmerston, Russell, Gladstone, D'Israeli, Nesselrode, Gortschakow, Cavour, Bismarck: unübersehbar ist die Fülle der Gesichte, die der Blick des jungen, des alten Kaisers einsaugen mußte. Ein minder Gescheiter, nicht im Sturm noch Kühler hätte Völkerkunde, Geschäfts- und Personalkenntniß gelernt, die nicht zu vererben ist. Was sollte Diesen noch überraschen, aus dem Gleichmaß des fleißigen Actuarius in Fieber schütteln? Träumerei war seine Sache nicht und Philosophie dünkte ihn wohl die eitelste aller Künste. In schlafloser Nacht besann Bismarck, was geworden wäre, wenn am Weißen Berg bei Prag nicht das Banner Habsburgs gesiegt hätte. Franz Joseph hat gewiß nie zu ersinnen versucht, wie das Land deutscher Menschheit heute aussähe, wenn der Plan des österreichischen Ministers Bartenstein, Maria Theresia dem Kronprinzen Fritz von Preußen zu vermählen, nicht an dem kantigen Willen der von dem Lothringer Franz entzückten Erzherzogin zerschellt wäre. Er schränkte sich in die Pflicht, deren Erfüllung der Tag forderte, und begrübelte nicht, was war und morgen sein könne. Um diese Schranken ließ er in jedem Tagesgrau Eisblöcke häufen: und hielt sich frisch im engen, kalten Gehäus. Als er geboren wurde, waren die Orleans aus Frankreich gejagt worden; jubelte, vor dem Ohr Friedrichs Soret, Goethe über den Sieg Geoffroys de Saint-Hilaire in dem Wissenschaftstreit gegen Cuvier, den Sieg des Naturforschergeistes im

Kampf gegen die Materie, „über den Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist“. Das Kind dieser Tage hat sich an Telephon, Lift, Automobil nicht mehr recht gewöhnt. Schien aber in der Zeit der Flieger, Tauchboote, Luftschiffe, Funkenfernschrift nicht in Altmode komisch. Weil er sich selbst getreu blieb und den Muth zu Bescheidenheit hatte. Der Baustil der Herrengasse behagte ihm wohl mehr als das steinerne Wagniß der Postsparkasse, Angeli mehr als Klimt; doch im Bezirk freier Künste dünkte ihn erlaubt, was gefällt, und er war der Sezession eben so gnädig wie den Akademikern. Wozu in Parteienhader niedersteigen? Dem Wurfgeschoß jedes Mundes erreichbar werden? Woran der Kaiser glaubt, an welche Menschen und Menschengebilde, braucht Keiner zu wissen. Größe in Ruhe: das Ideal auf dem Thron. Unbedingt fromm; fleißig; stolz ohne Steifheit; undurchsichtig. Habsburg.

In Schönbrunn geboren, in Schönbrunn gestorben. Ohne langwieriges Leiden. Zu rechter Zeit. Einem ins siebenundachtzigste Lebensjahr Schreitenden wird Tod Erlösung. In Friedenszeit hätte, wenn hinter diesem Sarg das Thor der Kapuzinergruft zugefallen wäre, Oesterreichs, Ungarns Erde gebebt und über heißer Unterströmung sich breit gespalten. Jetzt ist jeder Wille dem Krieg verlobt. Dem Kaiser, den Völkern bleibt Zeit, sich in Neues einzufühlen. Eine Generation, eine Zwischenfarbe, die das Auge der jetzt Fünfzigjährigen erharrt hatte, ist ausgefallen; dem Großohm folgt Karl, der Sohn des einst von Schönheit leuchtenden Otto und der Sachsenprinzessin Maria Josepha. Ein junger Kaiser und eine junge Kaiserin (aus dem Haus Bourbon von Parma). Ein Kaiser, der im Feld war, sich den Truppen gezeigt hat, dem Volk sichtbar ist; den der Verantwortliche in jeder Nachtstunde aus dem Schlaf pochen darf. Jugend; nicht ein verglimmender Lebensfunke, der, fast um jeden Preis, vor jähem Luftzug behütet werden muß. Vor der Aufbrunst des Krieges, mit der auch Oesterreich-Ungarn zu rechnen hat, ist solche Erleichterung des Verkehrs mit dem Monarchen wichtig. Dem hinterließ Franz Joseph das stärkste Ministerium, das Oesterreich seit vielen Jahren hatte; neben Koerber sitzen im Kabinet Herr Dr. Franz Klein, Wille und Redner, ein Kopf und ein Herz, und Herr Dr. Franz Stibral, der schon in Caprivis Zeit das Handelsinteresse Oesterreich-Ungarns so klug und zäh verfocht, daß Bismarck den deutschen Unterhändlern die Sach-

kenntniß und Energie dieses jeder Finte Trotzenden wünschte. Der geistig gut gebildete, ungemein reiche Gentleman Graf Berchtold, den Franz Joseph dem Thronfolger als Lehrer für Politik beigab, rückt in die weite Machtsphäre des Fürsten Montenuovo vor. (Ob Berchtolds überlebender Vorgänger Graf Agenor Goluchowski, Schwiegersohn Joachims Murat und „brillanter Sekundant“ auf der Mensur in Algesiras, zur Vertretung des noch unerkürten Hauptes im noch grenzenlosen Königreich Polen ausersehen ward, muß bald offenbar werden; auch, ob Herr von Burian bleibt, dem Grafen Czernin oder Herrn Mérey von Kapos-Mére den Vorsitz im Auswärtigen Amt und in dem Oesterreich und Ungarn Gemeinsamen Ministerrath überläßt.) An Talenten fehlt es nicht diesseits noch jenseits von der Leitha; in den Aemtern, Herren- und Volkshäusern, in Klerus und Presse blüht es in bunter Pracht. Kaiser Karl wird nicht vergebens nach Köpfen ausspähen. Seit 1740 trug kein habsburgischer Kaiser diesen Namen. Leopolds Sohn, der als Oberhaupt des Römischen Reiches Deutscher Nation Karl der Sechste hieß, verlor Spanien, sicherte sich aber im Rastatter Frieden den italischen Besitz und die Niederlande; erwarb, nach Eugens Siegen bei Peterwardein und Belgrad, Nordserbien, das temesvarer Banat, Stücke der Walachei und Bosniens; knüpfte, noch im Jahr des Friedens von Passarowitz, einen Bund mit England, Frankreich, Holland; mußte, für die polnische Erbfolge des dritten August von Sachsen, noch einmal gegen Frankreich, das Stanislaus Leszczynski krönen wollte, kämpfen und setzte zwar, mit Rußlands Hilfe, seinen Kandidaten durch, war aber genöthigt, auf Lothringen, Neapel, Sizilien, Lombardenbezirke zu verzichten, und empfing als Entgelt nur Parma-Piacenza; auch fast alles vom Prinzen Eugen Erfochtene hat er in dem Türkenkrieg, den, ein Jahr vor seinem Tode, der Belgrader Friede endete, wieder verloren. Ein von Kriegslärm durchhalltes Leben, das keinen Gewinn, nicht einmal fortwährenden Glanz bescherte. Der Letzte aus habsburgischem Mannesstamm; seine Tochter Maria Theresia, der er durch die Pragmatische Sanktion das Thronrecht gewährt hatte, erkor den Lothringer, aus dessen Saft der neue Zweig sproß. Der junge Kaiser von Oesterreich, der Apostolische König von Ungarn nennt sich Karl, doch nicht den Siebenten; wie Franz Joseph seinen dritten Vornamen Karl, so hat Karl Franz Joseph den zweiten und dritten ins Vergessen getaucht. Aus unerhörtem Sturm schwingt er sich auf den Thron und muß längst

gegen den Wahn junger Herrscher gefeit sein, Regirung lasse sich mit Genußsucht vereinen. Mit Fausts Zunge mahnt Goethe: „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden. Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darfs kein Mensch ergründen. Was er den Treusten in das Ohr geraunt, es ist gethan und alle Welt erstaunt. So wird er stets der Allerhöchste sein, der Würdigste; Genießen macht gemein." Dem aus der Magisterzelle in Erlebniß Entlaufenen haben, in Ariels Bannkreis, schon der Berge Gipfelriesen die feierlichste Stunde verkündet, die, nach langer Nacht, die Thäler der Menschenwelt wieder belichtet. Hinaufgeschaut! Das Glück Oesterreich-Ungarns (dessen liebenswürdige, mannichfach begabte Völker der Europäer nicht, weil sie vor rauher Schroffheit schaudern und zu Militarismus keinen Blutstropfen in ihren Adern haben, mit gestülpter Lippe bespöttelt) wird nicht in der Kapuzinergruft eingeurnt. Die Monarchie darf hoffen, daß ihrem Hof die Lenzfrische von 1849 zurückkehrt. „Alles jung, Alles ernst; die Bedeutung der Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges, vertrauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen genannt. Der Glaube an das neue Oesterreich muß außen erst festgestellt werden und ein neues Geschlecht heranwachsen. Oben ist es hell." Die Firnen dürfen früh des ewigen Lichtes genießen, das später sich zu uns herniederwendet. Daß es nicht zu spät leuchte, sei Kaisers Karls Sorge. Er ist nicht, wie Sophiens Sohn im Mai des Herrscherseins, jünger als die Mannheit des Reiches. Er kann ihres Willens Leib und das Schwert ihrer Seele werden. Franz Joseph ist nach heißem Anlauf rasch erkaltet. Oesterreich und Ungarn langen nach Herzenswärme. Ihren Christbaum schmücke Karl, ohne zu knausern, mit den Kerzen der Gnade, die mit dem Empfänger den Spender segnet. Jedes reine Flämmchen, jede gelöste Fessel wirbt ihm ein Kronland.

Satyrspiel.

„Catos Wort wird Wahrheit werden; die tiefe Verderbtheit, die Knechtungsucht und Seetyrannei der Britenregirung muß alle Völker Europas in den Entschluß einen, im Kampf gegen England die Freiheit des Menschengeschlechtes zu retten und das neue Karthago von der Erde zu tilgen." Bertrand Barère rufts in den Nationalkonvent; und drückt, mit Carnots Hilfe, den im Wohlfahrtausschuß erbrüteten Antrag durch, den Kriegsbrauch der Kanibalen zu erneuen und keinem aus Englands und Han-

novers Heer Gefangenen fortan das Leben zu gönnen. Nicht eine Stimme dagegen. Trotzdem in England dreißigtausend gefangene Franzosen sind, an denen Albions Rache sich letzen könnte. Das Heer weigert die Rückkehr in Barbarei und räth dem Konvent, da er sich als Wildenhorde fühle, die Gefangenen selbst zu töten, dann zu braten, zu essen. Barbar, brüllt Barère, ist der Brite; „seine Ahnen haben noch in Caesars Zeit den Wölfen die Wälder streitig gemacht, dort als Wilde gehaust, jedes ihrer Küste nahende Schiff mit Feuer bedroht und den Enkeln die Lust an Sklavenhandel vererbt; der Britenleu hat gestern noch Männer und Mädchen zu Mordthat gedungen". Im Feldlager heischen die Sendlinge des Konvents von Generalen blinden Gehorsam. Sind die betreßten Kerle denn nöthig? „Kaltes Klügeln, Berechnen, Verschanzung, Zeltbau kann uns nicht nützen; der Vorstoß mit der blanken Waffe ist die allein des Franzosen würdige Kampfesart." Zwei hohe Offiziere werden erschossen, ein General wird abgesetzt, ein zweiter tötet sich selbst, weil ein auf Befehl des Konventskommissars ohne Nährmittel und Train unternommener Angriff in Spanien schmählich mißlungen ist. Im Elsaß zerrütten die Kommissare durch Aufreizung zu Angeberei und durch Verpestung der Kriegsgerichte das Heer so abscheulich, daß kein Redlicher die Bürde der Befehlsgewalt auf sich nehmen will und Saint-Just den Häuptling eines Ersatztrüppchens in das Amt des Oberbefehlshabers heben muß. Alles: zum Heil des Vaterlandes. „So lange noch ein Stück unseres Bodens vom Feind besetzt ist, muß jeder Franzose dem Ruf in Waffendienst, in Arbeit fürs Heer sofort unweigerlich folgen." Die wichtigsten Lebensmittel und Rohstoffe werden vom Staat in Beschlag genommen und den Händlern, denen noch Waare bleibt, Höchstpreise vorgeschrieben. Gold und Silber, alles Metallgeräth ist abzuliefern. Nur noch Papiergeld im Umlauf; assignats, an denen vom Glück begünstigte Staatsgläubiger zwei Drittel verlieren. Kredit findet, wer das Leihgeld mit achtzig Prozent zu verzinsen gelobt. Ein Viertel jedes Geschäftsertrages schluckt der Staat. Die Unternehmunglust erlahmt, duckt sich, stirbt an Luftmangel. Die See ist gesperrt, Landeinfuhr durch die Fronten der Feinde gehindert. Der Preis des Ochsenfleisches steigt aufs Vierfache, Kalbfleisch von fünf auf zweiundzwanzig Sous; Zucker, Oel, Wein, Seife, Kerzen sind kaum noch zu erschwingen. Was thuts? Handel ist Wucher. Und die Gesellschaft der Pflicht bewußt, alle ihr Zuge-

hörigen aus der Massenküche zu speisen. Dafür müssen sie dem Staat fronen. Zunächst Drescher, Schnitter, Flößer, Fuhrleute, Eisendreher, Schuster, Schneider, alle mit der Herstellung, dem Versand und Vertrieb unentbehrlicher Massenware Vertrauten; reichts nicht, so kommen die Kopfarbeiter an die Reihe. Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Hirse wird in Staatsscheunen gespeichert; bald auch Mehl und Gemüse. Lebensmittel darf nur der Staat vertheilen. Nur er vermag den nützlichen Ausgleich der Nährstoffschwankungen zu sichern. Dem Vaterland zum Heil.

Der Handel ist tot; vom Willen der Regirung vernichtet. Die Börse geschlossen und jedes Bankgeschäft, auch dicht eingeschleiertes, verboten. Der Höchstpreis, der nicht mehr die Kosten deckt, verleidet dem Händler den Kram. Wozu pflügen, düngen, eggen, Kühe melken und Schweine mästen, nach Butter, Kartoffeln, Talg, Eiern, Leder, Lichten, Zucker mühsam fahnden, wenn doch nichts herauskommt als der Verdacht, des Gewerbes Zweck sei nur, die Noth des Nächsten wucherisch auszubeuten? Zweitausend Weiber schaaren sich vor der Markthalle; sechshundert erlangen je ein Kleinmaß grüner Bohnen. Solcher Ausgleich der Schwankungen wäre den Händlern niemals gelungen. Butter, heißts im pariser Polizeibericht, wird wie Gottheit angestaunt; „Eier werden wie unsichtbare Götter verehrt.“ Das „Gleichheitbrot“ schmeckt widrig und erwirkt Ruhr und Darmkrankheit; Weh Dem, der anderes backt! Der Bauer stöhnt: „Für meinen Hafer wieder ein winziges Papierhäufchen, wie im Vorjahr, hinnehmen? Das ist kein Entgelt für harte Arbeit. Roggen und Weizen bringt nicht mehr. Die Pferde und über drei Monate alten Schweine hat man mir auch genommen. Ein Segen, daß ich noch was im Pökelfaß habe. Nimmt man mirs (wie im Floréal 1795 angekündet wird), dann können wir verhungern. Ich baue nur noch, was ich für den Hausbedarf brauche; wird auch das weggerafft, so mag der Teufel meine Felder bestellen.“ Das war einmal? Vor anderthalb Jahren mahnten Staatsplakate: „Esset und verfüttert Zucker; den wird Deutschland stets in überreichlicher Menge haben.“ Wo ist er nun? Der Höchstpreis hat von Rübenbau früheren Umfanges abgeschreckt. Ferkel, die in Fett gemästet werden müßten, sind zum Drittel des Friedenszeitpreises kaum noch verkäuflich. Der Landwirth, den der Staat ermuntern müßte, wird eingeschüchtert. Unser Nationalkonvent aber sondert einen Ausschuß ab, der die internationale Politik leiten und England aufs Knie zwingen soll.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Die bewährte Drahtlampe

Osram

An die Aktionäre
der Planiawerke Aktiengesellschaft für Kohlenfabrikation zu Plania bei Ratibor.

Wir erbieten uns hierdurch, Aktien der Planiawerke Aktiengesellschaft für Kohlenfabrikation zum Preise von **M. 2650.—** für jede Aktie unter folgenden Bedingungen zu erwerben:

1. Die Aktien sind nebst dem Dividendenschein für das Jahr 1916 u. f. sowie dem Erneuerungsschein bei einer der nachbezeichneten Stellen:
   in **Berlin** bei der **Berliner Handelsgesellschaft,**
   „ „ **Deutschen Bank,**
   „ dem **Bankhause C. Schlesinger-Trier & Co. Commanditgesellschaft auf Aktien,**
   in **Breslau** „ „ **Schlesischen Bankverein,**
   in **Cöln** „ „ **A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.**

   bis zum 15. Dezember 1916 einschließlich während der üblichen Geschäftsstunden einzureichen.
2. Die Auszahlung des Gegenwerts erfolgt Zug um Zug gegen Aushändigung der Aktien.
3. Der Schlußscheinstempel wird von uns getragen.

Berlin, den 18. November 1916.

Rütgerswerke-Aktiengesellschaft

Legal. von Clemm.

Bilanz zum

Aktiva.	M.	Pf	M.	Pf
Grundstück-Konto			1 250 916	21
Gebäude-Konto	2 328 000	—		
Abschreibung	46 600	—	2 281 400	—
Patent-, Erfind.- u. Versuchs-Kto.: unverändert			1	—
Inventar: Bestand am 1. Juli 1915	100 000	—		
Zugang	72 554	94		
	172 554	94		
Abschreibung	72 554	94	100 000	—
Werkzeug u. Maschinen: Bestand am 1. Juli 1915	100 000	—		
Zugang	180 162	62		
	280 162	62		
Abschreibung	180 162	62	100 000	—
Elektr. Anl. u. Apparate: Bestand am 1. Juli 1915	100 000	—		
Zugang	11 384	16		
	111 384	16		
Abschreibung	11 384	16	100 000	—
Haus-Einrichtung: unverändert			1	—
Fabrik-Einrichtung: Bestand am 1. Juli 1915	100 000	—		
Zugang	141 810	04		
	241 810	04		
Abschreibung	141 810	04	100 000	—
Bankier-Guthaben			7 651 025	78
Debitoren: a) Kunden	7 748 944	87		
b) Untergesellschaften	14 166 439	82	21 915 384	69
Hypotheken-Konto			561 500	—
Beteiligungen und Effekten: darunter Schatzanweisungen und Kriegsanleihe			20 740 671	89
Waren-Konto: Bestand an fertigen und halbfertigen Waren und an Rohmaterialien			4 600 087	81
Kassen-Bestand			49 373	77
Wechsel- und Scheck-Bestand			39 243	41
Vorausbezahlte Prämien			67 790	66
Aval-Konto: für Leuchtmittelsteuer-Kredite			230 000	—
Kautions-Konto			54 323	—
			59 841 719	22

Gewinn- und Verlust-

Soll.	M.	Pf	M.	Pf
Handlungs-Unkosten-Konto			5 078 942	87
darunt. Wohlfahrtsausgaben M. 862 314 04				
Kriegsfürsorge-Stiftung			1 038 000	—
Steuern-Konto:				
Abgaben an Staat und Gemeinde			804 468	11
Abschreibungen:				
auf Gebäude	46 600	—		
„ Inventar	72 554	94		
„ Werkzeug und Maschinen	180 162	62		
„ elektrische Anlagen und Apparate	11 384	16		
„ Fabrik-Einrichtung	141 810	04	452 511	76
Bilanz-Konto:				
Reingewinn			12 335 337	59
			19 709 260	33

30. Juni 1916.

Passiva.	M.	Pf	M.	Pf
Aktien-Kapital			9 900 000	—
Vorzugs-Akt.-Kapital, dav. eingez. M. 3 300 000			13 200 000	—
Reservefonds			5 216 289	45
Kreditoren: a) Untergesellschaften	1 339 921	24		
b) sonstige Verpflichtungen . .	12 435 267	66	13 775 188	90
Dividenden-Konto:				
nicht abgehob. Divid. v. Vorz.-Akt. 1910/11	100	—		
" " " " " " 1913/14	50	—		
" " " " " " 1914/15	2 050	—		
" " " " Stamm- " 1912/13	250	—		
" " " " " " 1913/14	3 250	—		
" " " " " " 1914/15	6 750	—	12 450	—
Aval-Konto			230 000	—
Wohlfahrtsfonds			438 258	68
Reserve zur Verfüg. künftig. Generalversamml.			3 621 694	60
Talonsteuer-Reserve			79 200	—
Hypotheken-Konto			1 033 300	—
Gewinn-Saldo			12 335 337	59
			59 841 719	22

Konto zum 30. Juni 1916.

Haben.	M.	Pf	M.	Pf
Vortrag vom Vorjahr			2 327 594	92
Geschäftsgewinn 1915/16			17 381 665	41
			19 709 260	33

Die für das Geschäftsjahr 1915/16 auf **25% = M. 250** für die **Stamm-Aktie** und auf **5% = M. 50** für die **Vorzugs-Aktie** festgesetzte **Dividende** gelangt gegen Einreichung der betreffenden Dividendenscheine bei der **Gesellschaftskasse,** Ehrenbergstr. 11/14 und bei den Herren **Koppel & Co. Bankgeschäft, Berlin,** Pariser Platz 6, zur Auszahlung.

Berlin, den 14. November 1916.

Deutsche Gasglühlicht Aktiengesellschaft

(Auergesellschaft)

Dr. Blau. Feuer. Meinhardt. Müller. Remané.

Soldatenheime an der Front.

Soldatenheim — ein trautes Wort —
Wie warmer Platz im Winterfrost,
Wie schattend Grün, wo alles dorrt,
Wie Mantelschutz bei scharfem Ost.

Daheim im Krieg und fremden Land —
Ein Widerspruch, ein Rätselding,
Deß Lösung doch die Liebe fand,
Die mit der Sorge suchen ging.

Die Heimat spricht: Ich komm' zu dir,
Du müder Held; nun sei mein Gast,
Ich bring für Leib und Seele dir
Erquickung in die kurze Rast.

Durch's Fenster äugt der Tod herein —
Hier schweigt und endet seine Macht!
Das muß ein großer Segen sein,
Ein Kraftquell für die wilde Schlacht. . . .

Schon winkt manch' Heim im West und Ost
Bis wo des Islams Herrscher thront;
Der Geist von oben würzt die Kost,
Und heißer Dank die Mühe lohnt.

Helft weiter! Wem es kommt zugut —
Fragt nicht; was ihr beglückt, beschwingt,
Ist unser heimisch Fleisch und Blut,
Das uns um Heil und Frieden ringt.

Victor Blüthgen.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Dezember 1916.

Der Stern von Rumänien.

Kein anderer Vorgang hat im Werden der von müder Sprachgewohnheit noch immer Krieg genannten Sintfluth den gegen das Deutsche Reich Verbündeten im Urtheil der Neutralen so geschadet wie das Unheil, in das sie das Königreich Rumänien gerissen haben. Dessen Wunsch und Plan hielt sich an die Losung, die Bismarck im März 1868 dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, dem Vater des jungen Walachenfürsten Karl, nach Sigmaringen mitgegeben hatte: „Rumänien muß gleich gut mit allen Mächten stehen und erst im letzten Moment, wenn Alles zusammenbricht, zu der Macht halten, von der es glaubt, daß sie als Sieger aus dem Krieg hervorgehen werde.“ Die Ehrfurcht vor dem Hirn, aus dem dieses Programm kam, müßte Deutsche hindern, es in Verachtung einzuspeicheln. Ein Programm für Schwache, die, ins Kampfgefild von Riesen verschlagen, ihrer Schwachheit bewußt bleiben. In dem selben Jahr, das ihm die berliner Losung bescherte, las Karl einen langen Brief, worin Marchese Pepoli, Italiens Vertreter in Wien, ihn beschwor, das Verhältniß zu Ungarn und zu dessen Ministerpräsidenten Julius Andrassy nicht zu gefährden. „Ungarns Hauptinteresse ist, gegen die Slawenüberschwemmung, die den Orient bedroht, Schutzdeiche zu erlangen. Hilft Rumänien, das ja kein slawisches Land ist, den Nachbarn zur Abwehr der Slawenfluth, so hat es Alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; sperrt es sich dagegen, so kann es in das Schicksal Polens hinabgleiten. Die Vorsehung hat Rumänien,

wie Ungarn, als ein Sondergebild auf dem Orientweg slawischen Ehrgeizes gestellt. Mission und Bedürfnisse beider Länder sind gleich; was eins kräftigt, stärkt zugleich auch das andere Land. Nur Auserwählten spart der Himmel ein Amt auf, wie es Ihnen zufiel. Die gerechteste Nationalitätfrage würde, wenn sie den Frieden gefährden könnte, von der liberalen Oeffentlichen Meinung nicht gestützt. Wo materielles Bedürfniß stöhnt und schreit, verhallt des Mitleids Stimme. Italien und Rumänien brauchen Frieden, Muße zu innerer Organisation. Unordnung hat nie Reiche gegründet; immer nur Zusammenbruch vorbereitet. Um den Preis eines unfreundlichen Verhältnisses zu Ungarn würde sogar die Unabhängigkeit von der Türkei zu theuer gekauft." Joan Bratianu, der Vater des vom König Ferdinand im Ministerpräsidium gehaltenen Mannes, führte damals das Staatsgeschäft. Schon ließ er in dem Regirungblatt „Romanul" das ungarische Siebenbürgen „Centraldakien" nennen und den Verein „Transsylvanien" empfehlen, der in ein paar Monaten zwölfhundert Mitglieder geworben habe und dessen Ziel sei, „die Kultur Centraldakiens aus der skythischen Richtung, in die Ungarns Druck sie gedrängt hat, in eine nationale, lateinische zu leiten." So ists weiter gegangen bis zu den Schulkarten, die das „unerlöste Rumänien" in die Landesfarben rahmten. Mehr als einmal schien blutige Auseinandersetzung unvermeidlich; und der alte König sagte oft, er könne die Anlehnung an die Kaiserreiche Mitteleuropas nicht verbürgen, wenn österreichische oder ungarische Interessen die des Deutschen Reiches überwögen. Wer im Krieg siegen werde, ist nicht immer leicht zu erkennen. Doch nur Blindheit konnte im August die Stunde nah wähnen, in der „Alles zusammenbricht" und der Ausgang so sichtbar wird, daß kein Zweifel mehr bleibt. Rumänien muß belogen worden sein oder verkannt haben, was in einem Hofwinkel Rußlands geschah, seit Herr Sasonow weggeschickt und die Sorge fürs Internationale dem unwissenden Herrn Stuermer anvertraut wurde. Der dachte wohl, die Enttäuschung vom Hoffen auf Rumänien werde der kriegerische Wille der westlichen Freunde nicht ungeschwächt überleben und die Concernstimmung dann sachter Bestattung des Krieges günstiger sein als zuvor; drum hat er die Vorbereitung des Masseneinbruches in die Dobrudscha gehemmt. An der Klippe dieses Entschlusses und an den Kaiserproklamationen, die Po-

lens Lösung von Rußland als ein Kriegsziel enthüllten und den glimmenden Docht „prussiakischen“ Sehnens nach Frieden löschten, ist der fahrige Boris Stuermer gescheitert; und im Ministerpräsidium durch Alexander Fjodorowitsch Trepow ersetzt worden, der sich als Minister des Verkehrswesens ein Jahr lang leidlich bewährt hat und jetzt, unter dem Jubel der Reichsduma, die bedenkenlose Fortführung des Krieges verheißt, Konstantinopel für Rußland fordert und den Rumänen das Recht zu freier Fahrt durch die Meereengen verbürgt. Ob diese Bürgschaft sie im Leid tröstet? Verruchter Leichtsinn hat sie geopfert. Sie gerade konnten warten; selbst die Stunde zum Eingriff wählen. Die schlug erst, wenn die Russen bereit waren, mit einer großen Armee und zulänglichem Schwergeschütz Bulgarien zu überfallen (dessen höchst stattliche Heereszifferihnen nicht unbekannt ist). Bis in den Tag solcher Bereitschaft war auch der Triple-Entente ein neutrales, dem Deutschen Reich unsicheres, unfreundliches Rumänien viel bequemer als ein dem Kriegsschauplatz zugehöriges. Der grobe Strategenfehler, die rumänische Hauptmacht, statt nach Bulgarien, nach Siebenbürgen zu schicken (das dem walachischen Sieger gewiß war), ist von unseren Heerführern Hindenburg-Ludendorff mit rascher, die Meister lobenden Klugheit ausgenützt worden. Die deutsche Ostfront kann um ein beträchtliches Stück gekürzt, die Korn- und Oelfülle Rumäniens dessen Feinden nutzbar gemacht werden; aus der Dobrudscha und Moldau führen viele Wege nach Odessa, Charkow, Kiew, in die russische Kornkammer und das russische Rom; die Griechen muß das Schicksal des dritten Balkangefährten warnen und schrecken; die ganze Donaustraße wird, für alle Transporte, dem Vierbund geöffnet; und dem in Saloniki schmachtenden General Sarrail, dem die unzermorschbare Tapferkeit der aus dem grausigen Rückzug durch Albaniens Wildniß geretteten Serben im November Monastir erobert hat, wird die Vorstellung deutschen Südostsieges nicht behaglich sein. Genosse Hervé murrt: „Wenn Sarrail die oft für ihn geforderte halbe Menschenmillion hätte, könnte er den Bulgaren anthun, was die Deutschen jetzt den Rumänen anthun wollen. Beeilen wir (nämlich: England und Italien) nicht den Nachschub starker Truppenverbände, dann verdünnen, nach ein paar Wochen, die Deutschen ihre rumänische Front und fallen mit fünfhundert

tausend Mann über die Saloniki-Armee her. Das muß nachgerade der blödeste Civilist merken. Man braucht, wahrhaftig, kein Hexenmeister zu sein, um vorauszusehen, welche Keulenschläge der nächste Frühling dem deutschen Großen Generalstab ermöglichen wird, dessen kühner Offensivgeist dann, nach der Wirkung des Hilfsdienstgesetzes, über neue Menschenmillionen und über ein in solchem Umfang noch nie erblicktes Kriegsgeräth verfügen kann. Wir müssen den deutschen Stiefel ablecken oder die Hilfsdienstpflicht auch in Frankreich einführen und die öffentliche Wohlfahrt mit allen Mitteln wahren. Die Offenbarung deutscher Kraft in Rumänien, die Bildung einer Polenarmee unter deutscher Spitze, die Mobilmachung der deutschen Bürger haben eine neue Lage geschaffen, in die wir uns einrichten müssen." Die Rumänen scheinen sich besser zu schlagen, als erwartet worden war; und allmählich ist die Zahl der russischen Helfer geschwollen. Dennoch ist das dem Feind unterthane Walachengebiet schon größer als das in Frankreich von Deutschen besetzte. Und just die Städte, Gleisstrecken, Straßen, Brücken, Werkstätten, um die König Karl sich besonders emsig gemüht hat, sind den Rumänen entrissen worden.

Am vierten Dezembermittag läuteten die Glocken, wehten die Fahnen die Kunde vom „Siege am Argesul" durchs deutsche Land. Karls Tagebuch nennt den Fluß Argesch. Da hat er im Sommer 1866, während des austro-preußischen Krieges, sein junges Heer zusammengezogen, um gegen Türkenanspruch gewappnet zu sein. „In wahrer Weltvergessenheit liegt hier ein Juwel der Baukunst, die Episkopalkirche von Curtea de Argesch. Sie ist 1518 von dem frommen Fürsten Neagoe Basarab erbaut worden; der Stil ist byzantinisch, zeigt aber in seiner reichen Fülle reizender Einzelheiten die Einflüsse mancher anderen Stile, besonders des arabischen. Leider ist das herrliche Bauwerk in traurigem Zustand; das Innere ist durch Feuer zerstört, eine Mauer von Erdbeben geborsten und in einen Thurm hat der Blitz eingeschlagen. Von dem Gold- und Farbenschmuck der fein ziselirten Muster und Arabesken findet man nur an wenigen geschützten Stellen der Wände kleine Spuren; die Regengüsse und heftigen Schneestürme, die das weite Thal des Argesch durchtoben, haben das Meiste fortgewaschen und nur die Formen selbst sind in dem ergrauten Stein geblieben. In dem Städtchen ist eine

Kirche aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts noch ziemlich gut erhalten. Der Ort liegt freundlich in dem breiten Flußthal des rauschenden Argesch, in der Ferne von schön geformten Bergen umgeben; heute ist er durch die bunten Trachten des herbeigeströmten Landvolkes malerisch belebt; besonders die Frauen lieben reiche Kleider in grellen, leuchtenden Farben.“ Am Argesch liegt Florika, der Landsitz der Familie Bratianu. Am Argesch biwakirt Karl im Herbst 1872 mit den Truppen, deren Corpsmanöver er leitet, und schreibt dort an den Deutschen Kronprinzen: „Endlich waren auch einmal einige Engländer hier, was mir um so erwünschter war, als man nun hoffen darf, daß sie gesündere Ideen über die orientalischen Länder in ihrer Heimath verbreiten werden. Leider lebt der Schatten Palmerstons unter den diplomatischen Vertretern Englands hier noch fort und die Bewohner Albions sind türkischer als die Türken selber, was Du, da Du die Türkenherrschaft kennst, richtig zu würdigen wissen wirst. Ich habe Das Allen, die kamen, gesagt und hoffe, daß man doch einmal eine gerechtere Beurtheilung, namentlich der Donauländer, in der Foreign Office erreichen wird.“ Lang ists her. Hardinge und Robert Cecil sahen Palmerston niemals spuken. Am fünften Dezemberabend wurde uns die Besetzung der Bahnlinie Bukarest-Targowiste gemeldet. Karl schreibt: Tirgoweschte. Einst wars die Haupt- und Residenzstadt der Walachei. In einem Nachbarkloster wird, aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Schädel Michaels des Tapferen aufbewahrt. Ueppig bewachsene Rebenhügel kränzen die Stadt. In ihre alten Mauern hat Karl an der Spitze aller Stabsoffiziere seine Frau Elisabeth zu Manöverschluß und Zapfenstreich eingeholt. In Tirgoweschte wurden vom Schwurgericht die Männer freigesprochen, die in Plojeschti die Dorobanzenkaserne gestürmt und den Beginn republikanischer Regirung verkündet hatten; Bratianu, der in der Wirrniß von Karls eifernden Beamten verhaftet worden war, bat, an die Durchstöberung seiner Papiere nicht Zeit zu vergeuden, da er „ein zu erfahrener Verschwörer“ sei, um gefährliche Schriftstücke greifbar zu lassen. In Tirgoweschte wollte Karl große Militärdepots anlegen; deshalb war ihm die Bahnlinie, die den Ort mit Bukarest, Pietrosita und Piteschti verbindet, besonders wichtig. Bei Pietrosita wurde vor bald hundert Jahren goldenes Tafel-

geräth aus der Gotenzeit gefunden; im Dezember 1875 ist der vierundzwanzig Pfund schwere Schatz aus dem bukarester Museum gestohlen worden. Turnu-Severin: die erste Rumänenstadt, die Karl sah. Pfingstsonntag 1866. Als Kaufmann Karl Hettingen, der in Geschäften nach Odessa (hört!) reise, ist er durch Oesterreich-Ungarn, an Belgrad vorüber gefahren; hat in der Zweiten Schiffsklasse, zwischen Frachtsäcken, an Franz Joseph geschrieben, daß er nicht in einer dem Habsburgerreich feindlichen Absicht die Krone Rumäniens angenommen habe. In Turnu-Severin ist er an Land, in den harrenden Wagen gesprungen. Der Schiffsführer, der ihn, weil seine Fahrkarte bis nach Odessa gelte, zurückhalten wollte, schreit: „Das muß der Prinz von Hohenzollern sein!" Eine Minute früher: der Oesterreicher hätte den preußischen Dragoner verhaftet. Walachische Grenzjäger in grauen Mänteln halten die Wacht. Acht Pferdchen, denen die Gurte oft platzen, ziehen in wildem Lauf den offenen Wagen durch die eiskalte Mainacht; zweimal werden sie gewechselt. Den Nebel durchkreischt das Jauchzen der zwei Postillone; sie wollen die Pferde munter halten und reiben ihnen, lachend und brüllend, Augen und Ohren. Auf der lahmen Fähre gehts über den Jiu; nach Krajowa, der grün umwallten Hauptstadt der Kleinen Walachei. In einem Laubzelt, vor einer jubelnden Menge, hört Karl den Willkommengruß des Bürgermeisters; nimmt er das Frühstück, dessen nahrhafter Theil von der Nachtkälte gefroren ist. Nun scheint die Sonne, entschleiert den Lenz und läßt die fernen Karpathenhäupter silbern schimmern. Dorobanzen im Schnürrock voraus; im Galop, durch einen Hagel von Kränzen und losen Blumen, über Blachfelder an den Olt, nach Slatina und Piteschti. Da huldigt ihm das Zweite Infanterieregiment. Rothe Hosen, stahlblaue Mäntel; schlechte Franzosenkopie; Offiziere und Mannschaft ein Bischen verwahrlost. Als er wieder im Wagen sitzt, sagt Karl zu Bratianu: „Die Freude der Soldaten hat mich gerührt; wenn ich aber das Heer erst in der Hand habe, wirds bald anders aussehen." In der Winzerstadt Piteschti wird dem Fürsten auf einer Silberplatte Brot und Salz gereicht; Mädchen in weißen Kleidern streuen Blumen; als Vertreter der Fürstlichen Statthalterschaft meldet sich General Golesku, als Ministerpräsident Fürst Jon Ghika. Mit Beiden fährt, nun in achtspänniger Hofkutsche,

Karl durch das mit Fahnen, Teppichen, Blumen geschmückte Städtchen, auf langer Holzbrücke über den Argesch, den Domnei nach Goleschti, dem Stammsitz der Famile Golesku. Dort ist der erste Ministerrath; wird erwogen, was zu geschehen habe, wenn die Türken, wie ihre Haltung anzudrohen scheint, ins Fürstenthum eindringen. Noch vierundachtzig Kilometer bis Bukarest. Zwölf Pferdchen schaffen es, trotz langem Umkleideaufenthalt in einem Landhaus der Ghikas, in fünf Stunden. Demeter Bratianu, Joans Bruder, übergiebt, auf rothem Sammetkissen, dem Fürsten die Schlüssel seiner Hauptstadt. Aus dreißigtausend Menschenkehlen braust Jubel auf; und aus schwarzem Gewölk Platzregen nieder: seit drei Monaten der erste, der die dürre Flur netzt. Der Himmel selbst schüttet auf dieses Kömmlings Weg Wasser; empfiehlt ihn, mit dem Fruchtbarkeit einzieht, dem stets vor allzu langer Trockenheit bangen Sinn des Orientalen. Durch Truppenspaliere über den Korso, über den jämmerlich gepflasterten Podu Mogoschoae hin, aus dessen Häusern Blumen, Tauben, Gedichte mit dreifarbigen Schleifen dem Fürsten zufliegen, an dem einstöckigen Gebäude vorüber, das Militärschule, Kaserne, Spital, Kommandantur war und jetzt Schloß heißt, in die Hauptkirche, in den Parlamentssaal. Nach dem Tedeum das Gelübde; der Fürst legt die rechte Hand auf das von dem Metropoliten Niphon, einem Weißbart in Goldstoff, vom Altar herübergebrachte Evangelienbuch und spricht: „Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze achten, seine Rechte wahren, sein Gebiet unangetastet erhalten werde.“ Auch sein Neffe Ferdinand hats geschworen.

Zwölf Jahre nach dem Einzug sieht Karl, der Sieger im Türkenkrieg, vor Piteschti, das ihn in festlichem Lichtglanz erwartet, Kosakenpatrouillen; in der Stadt trifft ihn die Kunde, daß Hödel auf Kaiser Wilhelm geschossen habe. Auf der Fahrt nach Piteschti erblickt er den ersten Schnellzug, der von Bukarest nach Wien fährt und die ersehnte Verbindung mit dem Westen sichert. Zwölfter Jahrestag! Die Blumen füllen einen Wagen (der zu Elisabeth rollt). Serben und Rumänen feiern einander. Karl empfängt von Milan das Großkreuz des Takowa-Ordens und verleiht den Fahnen der Truppen, die im Kampf gegen die Türken gefochten haben, das Kreuz zum Gedächtniß des Donauüberganges. Lustiger, heißer Mai. Hunderte bunt gewandeter Landleute sprengen hinter der

Hofkutsche drein. Den Regentag in Curtea de Argesch erhellt die Hoffnung, daß Bismarck die Einberufung eines Friedenskongresses durchsetzen werde. Die uralte Bischofskirche ist kunstvoll und schön, von dem Franzosen Lecomte, wiederhergestellt worden. Ueber wellenförmiges Waldgebirg, das entzückenden Ausblick auf Höhen, in Schluchten bietet, in die schöne Bergstadt Kampulung und, durch das Thal der lenzlich angeschwollenen Dimbowitza, auf schlechtem Weg, zu Pferd, in das reiche, durch Landschaft und Volkstracht berühmte Dorf Rukar; der Nationaltanz der Hora giebt die Gelegenheit, die prächtige Gewandung und die ernste Würde der vornehmen Dörfler zu bewundern. Noch steht, weil Rußlands mürrische Haltung den Verlust Bessarabiens, vielleicht auch anderen Streit zwischen den gestern zum Sieg Verbündeten ankündet, das Rumänenheer in Defensivstellung auf der Linie Pitefchti-Tirgoweschte. Schon aber jagt die gute Botschaft heran: In Berlin wird am sechzehnten Juni der Kongreß eröffnet. Wer fürchtet da noch die Dimbowitza, deren schäumende Wuth den Wagen des Fürsten umbrandet? In Maienfrische funkelt Rumäniens Sonne. Krajowa erdröhnt vom Hurra der Massen. Die Verwundeten heben das Haupt vom Kissen und winken dem Fürsten, dem Kriegsherrn wenigstens mit dem Auge Huldigung zu. Abends ziehen zehntausend Menschen mit Fackeln durch die Straßen. In den krajowaer Werkstätten werden Geschütze und andere Waffen geflickt und ergänzt. Der Kreisstadt Plojeschti, hinter deren Rücken die Karpathen weiße Köpfe himmelan recken, fehlt anderer Landschaftreiz; doch umblüht sie ein Kranz wohlhabender Winzerdörfchen, den die in jeder Jahreszeit befahrbare Kunststraße nach Kronstadt durchschneidet, Rumäniens kürzeste Verbindung mit Siebenbürgen. In Plojeschti war 1877 das Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch; rieth Karl dem Generalissimus, jenseits von der Donau als nächstes Angriffsziel den Straßenknotenpunkt Plewna zu wählen (den sechs Monate danach die Rumänen erstürmten). Kotroceni war Kloster und ist nun Sommersitz und Truppenexerzirplatz. Hier hat Karl die aus dem Stahl eroberter Türkenkanonen geschmiedete Königskrone gefunden; acht Halbbügel halten das Donaukreuz und den Reichsapfel.

Wozu die Erinnerung? Tausende deutscher Männer, Frauen, Kinder möchten wissen, wie das Land aussieht, dessen Erde jetzt

die ihnen Liebsten stampfen; ein Rüchlein wenigstens von dem Duft dieser romanischen Orientwelt einathmen. Wie schwer wars, aus hospodarischer Launenherrschaft und Spekulantenseuche sie in Ordnung und Gesundheit zu fördern! Der junge, der alte Karl hat nie Mühe gescheut; niemals gezaudert, selbst sogar zu erwägen, ob die Erlaubniß zu Bau und Betrieb der Eisenbahnen dem wiener Ofenheim, den londoner Brüdern Baring oder dem berliner Doktor Strousberg zu geben sei, der die Herzoge von Ratibor, von Ujest und den Grafen Lehndorff für sein Konsortium geworben hatte. (Strousberg macht das Rennen; und Karl erwirbt eine Aktie, Nummer Eins, und will diesen Besitz nicht mehren.) Ungemeines ist in den fünf Jahrzehnten seiner Regirung für Städte und Wege, Ackerbau und Handel, Petroleumquellen und Salzbergwerke gethan worden. Ist nun Alles verthan? Im Mai 1880 hatte Andrassy, der nicht mehr das Oesterreich und Ungarn gemeinsame Auswärtige Amt leitete, ohne (und wohl gegen) Bismarcks Willen den Fürsten Karl behutsam in eine Militärkonvention zu überreden gesucht, deren Veröffentlichung, weil Rußland sie „als offensive Bedrohung auffassen könnte“, nicht zu empfehlen sei, die aber für den Fall russischer Absicht auf Angriff unbedingt nöthig werde. Viel später erst ward sie Ereigniß; und die Regirung hat den hinter ihrem und des Parlamentes Rücken abgeschlossenen Pakt nicht als giltig anerkannt. Karl hätte nur im engsten Drang das Schwert gegen Rußland gezogen; er liebte die Ungarn nicht, deren Interesse er, trotz allen Lockliedern aus der Zigeunerfiedel Andrassys, dem rumänischen feindlich fand, und noch weniger die ihnen verwandten Bulgaren, deren Land er gern unter einer serbischen Dynastie (nur nicht unter den verseuchten Obrenowitsch) mit Serbien vereint gesehen hätte. Die Option zwischen Rußland und Oesterreich wäre ihm eben so unbequem gewesen wie dem Schöpfer des Deutschen Reiches; und in seiner letzten Lebenszeit hat er manchmal gewiß sich des Briefes erinnert, den Bismarck im Februar 1877 an Peter Schuwalow, den londoner Botschafter des Zaren, schrieb: „Ueber die Nothwendigkeit russisch-deutscher Eintracht war ich mit dem liebenswürdigsten aller russischen Staatsmänner stets einig. Ein Jahrhundert lang und noch länger haben die beiden Reiche einander Dienste geleistet, unter denen ihre Sonderinteressen nicht zu leiden hatten.

Diese Eintracht wird vielleicht zu den Werken gehören, deren Zerstörung leichter ist, als ihre Herstellung war; besonders, wenn meinen Nachfolgern die zur Pflege ihnen nicht vertrauter Tradition nöthige Geduld fehlen sollte und sie von Eitelkeit nicht so frei wären, wie man sein muß, um den Schein immer dem Wesen der Geschäfte, die Empfindlichkeit den großen monarchischen Interessen unterzuordnen. Ein alter Routier meines Schlages läßt sich durch Alarmvortäuschung nicht leicht vom rechten Weg abschrecken. Ich kümmere mich nicht um den Flirt, den mein alter petersburger Freund und Vormund (Gortschakow) und mein junger Freund (Orlow) in Paris begonnen hat; künftige Kanzler aber wären in ihrem politischen Urtheil vielleicht zu beirren, wenn ihnen, wie nun ja seit drei Jahren geschieht, angedeutet würde, daß Rußland den französischen Rachewunsch bequem zu einem Bündniß ausnützen könnte. Die kühle Ruhe, mit der ich diese Möglichkeit ins Auge fasse, kann ich meinen Nachfolgern nicht vererben. Mit Drohung in offiziösen Blättern, mit pariser Schmeichelei in Feuilletons und Briefen an politisirende Damen wird es nicht allzu schwer sein, nächstens einmal den Kompaß eines deutschen Ministers zu fälschen, den die Vorstellung der Einsamkeit erschreckt; um ihr zu entgehen, nimmt er vielleicht unbedachte Verpflichtung auf sich, deren Lösung, wenns erst so weit ist, schwierig wird." Auch Karl war der Meinung: „Wenn man Deutschland und Rußland isolirt betrachtet, so ist es schwer, auf einer der beiden Seiten einen zwingenden oder auch nur berechtigten Kriegsgrund zu finden." Leichter, natürlich, wenn Deutschland die österreichischen Interessen zu seinen macht. „Nicht blos der Panslawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst noch heute die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, wie das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältniß tritt." Das wollte Karl so wenig wie Bismarck; und auch er hätte nicht viel länger als Preußen 1866 geschwankt, im Kampf ums Dasein feierlich besiegelte Verträge der nationalen Zukunft zu opfern. Nach den Verträgen des Deutschen Bundes, sagt Bismarck, „war die Schlacht

von Königgraetz theoretisch unmöglich." Die Schlacht am Argesch wars nach dem Geheimvertrag, den Karl den Kaiserreichen unterschrieben hatte. Daß König Ferdinand ihn, wie seine Minister, für ungiltig hielt und nicht achtete, ist verzeihlich. Daß er ein Beutestück begehrte, ist verständlich: zwischen Großbulgarien und einem verzwergten Serbien könnte der Rumänenstaat, dem keine Hoffnung auf Siebenbürgen, das Banat, die Bukowina bliebe und dessen Dobrudscha bald in Lebensgefahr käme, nicht frei athmen. Unverständlich und unverzeihlich ist nur die leichtfertige Thorheit des Kriegsunternehmens. Ein Goldstrom wälzte sich durch das Walachenland. Um dessen Getreide, Vieh, Oel, Salz balgten sich kämpfende und neutrale Mächte. Nirgends auf Europens Boden, nicht einmal im skandinavischen Dorado, blühte der Handel, sichtbares und verstecktes Gewerbe in solche Pracht. Je länger Rumänien die Entscheidung hinausschob, desto höher wurden die Preise für Waaren und Gewissen; desto fetter mußte der Bündnißzins werden. Der schöne Bratianu konnte bedächtig den Bart streicheln und zu den Russen sprechen: „Unmöglich, ehe Ihr, außer der Bukowina, auch Ostgalizien ganz, mit der Hauptstadt, wieder habt, die Gleisstrecke Lemberg-Czernowitz-Jassy Euch und uns sicher ist; erst dann kann ich die Kriegserklärung verantworten." Blendete ihn der Glaube an Brussilows Stern, der doch lange schon allzu fix geworden ist? Nahm er selbst Geld? War Taps Tapsowitsch Stuermer behend genug, einen Balkanstaat, den des verschmitztesten Volkes gar, ins Unheil zu lügen? Im vierten Kriegsmonat ist der Haupttheil der Walachei in Feindes Hand.

Prinz Ferdinand von Hohenzollern war noch nicht dreizehn Jahre alt, als die Orte, um die er auf Rumäniens Thron jetzt zittert, seinem Oheim, zum ersten und letzten Mal, ernstlich gefährdet schienen. In der letzten Märzwoche des Jahres 1878 hat Wütherich Gortschakow den Gesandten, General, Fürsten Jean Ghika in die petersburger Reichskanzlei geladen. „Der Achte Artikel im Vertrag von San Stefano paßt Ihnen nicht? Ihre Regirung will nicht, daß wir auf einer rumänischen Etapenstraße die Verbindung mit unseren in Bulgarien stehenden Truppen sichern, und denkt an lauten Protest? Das fehlt noch! Schon ihre Widerspenstigkeit in der bessarabischen Sache hat meinen erhabenen Herrn tief verstimmt. Auch der lange Faden seiner Geduld kann reißen. In sei-

nem Auftrag ersuche ich Sie, Ihrer Regirung zu melden: Dem Protest würde sofort der Einmarsch unserer, die Entwaffnung Ihrer Truppen folgen.“ In die höfliche Antwort Ghikas, die bukarester Regirung sei besonders dadurch verletzt, daß über die Etapenstraße Rußland nicht mit ihr, sondern mit der nicht mehr suzerainen Türkei verhandelt habe, hagelt neue Scheltrede. „Rumänien beträgt sich nicht so, daß der Zar aller Reussen mit ihm verhandeln kann. Wir müssen das Durchmarschrecht haben, schleunig; und der Wille meines Kaisers ist kategorischer Imperativ. Guten Tag!“ Auf den Bericht erwidert Karl, er wünsche Verständigung, könne aber nicht glauben, daß der Kaiser einem Heer Entwaffnung androhe, das unter seinem Auge tapfer gekämpft, aus seiner Hand viele diese Tapferkeit ehrende Georgijkreuze empfangen habe und die Pflicht fortan nicht säumiger erfüllen werde als im bulgarischen Feld. Eine persönlich huldvolle Depesche Alexanders, die den rumänischen Ministern die Schuld an der Spannung zuschiebt, beruhigt die Nerven des Fürsten. Doch schneebleich stürzt abends Ministerpräsident Kogalniceanu ins Schloß und berichtet, Giurgiu sei von den Russen besetzt; sie rücken gegen Slatina vor und ihre Generalstäbler machen bei Plojeschti, Sinaia, Predeal topographische Aufnahmen; Vorsicht empfehle, Regirung und Armee in die Kleine Walachei zu verlegen. Ist San Stefano Rumäniens Tilsit und muß der junge Staat, wie Preußen nach Jena, langsam schnöden Unrechtes Sühnung vorbereiten? Karl wankt nicht. „Ich vertraue auf meinen Stern und bin überzeugt, daß ich an der Unteren Donau einen soliden Staat mit einer guten Armee gründen werde, dem Europa sein ganzes Interesse zuwenden wird. Niemals glaubte man dieses kleine Land fähig, ungerechter Anforderung so energisch entgegenzutreten.“ Ein kleines Land ohne Helfer. Andrassy schickt fast zärtliche Grüße und stachelnde Zeitungartikel, spricht in Franz Josephs Namen höchste Achtung und Sympathie aus, doch keine Zusage; nicht ein Knödel schwimmt in der Suppe. Bismarck ist eiskalt. Nur Salisbury verspricht Hilfe: für den Fall anglo-russischen Krieges, dessen Ausbruch schon braune Truppen auf Malta erwarten; wird er vermieden, dann, freilich, könne, nur Rumäniens wegen, das Britenvolk nicht Streit mit Rußland anfangen. Zwei Kosakenregimenter ziehen durch Bukarest und lagern bei Baneassa;

dicht daneben achttausend Troßknechte. Italien, das Land der „Schwesternation", giebt kein Lebenszeichen; auch Einer, brummt Karl, „der uns nur platonisch liebt." Doch Gortschakow läßt das Gerücht von seiner Scheltrede und Drohung dementiren; Alexander von Battenberg führt im Zarenschloß Karls Sache. Am Ostermorgen der Orthodoxen Kirche ist der Himmel in Ost wieder hell. Im Berliner Vertrag verpflichtet Rußland sich, spätestens in drei Monaten Rumänien zu räumen und das Durchmarschrecht dann ruhen zu lassen. Noch im Hochsommer sind die Russen in Plojeschti, dessen Bahnverbindung mit Kampina nun fertig wird.

Am sechsten Dezembermorgen kündet der amtliche Bericht „Fortschritte in der Richtung Bukarest und Plojeschti." Nah bei den Oelquellen der Kreise Buseu, Dimbowitza, Prachowa. In einem Lande, das Mais, Weizen, Gerste, Roggen, Salz, Vieh in großen Mengen ausführen konnte und Wein, Tabak, Fische, Erz, Kohle, Jod, Schwefel hat. Nach Braila und Galatz ists nicht so weit wie nach Turnu-Severin. Werden die Russen die Moldau, die sie von Bessarabien und der Bukowina aus umfassen können, besser als bisher die Walachei schützen? Das deutsche Heer, stand im „Temps", wird in Rumänien erleben, was es an der Marne erlebt hat. (Unter Führern, die, Herr Kritiker vom achthundertvierundvierzigsten Kriegstag, nicht das Kaliber Ludendorffs hatten.) „Die Heeresleitung, der Männer vom Schlag Brussilows und Sacharows zugehören, wird alles zur Beschleunigung des Vormarsches Mögliche thun. Die ist nöthig. Rumäniens Niederlage würde zwar nicht den Krieg enden, aber den Deutschen die Mittel zur Verlängerung schaffen. Bei Krajowa sind sie im Kornland, durchs Prachowathal führt der Weg sie in das Oelgebiet; und die Wichtigkeit der von ihnen besetzten Eisenbahnlinie Krajowa-Orsowa-Temeswar ist hier schon betont worden." Wäre nicht noch anderer Vortheil zu erwähnen? Die ganze Donau bis an das Delta, die ganze Balkanhalbinsel von der Adria bis ans Schwarze Meer, von Kattaro bis Konstanza, frei; Bulgarien und die Europäische Türkei kaum noch gefährdet; Sarrail in bedrohlichem Gedräng; Griechenland, mindestens, von feindlichem Handeln abgeschreckt; und, wenn in dem schiefen Riesenviereck Mitrowitza-Dulcigno-Stambul-Jassy Alles unter einem Befehl steht, die Möglichkeit, lange Frontstücke, den Waffensaum um Rumä-

nien zu sparen, Deutsche, Ungarn, Bulgaren, Türken in anderen Kampf einzusetzen. Noch ists nicht so weit. Der Russe liebt den Rumänen nicht; das bunte Menschengeröll orientalisirter Lateiner ist ihm, trotz der Glaubensgleichheit, auf dem Slawenweg lästig. Oft hat er der „Brut einer römischen Verbrecherkolonie“, den „Sprossen trajanischen Auswurfes“ geflucht; oft Karls Behauptung, er habe 1877 für Rußland gefochten, mit der aus festerem Stoff gefügten arg zerbeult, an der Schwächung des Osmanenreiches habe vornan damals das Schicksal Rumäniens gehangen. (Altes und immer noch neues Gebot: Rühme Dich, wenn Du im Bund mit Genossen fochtest, weder stärkerer Leistung noch selbstlosen Handelns; sonst wandelt der Gefährte sich Dir in den lächelnden Totfeind.) Eile ist obendrein das dem Russen Widrigste; er hat stets Zeit, kann mit unerschöpflichen Kräften alles Versäumte nachholen, hält das Objektiv, nicht das Okular, vors Auge und sieht die Welt als ein fernes Gekribbel, das Iljas, des russischen Riesen, Athem, wenns ihm beliebt, wegpusten kann. Für den Rumänen keuchen und schwitzen, hastig durch Schnee und Schlamm waten? Der mag zuerst Bescheidenheit lernen, demüthigen Verzicht auf Czernowitz, Kischenew und ähnlich kostbare Dinge. Wird er verprügelt: sein Leben ist dem Slawen nicht heilig; sein Staat könnte einem, der nicht mit Germanen und Tartarensprossen äugeln lernt, Platz machen. Morgen aber gehts um das von Katharina eroberte und griechisch getaufte Odessa, die gewaltige Soborglocke, die Troizkijkirche, um Patiomkins Jekaterinoslaw, die charkower Klöster, um Kiews Goldkuppeln, Höhlenkloster, Prunksanktuarien. Jetzt wird der Mushik die Füße frisch wickeln, die Hohe Excellenz Petrograds und der Hauptquartiere vielleicht, endlich, sogar den aus West längst hertönenden Wunsch nach gemeinsamem (also: nicht russischem) Oberbefehl erfüllen. Ob der späten Willensspornung noch gelingt, den Stern von Rumänien aus schwarzer Gewitterwolke zu schälen? Nach dem Türkenkrieg hat Karl ihn zum Sinnbild höchster Ehrung erwählt. Auf vier von Sturm, Schnee, Regen zerschlissenen Fahnen, zwischen Schwertern, nur blaß noch am düster verhängten Himmel, kann ihn Ferdinand schauen.

Oberschlesiens Kriegsglück.

Für ein absterbendes Montanrevier galt Oberschlesien noch bis zum Juli 1914; und der Kriegsausbruch warf die Kurse scharf herunter: Bismarckhütte 130, Laura 129,90, Silesia 103, Hohenlohe 95, Oberbedarf 71, Caro 65 Prozent. Die Kurse von heute dürfen wir nicht angeben. Die Ursache dieses Verbotes versteht man jetzt weniger als zuvor; aber der Bundesrath will es nicht: und so muß man gehorchen. Doch darf gesagt werden, daß der Kurs der Bismarckhütte heute um mehr als das Doppelte höher ist; Bismarckhütte und Bochumer Guß marschiren auf der selben Hochebene. Der Oberbedarf-Kurs ist 2½ mal höher als bei Kriegsbeginn; er hat den Laura-Kurs überholt und bewegt sich auf gleicher Höhe mit den großmächtigen Gelsenkirchnern und den gewaltigen Harpenern; seit die Gesellschaft besteht, war er nicht so. Caro um mehr als das Doppelte höher. Silesia waren mehrmals über den Laura-Kurs gegangen. Auch Laura und Hohenlohe sind, langsam, gestiegen. Die führenden Oberschlesier sind mit Phoenix und Bochumern auf dem Montan-Aktienmarkte jetzt vornan. Denen, die diese Ausdrucksweise nicht klar genug finden, sei gesagt, daß der Kurs der oberschlesischen Hauptwerke noch jetzt, nach Abtrennung der Dividendenscheine, um mehr als das Doppelte den von 1914 überragt. Dem Spiel der einzelnen Kurse zu folgen, war manchmal interessant; kommt darin doch auch ein Stück oberschlesischer Wirthschaftgeschichte zum Ausdruck. Wochen und Monate lang ein stilles Ringen zwischen Oberbedarf und Laura; Oberbedarf immer einige Prozent darunter. Mit einem Ruck schießt es heraus. Eine Weile Verblüffung bei der Laura. Dann setzt sie sich wieder über Oberbedarf; dessen Aktien wurden nämlich in großen Posten von einer ersten Bank verkauft. Aber Oberbedarf hielten die Belastungprobe aus. Sie nahmen, als die Verkäufe beendet waren, einen neuen Aufschwung und blieben nun nicht nur über Laura, sondern vergrößerten ihren Vorsprung noch mehr. Das ist der Sieg der Stahlintelligenz über die Kohle. Ein neues Oberschlesien enthüllt sich unserem staunenden Auge. Die Caro-Aktien haben in der Spekulation eine begeisterte Gefolgschaft, wie Lyrische Tenöre in der Damenwelt. Als sie noch auf 70 standen, sagten ihnen die Propheten des Marktes schon eine Entwickelung voraus wie bei Rheinmetall; Rheinmetall ist inzwischen um 300, Caro um 70 Prozent gestiegen. Aber Kurse lügen nie, rief einmal Eugen Landau mit der ihm eigenen Herrschaft über das Wort aus. So hat man in der Kursentwickelung führender oberschlesischer Werthe das Anzeichen eines starken industriellen Aufschwunges zu erblicken. Ein mächtiger Zug geht durch das Revier; feste Entschlossenheit und eine Gewandtheit, die sich allen Wandlungen der Verhältnisse anzupassen versteht. Der Arbeitradius des Reviers dehnt sich, durch Vergebung von großen Arbeitmengen, weit über das Reich aus. Mächtige Gewinne fließen herein und wieder einmal hat sich Schlesien als eine Perle in der Krone

Preußens erwiesen. Was die schlesische Landwehr und die oberschlesische Montanindustrie vollbracht haben, gehört zu den Großthaten Deutschlands in diesem Kriege.

An der Spitze thront die Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs-Aktien-Gesellschaft. Der Name ist lang und deckt doch den Inhalt nicht mehr. Die Börse spricht von „Oberbedarf“ und die ganz Intimen des Marktes begnügen sich mit „Bedarf“, wie man im engsten Kreise auch weiß, daß „Metall“ die Aktie der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik bedeutet. Die Oberbedarf-Gesellschaft stellt zwar auch heute noch Material für den Bedarf der Eisenbahnen her. Die Abtheilung Friedenshütter Feld- und Kleinbahn-Gesellschaft auf dem landschaftlich so idyllisch liegenden Zweigwerk Zawadzki hat sich sogar in den letzten zwei Jahren kräftig entwickelt; ihre Errichtung, ein Werk des Generaldirektors Dr. Niedt, darf als ein Beweis industriellen Weitblicks gebucht werden; dort wird auch der Malcher-Wagen, ein Selbstentlader von Zukunft, gebaut. Aber in dem ganzen Rahmen der Werke ist das Eisenbahnmaterial doch nur Nebensache. Die Oberbedarf-Gesellschaft ist heute das größte und modernste Eisenwerk Oberschlesiens; ihre Rohstahl-Erzeugung stellt sich im Jahr auf 500 000 Tonnen. Sie umfaßt die Friedenshütte, ein Werk von ansehnlichem Umfang, die Gleiwitzer Werke, das Ferrum-Werk bei Kattowitz, das Zawadzki-Werk im altehrwürdigen tarnowitzer Revier und das Jachmann-Werk in Borsigwalde bei Berlin. Die Produktion dieser Gruppe ist in vernünftiger Weise auf einander abgestimmt und der Geist der Eisen- und Stahlverfeinerung liegt über dem Ganzen. Das gleiwitzer Hauptwerk, in Deutschland auch als „Huldschinsky“ bekannt, gehört seit seinem Bestehen zu den Trägern der „Verfeinerung“ in Oberschlesien; unter „Verfeinerung“ versteht man im Revier die Weiterverarbeitung von Eisen und Stahl. Der Generaldirektor von Oberbedarf, Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Niedt, ist einer der Pioniere und erfolgreichsten Vertreter der Stahlverfeinerung in Oberschlesien; heute der stärkste Eisenindustrielle Oberschlesiens, reich auch an allgemeinen Gedanken. Auf ihn ist der große Aufschwung der Gesellschaft zurückzuführen; und der Aufsichtrath, Eugen Landau an der Spitze, wird heute mit Befriedigung feststellen, daß er den Vorschlägen und Anregungen Niedts gefolgt ist. Stahlverfeinerung ist, was Oberschlesien braucht. Sie einzuführen, war nicht immer aber leicht. Niedt mußte Jahr vor Jahr mit Millionenforderungen vor seinen Aufsichtrath treten, ohne zunächst sonderlich große Fortschritte finanzieller Art zeigen zu können; denn wer früher aus Oberschlesien den zuständigen Stellen Geschosse anbot, erhielt zur Antwort, er solle sich nur nicht bemühen; die Verwaltung sei versorgt. Als der Krieg ausbrach, war die Geschoßfabrik trotzdem fertig. Niedt konnte liefern. Die Fabrikation war gut eingeleitet; nun bedurfte es nur noch der systematischen und folgerichtigen Erweiterung. Heute besitzt die Oberbedarf-Gesellschaft eine der leistungfähigsten Geschoßfabriken Deutschlands. In dem Werk und draußen laufen etwa

zweitausend Drehbänke. Wieder, wie vor einem Jahrhundert in den Freiheitkriegen, ist jetzt Gleiwitz ein Stück deutscher Waffenschmiede; in Gleiwitz war es auch, wo vor einem Jahrhundert das erste Eiserne Kreuz gegossen wurde. Damals freilich war es ein staatlicher Betrieb; jetzt ist es Privatindustrie. Die mächtige Entwickelung unter Niedt-Landau kommt auch in Zahlen zum Ausdruck. Die Belegschaft der Concern-Werke ist höher als je. Das kribbelt und krabbelt in dem Huldschinsky-Werk wie niemals zuvor. Die Anlagen sind neuerdings durch mächtige Hallen mit werthvollen Fabrikationen, neuen Gliedern in der Verfeinerung Oberschlesiens, bereichert worden und erhalten durch das Verwaltungsgebäude, das vor Kurzem in Betrieb kam, einen würdigen Abschluß. Die Erweiterung war in sozialer Hinsicht auch für die Stadt Gleiwitz gerade jetzt ein Segen. Die Größe der Leistung versteht man aber erst, wenn man bedenkt, daß dort, wie übrigens auch auf den anderen oberschlesischen Werken, mit einer bunt zusammengewürfelten Belegschaft gearbeitet wird. Mit diesem Personal, das gutwillig, aber wenig geschult war, Solches zu leisten, war keine Kleinigkeit. Frauen und Mädchen, Jugendliche und alte Leute, vermischt mit einem schwachen Prozentsatze gelernter Arbeiter, haben mit beachtenswerther Treue und Geschicklichkeit die Werke bedient. Dadurch wurde der Beweis geliefert, daß der einfache Mann in Oberschlesien bei richtiger Anleitung zu den feinsten Präzisionarbeiten zu brauchen ist. Der klingende Lohn ist denn auch nicht ausgeblieben. Schon in ruhiger Zeit fließt ein Goldstrom durch das Revier. Er ist jetzt breiter als sonst. Dazu kommen die sozialen Aufwendungen, die Millionen erfordern. Männer wie Niedt von Oberbedarf, Meier von der Bismarckhütte, Williger von Kattowitzer Bergbau, auch die Caro-Gesellschaft betrachten es als eine Ehrenpflicht, darin das Mögliche zu thun. Gleiwitz selbst ist in stetiger Häutung; die Huldschinsky-Werke, die an Löhnen und Gehältern jährlich Millionen in die Stadt gehen lassen, ermöglichen rasche Modernisirung. Für das laufende Geschäftsjahr von Oberbedarf gilt eine Dividende von mindestens 15 Prozent als sicher. In Oberschlesien mit Eisen solche Ziffern zu erzielen, ist aber nicht so einfach wie mit Kohlen, deren Tonne mindestens 2 Mark Reingewinn abwirft. Der Umsatz wird die Höhe von 125 Millionen Mark erreichen. Das wäre das Dreifache des Umsatzes eines Friedensjahres und mehr als je bei einer oberschlesischen Gesellschaft. Mit 12,83 Millionen war der Bruttoüberschuß des letzten Jahres und mit 6 Millionen die Abschreibungsumme höher als je zuvor. Immer hat die Gesellschaft auch auf gute Finanzen gehalten; und die Abstoßung polnischer Engagements auf dem Höhepunkt der letzten russischen Konjunktur war ein Meisterstück Landaus.

Auf der Bismarckhütte hat Max Meier als Generaldirektor sorgenvolle Jahre verlebt. Aus dem Westen war er gekommen. Aber wenn man einen westlichen Mann nach dem Osten beruft, ists ungefähr, wie wenn man eine Pflanze in ein anderes Erdreich versetzt; einmal

gelingt der Versuch, meist aber wird nichts draus. Man muß in Oberschlesien wurzeln, wenn man in der Bergindustrie dieser Provinz Erfolg haben will. Meiers Vater hat die Friedenshütte ausgebaut; und das Denkmal dieses Mannes grüßt uns, wenn wir durch das Thor der Hütte gehen. Der Sohn hat Differdingen gebaut; und dieses Werk ist auch heute noch das beste Stück von Deutsch-Luxemburg. Als ein Mann der westlichen Schweren Masseninbustrie wurde Max Meier berufen, um die Bismarckhütte in Ordnung zu bringen. Unter dem Brillantfeuerwerk einer Dividende von 25 Prozent bereitete Kollmann, der Begründer der Bismarckhütte, seinen Abgang vor. „Unvergessen", so betonte der Aufsichtrath in seinem Nachruf, werde Kollmanns Thätigkeit bleiben. Und doch hatte die Angliederung der Falvahütte schon zu wirken begonnen. Kollmann hat durch die Verfeinerung der Bismarckhütte ihre Grundlage gegeben, ist aber, wie Boecker, überschätzt worden. Er blieb der Werkmeister, als der er angefangen hatte; Großindustrieller war er nicht. Noch heute muß man über die Begründung staunen, die er der Erwerbung der Falvahütte gab. Die Ordnung dieser Erbschaft bewirkte zunächst harte Jahre; zwei ohne Dividende. Da hat sich Max Meier bewährt. Mit einem mächtigen „Schmiß" wurde aus dem Manne der Schwerindustrie ein „Verfeinerer", der die neue Aufgabe mit der alten Energie anpackte und ihr einen eben so großen Erfolg abrang. Er hat die Verfeinerungbetriebe, die Kollmann angebaut hatte, zum Beispiel: die Herstellung von Gewehrläufen, Schutzschilden und Qualitätstahl, in beträchtlich höhere Leistungfähigkeit entwickelt, neue, zum Theil schwierige Fabrikationen aufgenommen, die Falvahütte und Theile der zwei alten Werke von Grund aus umgebaut. Das Feinblech-Werk liefert auch die Bleche für unsere neuen Stahlhelme, die von anderen Werken, wie Thale, dann fertig gemacht werden. Meier hat in den acht Jahren seiner Thätigkeit etwa 55 Millionen in die Werke gesteckt; 36 davon sind aus der Bilanz nachzurechnen. In der selben Zeit hat er 20,55 Millionen abgeschrieben. Durch Ausgabe von Aktien und Obligationen wurden etwa 14,4 Millionen hereingeholt, eine Bankanleihe von 10 Millionen benutzt und getilgt, 1,5 Millionen Falva-Obligationen zurückgezahlt, 11 Millionen an die Aktionäre vertheilt. Das Jahr 1911/12 führte auf den Höhepunkt der Bauthätigkeit und Krisis; das nächste brachte den Wendepunkt, der Krieg den großen Aufschwung. Blitzschnell hatte Meier erfaßt, worauf es ankam. Er verstand nicht nur, sich die erforderliche Belegschaft zu sichern, sondern er warf auch den Gesammtbetrieb in die neue Richtung, sorgte schnell für Neubauten größten Stils (so zwei Geschoßfabriken mit Bearbeitungwerkstatt) und hat erreicht, daß die Bismarckhütte, mit der Vielseitigkeit ihrer Produktion für Friedens- und Kriegszwecke, fester steht als je. Die Bilanz per ultimo Juni 1916 enthält in Bankguthaben und Kriegsanleihen mit 17,28 Millionen Mark mehr, als das Aktienkapital ausmacht. Die Offenen Reserven sind auf 50 Prozent des Aktienkapitals gestiegen und ungefähr doppelt

so hoch wie vor acht Jahren. Dabei sind in verschiedenen Positionen Stille Reserven verborgen. Der Buchwerth der Anlagen stellt sich auf 21 Millionen. Zugleich ist der Betriebsgewinn von 2,32 für 1908/09 auf 10,22 Millionen für 1915/16 gestiegen und die Gesellschaft ist zu ihrer Dividende von 25 Prozent zurückgekehrt; eben so gut hätte sie 35 Prozent ausschütten können; aber die Verwaltung hat die Lehren der Vergangenheit nicht vergessen. Die Gesellschaft hat also das Vertrauen ihrer Aktionäre zurückgewonnen und Fürst Henckel von Donnersmarck, der sonst ein so feiner Rechner und guter Industriekenner ist, wird schmerzlich genug empfinden, daß er in den Anfängen des Krieges seine Aktien zu 140 weggegeben hat. Freilich giebt es noch andere große Leute, die in jenen Tagen Millionengewinne in den Wind geschlagen haben. Ohne seinen Aufsichtrath, in dem finanziell-industrielle Führer, wie Karl Fürstenberg und Paul von Gontard, der Herr der „Deutschen Waffen", sitzen, hätte Max Meier seine großen Erfolge nicht zu erzielen vermocht. Aufsichtrath, Direktoren, Ingenieure, Meister und Arbeiter haben in dieser ernsten Zeit die neuen Fabrikationen aufzunehmen, die Neubauten zu errichten, die Anschaffungen zu machen gewagt und in allem Drang der Arbeit noch neue Erfindungen zu machen verstanden. Das muß ihnen hoch angerechnet werden.

Etwas verwickelt sind die Verhältnisse bei Caro, der Oberschlesischen Eisen-Industrie Actien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb. Die Gesellschaft hat in den letzten zwei Jahrzehnten Vielerlei unternommen, so in Rußland, Rumänien, Siebenbürgen; in Stahl durch die Julienhütte, in Erz, in Kohlen durch die Gleiwitzer Gruben, in der Verfeinerung durch die Baildonhütte, Königshuld und Riebe. Das Meiste davon war geschäftlich gut gedacht und auch in technischer Hinsicht richtig angepackt, aber man hat zu viel mit Bankengeld gearbeitet, was immer gefährlich ist, und hat auch Pech gehabt. Die Betheiligungen in Rußland mußten ein Jahrzehnt durchgeschleppt werden, sie verschlangen große Summen, auch einen Theil der Reserven, und als sie eben angefangen hatten, aufzublühen, brach der Krieg aus. Unter den Balkankriegen hat das rumänische Unternehmen gelitten. Die Kohlenzeche wurde wieder weggenommen, als sie zu marschiren anfing. Multa tulit fecitque; die Last war schwer. Die Bilanz von 1913 zeigt den Höhepunkt der Verwickelung. Die Zinslast war seit 1911 so angewachsen, daß sie in einzelnen Jahren weit über den Reingewinn hinausging. Mit dem Jahre 1914 begann, unter Fürstenbergs Leitung, der Abbau und eine gewisse Klärung der Bilanz. Die Kriegsgewinne (Fabrikation 1915: 7,25 Millionen gegen 4,37 im Jahr 1914) beschleunigten den Gesundungprozeß. Man fühlte Das auch aus der Bilanz heraus. Aber im Einzelnen kann man, zum Beispiel, die innere Verrechnung für die Abstoßung der gleiwitzer Kuxe in der Bilanz kaum verfolgen. Immerhin: der größte Theil der Bankschuld ist nun abgetragen und die Zinslast dadurch leichter geworden. Man hat auch endlich die Abschreibungen erhöht; könnte aber trotzdem die Frage

aufwerfen, ob die Dividendenzahlung schon wieder aufgenommen werden durfte, denn Bankguthaben wurden in den letzten zwei Bilanzen nicht ausgewiesen. Die Aufhebung der Julienhütte-Gesellschaft ist aus praktischen Gründen erfolgt; aber sie bringt auch einen Schönheitfleck aus der Bilanz. Kurs und Bilanz von Caro sollen wohl für eine Fusion herausgeputzt werden. Aber es wird Sache des Gegenkontrahenten sein, sich anzusehen, was er übernehmen soll. Das gleiwitzer Draht- und Stiftenwerk besteht meist aus älteren Hallen, zählt aber zu den größten und leistungfähigsten Werken. Zu hoher Entwickelung ist namentlich auch die Kettenfabrikation gelangt, dank auch der Einführung der elektrischen Schweißung, die eine starke Erhöhung der Produktionfähigkeit ermöglichte. Während des Krieges ist in der Caro-Gesellschaft hauptsächlich die Baildonhütte entwickelt worden, eine der ältesten Anlagen des Reviers, die aber nun die modernsten Fabrikationen umschließt. Die Baildonhütte ist Qualitätstahlwerk; nur hochwerthige Fabrikate werden dort hergestellt. Vor etwa neun Jahren hat dieser Betrieb dort in kleinem Maß angefangen. Heute ist die Fabrikation, auch für Autoindustrie, für Luftschiffahrt, für Heer und Marine, sehr vielseitig und sie wird noch immer erweitert. Interessiren dürfte es, zu erfahren, daß auf der Baildonhütte Periskope hergestellt werden. Aus einer massiven Nickelstahlwelle wird der Kern ausgebohrt; die Rohre kommen dann zu Goerz und Zeiß zur Fertigbearbeitung. Zur Caro-Gesellschaft gehören auch das Stahlwerk Julienhütte und die Herminenhütte.

Bilanzfragen und Bilanzsorgen kennen auch die Hohenlohe-Werke. Die Deutsche Bank hat die Masseverwaltung des Fürsten-Concerns. Ihr Vertrauensmann bei den Hohenlohe-Werken ist der Generaldirektor Schaltenbrand. Auch ein Beispiel, wie man in Oberschlesien manchmal Personalfragen beantwortet. Bei der Laurahütte waren die Hütten zu modernisiren: also hat man einen Kohlenmann an die Spitze gesetzt. Die Hohenlohe-Werke bestehen aus Zink und Kohle: also hat man mit der Leitung der Gesellschaft einen Direktor des Stahlwerkverbandes, Herrn Schaltenbrand, betraut. Die Werke sind einst mit großem Getöse ins Leben getreten. Die Aktien wurden zu 196, 80 Prozent zu hoch, aufgelegt und stiegen bis auf 228. Aber sie beweisen nur, daß aus der Ehe zwischen Finanz- und Feudalaristokratie auch Unglückskinder hervorgehen können. Aktienkapital und Obligationen machen zusammen 120 Millionen aus, während der Phoenix, der in Bilanzfragen doch das „Maß aller Dinge" in der Montanindustrie bildet, bei ganz anderen werbenden Objekten nur 133 Millionen Aktien und Obligationen zu verzinsen hat. Wozu aber Gründungüberschlauheiten wie bei den Hohenlohe-Werken? Nach einer Reihe von Jahren muß das Wasser doch wieder ausgepumpt werden und die Gründer haben bei der ganzen Geschichte nur einen Theil ihres Ansehens eingebüßt. Schaltenbrand bekam die undankbare Aufgabe, abzuschreiben und daneben doch Dividenden heraus-

zuholen, zugleich aber auch die werbende Kraft der Gesellschaft durch Entwickelung der Kohlenzechen zu pflegen. Er ist auch kühn auf sein Ziel losmarschirt, aber, so weit man von außen sehen kann, nur wenig vorwärts gekommen. Immerhin hat der Krieg den Hohenlohe-Werken die Wiederaufnahme der Dividendenzahlung erleichtert. Bei etwas gesteigerter Produktion wurde in dem Geschäftsjahre 1915/16 fast der doppelte Jahresgewinn des Vorjahres erzielt, denn die Zinkpreise sind gut; der Bedarf, auch für Ersatzzwecke, war groß und die ausländische Konkurrenz fehlte. Die großen Neuerungen der Zinkindustrie aber, so das Preßzink, das Feinzink, der Drei-Etagige-Ofen, die maschinelle Beschickung der Oefen, sind von den Hohenlohe-Werken zuerst eingerichtet worden und der Gedanke der „Verfeinerung" hat sich auch bei ihren Zinkleuten mit Erfolg durchgerungen. Ausgedehnte Verwendungmöglichkeiten, sogar als Ersatz für Kupfer und Messing, erwartet man für das Zink auch nach dem Krieg. Für die Gesellschaft hängt viel von der Entwickelung der neuen gleiwitzer Zechen mit ihren geplanten Nebenanlagen ab; und über dem Ganzen liegt das ungemein hohe Kapital, das in keinem Verhältniß zu dem Umsatz steht. Immerhin: Der Kurs steigt. Wer die Waare hat, kann den Preis bestimmen.

Bei der Donnersmarckhütte warf im ersten Kriegsjahre ein gütiges Schicksal aus vortheilhaften Verkäufen von Roheisen der Gesellschaft große Gewinne in den Schoß. Das war aber vielleicht der einzige Nutzen, den die Gesellschaft aus der Zeitkonjunktur zog. Seitdem spricht Niemand mehr von den Aktien. Man hat eine Röhrengießerei gebaut, die aber ruht. Die Idee der Umstellung ist an der Leitung der Donnersmarckhütte vorbeigegangen.

Bergrath Williger aber hat das beste Theil erwählt. Schon als Bergassessor ist er zu seinem Grafen gekommen und bei ihm hat er ein Menschenalter ausgehalten. Den verwegenen Ehrgeiz, ein großer Eisenindustrieller werden zu wollen, hat er niemals besessen. Er hat aus seinem „Glück im Winkel" mit Ruhe zugesehen, wie Hilger mit Sturmgebraus aus dem Westen kam und einige Dutzend Millionen in die Modernisirung der Hütten steckte, dann aber auf 4 Prozent herunterging. Williger hat auch Eisenwerke, denn seine Gesellschaft firmirt Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb. Die beste unter den Hütten der Gesellschaft ist die Hubertushütte. Williger hat seine Eisenwerke natürlich gepflegt. Gerade die Hubertushütte hat sich durch eine frische und erfolgreiche Initiative in technischen Dingen bei der Fachwelt einen geachteten Namen verschafft. Aber Williger läßt seine Hütten niemals zu groß werden; er wollte nicht der Sklave des Eisens sein. Seine Erzeugung an Roheisen, an Form- und Handelseisen hat sich entwickelt, aber immer auf mäßiger Höhe bewegt. Dafür hat er die Förderung der Zechen (und „Kattowitz" besitzt schöne Zechen: allein die Myslowitz-Grube stellt mit ihren gewaltigen Flözen den Kurswerth des ganzen Aktienkapitals dar) mit Nachdruck betrieben. Vielleicht spielt dabei auch der geschäftskundige

Sinn des Grafen mit, der genau weiß, was in Oberschlesien an Kohlen verdient, an Eisen verloren werden kann. Jedenfalls hat die Kattowitzer bis jetzt im Ganzen ihre 75 Millionen Mark allein an Dividenden ausgeschüttet; sie bringt auch die Preußengrube mit durch, bis dort die flacheren Flöze erreicht sind. Dabei macht die Kohle gar nicht so viel Arbeit und Sorgen wie das Eisen; und man kann sich auch sonst nützlich erweisen. Bergrath Williger, der Dr. ing. geworden ist, spielt in allen öffentlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten Oberschlesiens eine große Rolle. Julius Caesar, der große Römer, konnte sieben Briefe auf einmal diktiren: Williger kann noch mehr auf einmal.

Das ist nun schön und gut, wird der Leser sagen, der mit oberschlesischen Verhältnissen vertraut ist. Aber der Krieg kann nicht ewig dauern. Nun, auch dann braucht Oberschlesien nicht mehr zu verzweifeln. Richtig ist, daß die höchste wirthschaftliche Gunst des Weltkrieges die Grundlagen der oberschlesischen Montanindustrie nicht verändern konnte. Die Erz- und Transportverhältnisse bleiben schlecht. Oberschlesien kann niemals das Land der Massenproduktion in Eisen werden. Darin wird der Westen den Oberschlesiern überlegen bleiben. Aber eine gewisse Verschiebung der Konkurrenzverhältnisse zu Gunsten Oberschlesiens ist nicht zu verkennen. Der Vorsprung des Westens hat sich verringert. Ueber die Einzelheiten läßt sich vielleicht streiten. Die Konkurrenzverhältnisse auf dem Weltmarkt werden sich verschieben. Belgien, ein Hauptkonkurrent, wird zu einer durchgreifenden Sozialpolitik übergehen müssen: Das bedeutet eine Vertheuerung der Produktion um 20 Mark auf die Tonne Stahl. Noch wichtiger ist für Oberschlesien die Gestaltung der Dinge im Osten. Die Verkehrsbeschränkungen hinüber und herüber müssen fallen. Der oberschlesischen Kohle winkt noch ein großes Absatzgebiet in Polen. Schweinefleisch ist das Hauptnährmittel der oberschlesischen Arbeiter; und von Polen her kann man viele Schweine beziehen. Auch Grubenholz ist aus den polnischen Wäldern zu haben. Unbedingt erforderlich ist, daß der oberschlesischen Eisenindustrie wieder die Zufuhr der südrussischen Erze über die trockene Grenze ermöglicht wird. Auch in dem Verkehr mit Oesterreich-Ungarn sind Erleichterungen denkbar. Oberschlesien ist überzeugt, daß in Zukunft auch die Regirung nicht versagen wird, wenn es gilt, das Revier zu fördern. Oberschlesien hat nun deutlich gezeigt, daß es sich zu regen versteht; ohne seine Industrie hätte unsere Rüstung eine breit klaffende Lücke gehabt. Man schließt daraus, daß Oberschlesien auch im Frieden seinen Theil an den Lieferungen fürs Heer erhalten wird. Die oberschlesischen Werke haben, für jeden Fall, die Zeitkonjunktur benützt, um sich innerlich stark zu machen und Reserven anzusammeln. Man hat abgeschrieben, die Buchwerthe verringert und flüssige Mittel zusammengebracht. Die Parole bleibt: Verfeinerung. An Kohle fehlt es nicht. Ueberall sind neue Schachtanlagen möglich. Und aus jedem Schacht schürft kluge Geschäftskunst Werth, der den Volkswohlstand erhöht.

Dr. Georg Tischert.

Finis Poloniae?

Polen!
Wirst Du's jetzt nicht, wirst Du niemals frei!
In der Weltgeschichte steht die Frage:
Ob ein Polen noch, ob keines sei.

Herloßsohn.

Mosens „letzte Zehn vom Vierten Regiment“ bedeuten vielleicht Alles, was man im Durchschnitt von der polnischen Revolution der Jahre 1830 und 1831 zu wissen pflegt.

Polen hatte des Bitteren zu viel in seinem Trank; der Becher war übergelaufen. „Roznieckí,“ heißt es in der 1830 in Warschau erschienenen Flugschrift ‚Die Beschwerden der polnischen Nation über Verfassungverletzungen‘, „der, unter dem Vorwand, politischen Vergehen nachzuforschen, eine Schaar verbrecherischer Bösewichte gegen die ärmeren Klassen losließ, besonders gegen die armen Juden, die nicht den Muth hatten, die Jedermann zustehenden Rechte zu vertheidigen, und die mit ihren Klagen keinen Einlaß in das Tribunal der Oeffentlichen Meinung fanden. Auf seinen Befehl wurde die Tortur wieder eingeführt. Man band die Brüste der Frauen mit Stricken zusammen und nährte die Männer mit Heringen, ohne ihren Durst zu stillen. Und dies Alles geschah in einem konstitutionellen Lande, vor den Augen des Bruders des Königs (des Großfürsten Konstantin), der seine Strenge als Gerechtigkeit beschönigte. Bürger, Väter zahlreicher Familien, Hauseigenthümer und Fabrikbesitzer hat man vor den Karren gespannt, weil sie gewagt hatten, gegen die Regirung einen Civilprozeß zu führen.“

Am fünfundzwanzigsten Januar 1831 verkündete der Reichstag in Warschau, „daß Polens Thron erledigt sei“.

Adam Czartoryski und Graf Ostrowski erklärten an der Spitze des Senates und der Landbotenkammer: „Die feierlichsten Verträge sind nur so lange verbindlich, wie jeder Unterzeichner sie in Treue hält. Daß wir lange geduldig auf unseren Eiden standen, ist der ganzen Welt bekannt. Die oft wiederholte Verletzung der Freiheiten, die uns durch die Eidschwüre zweier Monarchen (gemeint sind: Alexander I. und Nikolai I., der Gemahl Charlottens von Preußen) verbürgt worden waren, entbindet jetzt die polnische Nation dem Treueid, den sie ihrem Souverain geleistet hat. Die polnische Nation erklärt, daß sie fortan unabhängig ist, und bekleidet sich mit dem Rechte, die polnische Krone Dem zu verleihen, den sie ihrer würdig findet.“

Es kam anders.

Am sechsundzwanzigsten Mai 1831 hatte Diebitsch bei Ostrolenka gesiegt, am zehnten Juni starb er an Cholera; aber am siebenten September schon war Warschau in der Hand von Paskiewitsch. „Seit Waterloo und Navarin hatte kein Ereigniß Europa so tief erschüttert wie der Fall Warschaus. Niemand fragte nach der schweren Schuld der Polen am Untergang ihres Vaterlandes; in das Mitleid beim Anblick der nach Frankreich oder in anderes Asyl wandernden Flüchtlinge mischte sich nur der Abscheu vor dem russischen Absolutismus und vor den Regirungen, die ihm Vorschub geleistet hatten.“ (Flathe: „Das Zeitalter der Restauration und Revolution“). Im Februar 1832 wurde das Königreich Polen, dessen Wiederherstellung am zwanzigsten Juni 1815 der Donner der Kanonen verkündet hatte, Provinz des Russenreiches und verlor das Verfassungrecht, das ihm 1815, am Tag vor der Weihnacht, verliehen worden war.

Vor mir liegt (ein seltenes Museumsstück), auf Schreibpapier mit dem Wasserzeichen „London“ lithographirt, ein Sonderdruck der Rede, die Nikolai am vierten Oktober 1835 im warschauer Lazienkipalast in Gegenwart des Prinz-Marschalls und des Militärgouverneurs an polnische Abgeordnete richtete.

„Sie haben mich sehen wollen; gut, hier bin ich. Sie haben mir eine Rede halten wollen; um Ihnen eine Lüge zu ersparen, habe ichs nicht gewollt. Ja, meine Herren, um Ihnen eine Lüge zu ersparen! Denn ich weiß, Ihre Gefühle sind nicht so, wie Sie mir weismachen möchten, und die Meisten von Ihnen würden, wären sie noch einmal in gleicher Lage, bereit sein, wiederzubeginnen, was Sie während der Revolution gethan haben. Waren Sie selbst es nicht, die mir vor fünf, vor acht Jahren von Treue und Ergebenheit sprachen und in feierlich schönen Worten ihre Anhänglichkeit betheuerten? Ein paar Tage danach hatten Sie Ihre Schwüre gebrochen; hatten Sie Schreckliches vollbracht. Dem Kaiser Alexander, der für Sie mehr gethan hatte, als ein Kaiser von Rußland hätte thun sollen (Das sage ich, weil ichs denke), der Sie mit Wohlthaten überhäuft, Sie sorgsamer als seine eigenen Unterthanen gehütet und Sie zur glücklichsten und blühendsten Nation gemacht hat, diesem Kaiser haben Sie mit schwärzestem Undank vergolten. Sie haben sich niemals mit einer Lage, auch nicht mit der behaglichsten, zu begnügen verstanden und schließlich Ihr Glück selbst vernichtet, als Sie Ihre Institutionen zerbrachen und mit Füßen traten. Ich sage Ihnen hier die Wahrheit, um unser Verhältniß für alle Zeit zu klären und Ihnen einzuschärfen, woran Sie sich zu halten haben. Ich brauche Thaten, nicht Worte; die Reue muß aus

dem Herzen kommen. Sie hören: ich spreche ohne Erregung zu Ihnen, ich bin ruhig und hege keinen Groll; denn längst bin ich gewöhnt, Denen zu verzeihen, die mich und meine Familie beleidigt haben. Mein einziger Wunsch ist, Böses mit Gutem zu vergelten, Sie gegen Ihren eigenen Willen glücklich zu machen. Das habe ich vor Gott geschworen; und ich breche meine Eide nicht. Der Marschall hier erfüllt meine Wünsche, unterstützt mich in meinen Plänen und will, wie ich selbst, nur Ihr Bestes. (Bei diesen Worten hat sich die ganze Deputation vor dem Marschall verneigt.) Nun, meine Herren, was beweist dieser Gruß? Nichts! Sie müssen vor Allem Ihre Pflichten erfüllen; Sie müssen sich als rechtschaffene Menschen aufführen. Sie haben zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: entweder in Ihrer Illusion eines unabhängigen Polens zu beharren oder ruhig und als treue Unterthanen unter meiner Regirung zu leben. Wenn Sie auf Ihren Träumen bestehen, auf Ihrem Wahn von einer gesonderten Nationalität, werden solche Chimären Sie in unabsehbares Unglück stürzen. Ich habe hier die Alexander-Zitadelle errichtet und sage Ihnen: Ich werde beim geringsten Aufstand die Stadt in den Grund schießen lassen; ich werde Warschau zerstören und gewiß nicht wieder aufbauen.

Mir ist sehr peinlich, daß ich so zu Ihnen sprechen muß; einem Herrscher wird es nicht leicht, Unterthanen so zu behandeln; aber ich spreche zu Ihrem eigenen Besten. Ihre Sache ist, in Selbstbesinnung zu prüfen, wie Sie verdienen können, daß ich vergesse, was war. Nur durch Ihr Betragen, Ihre Führung, durch Ihre Ergebung in den Willen der Regirung können Sie dahin gelangen. Keine Polizei der Erde kann heimliche Verbindung mit dem Ausland hindern. Ihre Sache ist, selbst als Polizei zu walten und Böses zu verhüten. Wenn Sie Ihre Kinder gut erziehen, wenn Sie ihnen die Grundsätze von Religion und Treue gegen ihren Herrscher einprägen, können Sie auf dem guten Weg bleiben. Und inmitten all der Unruhen, die Europa bewegen, all der Lehren, die den Gesellschaftbau erschüttern, haben Sie das Glück, in Frieden unter dem Schirm Rußlands zu leben, das stark und unberührt bleibt und für Sie wacht. Wenn Sie alle Pflichten in Treue erfüllen, wird sich meine liebevolle Sorgfalt über Sie breiten und meine Regirung wird, trotz allem Geschehenen, immer an Ihr Wohl und Glück denken. Ich bitte, sich scharf einzuprägen, was ich Ihnen gesagt habe!"

Kaiser Nikolaus war am vierundzwanzigsten Mai 1829 in Warschau zum König von Polen gekrönt worden. Der Säbel Boleslaws war für die Feierlichkeit nicht zu finden gewesen; au-

nicht eine der fünf Kronen aus der krakauer Schatzkamme
Polens letzter Theilung, hieß es, seien die alten Schaustü
schwunden. Auf das Evangelium sollen zwei Mönche
geschworen haben, das Geheimniß des Versteckes zu
bis wieder ein Piast die Krone des dritten Kasimir, de
ßen, trage, der seit 1370 in der Kathedrale von Krakau ruht.

Schloezer hinterließ uns den Brief eines Mannes, der
zehn Jahre in Polen gelebt hat, über die Reichstage nach
sten Theilung und ihre Veränderung gegen früher. Der Schlu
tet: „Sonst durften durchaus keine Reichstagssitzungen bei b
nendem Licht gehalten werden, Alles mußte am Tage gesch
und war es je nöthig, Etwas zu endigen, so saß man lieber
Finstern, als daß man zugegeben hätte, Licht anzustecken.
Sitzungen werden nun ohne Bedenken bei Licht gehalten.“
dem selben November 1778 berichtet ein Reisender über Preuß
„Ist es sonst irgendwo in einem monarchischen Staat erhört,
mitten im Krieg die Unterthanen nicht allein keinen Pfen
Kriegssteuer geben, sondern daß sie, des Kriegs ungeachtet, fr
willig, einige Millionen ihres Vermögens, so fern sie sie einig
Zeit lang nicht besser brauchen können, in die Bank des Staates
legen, welche sie den Unterthanen mit 2½ Prozent (die Kinder-
gelder mit 3 Prozent) verinteressirt, und man zwar das Gesetz ge-
macht hat, daß die Kapitalien gegen achttägige Aufkündigung
wiederbezahlt werden sollen, sich aber des Beneficii dieses Ge-
setzes nicht bedient, sondern, sobald das Kapital, es sei groß oder
klein, gefordert wird, es sogleich mit den Interessen auszahlt?“
Dann aus dem deutschen Süden: „Von Nürnberg bis Amberg
reiste ich ganz allein: vor Langeweile wurde ich ein Sankt Peter
und machte einen Entwurf zu einem ewigen Frieden. Eine
Hauptbedingung war, daß alle europäische Mächte gar keine
residirende Gesandten eine der anderen schicken oder bei sich
dulden sollten. Die meisten dieser Herren bringen so wenig
Kenntnisse und so viele Vorurtheile zu ihrem Posten und suchen
so wenig das Land, wo sie sind, auszustudiren, daß es Dem un-
glaublich ist, der nicht zuweilen einige Mitglieder des Corps
diplomatique hat näher kennen lernen. Staat machen, den
Weibsen hofiren und schmausen, ist der meisten Hauptgeschäfte.
Gleichwohl schreiben diese Herren alle Posttage einen Brief und
ihre Berichte werden als Evangelium angenommen, wenn sie
auch oft aus den dicksten Vorurtheilen herkommen. Zwei Kriege
weiß ich schon, die blos aus solchen Berichten aufgelodert sind ..“

Reinickendorf-West. Hans Flemming.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz per 30. Juni 1916.

Aktiva.	M	Pf
Grundstücke-Konto	121 900	31
Gebäude-Konto	590 809	55
Maschinen-, Utens.- u. Inv.-Kto.	337 906	43
Steine-Konto	187 388	67
Photo-Vorlagen-Konto	1	—
Litographien-Konto	1	—
Stempel- und Schnitte-Konto	1	—
Malereien- u. Repr.-Rechte-Kto.	1	—
Patente- u. Musterschutz-Konto	1	—
Fuhrwerks-Konto	1	—
Feuerwehr-Ausrüstungs-Konto	1	—
Beteiligungs-Konto	1	—
Effekten-Konto	195 540	38
Kassa-Konto	11 369	45
Wechsel-Konto	37 738	27
Debitoren	960 379	81
Rohmaterial-Konto	248 159	84
Waren-Konto	380 458	19
Aval-Konto . M. 223 010 23		
	3 071 658	90

Passiva.	M	Pf
Kapital-Konto	2 000 000	—
Gesetzlicher Reservefonds	200 000	—
Hypotheken-Konto	310 775	—
Kreditoren	378 662	66
Delkredere-Konto	61 500	—
Interims-Konto	28 414	35
Dividenden-Konto	1 105	—
Arb.-Unterst.-Fonds-Kap.-Konto	11 867	93
Steuern-Reserve-Konto	2 000	—
Talonsteuer-Reserve-Konto	18 000	—
Kriegsreservefonds-Konto	50 000	—
Aval-Konto . . M. 223 010,23		
Saldo	9 333	96
	3 071 658	90

Gewinn- u. Verlust-Konto per 30. Juni 1916.

Debet.	M	Pf
Handlungs-Unkosten-Konto	105 073	15
Gehälter-Konto	130 400	41
Reparaturen-Konto	10 120	—
Kranken-, Invaliden- und Angestellten-Versicherungs-Kto.	11 676	99
Unfall-Versicherungs-Konto	3 724	80
Steuern-Konto	11 769	40
Grundst.- u. Gebäude-Unk.-Kto.	5 847	14
Zinsen-Konto	12 634	70
Fuhrwerks-Unkosten-Konto	9 699	70
Abschreibungen u. Rücklagen	161 161	90
Saldo	9 333	96
	471 442	15

Kredit.	M	Pf
Gewinn-Vortrag vom Vorjahre	9 380	58
General-Ertrags-Konto	462 061	57
	471 442	15

Berlin, den 28. Oktober 1916.

Berlin-Neuroder Kunstanstalten Actiengesellschaft.

Budwig.

Bilanz am 30. Juni 1916.

Soll.	M.	pf
Grundstücke	419 202	88
Gebäude	1 500 317	30
Arbeiter-Wohnhäuser	156 999	45
Anschluss- u. Werkst.-Gleise	143 388	—
Licht-, Heiz- u. Wasserl.-Anl.	1	—
Kraftanlage	1	—
Werkzeugmaschinen	1	—
Inventar	1	—
Werkzeuge	1	—
Mobilien und Utensilien	1	—
Zeichnungen und Modelle	1	—
Pferde, Wagen u. Automobile	1	—
Vorräte, sowie fertige u. halbfertige Waren	1 947 601	96
Kassabestand	17 621	07
Wertpapiere u. Beteiligungen	325 899	—
Debitoren	1 694 940	42
Kautionen	241 102	95
	6 447 081	03

Haben.	M.	pf
Vorzugs-Aktien	2 000 000	—
Reservefonds	347 447	26
Spezial-Reservefonds	150 000	—
4½% Anleihe von 1899	259 500	—
4½% Schuldverschr. v. 1907	674 500	—
4½% Schuldverschr. v. 1912	654 000	—
Hypoth. auf Arbeiter-Wohnh.	100 000	—
4½% Anleihe-Tilgung v. 1899	1 000	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1907	2 000	—
4½% Schuldv.-Tilgung v. 1912	25 500	—
4½% Anleihe-Zinsen von 1899	1 957	50
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1907	7 993	13
4½% Schuldv.-Zinsen v. 1912	7 824	38
Dividende-Konto	600	—
Kreditoren u. Rückstellung für Kriegsgewinnsteuer	927 652	98
Uebergangs-Konto	179 475	—
Aval-Konto	241 102	95
Unterstützungsfonds	100 000	—
Talonsteuer-Reserve	11 000	—
Gewinn- und Verlust-Konto	755 527	83
	6 447 081	03

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.	M.	pf
Unkosten	401 497	20
Abgaben	546 267	64
Reparaturen	71 465	55
Zinsen, Skonto u. Provisionen	28 281	81
Abschreibungen	462 680	59
Reingewinn	755 527	83
	2 265 720	62

Haben.	M.	pf
Vortrag	54 825	77
Waren-Konto	2 210 894	85
	2 265 720	62

Gotha, den 16. August 1916.

Gothaer Waggonfabrik Aktien-Gesellschaft.

A. Kandt.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Dezember 1916.

Friede in Sicht?

Der Tag der Blinden.

Ein heller Wintermorgen. Reif auf den Mauern, Dächern, dem Moos, zwischen den braunen Blättern der Erdkrippen, die hier ein Spätzlein, dort ein Hündchen nach Sättigendem durchstöbert. Feucht schimmern, im Frühglanz der Sonne, die grauen, altgrünlichen Baumrinden, in Diamantgefunkel schon die Eisklümpchen, die den Gertenspitzen, den Gelenken und Knorpeln des Gesträuches, jeder Julmonatspflanze die kalte Nacht aufgestülpt hat. Wie gefrorene Hoffnung, die in Lebensglück aufthauen soll und mit Freudenthränen die Erlösung aus Starrheit grüßt. Durch das Graubraun, unter dem schwärzlichen Grün der Kiefern, lächelt mit hundert Blitzlichtern ein helles, dürftig schmales Tännchen wie ein Christbaum; und paßt sich nun, als wären an seinem Kleid alle Dochte verglommen, in trockenem Röcklein wieder der Nachbarfarbe ein. Wo sich nicht Himmelslicht spiegelt und um uns die Runde zum Paradies macht, dünkt den trägen Blick die Erde kahl. Ottiliens Tag stieg froh aus dem Dunkel. Im Heiligenkalender folgt er dem Tag der Germana Cousin, der kränkelnden Berghirtin aus Pibroc, die, nach Pein jeglicher Art, das Kreuz auf zerstriemte Schultern lud und sich in Seligkeit läuterte. Aus holderem Auge schaut Ottilie uns an. Die fromme Frau Berswinda hat sie dem stolzen, rauhen Elsassenherzog Adalrich geboren. Statt des ersehnten Stammhalters nur ein Mädel; gar ein blindes! Der Vater will die toten Augen nicht sehen; will, daß seines Samens mißrathene Frucht noch am Tag der Entbindung

sterbe. Das aufheulende Leid der Mutter verhallt. Was sie unter neun Monden trug, darf nicht in die Gruft als ins erste Bettchen sinken. Eine treue Magd rettet das Kind in das rheinische Kloster Zur Palme. Dorthin ruft Engelsstimme den Bischof Erhard von Regensburg. Er lehrt die Herzogstochter, tauft sie: und da er ihre Augen salbt, erwacht in ihnen das Licht. Ottilie bleibt in dem Kloster und fristet als arme Nonne ihr Leben. Die Mutter ist nach der Geburt zweier Knaben hingewelkt. Herzog Adalrich will von der Tochter nichts hören und weigert dem Flehen des Sohnes das winzigste Almosen für ein Ding, das nach seinem Willen längst tot sein müßte. Sein Jähzorn erschlägt den Sohn, der die Schwester heimlich auf die Feste Altenberg holen ließ. Bald danach wird sein wildes Herz von Reue zerwühlt und er bittet die Tochter, die als letzte Magd auf dem Hofe front, schluchzend, auf alten Knien, um Verzeihung. Die wird ihm sogleich. Ottilie schenkt ihr Leben den Armen und Siechen, pflegt sie, lüftet unsaubere Hütten, bereitet aus Hafermehl den Darbenden Speise und stiftet, als sie vom Vater Schloß und Gut Hohenburg mit aller Einkunft geerbt hat, ein Kloster für hundertdreißig Jungfrauen und ein geräumiges Krankenheim. Den Nonnen wird erschlaffendes Behagen nicht gegönnt; ihr Bettpfühl ist eine linnenlose Bärenhaut, ihr Kissen ein Stein, Gerstenbrot und Wasser all ihre Mahlzeit. Im Spital ist Aebtissin Ottilie bei der widrigsten Arbeit vornan; selbst betreut sie den Aussätzigen und scheut sich nicht, ihm, weil er Mensch ist, die Stirn zu küssen. Kloster Niedermünster, vor dessen Pforte sie, auf den Rath eines Pilgers, drei Lindenzweige, als die fortkeimenden Zeichen des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, gepflanzt hat, wirbt in Nähe und Ferne sich hehren Ruf. Den Bauplatz hatte Ottilien der Täufer, der ihr liebste Heilige, gewiesen; und in die Johanneskapelle ist die Jungfrau bestattet worden, die, nach langem prunklosen Wirken im Dienst der Bedürftigsten, am zwölften Dezember 720 starb. „Aus ihren eigenen Händen empfing sie des Herrn Fronleichnam. Leget sich danach nieder und ging ihre Seele aus und verschied seliglich zu den Ewigen Freuden. Wer dürfte sich ein rechtes Kind der Kirche nennen, wenn das Feuer, das auf deren Altar immer flammt, nicht auch sein Herz erwärmte, wenn er kalt und hart vor dem Leide der Menschen stünde und nicht trachtete, ihnen nach seiner Kraft zu helfen?“ Die Mythen

weitab von einander liegender Zeit und Zone klingen in Eintracht. Aus gläubiger Zuversicht sproßt Sehkraft. Wärme befreit gefrorene Hoffnung; von der Höhe strahlende Weltgestirnsbrunst oder von Wachs genährtes Licht im Schiff steinerner Dome. Sonne und Altarampel lehren im Einklang den Lohn der Liebe, die Unfruchtbarkeit alles Hasses, der, wie ein den Herzschlag einschnürender, das Blut kältender Eisgürtel, vertropfen muß, ehe Lenz werden, Himmelsgluth die kahle Runde zum Paradies machen kann.

Den ins Diesseits begrenzten Blick erinnert der Kalender an Gottsched, den kantigen deutschen Kerl, der nicht so „coulant“ wie Gellert war, doch, trotz Fritz und Lessing, für Deutschlands Sprache, Dichtung, Bühne Unverlierbares geleistet, dem Vaterland die ersten Zeitschriften von ernster Bedeutung geschaffen, Bayles Wörterbuch, Leibnizens Theodicee, den Fontenelle und anderes Wesentliche übersetzt hat. Ein Jahr vor seinem Tod empfing er („den ganz Leipzig verachtete und mit dem Niemand mehr verkehrte“) im Ersten Stock des Goldenen Bären den Besuch des Studenten Goethe. Der hat uns in seinem Bericht ein Stück vom Wesen des Mannes gezeigt. „Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Szene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rothem Taft gefütterten Schlafrock, zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand (die Locken der Perücke fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arm des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß Dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diskurs mit

gutem Anstand durchführte.“ Gottsched, den König Fritz, ehe er ihn kannte, als den Schwan Sachsens, den Begründer rühmlich deutscher Literatur besungen, dann aber weit hinter Gellert gestellt hatte (er widmete das Gottscheden zugedachte Gedicht au Sieur Gellert), war von den Zürchern Bodmer und Breitinger kritisch zerzaust, von seinem abtrünnigen Schüler Rost, von der Theatertruppe der Neuberin und von dem leipziger Schauspielprinzipal Koch öffentlich verhöhnt und allgemach um sein Ansehen gebracht worden. Daß Fritz ihn wegwarf, hätte ihm an der Stätte seiner Wirkensversuche nicht geschadet; denn der Preußenkönig war den Sachsen ein Mann, dessen besondere Verschmitztheit sich recht eigentlich nur darin zeigte, daß er über ein Gebirg von Fehlern schließlich hinwegkam. Schlimmer war Lessings grausame Härte gegen den Vorgänger; und das Schlimmste im Urtheil der Leipziger, daß der Alte, nach dem Tod seiner Frau und „geschickten Freundin“ Luise Adelgunde Victoria, der flinken Komoedienmacherin Kulmus, ein blutjunges Mädchen heirathete. Professor Gellert fand größeren Zulauf als der für Horaz und Boileau, Corneille und Racine werbende Verfasser der „Kritischen Dichtkunst“, von der Goethe spöttelt, sie habe allerlei Brauchbares gelehrt, das poetische Genie aber vorausgesetzt. Die kräftigsten Talente, Rabener, Klopstock, Schlegels, Weiße, Zachariae, wandten von Gottsched sich zu Gellert und verziehen dem sächsischen Pfarrerssohn sogar Verse vom Schlag des berüchtigten: „Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben.“ Als Gottsched und Goethe, die Wipfel welkender und aufblühender Literatur, einander sahen, waren zwei Winter seit dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges vergangen. Fritzens Auge leuchtet noch und der Geist seiner Schriften wirkt aus dem französischen Gewand in die deutsche Literatur. Ein anderer Friedrich, der Herzog von Württemberg, der Goethes Landsmann und Freund Schlosser als Geheimsekretär anstellt, hat von Rousseau Rath über Erziehungfragen erbeten und an der Spitze des Antwortbriefes den Satz gelesen: „Wenn ich das Unglück hätte, als Fürst geboren zu sein.“ Voltaire und Pope, Linné und Buffon werden bis in die Winkel der mit Gelehrsamkeit äugelnden Bürgergesellschaft gepriesen. Schon aber ist, auf Wielands Wegen wie auf den minder breiten und glatten der Sprudeljugend, ringsum zu spüren, daß Deutschland sich dem Gängelband

Fremder entknüpfen und, endlich, deutsch werden will. Möchte Lessings Wort von der heroischen Schwachheit des Patriotismus noch in mancher Seele nachklingen: nicht in Gleims und Ramlers Fritzenzeitliedern nur entband sich die nationale Dichtung dem von Kriegsgluth heißen Schoß der Volkheit. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme daran entziehen.“ Das spricht Goethe; und meint, Friedrichs Abneigung von allem Deutschen sei für die Bildung des Literarwesens ein Glück und durchaus begreiflich gewesen. „Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um Das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen? In Handwerks- und Fabriksachen mochte er wohl sich, besonders aber seinem Volk, statt fremder vortrefflicher Waaren sehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht Alles geschwinder zur Vollkommenheit und es braucht kein Menschenleben, um solche Dinge zur Reife zu bringen.“ Der gelassenen Majestät Dessen, der so bedächtig urtheilte, dem Künstlergewissen und Handwerkerernst seines Schwarmes, dem in Menschheit zielenden Wollen Lessings und der zärtlichen Triebpflege Derer, die mit Ewald Kleist in deutschem Wald „auf die Bilderjagd“ gingen, hat Deutschland zu danken, daß Kunstschöpfung, nicht Gesinnungzucht wurde.

Ueber den Geburtstag Flauberts hin, der uns Frau Bovary, Salammbo und den ganzen Maupassant schenkte, weist das Kalenderblatt in die Adventzeit des Deutschen Reiches. „Zwölfter Dezember 1870: Kapitulation der Festung Pfalzburg.“ Der Reichstag hat den Vertrag des Norddeutschen Bundes mit Bayern angenommen und die Abordnung von dreißig Mitgliedern beschlossen, die den König Wilhelm als Deutschen Kaiser begrüßen sollen. Paris wird noch nicht beschossen; doch sind tausend Wa-

gen und viertausend Pferde unterwegs, die den Belagerern die Munition zufahren werden. (Vor solchen Ziffern dünkt uns an Granatenmilliarden Gewöhnte, da sei von Kinderspielkrieg die Rede.) Den Bundeskanzler schmerzt der Kopf und die Beinader. Er liest in den „Times“ einen Artikel, der die Deutschen mahnt, nicht auf des Mitleids sanfte Stimme zu hören, sondern nur zu bedenken, wie der jetzt niedergeworfene Feind handeln werde, wenn er wieder in Kraft gelangt sei. „Seit vierhundert Jahren ist Frankreich den Deutschen der böseste Nachbar, der je ein Volk belästigt hat; schamlos raubsüchtig, immer nach Angriff lüstern, unersättlich und unversöhnlich. Deutschland blieb lange geduldig; heute wäre es thöricht, wenns nicht den Sieg ausnützte und sich eine Grenze sicherte, die ihm den Frieden verbürgt. Welches Gesetz ermächtigt denn die Franzosen, das einst geraubte Gut zu behalten, wenn der Bestohlene sie fest am Kragen hat? Frankreich winselt über drohende Ehrenkränkung. Wird seine Ehre etwa durch die Weigerung gewahrt, die von ihm zerschlagenen Fensterscheiben zu bezahlen? Niemals schien uns Frankreich so sinnlos und bis zu Verächtlichkeit erbärmlich wie in dieser Stunde, da es sich sträubt, Wahrheit zu erkennen und selbst bereitetes Unglück würdig hinzunehmen. Minister, die sich, mit falscher Siegesverkündung und anderer Lüge als Ballast, in Luftballons aus dem Staub machen, eine Regirung, die lieber das Blutopfer des Volkes verlängern als auf ihr Diktatorrecht in dem wunderlichsten Zerrbild einer Republik, das je erdacht ward, verzichten will, ganze Hochgebirge aus Lug und Trug, um deren Gipfel die Vorstellung nebelt, Frankreich sei das neue Zion, aus dem das Licht übermenschlicher Allweisheit in die Welt strahlt: nie sah unser Auge auf ein großes Volk so viel Schmach gehäuft. Bismarck wird vom Elsaß und von Lothringen so viel nehmen, wie ihm beliebt. Das wird gut für ihn, für uns, für die ganze Welt und am Ende sogar für Frankreich sein. Das große, ernstlich besonnene Planen dieses im höchsten Sinn fähigen Staatsmannes strebt ruhig einem Zweck zu: der Wohlfahrt Deutschlands. Die ist vereinbar mit dem friedlichen Glück aller Länder. Das deutsche Volk ist ernsthaft, hat ein großes Herz und den Willen zu Frieden und Geisteshelle; wenn es seine Einheit gestaltet und auf dem Platz, wo bisher das leichtsinnige, reizbare, ehrgeizige, streitsüchtige Frankreich herrschte,

Germania des Festlandes Königin wird, sehen wir Ereigniß werden, das die Hoffnung, den Wunsch einer Welt erfüllt. Die Entstehung des starken Deutschen Reiches schafft eine neue Lage. Wenn die Militärstaaten Frankreich und Rußland sich verbündeten, konnten sie das zersplitterte Deutschland, das zwischen ihnen lag, vernichten. Jetzt erst wird ihre Willkür durch eine feste Schranke gehemmt. Die kräftige Centralmacht, die alle englischen Staatsmänner ersehnten, tritt aus den Bereich des Gedankens in Wirklichkeit.“ Das stand, nach dem zweiten Adventsonntag des Jahres 1870, in den „Times“; und der „Daily Telegraph“ begrüßt das Werden des Reiches mit nicht geringerer Wärme. Bismarck liest die Blätter im Bett. Auch den Tagesbefehl, den General Ducrot an die pariser Garnison gerichtet hat, ehe er sie zu dem Ausfall führte, der die deutschen Linien durchbrechen und das Land bis an die Marne vom Feind befreien sollte. „Vor Euch und vor der Nation gelobe ich, nur als Sieger oder als Leichnam nach Paris zurückzukehren. Ihr könnt mich fallen, werdet mich aber nicht weichen sehen. Mein Fall darf Euch nicht aufhalten; muß Euch zu Rache spornen.“ Der Mann hatte mehr panache, ein üppigeres Wortgefieder als Vater Joffre; und gab Gelübde zum Selbstkostenpreis hin. Unverwundet, ohne Schramme sitzt er wieder in Paris. Da, berichtet der Englische Militärbevollmächtigte, den Trochu gestern, mit dem Russen Wittgenstein und den einem Wagen des belgischen Prinzen Croy vorgespannten Ponies des Grafen Paul Hatzfeldt, herausgelassen hat, sieht es noch nicht so übel aus, wie man im versailler Hauptquartier geglaubt hat. Konzerte im Opernhaus, Theater an der Porte Saint-Martin; auf der Straße brennt nur jede fünfte Laterne; aber wer Geld hat, braucht noch nicht Pferdefleisch zu kauen. Bismarck hört, während er sich mittags ankleidet, den Bericht und schließt daraus, daß es Verbrechen gegen das deutsche Heer wäre, die Beschießung, die allein den Krieg enden kann, noch länger zu verzaudern. Er mischt den Champagner mit Vichy-Wasser, sagt, wieder einmal, daß er den Russen die freie Ausfahrt ins Mittelmeer gern gönnen würde; daß Deutschland Russen und Briten Dank schulde und abstatten wolle; daß er nicht, wie Palmerston, Dankbarkeit aus den Grenzen der politischen Begriffswelt weise; und nennt das neue Seerecht, das nur effektive Blockade anerkenne und verbiete, Kaperschiffe auszuschicken und

nicht zur Kriegscontrebande gehörige Waaren wegzunehmen, einen Unsinn, von dem man schnell loskommen müsse. Thauwetter und trübe Stimmung (trotz dem Wildschweinskopf und der Cumberland-Sauce, die Helene Hatzfeldt gesandt hat). Alles ist nervös, abgearbeitet, in Wuth erbittert; nur der König immer gleich liebenswürdig. Niemand, schreibt Hatzfeldt, Buchers Sardanapaul, an seine Touti, „kann dieses verdammten Krieges überdrüssiger sein als ich. Er dauert zu lange!" Dauert schon in den fünften Monat. Und die Hoffnung, zu Haus die Weihnacht zu feiern, wird von Gambetta und Genossen zu Eis, zu Wasser gemacht.

Unseren Krieg, der von der Nordsee bis an den Persergolf tobt und in dem Söhne aller Erdtheile mitfechten, sieht der neunundzwanzigste Mond. Der letzte? Kann das Licht, das heute aufschimmern soll, die Wärme zeugen, in der Haß wegtropft, wie draußen in Mittagssonne die Eisborte des Gesträuches? Aus Gedächtnißdämmerung, die sich um ein Kalenderblatt wob, keucht jeder Gedanke ins enge Dunkel der einen Frage zurück: Naht das Ende des Grauses? Der Reichstag ist einberufen. Der Kanzler wird sprechen; wird Frieden anbieten. Nach dem Einmarsch ins unvertheidigte Bukarest, nach der Eroberung der Westwalachai scheint ihm die Stunde zur Ausführung des lange bebrüteten Planes gekommen zu sein. Rußland, das Polen nicht halten, Serbien, Montenegro, Rumänien nicht schirmen konnte, keinen Feldherrn, keinen ins Vertrauen der „Gesellschaft" eingewurzelten Staatsmann, nirgends in leiblich bequemer Nähe einen offenen Großhafen hat, ist in Verlegenheit; schlüpft vielleicht gern aus der Klemme, da es sich, im Besitz der Bukowina, galizischen und armenischen Bodens, für unbesiegt ausgeben und auf das ungeheure Heer deuten darf, das im Frühjahr zu neuem Kampf bereit stünde. Frankreichs Zorn ist nicht verkohlt, doch in Tragoedienstimmung gefärbt. Der Poilu verachtet und haßt den Boche nicht mehr; hat ihn, der Mensch den Menschen, richtig sehen und schätzen gelernt. Der Bürger weiß, daß sein Volk jeder Heldenleistung fähig, doch sein Staat, ohne die wichtigsten Bezirke des Eisen-, Erz- und Stahlgewerbes, ohne die belgische Kohle, zu Industriekrieg ungeahnten Umfanges gegen den Nachbar, dessen größte Industrie schon in Mirabeaus Zeit die Kriegsbereitung war, nicht gerüstet ist. „Uns fehlt Eisenblech, fehlt Rohstoff jeglicher Art, feh-

len die Hände zu Gewerbsarbeit. England hat seit dem Kriegsausbruch seine Tonnage um anderthalb, Deutschland seine um drei Viertel, Japan seine um fast die selbe Menge, die Vereinigten Staaten haben ihre um fünf Viertel Millionen Tonnen vermehrt. Wenn der Krieg aus ist, wird unsere Kauffahrtflotte verzwergt, erschöpft, zu Handelsdehnung und wirksamem Weltbewerb unfähig sein. Bis heute haben wir dreihundertzwanzigtausend Tonnen verloren und beinahe die Hälfte Dessen, was uns geblieben ist, wird im Staatsdienst, für den Transport von Truppen, Kohle, Kriegsgeräth, bis zu Unbrauchbarkeit abgenutzt. Und nirgends Ersatzmöglichkeit! Diese Lage ist bejammernswerth.“ (Abgeordneter Hesse.) „Ueberfluß an Verordnungen, Mangel an Ordnung: so siehts bei uns aus. Wir hatten Kaffeevorrath für anderthalb Jahre, ließen aber noch immer mehr hinein und verstopften damit die Häfen unentbehrlichen Gütern. Für Holz schicken wir unser gutes Gold nach Kanada, gewähren aber die Ausbeutung unserer Jurawälder einer englischen Gesellschaft. Zucker wird, weils immer so war, aus Kuba geholt: und doch konnten wir ihn aus unseren Kolonien holen; der Zuckergehalt der algerischen Traube ist um drei Prozent höher als der französischen. Während bei uns vierzigtausend Tonnen Papiermasse auf irgendeinem Quai schimmeln, erbitten und erlangen wir von England die Zufuhr von fünfundvierzigtausend Tonnen, die wir dann, als der alte Vorrath entdeckt wird, nach Spanien spediren. Unser Handel und Verkehr ist bis in die Tiefe gestört. Trotz dem Krieg leben wir noch im Byzanz der hundert Behörden. Wer ist verantwortlich? Im Kriegsgebiet der Generalissimus. Der thront, unangreifbar, im Olymp. Im Inneren erblickt mein Auge keinen Verantwortlichen. Auch da aber ist Krieg eine höllisch ernste Sache. Wir wollen kräftig klares Handeln, nicht Augentäuschung von der Art der haltlos wirren Verkehrsdiktatur, die der chinesischen Pagode unserer Staatsverwaltung nur ein Stockwerk anflickt.“ (Abgeordneter De Monzie.) So sprechen milde Männer in dem Abgeordnetenhaus, dessen zweiter Geheimsitzungserie Herr Briand mit stattlicher Mehrheit zwar, doch nicht ungerupft entronnen ist. Er muß Joffres Machtbezirk schmälern, sein Kabinet umbauen und wird von der wachsenden Fluth der Sehnsucht nach Frieden umgischtet. Die Industrie im Rückgrat gebrochen, der Handel lahm,

das Landvolk verblutend, Acker, Wiese, Weinberg von Weibern, Kindern, Greisen bestellt: ist der Kluge nicht klug genug, ein würdiges Ende zu machen, wenn er die Grenzen der Republik nicht zu verrücken braucht und mit stolzem Recht sagen darf, Frankreich sei nicht mehr der Besiegte von 1870, in keiner Hauptschlacht geschlagen, an der Marne, am Yser, vor Verdun vom Kriegsglück gekrönt worden? Diesen Frieden könnte die Republik überdauern, könnte, weil Nothwendigkeit Europa in Abrüstung zwingen wird, Frankreichs unverwelklicher Grundreichthum verwinden. Und Aristeides Briand, der, als die Furie sich von der Kette riß, still im Justizministerium saß, hätte dem Vaterland die Ehre gewahrt und den Frieden beschert. Anders sieht England aus. Das hat viel edles Blut und viel Gold verloren, ist aber nicht gefährlich verwundet und durch die Proben unschreckbarer Tapferkeit und geschwinder Organisirkraft im Weltansehen heute noch erhöht. Aus seiner Erde, der Heimath, Dominions und Siedelstätten, hat es ein Heer gestampft, das zu modernem Landkrieg gewaffnet und tauglich ist und dem nur das Hirn, Generalstab und Führerschule, also nicht Kleines, fehlt. Dieses Heer wird erst im Frühling den Gipfel des Wachsthums und Vermögens erreichen. Auch das Land erst dann ganz in Bereitschaft sein. Eine neue Regirung, die, von lenzlichem Hoffen begrüßt, noch im Vorhof des Entschlusses steht; die auf die Trümmer der Parteienkoalition das Banner des Willens zu bedenkenlosem Kampf gepflanzt hat. Wird sie den Tempel des Janus schließen? Nur Großbritanien vermags; ohne Englands Hilfe kann keine uns feindliche Macht, ohne anderen Beistand als Frankreichs und Belgiens (und in Noth sogar ohne ihn) kann England weiterfechten. Wählt es heute? Noch ist nicht Abend; der Nachklang der Reichstagssitzung noch nicht hörbar. Schicke den Geist aus dem Schatten der Sorge auf neue Wanderschaft. Laß ihn erkunden, was in England geworden ist, seit Hochtories mit demokratischen Sozialisten an einem Strang ziehen. Die Sache wills. Erst nach solcher Erkundung wird die Aussicht des Weges vermuthlich sein, in den sich der von Deutschland geführte Vierbund entschlossen hat.

Men and measures.

Englands Adel thront nicht in Allmacht. Der kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellun-

gen ruhenden Gebild gestützter Adel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikalfeudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories, nicht ausbiegen konnten, weil die Reden O'Connells sonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien, wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie im Preußen Wilhelms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden. Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaaren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch im Parlament, das durch seinen Ministerium genannten Ausschuß England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König oder mächtigen Adelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus verbrämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins, ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patriotismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahen ihre Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern. Die nomination boroughs, deren Mandat der Begünstigte als Beute heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht; und Industriestädte, deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Manchester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Vertreter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend derbe „Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremder Bruder, woher der Wind weht. Julirevolution in Frankreich. Ueberall

sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder jung scheinende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird mit uns gehn! Polen soll auferstehn!" In den Arbeiterklubs und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vorwärtsgestoßenen Wirthschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt. Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King William springt in einen Miethwagen, um die in Westminster versammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekretes warten zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Widerstand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Königs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen Peersschub den Ansehensrest der Ersten Kammer vernichten, wenn die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der entscheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832 wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten boroughs, fast sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterziffern gesichert; die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mittelklassen, die Männer der nouvelles couches dürfen und können beim Reichsgeschäft mitarbeiten und das Unterhaus, in dem drei Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grundadel nach unumschränktem Belieben verschenkt worden waren, wird einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr die oranische, für Selbstregirung eintretende Adelspartei; sie waren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zu machen. Was Hegel in der

Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit geworden: im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischem Boden in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu schicken, das Rettbare zu retten und auf helleres Wetter zu warten.

Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden Benjamin D'Israeli ist ihm, wie den preußischen Junkern in Sems Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb Bismarck 1856: „D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Verhältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch; aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neutralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat." Doch die Geschichte hat dieses Vorurtheil revidirt und aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israelis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unterhaus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volksstimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es gewesen war, seit die ersten königlichen Writs die Grundherren zur Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und anderer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Aufsicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahrhunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kontinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben, seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen war, erzählte er: „In den Städten zu wohnen, gilt hier als des Adels unwürdig. Die Edelleute leben auf ihren Gütern, zwischen Wäldern

und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt. Dabei sind sie der Sucht nach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reichsten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen." So wars im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts; unter Heinrich dem Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den französischen Thron sicherte. Ungefähr so wars noch gestern; der Schwarm der „Peers aus dem Hinterwald" hat unter Eduard dem Siebenten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind während der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkonzerten und im Hyde Park, manchmal sogar im Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein Halbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat, wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zur Jagd, zu Golf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Beamtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pares ihrer Könige. An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Jahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd in grader Linie dreiunddreißig Stunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und der Strandbezirk soll dem Herzog von Norfolk alljährlich mehr als eine Million Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Aus-

beuterrecht zuerkannt und dem gewandelten Bedürfniß einer neuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettisten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankt ihre Geldmacht wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie rauh als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, das schrille Geräusch der Arbeiterbewegung zu flennen, den Segen der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aussichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkaufleuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der nobility morsch wurden, die Goldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peerage und beerage, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrikanischen Goldfunde vollendeten die Umpflügung der Oberschicht.

Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im British Empire wie im engeren Imperium Romanum. Weil der Adel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Er-

werb neuen Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentryvertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Der Brite nennt den Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich sein; wie im Haus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabhängige, nicht von des Lebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine fleckloseFamilientradition das Befehlen und Verwalten in großem Stil gelehrt hat und deren Stammbaum tief in die Heimatherde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden auf Hochschulen, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erinnerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl; hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohlthäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bauern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfehlung gleichen Eigenthums kein Gehör erlangt. Häuschen, Feldchen, Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Jeder seines Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht aufgenommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft schlecht besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse ein-

fühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Burenkrieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo, heißts, sind die Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggänger, die reiche Judenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unter der Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal erlebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstellen hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgendein Duke oder Marquis, der nach den Fußballstrapazen bei Whisky und Soda über Politik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspruches, die Stimmung. Von fremdem Boden ist fürs Erste nichts Rechtes mehr zu holen. Flotte und Heer kosteten schon im Jahr 1910 fast zwei Milliarden Mark; dazu kam eine Viertelmilliarde für die Arbeiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Fortan wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern verringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und dem Rücken gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt angethan haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich, nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede berauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne Barrister Asquith wagen. „Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie." Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen; zweimal zog 1910 eine den Lords feindliche Mehrheit ins gotische Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Jahres fast genau die selbe Mehrheit. Um zu ermessen, wie fremd den Briten, noch heute, die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen, was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf wider die Konservativen und das Herrenhaus riefen und alle Amtsinstanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die der nobility, könnten mit Mühe und Noth zwei Dutzend Landtagssitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde denunzirt! Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz den Boden unter den Füßen wegziehen sollte, blieb kein Demagogenmittel unversucht. Dennoch kehrten die Vertreter der Oberhausrechte, die Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der Auflösung waren, und konnten auf die Thatsache pochen, daß sie, seit um das Peersrecht gefochten ward, in einem Jahr hundertundfünf neue Mandate gewonnen hatten. Von einer zornigen Erhebung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen Model Parliament im Wesentlichen kaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch, selbst wenn die Regirung dazu aufruft, nicht zu rascher Zertrümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich gestern nur für Homerule zu erklären: und konnten dann sogar einen Theil ihres Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen vermochte Herr Asquith nichts gegen sie; und die Iren haben an dem Tag, wo ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden ist, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Diese Gewißheit konnte einem schöpferischen Staatsmann der Torypartei den Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vor Wintersende neues Heil in Duft sproßt. Solcher Staatsmann

fehlt ihr längst. Unter den Jüngeren ist manches reifige Talent, doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unserem Adel zu wünschen wären. Einem Toryführer wäre nie der Gedanke genaht, dem Gegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit zu überlassen und vor der Nation zu gestehen, daß seine Partei in die neue Kulturform nicht passe und sich deshalb mit der Wahrung veraltender Machtnormen begnügen müsse. Arthur James Balfour, ein Cecil, hat sich in der londoner City, ohne zu heucheln, einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik der Tories rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht dem Kommando Josephs Chamberlain, des Eisenhändlers aus Birmingham, gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichsten Bankiers gesichert. Noch 1910 hat London, die Citadelle des britischen Welthandels, dreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.

Das Wahlplakat der Tories hatte Herrn Asquith, den Führer der Liberalen, als ein Hündchen gezeigt, das vor dem Schalltrichter des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn, des Irenhäuptlings Redmond, lauscht. Der war mit dem Klingelbeutel durch die Vereinigten Staaten, durch das englische Kanada gewandert und fand, als er zwei Millionen Mark für den Wahlkriegsschatz seiner Partei heimbrachte, an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen Riesenkähne den blindesten Briten an den Tag mahnen mußten, der, nach der Oeffnung der Panamastraße, den United States die Möglichkeit geben werde, ihre Flottenmacht vor die Küsten zweier Weltmeere zu schaaren. Nur die Sättigung Irlands, dessen Söhne in der Neuen Welt einen wichtigen Theil der Oeffentlichen Meinung stimmen, konnte eine haltbare Freundschaft zwischen dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten vorbereiten. Dem neuen Unterhaus war also die Aufgabe gestellt: das für Rüstung und Sozialpolitik nothwendige Geld zu gewähren und Irlands Selbstregirung zu sichern. Die Absicht auf Homerule schien den Tories noch immer, wie in der Nebelzeit, da Chamberlain sich deshalb von Gladstone trennte, Reichsverrath. Daß ihr Georg, der zweite Seemann-König, durch einen Peersschub Schornsteinfeger ins Oberhaus heben, neben dem Lord der Kaminkehrer sich auf den rothen Sessel lümmeln werde, brauchen sie nicht zu fürchten. Schlimmeres: die Lockerung des Reichsgebälkes. Der heftigste Streit D'Israelis

gegen Gladstone hatte die Kluft zwischen den zwei Hauptparteien nicht so getieft wie der Endkampf um Homerule. Weil sie in der Gewährung nur den Wunsch witterten, die Regirung der Liberalen durch die irischen Stimmen über die Frist eigener Lebensfähigkeit hinaus zu erhalten, brachen viele Konservative sogar den Privatverkehr mit den Gegnern ab und stellten manchen Hausfreund vor die Wahl, am Tisch der Frau Asquith oder der Lady Beresford zu sitzen. Der heimische Hader, den der Suffragettesgraus mehrte, wurde so laut, daß die mühsam Regirenden jeden internationalen Zwist gern vertagt hätten. Das gelang dem Eifer Greys nicht. Homerule blieb hängen. Keine Möglichkeit, das Band zu festigen, das England an die Vereinigten Staaten knüpfen soll. Statt der paraphirten deutsch-englischen Verträge über Afrika und Kleinasien kommt Krieg. Herr David Lloyd George scheidet aus dem Schatzamt, wird Staatssekretär für die Sicherung der Rohstoffe, Waffen, Munition und wirkt auf diesem Posten Wunder, die zuvor nirgends Einer vermocht hat; bewährt sich, nach Kitcheners Tod, auch als Kriegssekretär. Findet aber die Gefährten, den alten Lebensgenießer Asquith und besonders den von Gram kranken Grey, viel zu weich, von hamletischen Gewissensskrupeln fast in Feigheit geschwächt: und nützt die Enttäuschung, die aus Griechenland, Rumänien, von Sarrails Front her Britaniens Winter mit Frost und Finsterniß bedroht, zu schleuniger Ausschiffung der unbequemen Pazifizisten. Er ist zu klug, kennt seine Leute zu gründlich, um zu wähnen, daß die geköpfte Partei der Liberalen ihm verzeihen, sogleich mit ihm gehen werde. Er will, fürs Erste, die Trennung. Will, was D'Israeli in Träumen ersehnt, wonach Randolph Churchill, Winstons Vater, gelangt hat, in Ereigniß wandeln: den Dreibund des Hochadels, der Großindustrie und Arbeitergewerkschaft. Unter dem Fähnlein des behaglich gescheiten Rechtsanwaltes Asquith ist kein Goliath. Davids Schleuder hat ein müheles erreichbares Ziel. Ringsum ist schwarzes Dunkel; gewiß nur, daß der Krieg überall die Demokratie kräftigen wird. Dadurch ist der Großgrundadel gefährdet; davor schirmt die Genossenschaft mit dem waliser Advokaten Lloyd George, der als Premier das Ohr der Menge eben so haben wird, wie ers als beredter Tribun und als Schatzkanzler hatte. Ein Emporkömmling, der die Ohrlappen der ehrwürdigsten Häupter derb gezwickt, in Berlin die Arbeiterversicherung studirt, den von Behörden angebotenen Mitt=

lerdienstverbeten, zu Haus den Trade-Unions sich verbrüdert und mit Budgets von sozialistischem Zuschnitt und Farbton geprunkt hat; vielleicht nur ein genialisch schillernder Pfuscher, vielleicht ein Schöpfer aus Genieland. Das in fünf Jahren von ihm Geleistete ist ohne Vorgang in Englands neuer Geschichte. Kann Einer helfen, ist ers. Von den Liberalen zu den Konservativen übergehen, wie Chamberlain, Irlands wegen, that? Das ist ihm jetzt Hekuba. Er bleibt in der Partei, die ihn im Kriegsdrang nicht stören wird; und wirbt aus jedem zugänglichen Lebenskreis die tüchtigsten Männer. Vier, Balfour und Robert Cecil (Beide von Burleighs Stamm), Derby und Wimborne, aus der obersten Schicht; drei, deren ansehnlichster in den Kriegsrath aufsteigt, aus der Arbeiterschaft; helle Köpfe aus Großindustrie, Handel und Schiffahrt. Carson, der Ulster gegen die Homeruledrohung waffnete und dort den Willen und Ordnersinn eines Großen erwies, bekommt die Marine: trotzdem er wider Seine Huldvolle Majestät die Fahne der Rebellion gehoben hat und ein Jahr lang für den David aus Wales nicht anders war als das rothe Tuch für den rasenden Stier. Bonar Law, Tory (und, nach seiner Angabe von 1911, Begünstiger deutscher Machtdehnung), mag im Schatzamt über Steuern schwitzen und, als Führer im Unterhaus, mit Asquith spitzige Worte wechseln. Die Hauptvertretung im Oberhaus fällt dem Lord Curzon zu (der im Auswärtigen Amt schon zu mächtig, noch zu fahrig wäre). Er hat Indien den Pivot aller Britenpolitik genannt und ist selbst der asiatischste aller Gentlemen genannt worden; war als Vicekönig von Indien höchst pfiffig und wirkte mit Blendglanz auch auf den Islam, als er 1903 mit großem Gefolge nach Maskat, Koweit, Bender Abbas und auf die Hormuzriffe am Persergolf ging. Neben ihm wird, ohne Portefeuille, im Kriegsrath Lord Milner sitzen, der Statthalter in Südafrika war, mit Chamberlain für den Schutzzoll, mit dem Marschall Roberts für Heeresmehrung focht. Chamberlains Sohn paßt ins Staatssekretariat für Indien. Die starken Männer, deren Schaarung hier oft vorausgesagt wurde, gebieten nun auf den Gipfeln Britaniens; ihre Losung wird nicht sein wie Greys: „Unser einziger Wunsch ist, mit allen Mächten in Frieden zu leben, und der ganze Sinn unserer internationalen Politik wird von dem Sehnen nach Eintracht umfaßt.“ So hat, als Handelsminister, Schatzkanzler, Feind der Peerskammer und theuren Kriegsschiffbaues, auch Herr Lloyd

George gedacht; und der geheime Hauptzweck seiner Fahrt nach Berlin war, die Begrenzung der Seewehr anzuregen. Damals schien seine Vorliebe für Deutschland Herrn Asquith allzu geschäftig. Acht Jahre ists her. Jetzt ist er Hirn, Athem, Schwert der uns grimmigsten und zugleich durch Willenskraft, Intelligenz, Einmuth tüchtigsten Regirung, die England seit Victoriens Tod hatte. Uradel, Stadtpatriziat, Arbeiterschaft sind in spartische Phalanx gedrängt. Und der Tiefbau zur Brücke nach Nordamerika ist fertig.

Adventivknospen.

Spätnachmittag. Aus erwärmter Luft rieselts lau. Schimmern davon die Blicke feucht? Auf jedem Antlitz ein Abglanz von Hoffnungsglück; und in allen Händen, der Putzdame und Aufwärterin, des Frachtkutschers, Gymnasiasten, Laufmädels, eine Zeitung. Steigt Heil aus Windeln? Ward den Blinden Gesicht?

Der Kanzler hat im Reichstag die Note vorgelesen und oratorisch umrahmt, die der Vierbund durch die Vermittelung Neutraler den feindlichen Regirungen zustellen ließ. Ueber die Formen des Vorganges heute zu rechten, brächte keinen Gewinn. Doch muß erwähnt werden, daß der Reichstag nicht zu Wort kam; daß, wer ein wirres Gesträhn unhemmbarer Reden scheute, den Weg der Verkündung durch den Reichsanzeiger wählen mußte, statt die Vertreter des deutschen Volkes in Statistenpflicht zu ducken; und daß die Stummheit von den Demokraten des Centrums, des kaempfischen Freisinns und der Sozialistenmehrheit, gegen den drängenden Wunsch der von den Abgeordneten Bassermann, Ledebour, Graf Westarp geführten Fraktionen, beschlossen wurde. Daran zu denken, wird bald nützlich sein. Der Vierbund fordert zu Gespräch über die Möglichkeit eines Friedens auf, der „das Dasein, die Ehre und Entwickelungfreiheit“ der von ihm umknüpften Völker sichert, aber auch das fest begründete Recht der ihm verfeindeten Nationen wahrt. Er will nicht länger zu einer Katastrophe mitwirken, die „den geistigen und materiellen Fortschritt in Trümmer zu legen droht“ (dieses Holzpapierbild hätte Kleistens Waidmannsheil niemals erbirscht); und müßte, wenn sein Angebot unerhört verhallte, den Krieg „bis zum siegreichen Ende führen, aber jede Verantwortung dafür feierlich vor der Menschheit und der Geschichte ablehnen.“ Wir sind gewöhnt, auch da Tragoedie zu empfinden, wo der Spieler sich nicht von der Stelzsohle

des Rothornos in Lockengethürm streckt. Ueber Nutzen und Werth von Worten, wie sie heute aus vier Staatskanzleien in die Welt gerufen wurden, spricht nur der Erfolg das Urtheil. Müssen wir lange drauf warten? Rückfragen sind wahrscheinlich. „Wollt Ihr, denen die Sicherung des Daseins, der Ehre und Entwickelungfreiheit genügt und unser fest begründetes Recht heilig sein soll, den Landbesitzstand vom Juli 1914 als Grundlage der Verhandlung annehmen? Die Sicherung, die Ihr begehret, bot er Euch, wie hundert Reden Eurer Monarchen und Minister erweisen können; und was Ihr morgen vermißtet, würde durch internationales Gericht gewährt, das den Frieden verbürgen und den Vollzug der dem Friedensbrecher zuerkannten Strafe über jeden Zweifelsdunst hinaus heben kann. Seid Ihr bereit, solcher von Euch mitbestimmten Gerichtsbarkeit unterthan zu werden und die Rüstunglast, zu Land und zu See, so zu mindern, wie der Erdtheil, um seiner Wirthschaft ins Frühroth der Gesundheit zu helfen, von Allen heischen muß? Bereit, das Dasein, die Ehre und Entwickelungfreiheit jeder Nation, der winzigsten noch, wie Euer eigenes Rechtsgut zu achten und vor Uebermacht zu schützen? In Waffen, wie wir, doch hinter gesperrten Küsten, des Tages zu harren, der die Verhandlung in Fruchtgewißheit reift?" Auf diese Fragen mußten die Vier gefaßt sein; oder den Grundriß ihrer Friedensbedingungen zugleich mit der Einladung ins Licht bringen. Mich schreckt keine der möglichen Fragen; würde allen mit Ja geantwortet, die vier Reiche, vier Völker wären gestählt, nicht geschwächt. Furcht vor Oeffentlicher Meinung? Die stöhnt oder heult auf; und findet sich danach mit allem in Rechtsform Gewordenen ab. Als Bismarck mit den drei Bayern in Versailles den Bundesvertrag geschlossen hatte, sprach er zu seinem Stab: „Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein; und wer einst in der gewöhnlichen Weise Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln und sagen: ‚Der dumme Kerl hätte noch mehr fordern sollen und dann mehr erlangt, weil die Anderen mußten.' Was aber sind Verträge, die erzwungen wurden? Ich wollte die Leute nicht pressen, die günstige Situation nicht ausnützen. Mir lag daran, daß sie innerlich zufrieden waren; und ich bins, weil ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind." War der Kronprinz, der mehr wollte, der stärkere Mann?

Des Entschlusses, der Selbstbescheidung, die, noch leis, aus ihm spricht, muß jeder stolz der Menschheit Bewußte sich freuen,

mag die Ausführung auch manchen Wunsch unerfüllt gelassen, die starre Feierlichkeit und grelle Bestrahlung den Politikergeist verdrossen haben. Kann Nachhilfe nützen, ein Stoß von außen die Seelen bewegen, die Lampe, die den Zweig sacht erwärmt, das Reifen der Frucht schleunigen? Locklieder verklängen; gar Drohgerassel würde nur schädlich. Krieger und Bürger, Mütter und Gattinnen, Bräute, Sieche, Darbende, Krüppel, Völker, die in Unfreiheit und Unwahrhaftigkeit verpflichtet wurden, Herrscher, die ahnen lernten, daß übers Jahr ihr Thron morsch sein könne: der Friede hat ein ungeheures Helferheer. Der Krieg nicht mehr gewaltig dröhnenden Sinn. Vernichtung des Feindes ist so unmöglich wie unnöthig. Keins der vierzehn in Kampf gerissenen Reiche braucht, was einem anderen unentbehrlich, nur unverschmerzbar ist. Des Krieges größter Gegenstand, der einzig noch große, ist die Organisation des Friedens, der Wille zu vernunftvoll würdiger Wehrmachtbegrenzung, der Ersatz rostigen Gewaltsystems durch die Pfeiler und himmelan ragenden Wölbungen blanken Rechtes. Kann dieser Gegenstand weggeräumt, die Aussicht frei werden, dann muß selbst Englands neuer Herr sich in den Gesprächsvorschlag des Vierbundes bequemen. Den, mag er jauchzen, habe die Angst vor Davids Kraft und Listenreichthum entbunden; ists ihm Freude, so brüste er vor den Tories sich in Wellingtons, vor Kohlengräbern und Eisendrehern in Jesu Erlöseramt und tanze ein Stündlein vor dem Wollsack des Wortertheilers in Westminster. Seinem Vaterland würde aus Frieden die reichste Bescherung. Schroffe, ergänzender Auskunft vorgreifende Absage wäre unsühnbares Verbrechen; niederträchtigeres, als Absalom in Aufruhr wider den Vater trieb. Eine halbe Menschenmilliarde ächzt unter der Pein des Krieges. Darf er noch fortwähren, wenn Waffenstillstand erlangt werden kann? Die Note des Vierbundes bietet ihn an: ladet zu Verhandlung, die „alsbald" beginnen soll. Ein warmer Winterabend. In jedem Nebeltropfen, jeder schmutzigen Pfütze glitzern hundert Hoffnunglichter. Deutschland ist in froher Kraft wach; ist zum ersten Mal wieder in einem Wunsch, einem inbrünstigen Sehnen anderer Menschheit vereint. Ward Blinden Gesicht? Mählich wird aus Ottiliens nun Luciens Tag. Die stand auf dem vom Statthalter Paschasius der Christin geschichteten Haufen ausbrennendem Holz, Schwefel und Pech, stand heiter: und das Flammengestiebe versengte nicht Haut noch Haar. Weil Heiliger Geist in ihr wohnte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

FRIED. KRUPP
Aktiengesellschaft
ESSEN.

Bilanz zum 30. Juni 1916.

AKTIVA.			
Immobilien	M. 296 772 183,62		
abzügl. Abschreibungen für 1915/16	„ 55 143 396 03	241 628 787	59
Werksgeräte und Transportmittel		5 400 557	57
Vorräte, halb und ganz fertige Waren		368 833 954	79
Patente und Lizenzen		2	—
Kasse und Reichsbank-Giroguthaben		2 131 617	16
Wechsel		791 474	02
Wertpapiere und Beteiligungen:			
festverzinsliche Wertpapiere: freies Eigentum . . .		117 992 652	26
für Kriegssteuer . . .		27 974 500	—
andere Wertpapiere und Beteiligungen		22 442 960	47
Bankguthaben		18 140 472	01
Guthaben bei öffentlichen Sparkassen		14 155 382	61
Sonstige Debitoren		132 718 024	47
Kautionswechsel und Avale		14 958 327	07
	Mark	967 168 712	02

PASSIVA.			
Aktienkapital		250 000 000	—
Gesetzliche Rücklage		17 208 266	49
Kriegssteuer-Rücklage für 1914/15 u. 1915/16		27 974 500	—
Sonderrücklage		23 000 000	—
Rücklage für besondere Abschreibungen und Erneuerungen		10 000 000	—
Zur Abschreibung auf Kriegsbauten		30 000 000	—
Delkredere- und Garantiefonds		18 210 157	52
Fonds für Wohlfahrtszwecke		24 886 373	22
Anleihen		47 571 540	—
Guthaben von Werksangehörigen: bei der Firma . . .		20 247 339	11
bei der Spareinrichtung		14 386 690	45
Anzahlungen		217 032 204	78
Sonstige Kreditoren		192 058 327	02
Kautionswechsel und Avale		14 958 327	07
Gewinn: Vortrag aus 1914/15	M. 9 977 677,55		
Gewinn aus 1915/16	„ 49 657 308 81	59 634 986	36
	Mark	967 168 712	02

Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1915/16.

SOLL.			
Steuern (einschließlich Kriegssteuerrücklage)		28 649 922	45
Angestellten- und Arbeiterversicherung		6 935 116	89
Wohlfahrtsausgaben		18 140 886	30
Gewinn: Vortrag aus 1914/15	M. 9 977 677,55		
Gewinn aus 1915/16	„ 49 657 308,81	59 634 986	36
	Mark	113 360 912	—

HABEN.			
Gewinn-Vortrag aus 1914/15		9 977 677	55
Betriebsüberschuß		95 928 938	18
Zinsen		3 783 332	71
Verschiedene Einnahmen		3 670 963	56
	Mark	113 360 912	—

Bad Salzbrunn. Bei dem milden Herbstwetter hat sich wiederum eine große Anzahl Kurgäste an den altbewährten Quellen Salzbrunns eingefunden, die sich auch des Zuspruchs der zahlreichen Offiziere und Mannschaften des Vereinslazaretts erfreuen. Nach wie vor hält die Fürstliche Badeverwaltung fast sämtliche Kureinrichtungen voll im Betriebe, die nun auch im Winter ihre heilende Wirkung zu entfalten vermögen. Neben Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane kommen für eine Salzbrunner Kur auch Blasen- und Nierenleiden, Gicht, Zuckerkrankheit, sowie die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht; besonders bei Blasen- und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete Erfolge geleistet.

An dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen kohlensauren Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) zur Frage der Versicherung von Kriegsverletzten und anderen erhöhten Risiken.

Die Lebensversicherung ist heute so erstarkt, da[illegible] bisher dem volkswirtschaftlichen Interesse dienstbar [illegible] kann und muß. Die bisherigen Grundsätze und Ei[illegible] großen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften schließen zumeist die Aufnahme von Personen mit körperlichen oder gesundheitlichen Mängeln aus oder übernehmen deren Versicherungsschutz wenigstens nur unter großen Erschwerungen. Dazu aber wollen sich die meisten derartigen Personen, die sich in der Regel völlig gesund fühlen oder deren Gesundheitszustand nur vorübergehend die Aufnahmefähigkeit ausschließt, nicht verstehen. Ihr Streben geht nach einer Versicherung zu möglichst normalen Bedingungen. Die Notwendigkeit, auch solche Personen in den Kreis der versicherbaren Leben mit einzubeziehen, hat sich neuerdings durch das Heer der heimkehernden Kriegsverletzten noch verstärkt: gerade diesen den Schutz der Lebensversicherung zu verweigern, die dessen meist bedürfen, würde künftig als Mißstand empfunden werden. Diesen neuen Bedürfnissen unserer Zeit kann und will sich die **Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)** nicht entziehen. Sie hat sich infolgedessen dazu entschlossen, in Zukunft auch solche Personen zu versichern, bei denen in irgend einer Beziehung keine ganz normalen Verhältnisse vorliegen, die also ein erhöhtes Risiko bieten; wirklich kranke Personen zu versichern, also einen im voraus sicheren Schaden zu übernehmen, kann und wird natürlich niemand verlangen. Die Alte Stuttgarter sieht davon ab, eine besondere Abteilung für Abgelehnte oder für erhöhte Risiken zu schaffen, wie dies eine Anzahl von Lebensversicherungsgesellschaften mit ganz geringem Erfolg versucht hat, sie bietet vielmehr den erhöhten Risiken in Uebereinstimmung mit dem eigenen Streben dieser Personengruppe eine Lebensversicherungspolice, die sich in nichts von einer normalen Police der Alten Stuttgarter unterscheidet. Für die Uebernahme des erhöhten Risikos erhebt sie lediglich einen jährlichen oder einmaligen Prämienzuschlag, dessen Höhe dem einzelnen Falle genau angepaßt ist. Die Police gewährt also vollberechtigte Mitgliedschaft der Bank, gleiche Dividendenberechtigung wie den übrigen Bankmitgliedern, Fälligkeit der ungekürzten versicherten Summe ohne jede Wartezeit vom ersten Tage ab, kurz alle die bekannten günstigen Bedingungen der Alten Stuttgarter. Dividendenaussichten und Sicherheit der Bank können durch diese Erweiterung des Versicherungskreises nie beeinflußt werden, da die Bank einen Rückversicherungsvertrag mit der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, einer der größten Rückversicherungsgesellschaften der Welt, getroffen hat. Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) zählt zu den größten deutschen Lebensversicherungsunternehmen. Ihr Versicherungsstand betrug Ende 1915 1 1/6 Milliarde Mark, ihr Vermögen 474 Millionen Mark und ihre Ueberschüsse — in 1915 über 17 Millionen Mark — kommen voll den Versicherten zugute.

Truppenverschiebung!

Schwerbeladen stampft eine feldgraue Kolonne durch das Dorf. Hungrig, durstig, müde, todmüde. Doch alles umher ist unwirtlich, zerschossen, zerstört. Aber da zuckt es vorne auf. Es pflanzt sich fort bis ins letzte Glied: „Soldatenheim!"

Wie ein einziges, aufatmendes „Gottseidank!" geht es durch die Reihen. Die offene Tür der Heimat, der geliebten Heimat tut sich auf — mitten im Feindesland.

Herein! — Essen, trinken, waschen, ausruhen, Briefe schreiben nach Hause, und lesen, lesen, wie es daheim steht und an den anderen Fronten.

Ja, unser Hindenburg hat gewußt, was er wollte, als er uns rufen ließ: „Schafft mir Soldatenheime für meine Braven!"

Vater Hindenburg nennen sie ihn draußen. Und väterlich wohlwollendem Herzen für den einzelnen Krieger war auch seine Aeußerung bei der Einweihung des Soldatenheims für das östliche Hauptquartier entsprungen: „Legen Sie auch etwas Lustiges zum Lesen aus, damit die Soldaten etwas zu lachen haben. Wieviel Exz. Ludendorff für die Errichtung und Förderung der Soldatenheime getan hat, wird erst deren Geschichte kundtun. Allerdings mußten wir seine Frage, ob nun bald auf jede Division ein Soldatenheim komme, leider mit Nein beantworten. Aber daß wir dieses Ziel erreichen, und vielleicht noch mehr, dazu soll jetzt ein gewaltiger Anlauf unternommen werden.

Ihr alle daheim müßt mithelfen, denn es gilt allen da draußen und darum auch jedem Einzelnen eurer Lieben.

Ist der Kriegshimmel noch so dunkel für das menschliche Gemüt, Soldatenheime sind Sterne in der Nacht!

Ihr — daheim, — entzündet solche Sterne; wir werden sie hinaus tragen bis in die vorderste Stellung, dorthin, wo man sehnend nach den Sternen der Heimat blickt.

Ein Feldgrauer schrieb an die Wand eines Soldatenheims:

Hier legt man ab jedwede Last,
Es finden Aff' und Mantel Ruh',
Und wenn du sonst noch Sorgen hast,
So lege sie auch gleich dazu.

So werden die Frontsoldatenheime von unseren Kriegern empfunden. Bis jetzt sind 400 solcher Stätten für Heer, Flotte und Eisenbahn ins Leben gerufen, und mehr als eine Viertelmillion Mann gehen täglich dort aus und ein. Häufig müssen einzelne Heime wegen Ueberfüllung geschlossen werden.

Weihnachten naht. Sollten eure Teuren da draußen an diesem Feste nicht besonders Heimatgeist verspüren? Schafft ihnen Soldatenheime in der Ferne, tragt die Heimat zu ihnen hinaus!

Auch der kleinste Beitrag hilft dazu mit. Jede Postanstalt nimmt ihn kostenlos auf dem Postscheckformular an, das mit einem neuen Hindenburg-Bildnis der heutigen Nummer unseres Blattes beigefügt ist. Fördere jeder dieses Werk der Liebe durch Gaben, die von Herzen kommen.

Keine Hand ist zu klein! Jedes Herz sei groß!

Den Ehrenvorsitz des Ausschusses hat Frau Generalfeldmarschall Exz. von Hindenburg übernommen; den Vorsitz führt Unterstaatssekretär Wirkl. Geh. Rat Dr. Michaelis.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Dezember 1916.

Krieg auf Erden.

Krippe und Kreuz.

In dem würdig hehren Stall des süßen Kindleins
Singen, in Verehrung, scheu und unterthänig,
Engel, rings geschaaret um den nackten Kleinen,
Der in stechend scharfen Dornen liegt.

O Du kleiner, großer Jesus, unsre Liebe,
Wer Dich so gesehen zwischen Ochs und Esel,
Wie sie schnaufend Deinen heiligen Leib anbliesen,
Hätte nie Dich des Dreieinigen Sohn geglaubt!

Und Maria kniete nieder,
Betete es an, das Söhnlein,
Nahm es darauf in die Arme,
Drückte fest es an die Brust.

Ihre eigenen Linnen griff sie,
Wickelte darein das Kindlein,
Legt' es auf den Boden nieder
Mitten zwischen Ochs und Esel.

Und in Eintracht schritten Beide
Hin zu ihm, da sie gesehen,
Daß der Herr, er, der Allmächtige,
Gar der Wärme so bedürfe.

Allsogleich zu Boden warfen
Dankbar nieder sich die Thiere,
Streckten vorwärts ihre Köpfe
Ueber solche schöne Liebe.

Rings ertönen süße Sänge
Von den himmlisch heiligen Engeln;
Alle kommen sie zusammen
Vor das Kind, es anzubeten.

Jacopo dei Benedetti, der dieses in Einfalt schreitende Weihnachtlied schuf, ist aus einem Weltmann und bologneser Juristen durch schmerzendes Erlebniß ein Mönch und ein Dichter geworden. In seiner Geburtstadt Todi sah er neben der geliebten, schönen und vornehmen Gattin den Spielen zu, sah ihren jungen Leib von dem Gebälk der zusammengestürzten Tribüne zerschunden, getötet: und lief, durch das wirre Zickzack enger Wahnsinnsgäßchen, in das Kloster des Heiligen Franz von Assisi. Er hat alles Erdengut den Armen hingeworfen, dem als fünfter Papst Coelestin auf den Thron Petri erhöhten Einsiedler Peter von Morrone gehuldigt, dessen Folger, Bonifaz den Achten, ohne Erbarmen gehöhnt und die Rache des Mächtigen im Kerker ausgekostet. Erst nach Bonifazens Tod ist er, fünfunddreißig Jahre nach seines Lebens Wende, frei geworden; und bald danach gestorben. Weil er nicht in einer Welt athmen konnte, in der die rechte Liebe zu Jesus ihm zu verdorren schien. Was, fragte er, ist aus dem gewaltigen Simson, dem weisen Salomo, dem liebenswürdigen Jonathan, dem großen Julius Caesar, dem von Glanz umlohten Xerxes, dem Grübler Aristoteles geworden? Mit ihren Reichen, ihren Gedankenpalästen sind sie, sind Alle, die einst groß und herrlich lebten, verschüttet worden und mählich verwest. Will die Menschheit sich nicht entschließen, die Fleisch gewordene Liebe, der Unsterblichkeit ward, mit aller Seeleninbrunst zu lieben? Wie diese Liebe sich in die Menschenwelt bequemte, hat Jacopone da Todi aus der Darstellung (die dem Dichter mehr sinnlich Greifbares bot als die Evangelien) in den Meditationes vitae Christi erlesen, die dem Bruder Bonaventura (Giovanni Fidanza) zugeschrieben wurden und sicherlich aus dem Gefühlskreis der Franziskaner stammen. „Die Mitternacht führte die Stunde des Gebärens herauf. Maria erhob sich vom Lager und lehnte sich an eine Säule; Joseph aber saß traurig, gewiß, weil er nicht das Nothwendige zu bereiten vermocht hatte. Nun stand er auf, nahm aus der Krippe Heu, schüttete es vor die Füße der Frau und wandte das Haupt nach der anderen Seite. Da verließ Gottes Sohn den Leib der Mutter. Die aber neigte sich so-

gleich, hob das Kindlein auf, umfaßte es in zärtlicher Liebe mit den Armen und legte es behutsam in ihren Schoß. Sacht wickelte sie es nun in den Schleier, der ihr Antlitz verhüllt hatte, und bettete den Sohn in die Krippe. Der Ochs und der Esel beugten das Knie, streckten die Schnauze über die Krippe hin und schnausten, als hätten sie Vernunft und wüßten, daß der dünn bedeckte Knabe in rauher Kälte ihres warmen Athems bedürfe. Auf den Knien dankte die Mutter dem Herrn, der ihr seinen Sohn gegeben, und sprach: ‚Ich bete Dich an, ewiger Gott, und Dich, des lebendigen Gottes und meinen Sohn!‘ Solches Gebet kam auch aus dem Munde Josephs. Danach nahm er den Sattel des Esels, zupfte Wolle heraus, schichtete ein Kissen und legte es neben die Krippe, daß Maria sich darauf setze. So that sie; legte den Sattel unter den Ellenbogen: und saß, die Herrin der Welt, mit unverrückbar fest auf die Krippe gerichtetem Blick, im Auge alle Kraft ihrer Liebe zu dem Sohn. Um die Krippe hatten sich Engel geschaart, die nun ihren Herrn anbeteten und dann, wohl eine Meile weit, auf das Feld zu den Hirten gingen, ihnen die Geburt und den Ort zu künden. Himmelan steigen sie jetzt mit Jubelgesängen. Darob ward ein großes Fest am himmlischen Hof und alle Zugehörigen eilten, ein Chor nach dem anderen, mit frohem Dank zuerst vor den Thron des Vaters, dann hernieder, das Angesicht ihres Herrn und Gottes zu schauen, ihn anzubeten, vor seiner Mutter sich tief zu beugen und Beiden Loblieder zu singen. Ihnen gesellten die Hirten sich und erzählten, was auf der Flur die Engel berichtet hatten. Die Mutter aber prägte, als der Schwarm fort war, alles über ihren Knaben Verkündete tief in ihr Herz. Beuge auch Du, ders allzu lange versäumt hat, das Knie und bete den Herrn, Deinen Gott, und seine heilige Mutter an!“ Denn ihr Schoß empfing aus Gottheit die unverwelkliche Frucht der Liebe, deren Botschaft heute noch den Sturm und Graus des wildesten Streites übertönt: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage Euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, Der schon ist des Gerichtes schuldig. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch: Widerstrebe nicht dem Uebel; sondern, so Dir Jemand einen Streich auf Deinen rechten Backen giebt, biete ihm auch den linken dar. Ihr habt gehört, daß gesagt

ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen. Ich aber sage: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut Gutes Denen, die Euch hassen, bittet für Alle, die Euch verfolgen, auf daß Ihr Kinder Eures Vaters im Himmel seid."

Dem Häuflein, das auf solche Empfindenshöhe zu klimmen und droben zu athmen vermag, schreitet Jacopones Meister Franz voran. In Assisi hat die Provençalin Pica ihn dem reichen Tuchhändler Pietro di Bernardone aus Lucca geboren; in der dem Heiligen Rufinus geweihten assisischen Kirche hat im September 1182 der Knabe die Taufe und den Namen Johannes empfangen, den der Vater, nach der Rückkehr von einer Kaufmannsreise, in Francesco wandelte (vielleicht, weil er Frankreich inniger als die Heimath liebte und aus dem Sohn einen feinen Franzosen machen wollte). Die Provence ist, mit ihren Ritterfesten, ihren von Degen umklirrten Höfen der Minne, ihren Troubadours, schmelzenden Liedern und gewürzten Fabeln, das bewunderte Vorbild, der Spiegel der Welt. Und lüstern beguckt ihn der Jüngling Francesco; beguckt fast geckig sich in der spiegelnden Scheibe. Der reichste Zierbengel der Stadt. Im Geschäft emsig, im Verkehr mit Kundschaft und Konkurrenz, nach dem Urtheil Julians von Speyer, „noch frecher als sein Vater"; draußen stets üppig gekleidet, fröhlich, zu rascher Kameradschaft, Schlemmerei und Trinkgelage bereit und als Verschwender von Schmarotzern umdienert. Jeder Abend wird ein Fest, jedes Gespräch umklimpert die Laute oder Viola; und der Kunst, der gaya scienza, zu Ehre, zwängt der Führer des flatterlustigen Fähnleins sich, wie ein trouvère zu Mummenschanz, ins zweifarbige Gauklergewand. Lebt dieser Junge denn nach dem Geschäft nur seinen Freunden? Wenn sie nach ihm schicken, legt er, am Eßtisch der Eltern, den Löffel hin, rennt von der Mahlzeit und kommt erst nach Stunden wieder. Ein Segen, freilich, noch, daß er sich den Weibern fern hält und unzüchtige Rede weder von der Lippe noch ins Ohr läßt. Höherer Segen, daß er für Gottes Natur und Geschöpfe offene Sinne hat und zur Linderung der Armuth eben so gern und so oft wie zur Lust seines Leibes Silberlinge ausstreut. Daß er im Laden, weil ringsum die Kunden drängten, einen Bettler abgewiesen hatte, verzieh er sich lange nicht. „Hätte ein Graf, ein Baron, irgendeiner meiner Freunde ihn hergeschickt, um Geld von mir zu leihen, so

hätte er das Erbetene bekommen. Nun kam er vom König der Könige: und ich ließ ihn mit leeren Händen, gar mit einer Tracht großer Worte gehen!" Im Innersten doch wohl ein wackerer Kerl. Nur, meint der Vater, sollte er sich an Seinesgleichen halten und, als Sohn eines Kaufmannes, nicht immer und überall mit Adeligen verkehren, die nach seinem Gelde doch wohl mehr als nach seinem Geist und Gemüth langen. Auch der Mutter liegt manche Gevatterin mit Warnung in den Ohren. Was soll aus diesem überlauten, prunkhaften Wandel denn werden? Doch Madonna Pica antwortet aus getrostem Herzen: „Ein rechtes Kind Gottes, wenn mein Hoffen nicht trügt." Und die Mutter erlebt die herrlichste Bestätigung ihres Glaubens. Acht Jahre vor Francescos Geburt ist Assisi von dem mainzer Erzbischof Christian, dem Kanzler des Deutschen Reiches, erobert, dann, nach kurzer Zeit freien Stadtrechtes, dem im Namen des sechsten Kaisers Heinrich regirenden Konrad von Irslingen, Herzog von Spoleto und Grafen von Assisi, unterworfen worden. Als nun Papst Innozenz der Dritte den Herzog Konrad nach Narni gerufen hat, stehen die Bürger wider die Zwingherrschaft auf, zerstören die Burg des deutschen Tyrannen und umwallen die Stadt mit steinerner Schutzwehr. Ein Theil des in seinen Palästen bedrängten, vom Zorn des niederen Volkes bedrohten Adels erfleht von dem starken Nachbar Perugia Hilfe; und die peruginischen Sieger schleppen mit anderen Gefangenen den zwanzigjährigen Francesco in ihre Republik mit. Dort sitzt er, der sich von anderen Bürgerssöhnen schon im Wesenskleid unterscheidet, ein Jahr lang im Adelsverließ. Heiter; niemals vom Anhauch der Sorge berührt. Zu Haus aber, nach zwölf Monaten tollsten Lustgebrauses, wird er krank, entringt sich der Sense des Knochenschnitters: und findet beim ersten Getast kaum noch den Menschen von gestern, den Jüngling, in sich. Hat ihn die Krankheit über alles Ahnen schnell gealtert? Sein Auge will sich an Himmelsblau, an Weinbergen und Olivenfeldern, an der feinen Duftlinie der Berge nicht mehr freuen. Ist Alles, wie Alte sprechen, hienieden nur Staub und wachsen vor dem Thor, dessen Riegel sich vor Jugendglück schob, auf jedem Weg nur Dornen? Er genest, taumelt in den Umgang und die Genüsse von früher zurück; wird ihrer aber nicht mehr in der Seele froh. Die brennt, als hätte ein Dorn sich in sie gebohrt,

der Stachel sie wundgerissen. Franz rafft sich, den Schmerz zu betäuben, zur That. Draußen wird gekämpft. Italer gegen Deutsche; gegen die plumpen Brecher des Volksrechtes. Ein assisischer Edelmann wirbt und rüstet eine Kriegerschaar, die in Apulien zum Heer des Grafen Walther von Brienne stoßen, in einer Front mit ihm das drückende Joch zerstücken soll. Ihr reiht Franz sich ein; rüstet sich prächtig und jauchzt: „Nun weiß ich, daß aus mir ein großer Fürst werden soll!“ Lächeln die noblen Herrchen über den Händlerssohn, dem das rasselnde, funkelnde Rittergeschirr solchen Größenwahn ins Hirn flimmert? Nicht lange wird sein Prunk sie ärgern. Noch vor dem Ausmarsch tauscht er Wams und Rüstung mit einem armen Adeligen, dessen dürftige Tracht ihn gejammert hat. In der Nacht nach dieser Wohlthat führt, an hellen und düsteren Bildern von Krieg und Gefahr vorüber, Traum den im Tiefsten erregten Geist Francescos di Bernardone in den Laden des Vaters zurück. Vor dem schlafenden Auge wölbt die Decke sich in eines Palastes Kuppel, unter der eine weite Halle prangt; wandeln die gestapelten Tuchrollen sich in Gebirge blitzender Harnische, Schilde, Spieße, Schwerter, Helme und von jedem Wehrgeräth leuchtet das Christenkreuz; im Glanz, der aus einem Nebensaal durch die breiten Flügel einer offenen Thür dringt, harrt eine bräutlich geschmückte Jungfrau; und von der Höhe spricht eine Stimme: „Dies gehört, Alles, Dir und Deinen Waffengefährten.“ Stimme des Himmels oder Ruf des Versuchers, der mit der Ausspreitung irdischer Herrlichkeit die Seelen zu ködern strebt? Eine sanftere Stimme geleitet bald aus Empfindenswirrniß in Klarheit. Fieber zwingt in Spoleto den jungen Kriegsmann zu Rast ins Bett. Da, auf der Schwelle zwischen Wachheit und Schlummer, hört er die Frage, warum er in Apulien Kriegsdienst leisten, dem Knecht, nicht dem höchsten Hern, sich verpflichten wolle: und antwortet, wie der tarsische Saulus am Tag der Heilandsmahnung in Damaskus: „Was, Herr, soll ich thun, damit Dein Wille geschehe?“ Heimkehren soll er; zu Haus der Erleuchtung warten, die ihn lehren werde, daß er die ersten Stimmen und Zeichen weltlich und drum falsch verstand. Franz gehorcht. Wehrt den Verdacht der Feigheit mit der Ankündung großen Wirkens auf der Vaterlandserde ab. Zeigt sich aber fürs Erste wieder nur als die bunteste Blüthe am duftenden Strauch männischer Stadtjugend. Ist er noch, der

er vor der Waffenfahrt war, oder klingt im Innersten die Berufung von Spoleto nach? Keiner kanns ahnen. Saitenspiel, Sang und Gelage: nach dem Ladenschluß bis in die Nacht. Bis in die Sommernacht des letzten Schmauses. Der war leckerer gewesen als je zuvor einer, stärker gewürzt und mit köstlicherem Trank bespült. Was ist denn mit unserem Wirth, der heute noch weniger als sonst geknickert hat und dem wir doppelten Dank schulden? Reut ihn diesmal doch die Verschwendung? Nicht seine Art. Hinten schlendert er; einsam in stiller Nacht. Steht nun gar; scheint zwischen die Steine sich einzuwurzeln und mit den Sternen Zwiesprache zu halten. Dir dämmern wohl Heirathgedanken, Fränzchen? „Hasts getroffen, Lieber; ich will mich vermählen, lange aber nach einer Braut, die schöner, reicher, tugendlicher ist als irgendein Weib, das Euer Blick irgendwo sah.“ Gelächter. Der Bengel hat immer die dicksten Rosinen im Sack. Doch giebts gewiß eine Hochzeit, wie Assisi noch keine erlebt hat. Alle Schneiderellen, Zwirnfädler, Bortenknüpfer dürfen sich freuen. Gute Nacht! Ein galantes Lied schwirrt von der Viola. Monna Pica träumt von ihrem Aeltesten.

Der ist, mit dicht sprossendem Bart, entschlossen, ein rechtes Kind Gottes zu werden. Was war sein Leben? Tand. Was soll es fortan sein? Dienst. Wem frommt rastloser Erwerb und die Häufung eines Schatzes, den Rost und Motten fressen, wem die Mast des Bauches, die Fütterung, Tränkung fühlloser Schwelger und all der Schwatz, Schalkssang und das öde Geklimper? „So Gottes Geist in Euch wohnet, seid Ihr geistig, nicht fleischlich. Wer nach dem Fleisch lebet, wird sterben; wahrhaft leben nur, wer mit dem Geist die Lüste und Werke des Fleisches tötet. Nur die vom Geist Gottes Getriebenen sind Gottes Kinder. Und sind wir Kinder, so auch Erben Gottes und Christi: wenn wir mit ihm leiden und aus Leid in seine Herrlichkeit erhoben werden.“ Die Sätze, die Paulus an die Römer schrieb, flammen auch aus Franzens Seele nach der Erleuchtung auf; und ihr Schein hellt den Pfad, den er gehen muß. Was ihn bisher schmackhaft dünkte, widert jetzt den Schlund; was er übersah, verachtete, wovon ihn Ekel abkehrte, just Das wird seines Lebens Inhalt und Heiligung. Aus der Felshöhle, die ihm nun Feststätte wird, schaut er in die vertändelte Jugend zurück. Ein Thor, wer Reichen noch reicher auftischt, Ziervögeln, die ihres Futters Menge kaum aufpicken kön-

nen, noch Brotkrume zwischen die Gerstenkörner streut. Solch ein Thor war Messer Francesco gewesen. Nur Armen will er noch spenden. Brot und Wein, Geld und Hüttengeräth; ist die Börse leer, Hut oder Gurt, Rock oder Hemd. Ist ihm nicht besser, nur eine Leibeshülle zu haben und zu wissen, daß ein Anderer, den keine Mutter hätschelt und nudelt, nicht in Hautblöße friert? Er pilgert nach Rom, tauscht mit dem ärmlichsten Bettler den Anzug: und fühlt sich, vor Peters ragender Kirche, am Grab des großen Apostels, in Lumpen, zum ersten Mal selig. Zum ersten Mal als ein armes Kind Gottes, das von Gnade lebt und dessen Anblick in finsteren Herzen ein Kerzlein läuternden Mitleides anzündet. Durfte er jemals hoffen, als ein satter Schlemmer in den Himmel zu gelangen? Eher schlüpft ein Kamel durch ein Nadelohr. Doch diese Probe war allzu leicht; Mummerei mehr als Prüfung. Franz ersehnt härtere Heimsuchung. Wies nicht Jesaias Weissagung auf das Gelichter der Bresthaften, von Schmerz und Schwären Geplagten als auf die Ebenbilder des Erlösers, der, wie sie, gemieden, verachtet, gestäupt, bespien wurde? Aussätzige heißt sie heute der Volksmund; und vor ihrem Stank scheucht ihre Holzklapper Reine aus so widrigem Dunstkreis. Oft hat Franz die Lazaristen bestaunt, die sich dieses Elendshäufchens erbarmten; niemals begriffen, wie sie so Abscheuliches über sich vermochten. Wenn er, auf der Straße von Assisi nach Portiuncula, den Aussatz roch, ward ihm übel; wenn aus dem Spital der Wind eine Dunstflocke von drüben herwehte, scheute sein Pferd und wandte den Hals und wollte nicht weiter vorwärts. Nun strafft er alle Segel des Willens. „Was Dir Grauen schuf, wird Deines Lebens hehrste Freude und süßester Inhalt werden." Schon witterts wie Pest heran. Günstiger Wind, der auf dem Fischerboot Petri alles Linnen bläht. Vom Roß; muthig in den Strudel. Eine zerfressene Hand streckt sich vor, über ein lippenlos klaffendes Maul stülpt sich eine verweste Knorpelnase, aus Geschwür und eiternden Wundmalen stinkt es auf: und Francesco di Bernardone, der am Feinsten geschniegelte Herr von Assisi, küßt die Hand des Klappergerüstes. Unter ihm liegt der Ekel zerstampft und Thränen wandeln den Staub in labende Narde. In San Salvatore delle Pareti, dem Asyl der Aussätzigen, ist Franz bald ein heimischer Gast. Dem faulten die Finger, Diesem ist die Zunge ver-

stümmelt, Jenem das Auge zerronnen; Einer humpelt, dem Zweiten fraß der Wolf die Haut von den Wangen, dem Dritten trieft Eiter von den Wimpern. Sind sie nicht dennoch Menschen? Nicht einst dem Bild Gottes nachgeschaffen, von seinem Odem belebt, von seinem Willen in läuternde Qual geschleudert worden und menschlichen Helferdienstes deshalb durchaus würdig? Franz scheidet sich aus der Welt; entläuft seinem Jahrhundert in Mönchsleben. An einem Aprilmittag sieht der würdige Herr Pietro vor seinem Laden einen von der Menge umheulten, gezausten, verhöhnten Narren: und erkennt in dem bleichen, hageren, struppigen Bettler, dessen Kittel fadenscheinig und schlecht geflickt, dessen Auge blauschwarz umrandet ist, den fünfundzwanzigjährigen Sohn, der sein Stolz war und seines Alters Stab sein sollte. „Der schöne Francesco! Der Ritter von der Elle, der Apulien erobern, ein großer Fürst werden, die hübscheste Prinzessin heimführen wollte! In welcher Lumpenfalte steckt sein Fürstenthum und in welcher die minnigliche Braut?“ So johlt es ringsum. Neid, der lange schweigen, sich in Lächeln und Wedeln verkriechen mußte, bäumt sich, wie ers vor dem Mißgeschick früher Mächtiger heute noch, täglich, thut, in Raserei schnaubenden Hohnes. Zorn verzehnfacht die Kräfte des greisenden Kaufmannes. Mit den Armen, Schultern, Füßen spaltet er die Schaar, zerbläut die ihm Erreichbaren, greift seinen Jungen, schleppt ihn, der sich nicht wehrt, in den Keller, schließt hinter ihm die Thür und geht dann, als sei nichts geschehen, an sein Geschäft zurück. Madonna Pica hat, während der Abwesenheit des Eheherrn, ihren Franz aus dem Kerker befreit, ihm Festkost bereitet und Gold zugesteckt. Dankt ers ihr und wendet sich in das Leben Ordentlicher? Nein. Er verschmäht Tracht und Speise, die seinem Stand ziemen würde. In seine Höhle bei San Damiano will er; und spricht im Scheiden zur Mutter: „Nicht Abschiedsweh näßt mein Auge; ich weine über das Leid meines Herrn Jesu Christi und würde mich nicht schämen, mit dem von diesen Thränen feuchten Antlitz durch alle Länder zu wandern.“

Ehe die Mutter das Hausthor aufschloß, hat ihre Fürsorge den Verwilderten in feine Leinwand und theures Scharlachtuch gekleidet. Vater Pietro kehrt von der Kauffahrt zurück, findet das unterirdische Hausgefängniß leer und ruft, neuer Schande vorzubeugen, die Amtsgewalt der konsularischen Behörde an. Die ist

dem guten Bürger und vornehmen Wohlthäter willig. Sie beschließt, dem schlechten Sohn abzufordern, was er an väterlichem Gut noch besitzt, ihn aus dem Stadtgebiet zu weisen und alles Erbes verlustig zu sprechen. Der Stadtherold erwischt ihn bei San Damiano, vor der Kapelle Santa Maria degli Angeli, erlangt aber der Ladung vor Gericht kein Gehör. „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin: ein freier Mann, nur dem höchsten Herrn dienstbar, also nicht verpflichtet, mich vor die Konsuln zu stellen." Von solcher Antwort läßt Pietros Starrkopf sich nicht beugen. Bischof Guido soll ihm den Flüchtling fahen. Dem Ruf des Kirchenfürsten folgt Franz; und im Gerichtssaal des Bischofspalastes steht der Sohn vor dem Vater. Gottes Knecht, spricht Guido, darf nicht an Mammon hangen; wer sich der Gnade des Höchsten anvertraut hat, darf ihm nicht gegönntes Gut niemals hinter sich behalten. Ueber Franzens stummem Mund ist ein Lächeln. Er wendet den Kopf, den Fuß, ist verschwunden: und tritt, nach kurzer Weile, nackt, nur einen härenen Schurz um die Lenden, aus dem Nebengemach. Sacht schichtet er die Kleider, das Unterzeug auf den Gerichtstisch, legt drauf den Beutel mit seiner Barschaft, hebt die Stirn himmelwärts und redet, als gelte sein Wort den Sternen, nicht den um ihn Lauschenden: „Alles gab ich nun zurück, was ich von Pietro di Bernardone hatte; nicht ihn nenne ich von dieser Stunde an Vater, sondern sage: Vater unser, der Du bist im Himmel!" Ein Freier; nur in Gottes Staat Knecht. Der unversöhnlich gekränkte Pietro wankt nicht; kein Blutstropfen schimmert durch die Hand, die Kleider und Linnen bündelt und das Geld in die Tasche steckt, durch das Antlitz, das sich zu Gruß vor dem Gerichtsherrn neigt; langsam schreitet er durch die von Gefühlswallung wogende Menge. Der Bischof thut, wie uraltes Vehmrecht dem Richter empfiehlt, dessen gerechten Spruch stets Menschenliebe wärmen soll: er breitet seinen Mantel um die Blöße des nackten Jünglings. Dann läßt er ihm, als der Schwarm sich verlaufen hat, eine alte braune Kutte bringen. Auf deren Rücken zeichnet Franz mit Kalk ein derbes Kreuz. Jetzt ist er gekleidet, vor Wetters Unglimpf geschützt. Noch ist Lenz. Das zarte Grau der Oelbäume verschwimmt in durchsonntes Aethersblau und aus den hellgrünen, schon in Knäbleinhöhe aufgeschossenen Halmen glüht Mohn. Nie war Umbriens Erde schöner. Auch durch Frost und Wildniß, Blitzesflammen und Schneegestöber wird Dieser froh

wandern; über spitze Kiesel und brennende Nessel hin den Weg an sein Ziel. Räuber bedräuen ihn. Was können sie ihm nehmen? Ihre Enttäuschung wirft ihn in eine verschneite Schlucht. Frommer Eifer hilft schnell heraus. Der Prior des Benediktinerklosters weist ihn, trotz der Ordensregel, die gebietet, den Kömmling wie Jesus Christus zu empfangen, in niederen Küchendienst und versagt ihm das erhoffte Brudergewand. Erst in Gubbio erhält er, von Freund Spadalunga, Kittel und Gurt, Schuhe und Stab, die dem Einsiedler taugen. In dieser Tracht hat Franz auf der Gasse dem Heiland, der Jungfrau Lieder gesungen, Steine und Mörtel für den Aufbau der Damianskirche, Mahlzeitbleibsel für seinen Hunger erbettelt. In dieser Tracht ist er, furchtlos und mit heiterer Seele, über das weite Rund der Erde gewandert.

Als Kirchenbauer, Evangelist, Sänger und Herold des Herrn, Missionar, Ordenshaupt. „Gehet hin, sprechet, prediget: Das Himmelreich ist nah! Pfleget Kranke, heilet Aussätzige, erwecket Tote in ein neues Leben, treibet die Teufel aus. Was Ihr umsonst empfinget, gebet auch Anderen umsonst. Ihr sollt nicht Gold, Silber noch irgendein Geld in Eurer Gürteltasche haben; auch keine Tasche für Mundvorrath auf den Weg, nicht zween Röcke, Schuhe noch einen Stab. Wo Ihr aber in eine Stadt oder einen Marktflecken gehen wollt, da erkundet zuvor, ob drinnen Einer wohne, ders werth sei; bei Solchem bleibet dann, bis Ihr weiter ziehet. Wo Ihr ein Haus betretet, da sprechet den Gruß: Der Friede sei mit diesem Hause! Ist es dieses Grußes würdig, so wird Euer Friede ihm werden; ist es unwürdig, so wird der Friede sich zu Euch zurück wenden. Und wo man Euch abweist und Eurer Rede nicht lauschen will, da kehret Euch ab von dem Haus und der Stadt und schüttelt ihren Staub von Euren Füßen.“ Die Lehre, die Jesus den zwölf Jüngern gab, gräbt auch Franz seinen ersten Jüngern, Bernhard, Peter, Egidius, ins Gewissen. Und trägt selbst sie übers Meer, in das Heilige Land. Auf der Straße nach Babylon wird er von sarazenischen Christusfeinden gepackt, ausgepeitscht, in Ketten vor den Sultan geschleppt. Der löst die Fesseln und blickt auf nie noch Erschautes: einen bärtigen Mann, dessen Füße nackt sind, dem ein Hanfstrick die graubraune Kutte gürtet und dessen Auge, trotz Mangel und Mißhandlung, von freudiger Inbrunst strahlt. Keine Spur von knechtischer Unterthänigkeit; kein Verlangen nach fördernder Spende. Demüthiger Stolz lehnt

jedes Geschenk ab. Nur meinen Glauben, spricht der Fremdling, will ich verkünden; nur von meines Herrn Gnade leben und, so es ihm beliebt, im Flammenmeer sterben. Niemals sah der Sultan so seltsames Geschöpf. Allmählich fühlt er sich in das Gespräch mit Franz ein, horcht auf die Christenpredigt und wäre zu Bekehrung willig, wenn er nicht fürchten müßte, sich selbst, vor dem Abschluß nützlichen Wirkens, und den Missionar ums Leben zu bringen. Mit einem Schutzbrief entläßt er ihn. In einer Herberge umspinnt eine schöne Sünderin, die wohl vergebens auf Karawanenhändler gewartet hat, mit Schlangengeschmeidigkeit den heiligen Mann. Er verheißt ihr das wärmste und reinlichste Bett, legt sich nackt auf den glühenden Herdrost und ladet sie ein, sich ihm zu gesellen. „Blüht es nicht um mich wie Purpurrosen und gelbe Lilien? Nirgends hat gewiß Dein Auge so wundersam herrliche Bettstatt erschaut.“ Die Frau überrieselts; und da sie den Keuschen ohne das winzigste Brandmal, mit unversehrter Haut von dem Gluthlager steigen sieht, ahnt sie das Walten unbekannter Allmacht, lernt zu ihr beten und wird, die mit Fleischköder nach Leibern geangelt hat, eine züchtige Seelenfischerin. Vor Damiette findet Franz, dessen Leben nun siebenunddreißig Jahre zählt, eine Pflichtenlast, unter der Schwachheit zusammenbräche. In zwei Treffen haben die Kreuzfahrer siebentausend Musulmanen erschlagen, das Schlachtfeld wimmelt von Wunden aus beiden Heeren und in die Schaar der Christen hat Unzucht und Lustseuche breite Löcher gefressen. Franz will nicht nur pflegen und heilen, trösten und mahnen; will auch Frieden stiften. Den darf, nach zwei Siegen, das Heilandsheer anbieten, ohne vor Mißdeutung zu zagen. Wieder wird der Sendling des Himmelsfürsten von Bütteln mißhandelt; wieder steht er vor einem Sultan. Der von Egypten ist nicht so milden Sinnes wie der von Babylon. Er lächelt der Friedensbotschaft und schickt den Mönch, der die Kraft seines Gebetes gerühmt hat, mit der spöttischen Weisung fort, diese Kraft so zu bewähren, daß Gott selbst dem Sultan die Wahl fremden Glaubens befehle. Der Krieg tost weiter. Im November wird Damiette erobert, geplündert. Da ist kein Haus mehr, kein Krieger friedlichen Grußes werth. Zu Euch zurück, ist geschrieben, wird sich der Friede wenden. In Bethlehem umfängt, erquickt er Franzens vom Schauder noch zuckende Seele. Hier erlebt er die Weihnacht.

Vier Jahre danach hat er in Greccio das Erlebniß Anderen

zu vermitteln getrachtet. Weil Freitag ist, müßten wir fasten. Weil aber des Herrn Jesu Geburtstag ist, dürfen wir, müssen wir uns des Fleisches freuen. „Wenn die Mauern Mäuler und Mägen hätten: an diesem Glückstag stopfte ich sie mit Fleisch; nun muß mir genügen, ihre Rinde mit Fleischessaft zu bestreichen. Wenn meine Bitte ins Ohr des Kaisers gelangen könnte, würde sie von ihm das Gebot erflehen, an diesem Tag allem Gethier das beste Futter zu geben, auch den Vögeln, besonders der lieben Frau Schwester Lerche, kräftiges Korn hinzustreuen und alle Armen an den Tisch Wohlhäbiger zu laden.“ In den Sabinerbergen ist eine Felshöhle. Darein soll der gütige Herr Vellita, dem die Brüder das Gemeindeland danken, eine Krippe stellen und sie mit Heu füllen. Ochs und Esel dürfen nicht fehlen. Rasch ists vollbracht. Da Mitternacht sich auf die Wipfel der Steineichen senkt, zünden Franzens geistliche Brüder weiße Wachskerzen an, umringen die Krippe und hinter sie reiht sich die Gemeinde mit leuchtenden Fackeln. Unter dunklem Dezemberhimmel wird Tageshelle. Nach der Messe, dem Sang der Verheißung tritt Franz als Diakon an die Krippe, die Altar ist, und spricht mit seiner sanften und doch gewaltigen Klang vermögenden Stimme von dem Kindlein, das in Bethlehem geboren ward und als König thronen sollte in Davids Stadt. „Das Wort Bethlehem sprach er in einem Ton, als ginge von einem blökenden Lämmlein die Rede; und hatte er den Namen Jesu genannt, so ließ er die Zunge über die Lippen gleiten, um die Süße zu schmecken, womit der Seim dieses Namens sie genetzt hat.“ Wächst es in der Krippe nicht zu Umriß, zu eines schmächtigen Körpers Gestalt? Ein Kind ist geboren; und scheint wieder entschlafen. In Franzens Armen erwachts, öffnet die Fäustchen und streichelt, mit zärtlichem Lächeln, die rauhe Kutte, den Bart. Ein Wunder? Aus dem Elend bedrückter, verscheuchter Menschen ist Gottheit geboren worden. Träges Gedächtniß vergaß sie; verschwemmte in Rausch und wüsten Streit jede Erinnernsspur. Inbrünstige Hingabe des frömmsten Lebens erwirkt die Auferstehung des Gottes. Wer ohne Betastungprobe an ihn geglaubt hat, ist seines Blickes würdig. Wer sein reines Leben nachzuwandeln, sein Leid mitzuleiden wagt, wird von seinem linden Finger gestreichelt und seiner Freude theilhaft. Giotto hat den Vorgang der Weihnacht an die Wand der Oberkirche von Assisi gemalt. Franz, der hier schon Sanctus Franciscus ist, kniet vor

der Krippe und schlingt den Arm um das bekleidete Jesuskind. Doch der Schauplatz ist nicht eine Berghöhle und die Bruderschaft ähnelt nicht dürftigen Minoriten. Die Höhle hat Gerard Seghers gemalt, die Krippe mit Heu, den nackten Mariensohn und in der ärmlichen Kutte den echten, jedem Auge vertrauten Franz; nur hat er ihm die Heilige Klara, die in der alten Mär von Greccio nicht erwähnt ist, zur Gefährtin gegeben. Wo einst die Krippe stand, Ochs und Esel Heusträhnen kauten, wird jetzt der Leib und das Blut des Heilands gespendet. Altar und Kirche sind dem Heiligen Franz geweiht, dem Haupt der Seraphischen Brüdergemeinde, die, nach dem Wort Gregors des Neunten, als ein neues Geschlecht vom Himmel stieg und neue Wunder wirkte. Das herrlichste in der Seele ihres Vormannes, der ein Spiegel der Weltlust war und der Spiegel vollkommener Tugend, speculum perfectionis, wurde; ohne äußeren Zwang und jähe Bekehrung, in natürlichem Wachsthum die größte und liebenswürdigste Gestalt aller Christengeschichte. War je Weisheit in Einfalt so stark, Menschengeist des Fleisches so mächtig? Diesen Pater Seraphicus läßt in dem Himmel, der Faust und Gretchen vereint, unser Dichter tröstend sprechen:

> Steigt hinan zu höhrem Kreise,
> Wachset immer unvermerkt,
> Wie nach ewig reiner Weise
> Gottes Gegenwart verstärkt.
>
> Denn Das ist der Geister Nahrung,
> Die im freisten Aether waltet:
> Ewigen Liebens Offenbarung,
> Die zur Seligkeit entfaltet.

Die zweite Sintfluth.

„Franz und Jakob waren mir gehorsame Kinder. Aus Italiens ehrlich frömmstem Geblüt. Der Franz aber fast ein Franzos; sein Weh schreit, seines Glückes höchster Wellenkamm gischtet Französisch. Zwei Aufrechte, die vor Erdenmacht niemals bebten und selbst keine Macht begehrten als die ins Kreuz eingebälkte. Was ist Denen da unten Macht? Gewähr einer Herrschaft; Gewißheit, daß sie Fremdes, Feindsäliges, ein Volk oder einen Geist, eine Berufszunft oder ein Gewimmel, drücken, in Fronpflicht pressen und in dem Gefühlssumpf, den ihres Vortheils Zunge Nothwendigkeit nennt, vernichten können. Was ist das Kreuz?

Sinnbild allen Verzichtes auf Machtsehnen und Machtanwendung. Der mit dem Hall seiner Stimme, schon mit dem Wink seines Herzens alle Stürme entfesseln, auf ihrem gesträubten Fittich die ganze Heerschaar des Himmels herniederrufen, als Schützer um sich sammeln, die zu Mord gerüstete Stadt der Schwätzer, Krämer, Schächer sammt den in ihr kribbelnden Vierfüßern und Zweizinkern in wüstes Leichenfeld wandeln und auf den Trümmern die Adler und Aasgeier seines Stolzes atzen könnte, er giebt sich fahlen Schergen, läßt sich von kraftlosen Priestern richten, von schlotterndem Greisknechtgesinde henken. In seines Athems Flamme schmölze das Eisen des dicksten Nagels; das Runzeln seiner schweißigen Stirn vermöchte die Schaftspitze des Kreuzes in Erdnähe zu neigen. Er aber will die Verwundung, die Pein, den Tod seines Fleisches; will den sichtbaren, dem blödesten Auge einleuchtenden Sieg der Macht, die das Schwert führt und hohle Hände mit Silberlingen füllt. In Scharlachseide mag sie thronen, Perlen auf ihren Purpurmantel säen, mit Nestern aus Demant und anderem Edelstein sich in Glanz putzen, Gold ihr Bettgestell, ihres Alltages Eßtisch, ihres Fußes Schemel sein und das Roß, das sie zu Schauprunk, Thier- oder Menschenmord trägt, von prächtigerem Zaumzeug funkeln als eines heidnischen Kriegsgötzen Streithengst: Geist, der sich, ungezwungen, den Schlingen des Fleisches entband, kann, wird, muß Macht überwinden. Die ist verwelklich, ist der schillernde Giftblumenstrauß, den der Versucher mit den aus Eden gestohlenen, in Röhrchen gefangenen Düften besprengt hat, daß er ihn vor den Nüstern des Opfers in Wohlgeruch bringe. Scharlach und Hermelin, Purpur und Zobel, Ophirs Gold und das heiße Glitzern seltensten Südgesteines: zwischen Krippe und Kreuz ist Alles entfärbt. Macht weicht der Uebermacht. Die greift nach dem Donnerkeil und verrenkt sich den Arm; oder bläht sich, im Uebermuth des Bedrückers und unangreifbaren Siegers, bis sie platzt. Ist das Geflecht meiner Muskeln denn fester als eines Ringers und schwillt das Adergesträng meiner Lenden von stärkerem Saftstrom? Mit dem Metzgerknecht mißt sich niemals der Gott. Aus Geist ist er, jeder, in die Krippe der Hirnvorstellung geboren und den plumpen Mitteln der Herrschsucht in Ewigkeit feind. Von Ewigkeit an. Wer erfrechte sich, zwischen den Befehlsreichen des alten und des neuen Gottes, des Vaters und des Sohnes, ein Loch aufzureißen, in das die Bun-

deslade versänke? Hieß ich nicht Samuel seinem Volk sagen, wie Macht peinigt und welche Qual aus ihren Poren träuft? ‚Eure Söhne wird der König zu Wagenlenkern, Läufern, Vorreitern nehmen, sie zu Heerführung, Pflüger- und Schnitterarbeit, Handwerk und Troßpflicht dingen. Eure Töchter werden ihm Köchinnen, Bäckerinnen, Arzeneikrämerinnen sein. Wozu taugen Eure Aecker, Weinberge, Oelhaine, wenn nicht zur Löhnung seiner Knechte? Was Euch von Ernte und Lese, von Frucht und Vieh bleibt, zinst ihm ein Zehntel. Als ein Volk von Knechten und Mägden brauchet ihr ferner nicht Knecht noch Magd; ihm allein ziemt Dienerschaft und er wird sie heischen. Wenn Ihrs erlebet und dann Klage über des Königs Schalten anstränget, so wird das Ohr des Herrn ihr taub sein.‘ Ehe noch Davids Harfe erklang, senkte der Schwaden dieser Warnung sich auf die Erde. Warnung vor Macht, die sich im König verkörpert und die, um zu ragen, über das Recht eines Stammes, einer Kaste oder ihr unterworfenen Mehrheit sich hinwegsetzen muß. Macht ist in der Schlange, in Weibesneugier, in Götzen, in Mammon, in dem Goldbild des Kalbes, in Babylons Hurenpomp. An ein Kreuz wurde schon Adam gehämmert; weil er Erkenntniß, die nur in Erlebensleid reifen kann, in mühlosem Behagen vom Baum naschen wollte. Wer schmatzen und zugleich durch Befehl Gut von Bös grenzen möchte, gehört ins Joch, in den Staub. Wer die Ohnmacht der Macht, erkämpfter oder erlisteter, die Allgewalt mitleidiger Liebe beweisen und den Wahrspruch, daß keines Eroberers Werk währt als des Gedankens, dem Menschenbewußtsein einfurchen will, liefert selbst sich ans Kreuz und weckt mit Schweiß und Blut, Nägelmal und Dornenriß, Dürsten und Röcheln unendliche Sehnsucht. Wo gähnt zwischen altem und neuem Bunde die unübersteigliche Kluft? Franz, Jakob, vor und nach ihnen mancher Wackere hat verstanden. Nicht jeder Bischof und Papst. Der Stall von Bethlehem ist oft Spielstatt der Gaukler, die Krippe schlau beblinzeltes Märchengeräth, das Kreuz Herrschsüchtigen das in seiner Ehrwürde handlichste Werkzeug geworden. Und was blieb von der Aussaat der Verständigsten auf der Tenne meiner Menschheit? Nicht mehr, als auf dem Dach der Welt von Wassersfluth haftete. Schleiergewebe, das nur des wachen Geistes Auge erblickt. Horchet hinab! ‚Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen Menschen, die guten Willens sind.‘ Wer ehrt in sich, nicht mit dem Klöppel, den

Gott? Wo ist Friede auf Erden? In welche Hürde hat, fern von Gebrüll, die Brüderschaft des guten Willens sich geschaart?

Irren ist göttlich; mag blinde Heidengottheit sich noch so oft gerühmt haben, daß sie niemals, auch nicht auf dem steilsten Pfad, aus der Wahrheit strauchle. Irrthum verbot, von einem Baum in Eden die Frucht zu essen, und rankte um den einen dadurch alle Begierden. Irrthum hoffte, die Sintfluth werde die Seele der Menschheit von Schlamm und Gewürm säubern. Weil die in sechs Tagwerken geschaffene Welt rasch verschmutzt war, ihre Bewohner von Göttlichem sich zu Thierischem wandten, Güte als Schwachheit, Geist als die Krücke des Lahmen verlachten, nur der Macht noch huldigten, selbst sich Herren bestellten und von deren Fußkleid dann knechtisch den Staub leckten, wurde sie mit dem Verhängniß der Sintfluth gestraft. Mit der Wimper des Schöpfers hebt sich das Wasser und vertilgt alles Lebendige, alles ins Licht emporstrebende Gewächs, Mensch, Thier, Pflanze. Noah, der, weil in ihm noch, nur in ihm der Athem Gottes weht, mit den Seinen bewahrt werden soll, landet seine Arche auf das Weltdach, von dem mählich nun die Fluth sinkt. Um zu erkunden, ob die Erde schon trocken und für Menschenfüße betretbar werde, öffnet er die Luke des Holzkastens und läßt eine Taube ausfliegen. Die kehrt zurück: hat also nirgends Ruhstatt noch Nahrung gefunden. Nach sieben Tagen läßt Noah, mein treuer Dienstmann, die zweite Taube hinaus. In der Abenddämmerung pocht ihr Schnabel an die Wand der Arche; aus ihm winkt ein Oelblatt. Also sprießt es wieder auf Erden und aus jungen Wurzeln steigt der Saft in den Stamm. Da die dritte Taube nicht wiederkehrt, also eine trockene Niststätte und Futter gefunden hat, darf Noah mit Allem, was sein ist, aus dem Gehäus klettern. Nicht länger hauche Fluch nun Pest über das Land. Fruchtbar sei aller Same. Ein neuer Bund knüpfe die Menschheit an ihren Schöpfer, dessen Gnade verheißt, Saat sein und Ernte werden, Sommer dem Winter, Tag jeder Nacht folgen zu lassen, bis der Erdball in Kohle verglüht oder in Eis erstarrt. Und ziehen Wolken herauf und strömt es aus ihnen nieder, so sei der farbige Bogen am Himmel Zeichen und Abglanz des erneuten Bundes, Zeugniß und Gewähr des göttlichen Entschlusses, alte Sünde und verjährte Thorheit nicht noch einmal mit der Fluth aus der Himmelsschleuße zu sühnen. Nie hätte ein Gott, der Menschenthum kannte, in solches Gelübde sich vorge-

wagt. Das war nicht zu halten. Hatte der Wasserschwall denn die Menschen entmakelt? Vor der Sintfluth war Kain, der den Bruder erschlug; nach der Sintfluth war Lot, der dem Oheim den Viehstand neidete, waren Lots Töchter, die den Vater trunken machten, daß er sie schwängere. Zuvor Mord und danach Krieg von fünf Königen gegen vier. Alles Hoffen auf Läuterung war eitel Irrthum.

Ist in Jahrtausenden, oft umgepflanzt und von Gärtnersobhut begossen, Irrthum geblieben. Die Erde hat gebebt, breit die Kiefern geöffnet und ganze Städte verschlungen, aus Meer ist Land, aus Land Meer geworden, Seuche reihte Geschlechter dem Fiedler in Todesreigen, aus Kratern brach Feuer und begrub die schönsten Vermächtnisse in Pracht dürr gewordener Zeit unter Schlacke und Schuttgeröll. Das kam und ging; und der sechste, der achte Mond fand keine Spur der Pein, des Entsetzens im Menschengehöft. Manche Geißel flocht ich; aus der Haut der Meder, Karthager, Perser, Mongolen, Germanen, Illyrer, Seldschuken, Mauren, Buschneger wand ich Peitschen, ließ sie in Höllenlauge beizen und Skorpionen einknoten. Unbändige Wuth wurde von mir gekrönt, Raubgier und wildes Ungestüm, das nur zu Wüstenbeherrschung taugt. Und in ewigem Glanz praßte der Wille aus dem Taumelkelch der Vorstellung, die Rache sei mein. Rache für Missethat, die sich in Firnhöhe thürmte. Rache an Einzelnen, Sippen, Volkheiten. Einen Menschen hätte sie, als Machtmerkmal, gefreut; nimmermehr einen Gott. Der braucht sich nicht zu erweisen. Und die Wirkung der Erdwehen, Ueberschwemmung, Pestilenz, Hungersnoth, Knechtschaft, Metzelei Wehrloser, grausamsten Ausroderkrieges? Daß in das laute Gebet Verschüchterter stumme Flüche sich ducken, wie feige Troßbuben hinter das Kirchthor, durch dessen Kreuzscharten ihr Pfeil schwirren kann, ohne den Schützen zu verrathen. Daß die von marternder Rüge und Sühnstrafe Verschonten dem harten Vehmherren grollen lernen und von Gottesfurcht der Lockung in Götzendienst folgen. Trotzige blößten ihre Wunde, hißten frech den blutigen Lappen, der sie verbunden hat, und sprachen vor allem Volk: ‚Dieses that mir, der sich in Allmacht brüstet und redlichem Fehderuf unerreichbar ist.‘ Des Strafens, des Rächens bis ins siebente Glied wird, wenn nicht Zucht daraus wuchs, Weisheit endlich müde. Darf Dich widern, was Du selbst schufest, und zwingt edelste Pflicht nicht in den Versuch doppelt zärtlicher Erziehung? Der Sohn steigt hernieder, lebt den Menschen,

stirbt für sie und gießt Heiligen Geist auf ihre Häupter. Paulus und Athanasius, Hildebrand und Franz, Savonarola und Luther sogar: in Jedem glüht ein Funke seines reinen Feuers. Doch die Weltbrunst ist stärker und ihr Qualm schwärzt den Himmel. Ketzer braten am Pfahl; lächelnd: weil sie sich Heilande dünkeln. („Wäre ers geworden, wenn Erzfeindschaft ihm nicht das Licht seiner dünnen Kerze ausgeblasen hätte? Nur aus Martyrblut sprießt Glorie.' Geckerei hat nie anders geurtheilt.) Hader um Mein und Dein, um ein junges Weib, altes Erbstück, sprengt den Ring der Verwandtschaft. Die Arbeit eines keuchenden Pferdes mästet den Bauch eines schlauen Lungerers, der handfesten Vögten gebietet. Was nie war, wird: aus dem Rascheln bewegter Papierblätter ein Sturm, der Massen in Wirbel reißt. Weil ein Schwärmer die närrische Lehre von angeborenem Naturrecht des Menschen drucken ließ, brechen Kronen, rollen gesalbte Köpfe in den Korb des Henkers, wird die Blüthe eines Volkes hingemäht, alles seit Jahrhunderten in ein Land Gepflanzte mit der Wurzel ausgejätet. wird auch der Himmel geräumt und neuer Herrschaft vermiethet. Als die Hirne, denen, zum ersten Mal aus eigener Kraft, die hastige Umpflügung eines breiten Erdreiches gelang, ausgerast haben, springt ein Pöbelssohn auf den höchsten Sitz und läßt sich von seinem Dämon in das Unterfangen schwatzen, die Stirnreifen Alexanders, Caesars, Konstantins, Karls mit dem Blut zweier Erdtheile in eine Krone zu leimen. Der Japetide, der aus dem Blitz des Griechengottes das Feuer stahl und es in einer hohlen Staude den Menschen brachte, war nicht viel kecker; nur nicht so fest in Selbstsucht gegürtet. Beide haben am Fels, mit zerbissener Leber, den Majestätfrevel gebüßt; und den Neuen hat kein Riese gerettet. Er war Erdbeben, Vulkan, Springfluth, Hungersnoth, Beil, Ketzergericht, Seuche, Umsturz, ewiger Krieg: und ließ die Menschheit dennoch ungewandelt. Vor ihm Kain und Katharina von Medici, nach ihm Lots Töchter und die Ausbeuter ungelüfteter Schachte und stinkiger Schwefelgruben. Der Aufwand von Jahrtausenden ist zinslos verthan. Was dünket Euch, Erzengel, und was Dich, Schalksnarr, um eine zweite Sintfluth?

Ihr hört sie brausen; und seht, daß sie nicht ist, wie die erste war. Aus Erde wächst ein Thier, das einem Lamm ähnelt, doch eines Drachen Zunge hat. Aus dem Meer taucht ein Ungethüm, das Jeder als ein Neues anstarrt: ein Panther mit Bärenfüßen,

einem Löwenmaul, sieben Köpfen, deren einer ein geflicktes Leck darbeut, und zehn Hörnern. Aus der Luft fällt Feuer, zu einem Berge geklumpt, und verbrennt alles Gras und jeden dritten Baum; in der See verzehrt es jedes dritte Schiff, jeden dritten Fisch und jede dritte Welle wird Blut. Auf dem Festland sind vieltausendmal tausend Reisige in Getümmel und um sie ist Feuer und Rauch und Schwefel. Die Ernte der Erde ist dürr geworden, des Schnitters Sichel zur Hippe, der Saft der Trauben zu Blut, das aus der Kelter quillt und auf unabsehbarem Feld den Rossen bis an den Zaum steigt. In Wehen erbebt der Boden, schlingt Gebirge in sich; und die Inseln entfliehen. Könige schluchzen, die Seemannschaft knirscht und der Jammer der Kaufleute beheult die kostbare Waare, Gold und Perlen, Erz und Marmor, Seide und Leinwand, Oel und Räucherstoff, Salbe und Zimmet, Weizen und Semmelmehl, Vieh und Pferde, die nun vernichtet oder dem Handel entrissen ist. Vier Rosse, weiß, schwarz, roth, fahl; vier Reiter, der Eroberer, der Aushungerer, der Friedensbrecher, der Tod. Die erste Sintfluth kam aus den Schalen des Gotteszornes. Diese zweite hat sich die Menschheit selbst, aus freiem Willen, bereitet. So mußte es sein. Und deshalb kann ihr die zweite zu Gutem gedeihen. Verhängniß wird von Mündigen gehöhnt oder befehdet. Was sie sich kochten, ist ihr Gericht. Noch prahlt Schwachheit, wird sogar die Ladung ins Friedenszelt, die Absage an den Reiter des rothen Pferdes in borstige Scheltrede gewickelt und von dem Empfänger mit Geifer an den Sattel geklebt. Morgen aber wärmt Liebe wieder die Welt; wird den Hirten die große Freude der Heilandsgeburt angekündet und allen Menschen guten Willens der Friede verbürgt. Hake, Michael, vom Bunde des wachsamen Petrus den Schlüssel zum finstersten Abgrund. Tausend Jahre lang seufze Satan darin. Ist er geknebelt und hat, heute noch, reine Liebe die nach edler Freiheit dürstenden und drum auch vor fremdem Freiheitsehnen ehrfürchtigen Herzen vermählt, so kann aus Geistessamen in das sauberste Gefäß Gottheit geboren werden. Ahnt Euer Auge den neuen Himmel über neuer Erde? Sechs Tage währte die Schöpfung; der siebente gehörte der Rast. Wir würden, Herr und Gesinde, Faulenzer, wenn sie von Ewigkeit in Ewigkeit dauerte. Schon wendet der Steinbock sich zum Heimgang. Der achte Schöpfungtag ruft zu hohem Werk. Zwitschernd weckt ihn die Lerche. Der unser Fränzchen zu Weihnacht Kornhausen gönnte; und die ihm den letzten Gruß sang, da er in Heiligkeit starb."

Innere Politik.

> Wie sich Verdienst und Glück verketten,
> Das fällt den Thoren niemals ein.
> Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
> Der Weise mangelte dem Stein.
>
> Faust II.

Wer über die zeitgenössischen Kräfte in seinem Volk herrschen will, Der muß sie kennen, mit Ehrfurcht ergründen und sich selbst in ihren Dienst stellen. Er muß alle geistigen und sittlichen Fähigkeiten frei machen, um für sich und seine Zeitgenossen vor Dem, was sein muß, Gehorsam zu verlangen. Dieser Gehorsam ist unpersönlich und darum rein sittlich, denn er beugt sich der Idee. Er ist lebendig, aber nicht gedankenlos und servil. Es ist der Gehorsam in einem Staat von Staatsbürgern.

Der Gehorsam in einem Staat von unfreien Unterthanen kann äußerlich eben so stark sein. Aus Furcht, aus Knechtsgefühl beugt man sich dort jeder Autorität, weil sie eben Macht ist. Wer so handelt, scheint nur ein guter und treuer Bürger. Sein höchstes staatsbürgerliches Ideal ist die Sünde wider den Heiligen Geist. Dieser Gehorsam besteht darin, daß er mit Bewußtsein und Absicht bessere Erkenntniß erstickt, um bestehende Gewalten im Amt zu lassen. Er hat unheilvolle Folgen, führt zur Erstarrung alles nationalen Lebens und setzt intellektuelle Kräfte nur in materielle Werthe um. Alles in einem solchen Staatsleben wird wägbar. Imponderabilien, heilige Güter, für die es keinen Maßstab giebt, die im persönlichsten Empfinden eines Volkes ihre Ursprungsstätte haben, verkümmern. Gerade einem solchen Volk und seiner auf Urtheillosigkeit, nicht auf die Macht der Idee gegründeten Regirung wird auch die Lebenseigenthümlichkeit eines anderen Volkes fremd und unverständlich bleiben. Seine Politik wird dann unweigerlich eine Kette von Rechenfehlern und Enttäuschungen. Sie führt nicht zur Erhaltung und Stärkung von Macht, sondern zu Schwäche und Niederlage.

In diesem Gegensatz zwischen Staatsbürger- und Unterthanengehorsam wurzelt ein innerpolitisches Problem unserer eigenen Nation. Der Gehorsam aus der Idee, der zu einem unpersönlichen Regiment führt, bleibt noch unsere Sehnsucht. Mangel an bürgerlichem Muth und geringe Urtheilsfähigkeit verwechseln ihn mit jenem Gehorsam, zu dessen Eigenthümlichkeiten eben die Sünde wider den Heiligen Geist gehört: mit dem Gehorsam des persönlichen Regiments.

Gehorsam an sich, ohne Rücksicht auf den eben festgestellten Wesensunterschied, ist für jedes organisirte Volk nothwendig. Wir Deutsche haben Gehorsam. Den wird uns Niemand bestreiten. Wir haben mit gutem Recht in heiliger Begeisterung dem Volk zugejubelt, das Werke geistiger, leiblicher und sittlicher Kraft in den Tagen der Noth auf den Altar des Vaterlandes legte. Alle haben Berufsthätigkeit und fachlichen Ehrgeiz ausschließlich dem einen Ziel dienstbar gemacht, das Vaterland zu schützen. Vergessen wir nicht: es war nicht der Staatsapparat als solcher, der diese Leistungen hervorbrachte, es war das „regirte" Volk, das in diesem Augenblick sich nicht als die regirte Masse, sondern als handelndes Subjekt erkannte und in seiner Beamtenschaft nicht höhere Wesen, sondern Funktionäre sah. Diese Thaten waren geeignet, das Selbstbewußtsein und die Siegeszuversicht des deutschen Volkes mächtig zu fördern; sie haben uns auch zu glänzenden Siegen verholfen. Irrig aber wäre der Glaube, mit diesen Leistungen sei die Siegesernte gesichert. Siege allein sind nicht die Gewähr für siegreichen Frieden. Soll der Friede siegreich sein, so muß über den Sieg hinaus die Kraft und der Wille des Volkes reichen, um das politische Ziel der Feinde unmöglich zu machen. Hier aber hört das Wollen der Gesammtheit unserer Staatsbürger auf. Wo sich die Summe der individuellen Kräfte in positiven nationalen Willen umsetzen soll, da versagt sie und die Beamtenschaft wird wieder regirende Kaste. Wir müssen uns also in die Erkenntniß bequemen, daß wir zwar unsere materielle Schlagkraft gesteigert haben, aber nicht unseren nationalen Typus. Materielle Schlagkraft allein regirt nicht. Regiren kann nur die Gesammtheit politischer Kräfte, alle unsere ethisch-kulturellen Werthe, die wir zu verwirklichen haben.

Regiren! Das wird bei uns gar zu häufig verwechselt mit Verwalten. Regiren heißt: Politik treiben, also dort zu Entschlüssen kommen und Willen vorbereiten, wo die Geschichte wird. Weil die behördliche Verwaltungarbeit ein nicht immer nöthiges polizeiliches Interesse an der Ueberwachung politischen Denkens hat, wird sie noch nicht selbst zur Politik. Denkbar ist, daß einmal ein Landrath oder ein ihm Vorgesetzter neben seiner Beruftüchtigkeit auch politische Begabung hat. Das ist aber eine Doppelerscheinung. Denn aus seiner Bethätigung als eines Vollzugsorgans im Staat kommt solche Begabung nicht. Der Hüter der Ordnung ist nur ein Organ, dessen Aufgabe ist, einen willensfähigen Organismus aus dem Volk zu machen.

„Warum ist der Dichter nicht auch Mann der That? Warum

das Gehirn nicht auch Faust?" Bei uns im öffentlichen Leben, besonders heute, wo man den Krieg nur noch als militärische Sache, nicht als Aufgabe der höchsten geistigen Funktionen erkennt, ist die Frage Hebbels verständlicher, wenn man sie negativ giebt: Warum haben wir vergessen, daß die Faust nicht schlagen kann, wenn das Gehirn gelähmt, die geistige Oberschicht entnervt ist? Diese Oberschicht ist aus traditioneller Befangenheit, vielfach auch durch das Wesen unserer Staatsform nicht mehr in einem organischen Zusammenhang mit den Stellen, an denen sich die politische Willensbildung zu vollziehen hat. Wenn wir die Geschichte der Entwickelung unserer Staatsform seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts betrachten, so sehen wir ein seltsames Bild. Die Ideen der Zeit um 1813 eilten als politische Bekenntnisse der geschichtlichen Entwickelung weit voraus. Auch konstruirten sie sich, von den unfertigen Dingen ihrer Gegenwart gezwungen, einen Staatsbegriff, der falsch war. Sie sahen nicht ein, daß zwischen Macht und Kultur immer eine Spannung bestehen wird und daß es dem Staat als jeweiligem Regirungausdruck für das nächstliegende Ziel immer um Macht, um Kenntnisse und nicht um Erkenntnisse zu thun sein muß. Das ist auch der Grund, warum Fichte in seinen Spekulationen ewig zwischen weltbürgerlichem Internationalismus und geschlossenem Nationalstaat hin und her schwankt. Aber man würde irren, wollte man diese Unzulänglichkeiten in der geschichtlichen Entwicklungmöglichkeit als Norm zur Bewerthung dieser Geistesarbeit nehmen. Das können nur Leute thun, die alles geistige Leben entnationalisiren wollen und für die Politik die Zweckmäßigkeitformel allein, ohne höheres Ziel, gelten lassen. Solche Politik führt zur Entweihung des Staatsbegriffes als des höchsten ideellen Gebildes, das es für ein seine Unabhängigkeit über Alles liebendes Volk geben kann. Sie hat eine schlimme Folge für das innerpolitische Leben, denn sie ermöglicht die Politisirung der Masse durch eine Opposition, die mit Noth und Verhetzung verbittert und die politische Auffassung zunächst nicht Wurzel schlagen läßt, die, über Person und Partei hinweg, das Ganze des Vaterlandes in die eigene Rechnung stellt.

Solche Opposition ist als Zeiterscheinung durchaus unerfreulich, als Stadium einer noch nicht abgeschlossenen politischen Entwickelung aber doch anders zu bewerthen. Es ist durchaus richtig, wenn Johann Plenge über die deutsche Sozialdemokratie in „Marx und Hegel" schreibt: „Karl Marx und seine Jünger haben das Meiste gethan, die amorphe soziale Masse zu organisiren, sie haben in diesen gegen den alten Staat theilnahmlosen Schaaren,

wenn auch nur als antagonistisches Klassenbewußtsein, das neue Bewußtsein geschaffen, daß alle Glieder im gesellschaftlichen Ganzen stehen und stehen müssen. Sie haben das bewußte, gesellschaftliche Denken in Kreise getragen, die vorher keinen Antheil an unserem Geistesleben hatetn."

Eine Frucht des Krieges kann sein, daß das antistaatliche Verhalten, das die Sozialdemokratie lange pflegte, eine Durchgangsstufe war. Aber es muß nicht sein. Dieser mögliche und dann sehr große Gewinn hängt davon ab, ob wir in Deutschland jetzt die politische Entwickelung zu Ende führen, die mit der Aufklärungzeit einsetzte, über das Jahr 1848 weitergeführt wird, aber immer wieder unvollendet bleibt. Die Väter von 1813 haben uns das köstliche Vermächtniß gegeben, ein gesammtnationales Bewußtsein in unseren Herzen lebendig zu erhalten. Auch ihre Agrarreform ist noch zum großen Theil Vermächtniß und durchzuführen. Die Bedeutung des Jahres 1848 liegt in der Erweckung von nationalem Einheitwollen. Und 1914, 1915, 1916 und die Jahreszahlen, von denen wir noch nicht wissen, ob wir sie anreihen müssen? Alle hohen Ideale, alle tiefen Gedanken, die Begeisterung und Entschlossenheit wecken sollten, nahmen wir nicht aus dem Geistesschatz der Gegenwart. Wir schlugen alte Bücher auf und ließen wieder die großen Hoffnungen deutschen, nationalen Wollens lebendig werden, die schon den Urgroßvätern heilig waren. Nicht aus Biedermeierei, sondern, weil das Gebot der Stunde sie als das Nächstnothwendige erkennen ließ. Hundert Jahre haben die äußeren Formen des Nationalstaates entstehen lassen, haben das Volk auf die Weltmachthöhe geführt; und dennoch blieb die tiefere Sehnsucht der Ahnen den Enkeln Sehnsucht.

Die Funktionäre der öffentlichen Ordnung können niemals Hüter unseres nationalen Schicksals sein. Ueber den festen Normen des Gesetzes steht das soziale Sittengesetz der Gemeinschaft. Gerade diese Gemeinschaft des Staatsbürgerthums erzeugt den Gemeinschaftwillen, dem das Individuum sich aus geschichtlicher Nothwendigkeit heraus unterordnen kann und wird. Das ist der einzige Weg, auf dem Autorität, ohne die weder Volk noch Staat bestehen können, sich als historisch geworden legitimiren kann. Der staatsbürgerliche Gehorsam, von dem ich zuvor sprach, kann uns nur beseelen und bestimmen, wenn die konstitutionellen Kräfte unseres Staatslebens, die aus der Entschließungfreiheit des staatsbürgerlichen Individuums heraus kommen, die autoritär geordneten Kräfte durchdringen.

In dieses Problem ist das Heil unseres innerpolitischen Lebens eingeschlossen. Es findet seine Lösung, wenn wir das nöthige Selbstvertrauen besitzen, den Schritt von der bureaukratischen zur parlamentarischen Regirungform zu wagen. Nur auf diesem Wege werden wir zu einer organischen Zusammenfassung und bewußten Leitung der gesammten Volkskraft kommen; und nur so werden wir jene krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit überwinden, nur so das freiwillige Unterordnen unter das Pflichtgebot und den Dienst der Allgemeinheit als bleibenden Zustand erhalten. Auf diesem Wege allein gelangen wir in den Besitz von regirungfähiger nationaler Demokratie.

Wie hat man sich abgequält mit der Ergründung und Begriffsbildung von Demokratie! Vom Himmel her holte man Rechtsformen. Aber es ist Zeit geworden, daß die Ueberhebung der politischen Theorie aufhört und wir uns zwingen, historisch zu denken. Dann werden wir vom Phrasengedresch der Subalternen und Dilettanten frei und fangen an, mit den harten Wirklichkeiten des politischen Lebens muthig und nüchtern zu rechnen. Ranke hat einmal gesagt: „Die Politik ist stets national und kann nur national sein, denn sie wird stets zum Nutzen oder im Dienste eines bestimmten Staates geübt und muß nothwendig von dessen Natur, von dessen Interessen allein abhängig sein." Bei unseren Feinden ist die Opposition meist offener und schärfer als bei uns, aber sie hält sich an ein nationales Ziel. Wenn wir noch nicht in den Genuß dieses Zustandes gekommen sind, dann bleibt nur der Schluß, daß Konstruktionfehler in unserem politischen Kräfteverhältniß davon abhalten. Sie liegen im Parteileben und in der Presse.

Treitschke sagt in seiner Erörterung über den Staatsbegriff: „Was man heute politische Ansichten nennt, ist meist nur ein Ausdruck wirthschaftlicher und sozialer Interessen. Nur im Krieg tritt die Politik unmittelbar an uns heran, im friedlichen und ruhigen Leben denken die Meisten wenig an den Staat und sind deshalb gern geneigt, ihn zu unterschätzen." Hier haben wir wieder ein Urtheil, das über ein halbes Jahrhundert alt ist und dennoch an Wahrheitwerth nichts eingebüßt hat. Die weitgehende Parlamentarisirung des Reiches wird heute verhindert durch den einander kompensirenden Wettbewerb der Parteien, die in große und kleine, bald offen, bald versteckt, zersplittert sind. Ueber den Kartoffelacker des Mandatbestandes sieht Keiner hinaus. Alle großen geistigen Ueberlieferungen haben sie als Wanddekoration in ihre Veteranenlokale verstaut.

Dieser Zustand trägt immer neue Hemmungen in die
Maschine. Und dabei klagt Alles über ihre Mittelmä
zürnt über die Herrschaft von Subalternen. Klagt Wahl
und Verfassungbestimmungen an, weil die Oberschichten un
länglich sind. So lange die Geschichte aller wirklichen po
schen Talente nur gebrochene Linien, verbitternde Resigna
oder zermürbte Charaktere zeigt, so lange keine Persönlich
zum klaren Abschluß ihres Wesens durch die Erreichung vo
geschichtlicher Verantwortung kommt, so lange unser politis
Leben in Halbheiten sich erschöpft, wird es nicht anders. Ve
fassungfragen spielen dabei nur eine Nebenrolle. Man erinn
sich daran, daß die heutigen Vertheidiger des preußischen Wa
rechtes einst seine erbittertsten Feinde waren. Wir müssen d
innere Kraft finden, die Verantwortung für nationales Hande
wirklich selbst vor Volk und Minderheit zu tragen; dann erhä
unser staatliches Leben den harmonischen Ausgleich, der d
Verbindung ideellen Wollens mit praktischem Nutzen gewähr

Es nützt nicht, wenn der Kunstmaler X., der Bankdirektor Y. und der Fabrikdirektor Z. sentimental und verächtlich klagen, daß ihre Berufsklasse und ihre Schicht kaum je die Vertretung eines Wahlkreises erhalten könne. Aber wenn unsere Faktoren des öffentlichen Lebens ständig dem Zwang zur Regirungfähigkeit ausgesetzt sind, dann ist die Bahn wieder frei für Fähigkeiten, auch für einen staatsmännisch begabten Kopf, der im Industrieleben die Kräfte der Nation aus persönlicher Erfahrung kennt; dann erlangen wir die heroischen Führergestalten, die große Entschlüsse, höhere Ideale in die Seele der Volksgemeinschaft pflanzen, sie einer sittlichen Verpflichtung unterwerfen, die moralisch bindet, auch ohne gesetzlichen Zwang.

Ein Volk wie das deutsche, so reich an geistigen Gaben und Begabungen, kann nur Noth an politischen Fähigkeiten haben, wenn es die Synthese zwischen allgemeinem Geistesleben und nationaler Arbeit verwirft. Die Presse aber ist in ihrer jeweiligen Verfassung nur eine Folgeerscheinung solcher Zustände. Der Faktor, in dem heute die wirkliche Kraft und die Sicherheit der Regirungen liegt, ist die durch freie Diskussion gebildete und geläuterte Oeffentliche Meinung. Wo diese freie Aussprache als Ursprung solcher Meinung nicht in die Erscheinung treten darf, da soll man über die Verkümmerung der Organe dieser Oeffentlichen Meinung nicht klagen. Eine Mobilmachung des Geisteslebens zum Zweck der Regirungbildung wird die Kräfte finden, die eine dazu geeignete Presse herstellen.

München. Graf Karl von Bothmer.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Geburtenrückgang — Bevölkerungspolitik,

das sind jetzt die brennendsten Fragen des Tages. Es kommt dies schon dadurch zum Ausdruck, daß selbst im Reichstag eine Kommission zur Beratung über Bevölkerungspolitik ins Leben getreten ist, die sich mit diesen Fragen befaßt. Diese sind von so eminent tiefgehender und weitreichender Bedeutung, daß es selbstverständlich von höchster Wichtigkeit ist, wenn sich zu dieser Frage die hier in erster Linie in Betracht kommenden Fachgelehrten äußern. In dem vorliegenden Heft 3 der Medizinalpolitischen Zeitfragen, herausgegeben vom „Zentralverband für Parität der Heilmethoden“ E. V., äußert sich und nimmt Stellung mit ausführlichem statistischen Material, gründlichen, eingehenden Quellenstudien der ordentl. öffentl. Professor der Nationalökonomie und Statistik Dr. Othmar Spann zu Brünn.

Als Korreferent hierzu ergreift das Wort der Bibliothekar des Reichstags, Dr. Paul Kirschner, ebenfalls ein berufener und bekannter Nationalökonom, bekannt auch durch seine Arbeit „Die Bedeutung der Caritas für das Heilwesen“, welche als Heft 2 der „Schriften über Wesen und Bedeutung der Kurierfreiheit“, „Soziologische, juristische und nationalökonomische Untersuchungen“, erschienen ist). Es bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung, daß in diesen Arbeiten alle Fragen, welche bezüglich des Geburtenrückganges aufgeworfen und diskutiert werden, behandelt sind, und zwar in ebenso außerordentlich gründlicher wie sachlicher Art und Weise. Wer zu den Fragen des Geburtenrückgangs, der Bevölkerungspolitik Stellung nehmen will, kann diese grundlegende Arbeit nicht übergehen, in welcher sich der berufenste Gelehrte, wie Prof. Dr. Othmar Spann, als Statistiker und Nationalökonom äußert. Die Schrift enthält außerdem noch ein sehr beachtenswertes Referat über: „Die volksmedizinischen Bestrebungen medizinalpolitischer Bedeutung“ von dem bekannten Syndikus des Deutsch-volkswirtschaftlichen Verbandes in Berlin, Dr. H. E. Krueger.

Ein Jurist, der Rechtsanwalt Wilhelm Bittermann in Berlin, stellt „Juristische Betrachtungen über den organisierten Kampf gegen die natürlichen Heilmethoden, mit besonderem Hinblick auf die ärztliche Ehrengerichtsbarkeit“ an; ferner ist ein weiteres Referat angeschlossen über „Anweisungen zur Bekämpfung der Kurpfuscherei“; ein 6. behandelt das Thema: „Die Berechtigung der Parität der Heilmethoden im Lichte der wissenschaftlichen Forschung und Entwicklungsgeschichte“. Es sind dies Fragen und Probleme, die auch im „Ausschuß für Bevölkerungspolitik“ im Reichstage miterörtert werden, ja sogar einen breiten Raum in den Erwägungen und Beratungen einnehmen.

Die äußerst aktuelle Schrift dürfte für alle diejenigen, welche sich mit diesen Problemen befassen, von höchstem Interesse sein. Die Schrift mit allen 6 Referaten kostet 5 Mark und ist durch die Geschäftsstelle des Zentralverbandes für Parität der Heilmethoden E. V. in Heidelberg zu beziehen.

Bilanz per 30. September 1916.

Aktiva.	M	₰
Grundstücks Konto	1 157 796	60
Gebäude-Konto	1 280 868	—
Beleucht.-Anlage Pankow	1	—
Elektr. Licht- u. Kraft-Anlage Charlottenburg	8 766	—
Brunnen-Anlage	1	—
Maschinen u. Eismaschinen	367 674	—
Treibriemen und Schläuche	1	—
Pferde	91 736	—
Wagen	31 604	—
Geschirre	1	—
Kraftwagen	1	—
Flaschenbier-Utensilien	84 091	—
Lager-Fastagen	119 837	—
Transport-Fastagen	81 674	—
Ausschank-Inventar	1	—
Restaurations-Inventar	38 643	—
Utensilien	1	—
Werkzeug	1	—
Kassa	15 052	41
Bankguthaben	820 915	67
Effekten	376 985	—
Beteiligungen	380 543	—
Debitoren I	202 576	81
Debitoren II	1	—
Darlehen	473 245	93
Kautionen	33 800	—
Waren	526 533	53
Eigene Hypotheken	35 001	—
Firmen- und Warenzeichen	1	—
Interims-Konto	12 869	58
Avale . . . . M. 980 000.—		
	6 140 222	53

Passiva.	M	₰
Aktien-Kapital	2 000 000	—
Hypotheken	1 329 000	—
Reservefonds I	226 869	95
Reservefonds II	300 000	—
Kriegs-Reserve	100 000	—
Dispositionsfonds	108 982	95
Delkredere-Konto	67 436	14
Dividenden-Konto	130	—
Guthaben der Kundschaft	530 163	01
Konto-Korrent-Kreditoren	617 391	29
Kautionen	225 265	80
Talonsteuer-Reserve	15 202	—
Interims-Konto	82 402	20
Avale . . . . M. 980 000.—		
Gewinn	537 379	19
	6 140 222	53

Die auf **15 pCt.** festgesetzte Dividende gelangt gegen Einreichung des **Dividendenscheines pro 1915/16** mit **M. 150** pro Aktie bei den **Gesellschaftskassen** in **Pankow** und **Charlottenburg**, sowie in **Berlin** bei der **Bank für Handel und Industrie** und den Bankhäusern **Abraham Schlesinger** und **S. Simonson** von heute ab zur Auszahlung.

Berlin, den 16. Dezember 1916.

Brauerei Ernst Engelhardt Nachf. Aktiengesellschaft.

Nacher.

Bilanz per 30. Juni 1916.

Aktiva.	M	₰
Grundstücke-Konto	121 900	31
Gebäude-Konto	590 809	55
Maschinen-, Utens.- u. Inv.-Kto.	337 906	43
Steine-Konto	187 388	67
Photo-Vorlagen-Konto	1	—
Litographien Konto	1	—
Stempel- und Schnitte-Konto	1	—
Malereien- u. Repr.-Rechte-Kto.	1	—
Patente- u. Musterschutz-Konto	1	—
Fuhrwerks-Konto	1	—
Feuerwehr-Ausrüstungs-Konto	1	—
Beteiligungs-Konto	1	—
Effekten-Konto	195 540	38
Kassa-Konto	11 369	45
Wechsel-Konto	37 738	27
Debitoren	960 379	81
Rohmaterial-Konto	248 159	84
Waren-Konto	380 458	19
Aval-Konto . M. 223 010 23		
	3 071 658	90

Passiva.	M	₰
Kapital-Konto	2 000 000	—
Gesetzlicher Reservefonds	200 000	—
Hypotheken-Konto	310 775	—
Kreditoren	378 662	66
Delkredere-Konto	61 500	—
Interims-Konto	28 414	35
Dividenden-Konto	1 105	—
Arb.-Unterst.-Fonds-Kap.-Konto	11 867	93
Steuern-Reserve-Konto	2 000	—
Talonsteuer-Reserve-Konto	18 000	—
Kriegsreservefonds-Konto	50 000	—
Aval-Konto . . M. 223 010.23		
Saldo	9 333	96
	3 071 658	90

Gewinn- u. Verlust-Konto per 30. Juni 1916.

Debet.	M	₰
Handlungs-Unkosten-Konto	105 073	15
Gehälter-Konto	130 400	41
Reparaturen-Konto	10 120	—
Kranken-, Invaliden- und Angestellten-Versicherungs-Kto.	11 676	99
Unfall-Versicherungs-Konto	3 721	80
Steuern-Konto	11 769	40
Grundst.- u. Gebäude-Unk.-Kto.	5 847	14
Zinsen-Konto	12 634	70
Fuhrwerks-Unkosten-Konto	9 699	70
Abschreibungen u. Rücklagen	161 161	90
Saldo	9 333	96
	471 442	15

Kredit.	M	₰
Gewinn-Vortrag vom Vorjahre	9 380	58
General-Ertrags-Konto	462 061	57
	471 442	15

Berlin, den 28. Oktober 1916.

Berlin-Neuroder Kunstanstalten Actiengesellschaft.

Budwig.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Dezember 1916.

Neujahr der Menschheit.

Silvestertraum.

Der Begriff der Menschheit, den Habebald, Haltefest und Raufebold ihren weniger großschnäuzigen und raffgierigen Zeitgenossen verekeln, als das Gebild schlaffer Seelenstümpfe verrufen möchten, ist der Welt zugleich mit dem Heiland geboren worden und gehört zu dem edelsten Theil des Erbes, das er den Kindern seines Geistes hinterließ. Kein anderer Stamm hatte vor diesem Begriff Wurzel und Wipfel so starr behütet, keiner die Berührung alles Fremden so spröd gemieden wie der, dem Jesus entwuchs. Die örtlichen und völkischen Gottheiten, die sich dem Staatsbewußtsein, der Staatsnothwendigkeit vermählt hatten, wurden durch den Einfluß römischer Imperiumsmacht früh ausgewässert, ihres Salzes (im Sinn des Plinius und der Apostel) beraubt; wenn ihre Mythen aus der Heimathscholle gerissen und von Auswanderern, in Gährung wirkender Volkshefe, nach Rom gebracht worden waren, starb ihre Keimkraft mählich ab; der stete Zusammenstoß mit anderen Mythen schleunigte den Tod und mit der Vorstellung von Göttern löste auch die von Staaten sich auf. In diesem Sterben und Werden schien Israel unwandelbar aufrecht; seinem Gott, immer nur einem, der Staatsgedanke und Staatsgesetz ist, treu und durch die blind gehorsame Hingebung an diesen Wort-Gott, Schrift-Gott, Gesetz-Gott von jedem anderen Stamm abgesondert. Ein Ast des Stammes Israel hatte für die Verwaltung des geistlichen Bezirkes zu sorgen und innerer Gefährdung des Stammes vorzubeugen. Aus dessen Saft kam Jesus; und ist ihm

entwachsen. Er weicht die Starrheit des Gesetzes, das zu erfüllen sein kluges Lächeln verhieß, wird Herr auch über den Sabbath, über den Ritus, der Gott übergotten wollte, und bereitet das Erdreich, auf dem Paulus den Athenern predigen kann, aller Menschen Geschlechter seien aus einem Blut. Wo Göttersippen und Götzen verehrt worden waren, wird jetzt dem Imperator Roms gehuldigt; ihm Tempel und Altar geweiht, bei seinem Namen geschworen, seinem Bild Schutzkraft, Schutzrecht zuerkannt. Von ihm kommt alles Erdengut; wo sein Szepter nicht gebietet, endet den ihm Unterthanen der Erdkreis. Nur das Christenthum erlaubt nicht, dem Kaiser zu opfern; nur in ihm lebt und sproßt der Begriff einer nicht an das Kaiserreich gebundenen Menschheit und der Wille, nicht mit dem Irdischen auch das Göttliche von dem Imperium einjochen zu lassen. Mit diesem Willen und Weitblick siegt es: und schon Chrysostomos kann die Heidenheit einer eroberten Stadt vergleichen, deren Mauern und Hallen zerstört, deren Schirmtruppen gefallen sind und unter deren Trümmern nur noch ein paar Greise und Kinder furchtsam kauern. Aus Verwesung wird neues Leben. In das Halbkreisgewölb des kaiserlichen Staatsgebäudes, der basilica domus, wird, auf den Grund, von dem eines Caesars Bild prangte, das des Christus gemalt, in Thäler, auf Gipfel und Pässe das Kreuz gepflanzt. Die Vorstellung von Muth und Feigheit wechselt die Farbe. Nicht der Krieger nur, der Eroberer gilt als muthig: höheren Muthes voll dünkt die Betrachter der Martyrer, der für seinen Glauben zeugen, nur Seelisches, Geistiges erobern will. Die Kaiserei, der sterbende Caesarismus, rächt sich an dem Ueberwinder: sie hinterläßt der Christusdienerschaft ihre imperialen Formen. Aus der Republik der durch Handauflegung geweihten Geistlichen wird Hierarchie; die vom Staat gelöste Kirche fügt sich in die Gliederung kaiserstaatlichen Ceremoniales. Patriarchen, Metropoliten, Bischöfe werden ernannt. Die Lehre des Menschensohnes, der, selbst besitzlos, am Liebsten mit armen Leuten verkehrte, wird nun von großen Herren verkündet; jeder von ihrer Glaubensrichtschnur um Haaresbreite Abweichende, wie der dem Imperator nicht knechtisch Gehorsame, als Ketzer gestraft und gevehmt. Und der Bischof von Rom hat die Hand über den ganzen Erdkreis und ist ein in Fleisch wandelnder Gott. Schon der Papst, der dem letzten Tag des Chri-

stenjahres den Namen gab (und an den in den Dämmerungen dieses Tages doch kaum Einer noch denkt) thronte in solchem Glanz. Schon er aber empfand auch wie Dorn in seiner Haut, daß er Sein und Schimmer dem Schwert eines Kaisers verdanke. „Mein Wille ist, daß die Kirchen der Christen geöffnet und ihren Bischöfen alle Rechte zuerkannt werden, in deren Besitz die Heidenpriester waren. Irrthum und Aberglaube sind zum Tod verdammt und Anbetung gebührt fortan nur dem Einen, dem einzig wahren Herrn, der im Himmel regirt. Ihn zu ehren und dem Auge der ganzen Römerwelt einzuleuchten, daß nur vor diesem Gott das Haupt des Kaisers sich beugt, habe ich beschlossen, im Gehöft meines Palastes dem Christus eine Kirche zu bauen." Auf dem Forum Romanum hat, nach dem Sieg über die Christenfeinde, Kaiser Konstantin diese Worte gesprochen; auf dem selben Marktplatz Denen, die nicht zum Bekenntniß des Christglaubens willig seien, ungeschmälerte Freiheit des Wandels und der Meinung verbürgt. Niemals hat die Kirche sich dieser Bürgschaft verpflichtet. Ihr Haupt mußte schweigen, bis Konstantin den letzten mächtigen Leugner und Verfolger des Kruzifixus, den Basileus Licinius, zu Boden geworfen hatte; mußte dankbar sein, als aus Konstantins Goldhort an der Stätte, wo Nero den Blick an der Qual gemarterter Christen, an der Scham entschleierter, besudelter Jungfräulichkeit geweidet hatte, die herrlichste Kirche erstanden war und aus allen Bezirken die Hirten, die Heerden kamen, die Pracht ihrer Marmorsäulen, ihres Altargeräthes zu schauen. War aber Dieses nicht, Alles, von Gottes Gnade und der gekrönte Stifter nur das Gefäß, das sie füllt und aus dem sie schöpft? Darf das Gefäß Befehl geben und Bürgschaft verheißen, die der Statthalter des Apostels weder erwirkt noch je gebilligt hat? Vor dem Altar thront Papst Silvester; in weißem Kleid, die blaue, mit Gold bestickte Mitra auf dem Kopf. Hinter ihm das aus buntem Stein gefügte Bild der Allerseligsten Jungfrau. Um ihn sitzen die Bischöfe und minder hoch beamteten Priester. Und der blasse Mund des Papstes spricht: „Alles auf dem Konzil von Nicaea zum Heil der katholischen Apostelkirche von dreihundertachtzehn Bischöfen Beschlossene sei hiermit feierlich bestätigt. Alle, die diesen Beschlüssen jemals zuwider zu handeln wagen, treffe Verdammniß und vehme der Bann!"

Das Legendarium von diesem Papst, den die schlicht scheinende

Grabschrift als den Bekenner des Katholizismus rühmt, ist seit Jahrhunderten vergilbt. Silvester saß elf Jahre auf Petri Stuhl, als in Nicaea die Kirchenversammlung tagte. Er hatte sie nicht einberufen und wurde nicht ersucht, ihre Beschlüsse zu bestätigen. Er hat auch Konstantin nicht vom Aussatz befreit, nicht getauft. Der Sohn des Konstantius und der Helena hatte, auf dem Marsch gegen das Heer des Maxentius, über der Mittagssonne am Himmel das Kreuz mit der Inschrift τούτῳ νίκα gesehen, ehe Silvester Bischof von Rom ward. Hatte, nach dem Bericht des Eusebius, auch schon vor dem entscheidenden Sieg an der milvischen Brücke die Helme, Schilde, Fahnen seiner Krieger mit dem Bilde des Kreuzes geschmückt, das, als Werkzeug einer nur über Fremdlinge und Sklaven verhängten, einer schändenden Strafe, dem Römer der großen Zeit das Symbol tiefster Schmach gewesen war. Das Labarum, die gekrönte Kreuzlanze, von deren Querbalken eine die Bildnisse des Kaisers und seiner Kinder zeigende Seidenstandarte herabhing, wurde, unter dem Schutz von fünfzig bewährten Männern, den Legionen als Banner vorangetragen. „Durch dieses Zeichens Kraft wirst Du siegen!“ Ein neuer Glaube war in die Welt der Römer gekommen. „Nicht nur dem Leib römischer Bürger, sondern auch ihrem Denken, dem Auge, dem Ohr bleibe das Kreuz, sein Name selbst, fern“, hatte Cicero gerufen. Nun verbürgte das Kreuz kämpfenden Römern im Felde den Sieg. Das war nicht das Werk Silvesters. Und längst weiß man (oder glaubt wenigstens, zu wissen), daß Konstantin erst in Nikomedia, als er schon den Tod nahen fühlte, das Sakrament der Taufe erbat und empfing. Diese schwanke Wissenschaft genügt zur Widerlegung der Mär, der Kaiser habe, um dem Bischof von Rom Heilung und Taufe zu lohnen, die Herrschaft über die Tiberstadt, über Italien und alle Provinzen des Westens den Statthaltern Christi für ewige Zeit überlassen und feierlich, im weißen Gewande des Neophyten, verkündet, er werde im Osten dem Imperium eine neue Hauptstadt gründen. Diese „Schenkung Konstantins“, deren Urkunde den Primat des Papstes anerkennt und kündet, wo das Haupt der Kirche gebiete, dürfe keines Weltfürsten Wille Gewalt haben, bekleidete die römischen Bischöfe mit dem Purpur und der Macht der Imperatoren. Der Glaube an diese Urkunde, deren Inhalt im achten Jahrhundert, in der Zeit des Langobarden-

schreckens, durch einen Hilferuf Hadrians des Ersten bekannt geworden war, wurde von klugen Päpsten bald belächelt; war aber tausend Jahre lang der unverrückbare Fels, auf dem die weltliche Macht der Nachfolger Petri ruhte. Wars noch, als die dem Corpus iuris canonici einverleibte Urkunde von Laurentius Valla als gefälscht erwiesen, von dem Historiker Guicciardini und von Ariost verspottet wurde. Lange noch sollte, nach Gibbons Wort, das Gebäude stehen, dessen Fundament die Forscherarbeit in den Tagen der Wiedergeburt doch untergraben hatte. Auch die Konstantinische Schenkung, die in Gregors Politik noch so wichtig war, ruht nun bei anderem Trugwerk. Auch dieses Ruhms ist Silvester entkleidet.

Dennoch lebt sein Name im Bewußtsein frommer Christenheit. Trotzdem die Akten dieses Kalenderheiligen in Plunder zerfallen sind. Und er wird weiterleben. Denn er war der erste Bischof von Rom, der seine Macht an der eines Christenkaisers maß, gegen einen Christenkaiser Roms Souverainetät zu behaupten vermochte. Die Urkunde der Schenkung Konstantins ist von irgendeinem Schreiber des Apostelhofes gefälscht worden. Durfte Dante, durfte Herr Walther von der Vogelweide nicht an ihre Echtheit glauben? Konstantin hat dem Papst ja wirklich den Westen überlassen. Vielleicht, wie Renan annimmt, weil seine Mutter (die in Nikomedia Wirthshausmagd gewesen war und, als Heilige Helena, längst nun kanonisirt ist) ihm die Herrlichkeit eines oströmischen Reiches in leuchtenden Farben gemalt hatte. Vielleicht, weil er empfand, daß der Orient, mit seinen in Kleinasien, in Syrien, Thrakien, Makedonien halb schon christianisirten Menschenmassen, ihm bessere Aussicht auf weite Expansion bieten konnte als das von unersprießlichem Theologengezänk erfüllte Westreich. Möglich auch, daß zwei Schlaue einander zu überlisten versuchten. Daß Silvester den lästigen Imperator ostwärts drängen, der Erbe Caesars die Weltmacht Roms, das nicht mehr das Rom der Caesaren, das nun das Rom der Priester und Martyrer war, einschränken und durch ein unvermeidliches Schisma schwächen wollte. Als Konstantin am Bosporus sein neues Rom schuf, hat er zwei Kirchen, zwei Welten geschieden. Im Jahr 330 das Centrum geschaffen, das seitdem jedes Eroberers Blick auf sich zog: fünfzehnhundert Jahre lang der Punkt blieb, von dem aus die Menschenwelt zu bewegen, die Weltherrschaft zu erraffen schien.

Silvesters Pontifikat ist die Grenzscheide zweier Epochen. Für manches Jahrhundert war der Papst nun Herr über den Kaiser des Westens. Und wie eine witzige Fügung wirkts, daß der Silvesterabend uns immer wieder in den Traum lullt, morgen müsse und werde der alten Erdfeste ein neuer Zeitabschnitt beginnen. Helenas kluger Sohn aber war Christ geworden, weil er in dem sacerdotium die festeste Stütze des neuen imperium erkannt hatte. Würde der Thron höher himmelan ragen als der Altar? Das war, vor und nach der Verfeindung der beiden Mächte, die Schicksalsfrage. In einem weltberühmten Gedicht stehen die Verse:

Lors Constantin dit ces propres paroles:
J'ai renversé le culte des idoles;
Sur les débris de leurs temples fumans
Au Dieu du ciel j'ai prodrigué l'encens.
Mais tous mes soins pour sa grandeur suprême
N'eurent jamais d'autre objet que moi-même;
Les saints autels n'étaient à mes regards
Qu'un marchepied du trône des Césars.
L'ambition, la fureur, les délices
Etaient mes Dieux, avaient mes sacrifices.
L'or des chrétiens, leurs intrigues, leur sang
Ont cimenté ma fortune et mon rang.

Ein Sprung über sechs Jahrhunderte; in die Zeit der Kirchenaskese, deren Mittelpunkt diesseits von den Alpen das Kloster Cluny war. Zwei Ottonen haben die Herrschaft über das Papstthum zu erringen versucht. Beiden ists mißlungen. Ein dritter Otto, der Sohn der Griechin Theophano, reift heran. Noch ehe er mündig ist, lernt er Gerbert, den Erzbischof von Reims, kennen und wird, zunächst für kurze Zeit nur, sein Schüler. Gerbert, sagt Lamprecht, „stammte von niedrig gestellten Eltern her; er hatte, im Kloster Aurillac durch feine Bildung zu Großem vorbereitet, schon früh in seinen eminent französischen Eigenschaften Anerkennung gefunden: in der Klarheit und dem Schwung seiner Rede, in der besonderen Anlage für mathematisch-astronomische Studien, in der weltmännisch glatten Verarbeitung der antiken Bildungelemente." Der mündige Kaiser zieht gen Rom, ernennt seinen jungen Vetter Brun, den asketischen Sohn Ottos von Kärnten, zum Nachfolger Johanns des Fünfzehnten und läßt sich von diesem ersten deutschen Papst krönen. Auf der Heimreise gewinnt der

czechische Priester Adalbert, der aus den Seelenängsten seines prager Bisthums in die Klostereinsamkeit des Aventin geflohen war, das Herz des Jünglings. Der Kaiser läßt den frommen Weltflüchtling nicht von seiner Seite; theilt nachts sogar das Lager mit ihm. Doch der Martyrwahn treibt Adalbert bald vom Hofe des Freundes. In Polen, Pommern, Preußen predigt er den Heiden, den Lauen: und verblutet bei Danzig unter den Lanzen der Bedränger. Gerberts Zeit ist gekommen; der höfisch geschulte Humanist vollendet, was der Schwärmer begann. Die Universalmonarchie soll wieder aufleben, das Kaiserthum alle geistlichen und weltlichen Mächte läutern und nach der Reinigung um so sicherer beherrschen. Der Kaiser ist das Haupt der Christenheit. Sein Ziel ist die Erneuung des Römerreiches in seinem ganzen Begriffsumfang. Renovatio Imperii Romanorum: so stehts auf seinen Siegeln. Keine Schranke hemmt den Willen des Kaisers. Otto kehrt nach Rom zurück; nur von Rom aus glaubt er dem Erdkreis gebieten zu können. Das Erzbisthum Ravenna ist nicht frei; kann der Kaiser deshalb etwa nicht darüber verfügen? Otto ernennt Gerbert zum Erzbischof. Macht ihn ein paar Monate später, nach Bruns Tode, zum Papst. Fand er ihm auch den Namen? Oder wollte der in Schmeichelkünsten erfahrene Franzos, als er sich Silvester den Zweiten nannte, den Schützer fein an die konstantinische Zeit erinnern? Wie Konstantin einst, so prunkt jetzt Otto mit seiner Demuth. Helenas Sohn wollte leben wie der schlichteste Jünger Christi und nach der Taufe sich nie mehr in Purpur kleiden. Theophanos Sohn nennt sich den Knecht der Apostel, pilgert zu Fuß auf den Monte Gargano und haust Tage lang als Büßer in einer Höhle. Trachtet aber, das Schisma zu enden, das Konstantin bewirkt hat. Denn der Oberkaiser, den er sich träumt, muß auch den Orient beherrschen; das Land aller Völker, die an den Heiland glauben. Ein Gott, eine Kirche, ein Reich. „Einst, wenn Wir aus dem Kerker der Zeitlichkeit erlöst sind, werden Wir in Gerechtigkeit neben dem Allmächtigen regiren.“ So spricht Otto. Spricht so ein Knecht der Apostel? „Unser Reich wird siegreich wie Trajans, verwaltet wie Justinians, heilig wie Konstantins sein“. Nährte Demuth je so stolze Hoffnung? Missionare sollen den Gedanken des Weltkaiserreiches über die Erde tragen. Und der junge Kaiser, dem Deutschland zu eng ist, zieht ruhelos selbst

durch die Lande. Nach Gnesen, zu Adalberts Grabstätte. Dort weiht er den Halbbruder des erschlagenen Freundes, einen Czechen, zum Erzbischof; giebt, ohne dem Wohl und Weh seiner Deutschen nachzufragen, den zwischen Gnesen, Breslau, Krakau wohnenden Slawen ein slawisches Kirchenhaupt. Dann gehts wieder westwärts: die Hand, deren Wink die Christenheit schweigen heißt oder zur Wuth aufruft, muß das Gebein Karls des Großen betasten. Und von Aachen zum dritten Mal nach Rom. Silvester, der schon ein Jahr lang auf dem Apostelthron sitzt, kann unter dem Kreuzeszeichen gewiß jetzt den Kampf um die Heiligen Stätten des Ostens wagen. Plötzlich flackerts an allen Ecken des Reiches auf. Der Islam regt sich; die Langobarden drängen nach Norden; in Deutschland klerikale Verschwörung, in der Campagna offener Aufruhr. Otto wird in seiner aventinischen Pfalz belagert, entkommt, will eine deutsche Armee aus der Erde stampfen, durch ein Ehebündniß in Byzanz Hilfe gegen die Sarazenen werben, Venedigs Seegewalt für seine Sache gewinnen: und stirbt, ehe noch der Kampf um die Ewige, ewig umgierte Stadt begonnen hat, als ein verlassener, verachteter Mann auf dem Sorakte.

Silvester, der sich als Gerbert von Aurillac den Ruf eines Schwarzkünstlers erworben hatte und dessen Pontifikat dann ruhmlos blieb, hat den Kaiser nur um sechzehn Monate überlebt. Während er in Rom herrschte, war der Deutschenhaß zu fanatischer Wildheit emporgewachsen. Unter einem französischen Papst und einem Kaiser, der sich seiner Nationalität schämte und von dem Gerbert gesagt hatte, er sei von Geburt Grieche, von Kaiserrechtes wegen Römer (genere Graecus, imperio Romanus). Ottos toter Leib wurde von Deutschen in die Heimath getragen. Ottos Reich schien nicht zu retten. Das Trachten nach der Universalmonarchie hatte den Kaiser seiner Nation entfremdet; und als er hoffte, sie werde ihm, dem von allen Seiten Bedrohten, den Arm waffnen, sah er sich enttäuscht. Otto dem Großen hatte der Papst und das römische Volk Treue gelobt. Otto der Dritte hat nach willkürlichem Ermessen zwei Päpste ernannt und doch nie über die Macht des Papstthumes geboten. Petrus war stärker geworden als Caesar. Das ist leicht zu erweisen; trotzdem Bryce behauptet hat, die Päpste hätten nur als Statthalter der Karlinge und Ottonen regirt. Schon die Geschichte eines Wortes zeugt gegen diese Be-

hauptung. Paulus hatte an die Korinther geschrieben: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht werth bin, daß ich ein Apostel heiße; denn ich habe die Gemeine Gottes verfolgt. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehr gearbeitet als sie Alle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist." Noch in Ephesus setzten die zum Konzil gerufenen Bischöfe die Worte Dei gratia vor ihre Titel; um in Demuth damit ihre Abhängigkeit von der Gnade Gottes zu zeigen. Seit die Macht des Papstes gewachsen war, hieß es: Dei et Apostolicae Sedis gratia, von Gottes und des Papstes Gnaden. Und seit der Karlingerzeit wandten auch weltliche Fürsten die Formel an; gab es Kaiser und Könige von Gottes Gnaden. Die mußten auch vom Apostelthron Gnade erhoffen. Wer ist hienieden Gottes Vertreter? Der Papst. Wer krönt den Kaiser und kann ihn mit einer Bannbulle ächten? Der Papst. Petrus und Paulus hatten gesagt, nur Gottes Gnade wirke Gutes und Großes in ihnen. Ihre Nachfolger sprachen: Uns hat die Gnade Gottes erwählt und geweiht, also daß wir nur Gutes und Großes zu wirken vermögen. Von ihrer Gnadenfülle spendeten sie den Kaisern, die sich nicht zu hoch dünkelten, gegen Entgelt dann wohl ein Bruchtheilchen. Petrus war stärker als Caesar. Hats schon Konstantin geahnt und deshalb sein Heil vor dem Abend im Osten gesucht? Seit er den Legionen das Labarum vorantragen ließ, war er dem Erben apostolischer Gewalt unterthan; war die Zeit der Theokratie gekommen. Der Virus dieses Gedankens mußte nach und nach die Kraft jedes Reiches zerstören, das von dieser Welt sein wollte. Und der Zerfall der Gewebe wurde beschleunigt, wenn der Leib dieses Reiches sich gar in die Maße der Universalmonarchie zu recken strebte und dabei seinen Schwerpunkt verschob. Die Unterstützungfläche, das deutsche Land, blieb klein und das Gleichgewicht wurde unsicher ... Ottos brechendes Auge sah auf dem Sorakte das Kloster, das dem Heiligen Silvester geweiht ist, und konnte zum Kreuz emporröcheln: „Dieses Zeichen gab Dir den Sieg!" Sein Silvester hat kein Heer ins Sarazenenland geschickt. Als die Kreuzfahrer später dann nach Syrien kamen, schnitt ein Ritter, der gerade dort an die unheilvolle Nachwirkung universalmonarchischen Wahns denken mochte, in einen Stein, der unter Kastelltrümmern erhalten blieb, den Spruch:

Sit tibi copia,
Sit sapientia
Formaque detur;

Inquinat omnia
Sola superbia,
Si comitetur.

Das Wort ist Wahrheit geworden. Machtfülle, Weisheit, Wohlgestalt haben Monarchen und Monarchien nicht vor dem Fall geschützt, wenn eitler Stolz ihr Begleiter geworden war.

Dreißig Jahre nach Gerberts Tod hauste in Rom wieder die Pornokratie. Benedikt der Neunte trug, ein Knabe noch, die Tiara und besudelte den Apostelsitz mit der Unrathspur seiner Laster. Zwei Lustren lang ließen die Gegner der Tuskulanerpartei den unsauberen Buben gewähren; dann wählten sie einen Gegenpapst, der sich Silvester den Dritten nannte, von Benedikts Bande bald aus Rom gejagt und auf Geheiß der Synode von Sutri abgesetzt wurde. Er wird in der Reihe der Päpste nicht mitgezählt. Und kann des Thrones nicht viel würdiger gewesen sein als Benedikt. Denn dieser Bischof Johann von Sabina war reich, konnte Anhang erkaufen: und hat sich doch nur acht Wochen gehalten. Was mit Geld damals in der Stadt der Kurie zu machen war, lehrt die Thatsache, daß Heinrich der Dritte im Jahr der Synoden von Sutri und Rom durch Bestechung den principatum in clectione erwarb, das Recht, mit seiner Stimme bei der Wahl eines Papstes den Ausschlag zu geben. Ein dritter Silvester, der wirklich Herr der Kirchengewalt gewesen wäre, hätte zu dem Kaiser gesprochen: „Dieses Geld wird Dir nicht zinsen. Auch der Prinzipat sichert Dir und Deinen Erben nicht die Uebermacht. Sankt Silvester hat nicht vergebens gelebt. Da er, ohne gleißende Krone, mit dem großen Konstantin fertig ward, wird auch ein schwächerer Papst nicht unterliegen; bis ihm ein Gegner von caesarischem Wuchs ersteht. Wann aber entbindet man ein Riesenkind dem Schoß alter Fürstengeschlechter? Glaube mir, Heinrich, glaube der Erfahrung Derer, die vor mir meinen Namen trugen: nur die völlige Trennung Deiner von unserer Macht verbürgt Dir die ungeschmälerte Herrschaft über Dein weltliches Reich und schützt Dich vor Demüthigung. Nichts Anderes. Du magst Dich willig zeigen, träg sein oder zum vernichtenden Streich ausholen: wir sind gefeit und Du bleibst in Ge-

fahr der Seele, des Besitzanspruches, der Hoheitrechte. Ueber uns ragt das Kreuz und uns ward die Verheißung: In diesem Zeichen wirst Du siegen! Ein Jahrtausend lang hat es für uns gesiegt; und wird weitersiegen. Stürme werden über Rom, über die alte Welt hinbrausen, große Ketzer werden an dem Gitter des Dogmengewölbes rütteln, Völker werden die Kette brechen, an die eine Erobererdynastie sie für immer geschmiedet wähnte: und unsere Macht wird verringert, unser Primat ein Kinderspott scheinen. Dennoch wird Alles sein, wie es in den Tagen Silvesters des Ersten war. Ein Plebejer wird den Goldreif des Caesar Augustus aufs platthaarige Haupt stülpen, ein riesiger Barbar im Stahlhemd uns zur Fehde fordern: ihr Arm wird erlahmen, ehe er Einen aus unserer Mitte zu greifen vermochte. Mit keiner Reform, keinem auf dem Saumpfade der Vernünftelei gepflückten Heilkräutlein lockt Ihr die leidende Menschheit, der das Kreuz den Weg weist, aus unserem Bereich. Meinst Du, das Schicksal des Altars sei unlöslich dem des Thrones verbunden? Du würdest irren. Schon ahnt mein Ohr die frommen Stimmen, die in ekstatischem Ueberschwang den Bund der alten Kirche mit den neuen Lebensmächten heischen; deren Gellen uns mahnt, nicht den Herren mehr, sondern den Sklaven uns zu verbünden. Sieht Dein inneres Auge nicht das Gewimmel? Wir lassen die Kaiser und Könige ihrem wandelbaren Geschick, löschen von der Stirnmauer unserer Feste die schreckenden Worte universitas, antiquitas, unitas und laden die Massen in unser Schiff. War Jesus, unser Herr, mit den Mächtigen dieser Welt? Wandeln wir nicht unterm Schild seines Gebotes, wenn wir den Waisen die Mutter ersetzen, die Bedrückten aus der Hörigkeit lösen? Nicht alte Münze nur gilt in Rom; auch mit der Neuerungsucht kann unsere Weisheit rechnen lernen. Trennung allein schüfe Dir Freiheit. Trennung Eures Staates von unserer Gewalt (die Jesus nicht wünschte). Könnt und wollt Ihr in Eurer Rechtswirrniß aber den flinksten Büttel entbehren?"

Der harte Salier hätte der Warnung nicht gehorcht; oder nur mit höhnischem Lächeln. Er hatte Päpste abgesetzt und Päpste ernannt; zuletzt den Cluniacenser Bruno von Toul, der auf dem höchsten Kirchensitz Leo der Neunte hieß, und keiner hatte dem Kaiser das Kaiserrecht zu weigern vermocht. Nun saß Victor der Zweite auf Leos Stuhl und war glücklich, als Heinrich ihn zum

Statthalter in Italien bestellte. Nein, heiliger Mann: Deines gleichen fürchten wir Franken nicht. Doch drei Jahre nach Heinrichs Tod stößt Hildebrand die Bestimmungen um, nach denen die Papstwahl geregelt war. Die Kardinalbischöfe sollen fortan den Ausschlag geben, Klerus und Volk der Kirchenhauptstadt in die Schranken eines werthlosen Zustimmungrechtes gepfercht sein und der Deutsche König an dem Wahlakt nur mitwirken, wenn ihm (von einem Papst natürlich) das römische Bürgerrecht verliehen ward. Und die Lateransynode sieht auf dem Haupte des Papstes zwei Kronen: oben die „Kaiserkrone aus Sankt Peters Hand“, unten die „Königskrone aus Gottes Hand“. Auf den Goldreifen stand es; und legitimirte den Bischof von Rom als den Empfänger und als den Verleiher aller Schwert- und Schlüsselgewalt. Das war Ostern 1059. Als wieder drei Jahre vergangen waren, hatte Erzbischof Anno von Köln Heinrichs zwölfjährigen Sohn in Kaiserswerth auf sein Schiff gelockt und aus der Kapelle die Heilige Lanze und das Königskreuz geraubt: auf den König also und auf die Reichskleinodien die Hand gelegt. Abermals drei Jahre. Dem Erzbischof Adalbert von Bremen, dann auch anderen Erzbischöfen und Günstlingen werden vom König einträgliche Reichsabteien geschenkt. Hildebrand hat die Urkunde der Konstantinischen Schenkung herausgesucht und beweist, daß in Italien nicht souveraine Fürsten, sondern nur Lehnsmänner des Papstes möglich sind. Dem Deutschen König soll das Recht zur Mitwirkung an der Wahl und Investitur der Bischöfe genommen werden. Im Konzil von Mantua siegt Rom über das Königthum und die Kirche deutscher Nation. Im Jahr 1069 fordert Heinrich der Vierte die Scheidung von Bertha, der Savoyerin, die der Vater dem Fünfjährigen verlobt und deren Leib der Erwachsene in drei Ehejahren nicht berührt hat. Pier Damiani vereitelt, als Vertreter der Kurie, die Erfüllung des Wunsches. Im Lenz 1074 trägt Hildebrand, als Gregor der Siebente, die beiden Kronen. Ein Jahr danach läßt er das Verbot der Laieninvestitur beschließen. 1076 schreibt er die Bannbulle gegen den König und entbindet Heinrichs Unterthanen der Treupflicht. Am fünfundzwanzigsten Januar 1077: Canossa ...

Die Gewissensfreiheit, die der große Konstantin verbürgt haben sollte, war Wahn geworden. Hat nur Schmeichlerkunst ihm die Bürgschaft einst angedichtet? Theodosius der Große verpflichtet alle nach seiner Gnade langenden Völker dem Glauben, den

Petrus den Römern gepredigt habe. Der dritte Valentinian verbietet den Bischöfen, auch nur um Haaresbreite, ohne die Genehmigung des Papstes, von ehrwürdiger Glaubenssitte abzuweichen. Der Kaiser ist Schützer der Heiligen Stadt und des Heiligen Stuhles. So hatten Konstantin und Silvester den Pakt nicht gemeint. Weil der Imperator stolz war und sich in Herrscherrechtstheilung nicht schicken mochte, ging er ostwärts, gab die Christenheit des Westens in die Hand des Papstes; und hoffte höchstens, spät, mit gesammelter Kraft, auch am Grab des Apostels den Kampf wagen zu können. Silvester konnte sich mit den Beschlüssen von Nicaea und Rom einrichten und den Kaisern den Schein des Schützerrechtes gönnen. Er mag gedacht haben: „Von uns trennen könnt Ihr Euch; nicht uns in enger Gemeinschaft würgen. Denn wir stellen Euch Wächter, nach denen Ihr in jeder Noth schreien werdet, und ziehen Eure Kinder auf. Habt Ihr Ersatz? Harrt draußen die Mannschaft, die uns ablösen soll und die im Wollen, im Ziel so einträchtig ist, wie wir stets waren und bleiben werden? In den Entschluß, den Herrgott aus dem Staat zu scheuchen, streckt sich nicht leicht Einer, der, wie ich, als Bekenner katholischen Glaubens gepriesen sein will.“ Joseph der Zweite hats, auf dem verfehmten Pfade der Jansenisten, gewagt; die Zahl der Klöster gedrittelt, sich das Recht angemaßt, selbst die Bischofstühle zu besetzen, und dem persönlichen Zauber des sechsten Pius, der sich nach Wien bemühte, aufrecht zu widerstehen vermocht. Wurde dafür der Gedanke der Monarchie durch den Ausbruch der Französischen Revolution gestraft, deren Wirkung alles von Weißen bewohnte Land spürte? Auch die Grundmauer der Kirche wankt; bricht aber nicht. Fünfzehnhundert Jahre nach Sankt Silvester sitzt Pius der Neunte im Haus des Heiligen Petrus dem auch aus Amerika, Asien, Afrika beschickten Konzil vor, das die Unfehlbarkeit des Papstes, des Vaters, Lehrers, Richters aller Christen, laut verkündet. Gewitter umdröhnt den Vatikan. Und der Kaiser der Franzosen erklärt dem König von Preußen den Krieg. Ein Imperium stürzt, eins mit protestantischer Spitze entsteht. Verglüht nun das Feuer des uralten Streites zwischen weltlicher und geistlicher Macht, Königthum und Priesterthum, Nation und Menschheit? Die Republik Frankreich walkt die Kutte und zerschneidet das Band, das ihren Staatskörper an Rom knüpfte. Das deutsche Kaiserreich ist emsig in dem Streben, jede an Kämpfe

wider Rom erinnernde Blutspur wegzuwischen. Benedikt der Fünfzehnte aber gewährt der Republik den achten Kardinalshut, den sogar Leo der Dreizehnte und Rampolla ihr weigerten; und spricht: „Hell flammt immer in Unserem Herzen die Liebe zu der Heimath Chlodowechs, des Heiligen Ludwig, der Jungfrau Jeanne d'Arc. Von Unserem Thron hallt das Dankgebet wider, das heute das katholische, in seinem Schicksal glückliche Frankreich zum Herrn emporschickt. Wir freuen uns der Möglichkeit, dieses Land noch fester an den Heiligen Stuhl zu knüpfen, und hoffen zuversichtlicher als je auf die Erfüllung des Wunsches, den Wir so oft hegten: „Utinam renoventur gesta Dei per Francos!" Und der selbe Mund spricht im Konsistorium der Kardinäle: „Wohin die Mißachtung des Völkerrechts führt, erkennt jetzt Jeder aus der unwürdigen Behandlung der Gotteshäuser, Gottesdiener, des Gottesdienstgeräthes, aus der Thatsache, daß große Schaaren friedlicher Bürger, selbst solche zartesten Alters, von ihrem Heimathherd weggeschleppt, den weinenden Müttern, Gattinnen, Kindern entrissen werden, aus den Luftangriffen auf offene Städte und schutzlose Menschen, aus all den Gräueln, die täglich zu Land und zu See geschehen und jedes fühlende Herz mit unbeschreiblichem Weh erfüllen. Noch einmal treffe mit voller Wucht Unser Tadel die Urheber, wie sie auch heißen mögen, des schändlichen, jedes Rechtsgefühl höhnenden Geschehens in diesem Krieg!" Dem Gestus und der (nur dem Ohr, das taub sein will, noch undeutlichen) Rede folgt die erläuternde, nicht laute Antwort fordernde Frage: „Kann nun noch Einer bezweifeln, daß der Heilige Vater Frankreich liebt?" Vor der römischen Hirtenweisung war die Klage des Priesters, der, als ein vor allen Gewalten Furchtloser, in jeder Fährniß trutzig Frommer, die Kirchensäulen unseres Tages überwuchs, den bestaunten Glaubenshelden des ersten Christenjahrhunderts ähnlich wurde und ganz anders Empfindende, Feinde seines Wollens sogar in Ehrerbietung zwingt: „Ohne Ordnung kein Friede und ohne mitleidige Gerechtigkeit keine Ordnung. Weil ich Ordnung will, habe ich vom ersten Tag an gemahnt, der Macht, die unser Land besetzt hält, nicht thätigen Widerstand zu leisten, sondern ohne Aufruhrsregung jeder Vorschrift zu gehorchen, gegen die weder unser Christengewissen noch unsere nationale Würde sich wehrt. Aber auch die herrschende Macht muß die Ordnung wollen, also unsere Rechte und Pflich-

ten achten. Der Bürger gesitteter Länder hat das Recht auf seinen heimischen Herd; hat das Recht, frei über seine Arbeit zu verfügen und nur dem Vaterlande dienstbar zu sein. Vorschrift, die diese Rechte verletzt, kann das Gewissen nicht binden. Die Väter und Mütter, deren Schaar diese Kanzel umdrängt, werden begreifen, daß die letzten Wochen die an Aengsten und Schmerz reichsten meines Priesterlebens waren. Muth, liebe Brüder und Schwestern! Wahret in Ehrfurcht die Lehre Christi und haltet dem Vaterlande die Treue!" Kardinal Mercier, Erzbischof von Malines, hat auf der Kanzel einer brüsseler Kirche diese Sätze gesprochen. Noch eines dritten Priesters Stimme hören wir; eine, in deren sanftem Ton Lenzesahnung schwingt. Bischof Winton von Winchester schrieb an die „Times": „Als der Krieg begonnen hatte, vereinten Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und andere Engländer sich in den Entschluß, den vom Krieg bei uns überraschten und geschädigten Männern und Frauen aus uns feindlichen Ländern Hilfe zu bringen. Tausenden haben sie mit Geld und anderer Gabe geholfen und, was oft mehr ist, den Männern in den Gefangenenlagern und den im Kampf ums Dasein schutzlos vereinsamten Frauen und Kindern den Trost eingeflößt, daß auch für sie Menschengefühl sich regt. Zu ähnlichem Werk haben bald auch in Berlin sich Menschen gesammelt (in der von dem Fräulein Elisabeth Rotten mit unermüdlicher Umsicht geleiteten ‚Auskunft- und Hilf-Stelle für Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland'). In froher Dankbarkeit müssen wir jedes Zeichen allumfassender Menschenliebe begrüßen, die über nationalen Haß, über trauriges Vorurtheil hinausstrebt und, wie wir nun wissen, hier und da auch in den Ländern unserer Feinde lebt. Am Werk dieser Menschenliebe arbeiten in Deutschland Männer, die ich kennen, achten, lieben gelernt habe. Wie sie über den Krieg und über England denken, weiß ich nicht. Ihres guten Wollens aber und ihrer schlichten Aufrichtigkeit bin ich so gewiß, als wären sie meine Landsleute." Aus den drei Stimmen hallt, in verschiedener Tönung, der Glaube an eine Menschheitfamilie, deren Glieder nicht durch Grenzsteine und Schlagbäume getrennt werden können und deren Grundgesetz der Mächtigste selbst nicht ungestraft brechen werde. Die drei Stimmen verschlingen sich wie Laub und Blüthen zu einem duftenden Gewinde, zu dem Chor, der die Lehren Christi und Pauli, des Heilands und des Staatsmannes

in ein Urgebot faßt: „Aller Menschen Geschlechter sind aus einem Blut. Alles von Gott aus dem Samen eines Menschen Geschaffene ist gut, wird mit Dank empfangen und darf niemals verworfen werden. Liebe Den, der neben Dir lebt, wie Dich selbst. Die einander beißen und fressen, werden sich verzehren. So Einer kämpfet: er wird nicht gekrönt, er kämpfe denn den Kampf des Rechtes."

Wintersonnenwende.

War die Weihnacht, die seit dem Kalenderbefehl des römischen Bischofs Liberius dem Tag der frostigen Sonnenwende folgt, unserer Welt diesmal Schicksalswende? Der Krieg hat das Katholon, das, noch ein gewaltiges Bruchstück, nach den Reformationen blieb, in Scherben geschlagen. Der römische Katholik, der, wie der Proletarier Proudhons und Marxens von dem fernen Klassengenossen, von dem Glaubensbruder gesagt hatte, er sei in fremdem Land ihm noch näher, des Vertrauens würdiger als daheim der anders Gläubige, ficht nun im Bund mit griechischen Schismatikern, Ketzern aller Art, Mohammedanern, Indern, Negern, Shintoisten wider dem Papst geistlich Unterthane. Die in engster Gemeinschaft des Gottesbekenntnisses wohnen, zeihen laut einander schimpflicher Lüge. Protestanten werben eifernd um die Gunst des Priesters, dessen hohes Amt Luthers frommer Zorn wild geschmäht hat. Das in blutigen Kreuzzügen Erlangte soll vernichtet, die Herrschaft der Mondsichel über von zähem Christenmuth ihr abgerungenes Gebiet wiederhergestellt werden. Ist der Begriff der Christenheit entfernte Hülse, der Begriff der Menschheit Schemen geworden und verhallen die Stimmen der Prediger, die wir hörten, in eine Wüste, aus der aufrecht schreitende oder durch Höhlen kriechende, denkende und sprechende, lachende und weinende Thiere die letzte Lebensspur tilgen wollen? Hängt die Hoffnung auf Menscheneintracht, Religion, Rasse wie welkes, saftlos braunes Laub am Baum des Bewußtseins und ist seine Rinde dicht von dem Epheu schmarotzenden Aberglaubens an nationale Sondermacht umsponnen? Nein. In der Dezembernote des Vierbundes, der Katholiken, Orthodoxe, Lutherische, Calviner, Hussiten, Juden, Musulmanen umfaßt, lasen wir die Sätze: „Der furchtbarste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wüthet seit neunundzwanzig Monaten in einem großen Theil der Welt. Diese Katastrophe, die das Band einer gemeinsamen tausendjährigen Ci-

vilisation nicht hat aufhalten können, trifft die Menschheit in ihren werthvollsten Errungenschaften. Sie droht, den geistigen und materiellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen." So häßlich die Ausdrucksform ist: der Wille zu Menschheitempfinden leuchtet durch das verstümperte Wortgefüge. Noch höher recken sich die Häupter der Demokratie; und sie reden mit Zungen der Priester. Der Erste Minister des Britenreiches, Herr Lloyd George, spricht: „Jeder Mann und jede Gruppe, die, leichten Herzens und ohne zwingenden Grund, diesen furchtbaren Krieg verlängern würden, belüden ihr Gewissen mit einer Verbrechensschuld, die Ozeane nicht wegwaschen könnten. Nur Feigheit aber, die erbärmlichste, der je ein Staatsmann schuldig wurde, könnte den Kampf enden, ehe dessen heiliger Zweck gesichert ist. Wir haben gesprochen wie Abraham Lincoln in ähnlicher Lage: ,Der Krieg, den wir auf uns nahmen, wird enden, sobald sein Ziel, ein internationales, erreicht ist. Gott verhüte, daß er früher ende!' Von Menschlichkeit sprach auch der große Krieger und Tyrann, den England stürzen mußte; wenn er Zeit zur Ordnung seiner Beute, zur Stärkung seiner Streitkräfte brauchte oder wenn die ihm Unterthanen des Krieges müde schienen, spielte er den Friedensengel und sprach entsetzt über den Blutgraus, für den er allein doch verantwortlich war. Die Erinnerung an Geschehenes nöthigt uns zu vorsichtiger Betrachtung der deutschen Note, die keinen Vorschlag gebracht hat. Was wir von unserem Feind in dem Friedensvertrag fordern müssen, ist bekannt: Völlige Wiederherstellung, zulängliche Entschädigung, sichere Bürgschaft gegen die Wiederholung solcher Anschläge. Sollen sie etwa, die Attentate zu Land und zu See, nicht gesühnt, sondern durch ein paar frömmelnde Phrasen abgethan werden? Wir ersehnen, Alle, den Frieden und der Krieg ist uns Gräuel; aber wir wissen auch, daß die Behauptung, unseren Feinden sei der Krieg, zur Vertheidigung ihres Lebens und ihrer Entwickelungfreiheit, aufgezwungen worden, unwahr ist und den Zweck hat, das deutsche Volk dem Willen der preußischen Militärkaste dienstbar zu machen. Niemals wünschten oder versuchten wir, das Dasein, die Freiheit des deutschen Volkes zu stören, dessen Arbeit ja einen der ganzen Menschheit wohlthätigen Ertrag schuf. Wir wollen Europa von dem Alben befreien, zu dem die preußische Militärkaste, mit ihrer ewigen Drohung und Rüstung, ihrer Eisen-

fressermiene, der Häufung ihrer Angriffswaffen und der steten Sucht, sie anzuwenden, geworden ist. Das Geprahl und die Angriffe dieses bösen Nachbars heute, in dem von seinen Häuptlingen uns aufgenöthigten Krieg, straflos zu lassen, nicht als Verbrechen wider den Geist des Völkerrechtes zu ahnden, wäre eine der Menschheit grausam schädliche Thorheit. Dieser Krieg ist ein Kampf für das Völkerrecht, für Treue und Glauben im Verkehr der Staaten, für die Ehre der Menschheit. Die von langen Geschlechterreihen mühsam gegen die Barbarei errichtete Mauer ist durchbrochen worden. Der Krieg muß das Mittel werden, das den Frieden sichert, die Ehre und den guten Willen der Menschheit schirmt und ein internationales Gewissen vorbereitet. Das wird die Menschheit dem Ideal nähern, von dessen Höhe uns jeder Bruch geschlossener Verträge, jede rechtwidrige Gewaltthat gegen kleine Länder strafbar erscheint und Gerechtigkeit mehr gilt als Raffgier. Nach dem Triumph Preußens müßte die Menschheit ohne Hoffnung auf Hilfe verschmachten. Deshalb giebt es, seit Krieg ist, für mich nur ein Ideal und in dessen Dienst will ich auch weiter mit aller Kraft meiner Leidenschaft kämpfen: die Rettung der Menschheit vor der gräßlichsten Katastrophe, von der ihr Wohl jemals bedroht war." Die Menschheit als Leuchtfeuer jedes Hauptsatzes; kein Wort über einen der Nation zu erfechtenden Vortheil.

Der Neutrale spricht nüchterner. Präsident Wilson: „Die Vereinigten Staaten leiden ernstlich unter dem Krieg und müßten, wenn er noch länger dauerte, ihre Interessen so gut wie irgend möglich schützen. Deshalb fordert der Präsident die Regirungen der kämpfenden Länder auf, die Bedingungen, unter denen das Ende des Krieges ihnen möglich scheint, anzugeben und Bürgschaft für die Wahrung des Friedens vorzuschlagen. Dann erst werden die Willensziele der zwei Gruppen vergleichbar sein. Einstweilen scheinen sie gleich. Beide Gruppen wollen die Rechte und Freiheiten kleiner Länder und schwacher Völker sichern, sich selbst vor Angriff und eigennütziger Lebensstörung schirmen, Bündnisse, die Argwohn stiften und das Gleichgewicht der Kräfte gefährden, durch einen Völkerbund ersetzen, der den Frieden der Welt und die Herrschaft der Gerechtigkeit verbürgt; aber, als ein letzter Schritt auf langem Weg, erst verbürgen kann, wenn die politische und wirthschaftliche Freiheit, der Gebietsbesitz und die Unabhängigkeit aller in Krieg gerissenen Nationen von allen Seiten anerkannt

worden ist. Volk und Regirung der Vereinigten Staaten ersehnen die Stunde, die ihnen erlaubt, zum Schutz kleiner und schwacher Völker vor Unrecht und Gewaltthat mitzuwirken, und warnen, zu warten, bis die Lage der neutralen Staaten unerträglich und die Civilisation von rechtwidrigem und unaustilgbarem Leid heimgesucht wird. Schon spürt die ganze Welt dieses Leid. Jedes Glied der großen Menschheitfamilie fühlt die Last und den Graus dieses unerschauten Streites, dessen Wirkung alle Nationen der civilisirten Erde erreicht hat oder morgen erreichen kann. Währt der Krieg fort, bis, nach der Opferung neuer und abermals neuer Menschenmillionen, eine Gruppe erschöpft, unausrodbare Feindschaft eingewurzelt und überall Verzweiflung gezeugt ist, dann bleibt keine Hoffnung mehr auf wahrhaften Frieden und auf die freiwillige Arbeitgemeinschaft freier Völker." Nur von der Lippe des Heerführers kommt, aus allen Lagern, noch der hart klirrende Ton von gestern. An die Krieger seiner Armeegruppe, die am fünfzehnten Dezember zwischen Maas und Woëvre deutsche Stellungen zerstört, Gelände und Geschütz erobert und über elftausend Gefangene eingebracht hatte, schrieb General Mangin: „Freunde! Unser wilder Feind merkt, daß er uns auf dem Schlachtfeld nicht besiegen kann, und möchte uns nun in die von plumper Hand gefügte Falle verfrühten Friedens locken. Ihr kennt die Truggeberde Derer, die, während sie neue Waffen aufraffen, schreien: ‚Kamerad!' Unsere Ahnen weigerten in den Tagen der Revolution jede Verhandlung mit dem Feind, dessen Fuß noch den heiligen Boden des Vaterlandes besudelt; zuvor, sprachen sie, muß er über die Grenze geworfen, muß der Sieg des Rechtes und der Freiheit über Tyrannenwillkür völlig gesichert sein. Wir werden niemals mit meineidigen Regirungen, denen Verträge Papierfetzen sind, niemals mit Frauenmördern und Kinderhenkern verhandeln. Nach dem endgiltigen Sieg, der sie unschädlich macht, werden wir ihnen unseren Willen aufzwingen. Ihrem heuchlerischen Gerede hat Frankreich durch das Maul Eurer Kanonen und durch die Spitze Eurer Bayonnettes die Antwort gegeben. Ihr waret die guten Botschafter der Republik. Sie dankt Euch." General Mangin dachte, als er diesen Tagesbefehl schrieb, an den Verfassungentwurf des pariser Nationalkonvents, der als vierten Artikel in den fünfundzwanzigsten Abschnitt den Satz aufnahm: „Das französische Volk schließt mit einem auf seinem Boden stehenden Feind

nicht Frieden.“ In der Sitzung vom achtzehnten Juni 1793 empfahl der Abgeordnete Mercier die Streichung dieses Artikels, weil die Franzosen, im Morgengrau ihres Freiheitbewußtseins, noch nicht auf die Höhe römischen Machtempfindens gelangt seien. Niemals, schrie Robespierre in den Saal, „nie hätte ich für möglich gehalten, daß ein Vertreter unseres Volkes hier das Bekenntniß feigen Sklavensinnes wagen werde! Wo sah dieser Mensch uns den Römern unterlegen? Wo das Franzosenvolk, das sein Blut für die Freiheit der Welt vergießt, kleiner als das Römervolk, das alle Völker unterjochen, nicht Held und Herold der Freiheit sein wollte? Mögen Alle, die eines freien Volkes Kraft noch nicht ahnen, heute erfahren, daß gerade dieser Artikel der Ausdruck unseres Willens ist. Ein Volk, das mit dem auf seiner Erde stehenden Feind verhandelt, hat auf seine Unabhängigkeit verzichtet und ist schon besiegt.“ Und Barrère zürnt: „Der Entwurfsartikel ist schon in Longwy und in Verdun verkündet worden. Frankreich hat ihn verkündet. Wer stellt es hinter Rom? Die Macht Roms hatte die Völker in Kriegsstrudel gerissen und Ihr bereitet der Welt den Frieden.“ Einen General, der so großen Mustern nacheifert, darf selbst der räudige Tiger Clemenceau nicht mit des selben Grimmes Athem anpfauchen wie den neuen Kriegsminister Lyautey, den er als Pfaffenzögling verbellt, und den Generalstabschef Castelnau, den er als „gestiefelten Kapuziner“ verspottet hat.

Auf seine Genossen im Senat wird er aus einem heiteren, einem nassen Auge blicken. Auch sie haben den Konvent, den Kriegertrutz der Jakobiner zum Vorbild erwählt und „verfrühtes“ Gespräch über Friedensschluß schroff abgelehnt. (Daß in den Ersten Kammern, die doch Stätten weiser Bedachtsamkeit sein sollten, die Zorneswallung noch heftiger als in den Volkshäusern aufzischt, ist ein zu wenig beachtetes Zeichen unserer Zeit. Im Preußischen Herrenhaus will die überwiegende Mehrheit nur Frieden durch Sieg, nicht durch Verständigung. In der Peerskammer vertritt Lord Curzon, unser hitzigster Feind, die Regirung Seiner Huldvollen Majestät und nöthigt uns durch den Ausspruch, kein seiner Sinne mächtiger Brite wünsche Deutschlands Zerschmetterung, an die Schwelle ungläubigen Staunens. Der Reichsrath Rußlands und mit ihm der Adelskongreß, den, nach Wittes Wort, stets der Blutgeruch der Reaktion umdunstete, hat sich zum Sturz Stuermers, zur Dämmung des aus Rasputins Rinnsal sickernden

Einflusses und zur Verherrlichung des wüthenden Deutschenfeindes Pokrowskij, den Demokraten verbündet und die Regirung, deren Haupt jetzt Herr Trepow ist, aufgefordert, in enger Gemeinschaft mit der Reichsduma alle Kräfte der Nation und ihres Bodens für den Krieg zu waffnen. Da durch das Hofsieb nur als zuverlässig bewährte Männer, meist morsche Stützen des höheren Tshin in den Reichsrath gelangen, zeigt die neue Verbündung, wie rasch in Rußland der Gedanke der Volksmitarbeit Anhang geworben hat. Und der Senat der Französischen Republik strafft sich in die Haltung der röthesten Konventshelden.) Auch den dritten Sturm aber, den Herr Clemenceau als Stratege und diesmal sogar als sichtbarer Führer einer scheckigen Koalition führte, hat der behende Herr Briand abgeschlagen. Die Senatsmehrheit wickelt ihn in ein Vertrauensvotum. Das that, als er sein Kabinet verengt, die Genossen Guesde und Sembat hinausgeschmeichelt, die Heeresleitung dem General Nivelle gegeben und Vater Joffre in den Kriegsrath gerufen hatte, auch die Zweite Kammer; doch, wie Manchen dünkte, nur, um den Eingewickelten bequem zu erdrosseln. Das Verhältniß der Parteien und Klüngel zu dem aufgefrischten Ministerium Briand und die Aufnahme, die das Geläut der berliner und washingtoner Friedensglocken fand, ist lehrreich und heischt deshalb auch von Deutschen Beachtung.

„Gestern sprach die Kammer zur Regirung: Wenn Du nicht energisch handelst, entziehe ich Dir mein Vertrauen. Heute sagt sie zu ihr: Wenn Du Dich in Handlung erdreistest, stürze ich Dich. Das Parlament will immer dabei sein: das Land regiren und verwalten, den Krieg führen und die Friedensbedingungen vorschreiben, Beamte und Generale ernennen und, vor allen anderen Dingen, Ruhm für den nächsten Wahlkampf speichern. Nie wird es eine Regirung stützen, die noch Anderes als die Sicherung dieser Vortheile im Kopf hat. Ein wunderlicher Wahn verbirgt den Anhängern des Herrn Clemenceau, daß sie die selbe Kammer, die selben Leidenschaften, Interessenbündel, Hemmnisse finden würden wie Herr Briand. Die Art unseres Parlamentarismus ist mit dem Kriegszustand unvereinbar und muß sich wandeln, wenn Sieg werden soll. Der Entschluß zu dieser Wandlung muß kommen; aus dem Parlament oder gegen das Parlament. Und Herr Clemenceau braucht trotzdem nicht zu fürchten, daß, ein Messer in das Herz Parlamentarischer Regirung gestoßen werden solle'. Er

sieht immer nur Personen, niemals die Mängel der Rahmen, in die sie sich fassen müssen, und fällt deshalb stets schiefe und ungerechte Urtheile. Die Verhandlungen des Senates müssen uns die Stetigkeit der Regirung verbürgen; kein anderes Mittel fehlt uns zur Erringung des Sieges.“ (Akademiker Alfred Capus in Le Figaro.) „Unser vom Feind besetztes Land ist nicht reich genug, um Zeit und Kraft vergeuden zu lassen. Der unselige Clemenceau bereitet eifernd neue Zerstörung vor. Wir wollen ihm sagen, daß wir gegen jede Zertrümmerung sind, weil jede Schaden und Unglück bewirkt. Bis in Tollheit thöricht ist gar Zerstörung staatlicher Lebenskraft ohne die Möglichkeit, die Nachfolge vorauszubestimmen und das Sinken in Schlechteres zu hindern.“ (L'Action Française.) „Mit bekümmertem Staunen sieht das Land die Kluft zwischen Regirung und Parlament breiter werden; denn es weiß, daß nur die Eintracht dieser beiden Gewalten den vollen Ertrag der großartigen Volksleistung sichern könnte. Woher stammt das Unbehagen? Die Kammer hat dem umgestalteten Ministerium ihr Vertrauen ausgesprochen; dennoch zergliedert, durchstöbert, erörtert sie jeden Regirungplan und scheint mißtrauisch oder vom Hang in feindsälige Zettelei beherrscht. Die Regirung fordert das Recht, in eiligen Fällen allein, durch Erlasse, Ordnung zu schaffen. Das hat sie schon, nicht nur im Novemberausstand der Straßenbahnbeamten, gethan; will aber, im Angesicht einer schroff feindlichen Minderheit, die klare Bestätigung ihres Rechtes. Gesetz und Bedürfniß sprechen für dieses Verlangen und die Kammer würde durch Widerstreben das Land gefährden. Schon während ihrer Tagungpause, die sich bis in den neunten Januartag erstreckt, kann die Regirung vor die Nothwendigkeit gestellt werden, schnell, durch Erlaß, einzugreifen. Das, freilich, darf nur in festen Grenzen und nur da, wo es nöthig ist, geschehen. Ein Vorrecht des Parlaments darf nicht verkümmern.“ (Le Temps.) „Wahnsinn hat den unseligen Briand in die Hoffnung getrieben, er dürfe, ungestraft, dem Lande die Abdankung der Volksvertreter zumuthen. Als Caesar über den Rubrikon gegangen, Bonaparte durch das Treibhaus von Saint-Cloud gestürmt war, konnten sie sich auf ihre Militärmacht berufen; als Prinz Louis Napoleon den Staatsstreich vom zweiten Dezember machte, umleuchtete ihn der Glanz eines Namens. Was hat Herr Briand? Ich sehe nur ein Päckchen Bindfaden, die uns knebeln sollten und in die er sich nun selbst versträhnt hat. Sein Ribot wird ihm den

Weg in Willkürmacht mit Grundsätzen pflastern, sein General Lyautey sich in den Versuch aufrecken, durch starre Haltung die Kammer einzuschüchtern. Da unser verpfuschter Konsul aber so unklug war, sich selbst zu entschleiern, hat er keinen Trumpf mehr in seinem Spiel. Er kann nur noch durch den Mund seiner Preßfreunde das Parlament verrufen lassen, die Moratorienwirthschaft fortsetzen, sich von Aufschub zu Aufschub hinfristen. Das ist die feinste, die allerfeinste Kriegspolitikerkunst des Herrn Briand." (Senator Clemenceau in L'Homme Enchaîné.) „Gern hätte ich in so ernster Stunde geschwiegen und weiter gehofft, in Männern, denen ich immer, nur allzu lange, vertraut habe, werde die Thatkraft erwachen. Doch Pflicht zwingt mich, zu reden; befiehlt mir, deutlich und in derber Breite die wichtigste aller Fragen zu stellen: die nach dem Stand unserer Rüstung. Sie ist, leider, noch nicht beantwortet; und ich bin, zu meinem tiefsten Schmerz, in diesem Lande der Einzige, der unsere Unzulänglichkeit ganz kennt und weiß, welche tragische Nothwendigkeit von uns die schnelle Heilung des Uebels verlangt. Wohl sind, seit Herr Briand in seinem Kabinet ein paar Namen und Titel geändert hat, kluge und schonunglose Kritiken, in der Presse und in der Kammer, einer Politik nicht erspart worden, die dem Handeln der Verbündeten nicht die nöthige Einheit zu schaffen vermocht hat und deren Ergebniß heute ist: Stillstand auf den Hauptfronten, Niederlagen in Rumänien, zunehmender Druck auf die Flanke der Saloniki-Armee. Die Frage nach dem Kriegsgeräth ist aber nicht einmal gestreift worden. Und doch hängt Alles an der Antwort, die ihr gefunden wird. Daß Brussilows Offensive erlahmte, der Vorstoß an der Somme unzureichenden Ertrag brachte, Bukarest fiel, Sarrails Heer nicht vom Fleck kommt, der Feind nicht aus Belgien, Frankreich, Polen, Serbien, Rumänien vertrieben, der entscheidende Sieg über das müde, hungernde, wirthschaftlich zerrüttete Deutschland noch nicht erkämpft ist und der Krieg, der uns von Tag zu Tag mehr Blut und Gold kostet, sich in die Länge zieht: an Alledem ist der Geschützmangel schuldig. Ich behaupte, daß man nicht alles Mögliche gethan hat; daß in der Regirung der eherne Wille fehlte, der Widerstand bricht, Schuld ohne Erbarmen straft und den Bureaux der Kriegsämter neue Methoden aufzwingt. Man hat den Krieg niemals verstanden und versteht ihn noch heute nicht. Deshalb interpellire ich. Keines Schattens von

Feindschaft gegen die Machthaber kann ich verdächtig werden. Den ungewöhnlichen Geistesgaben des Ministerpräsidenten habe ich oft gehuldigt und unter seinen Mitarbeitern habe ich Freunde. Aber das Vaterland blutet und in solcher Stunde ist für Freundschaft und Mitgefühl nicht Raum. Meinen eigenen Sohn würde ich vor die Flintenläufe stoßen, wüßte ich ihn eines Vergehens gegen das Vaterland schuldig. Auch persönlichen Ehrgeizes wird man, wie ich hoffen darf, mich nicht zeihen. Zu tief bin ich des bangen Ernstes der Stunde bewußt, um in der Macht Anderes als eine furchtbare Bürde zu sehen, der kein Aufgerufener sich entziehen darf, die aber nur ein Narr heute begehren oder beneiden wird. Als Vertreter eines Grenzkreises, wo nahe Nachbarschaft des Feindes immer den Seelenstand erhielt, der in Frankreichs Kernland erst seit dem deutschen Einbruch wieder fühlbar ist, habe ich mir zur Hauptpflicht gemacht, mein Vaterland vor der schwellenden Drohung zu warnen und für den Tag der Gefahr zu waffnen. In der Kriegszeit habe ich alles Erdenkliche versucht, um, achtundzwanzig Monate lang, auf die Männer einzuwirken, die handeln könnten und müßten. Nur eine Schuld drückt mein Gewissen: daß ich zu lange gehofft und Zusagen geglaubt habe, trotzdem jeder Tag eine gräßliche Rechnung von Leid und Tod vorlegte. Wenn Frankreichs Volk einst hört, wie ich mich gemüht und was ich mit Warnung und flehentlicher Beschwörung erlangt habe, wird es richten oder rächen." (Senator Charles Humbert in Le Journal.) Die Interpellation kam, wurde beantwortet: und die Senatsmehrheit sprach Herrn Briand ihr Vertrauen aus. Bleibt die Zweite Kammer unwirsch? Ein Erlaß soll das Land von der Alkoholpest befreien. „Tastet, Unvorsichtige, nicht die Giftverschleißer, gar die mächtigen Destillirer an! Hier ist die Heilige Arche, die in Wählbarkeit steuert. General Gallieni hat mir erzählt, wie er, weil die Alkoholanwälte seine Rede überheulten, von der Tribüne und aus dem Saal ging. Die selbe Ursache hat den selben Lärm bewirkt. ‚Das ist Diktatur!' Dabei bleibt das Recht der Kammern, den Urheber eines ihnen nicht genehmen Erlasses zu stürzen, ungeschmälert. Und, im Ernst, seht Ihr Briand auf Boulangers Rappen? Der Verbrauch mancher Nährmittel soll eingeschränkt werden. In fünf Minuten hätte der Konvent ein so dringliches Gesetz beschlossen. Man schwatzt über den Konvent: und schickt den Gesetzentwurf in einen Ausschuß von dreiunddreißig Mitgliedern. Der wird den Interessenten, die

Wähler sind, das erbetene Gehör nicht weigern. Goldenes Pfand, das Spekulation, Speicherung, Hamsterei verbürgt! Wenn das Gesetz bewilligt wird, kommt es zu spät. Was Anderes. Die gesteigerte Heftigkeit des Unterseekrieges fordert die Aufhebung des Stahl- und Gußeisen-Zolles. Noch giebts kein Rezept, nach dem aus Reden Kanonen zu machen sind. Welche Artillerie hätten wir sonst! Aber durch Zollfreiheit würden die Einnahmen mancher Leute gemindert." (Herr Joseph Reinach in Le Figaro.)

Den selben geistreichen Herrn erinnert der deutsche Friedensvorschlag wieder einmal an Bonaparte. „Der war Kaiser der Franzosen, König von Italien, Schutzherr des Rheinbundes, Großlandammann der Schweiz und hatte seine Brüder Joseph, Jérôme und Louis auf die Throne von Spanien, Westfalen, Holland, seinen Schwager Murat auf den von Neapel gesetzt. Sein Frankreich umfaßte hundertdreißig Regirungbezirke. Brüssel und Amsterdam, Hamburg und Köln, Genf und Genua, Florenz und Rom: Präfektensitze im neuen Westkaiserreich. Auf dem nie von einem Sterblichen erklommenen Machtgipfel, als Herr Europas von der Elbmündung bis an den Kanal von Otranto, von den Herakles-säulen bis an die Moskwa, schrieb er an den Zaren Alexander, wie sehr er bedaure, daß Rostoptschin die Stadt Moskau in Brand gesteckt habe. ‚Menschlichkeit, aber auch der Vortheil des Zaren und der großen Stadt selbst empfahl, sie mir als Pfand anzuvertrauen.' Alles war an ihm groß; jedes Bindfädchen ein Kabel. Alexander ließ den Brief ohne Antwort. ‚Mit Napoleon giebts keinen Frieden mehr. Er oder ich, ich oder er!' Napoleon wird ungeduldig, ruft Caulaincourt und sagt: ‚Ich werfe mich jetzt auf Petersburg. Dann wird Rußland gegen Alexander aufstehen und Verschwörer werden ihn morden. Schade. Ich achte diesen Herrscher und er wird mir fehlen. Gehen Sie zu ihm und versuchen Sie, der Katastrophe vorzubeugen.' Caulaincourt, Herzog von Vicenza, ist weder deutscher Kanzler noch sonstwo Dienstbote; also antwortet er seinem Kaiser: ‚Unnütze Botschaft; Alexander horcht auf keine, ehe der Boden seines Reiches vom Feind frei ist.' Am ersten Tag des Rückzuges aus Rußland läßt Napoleon durch Lauriston einen Geleitbrief von Kutusow erbitten, schreibt wieder an Alexander und sagt: ‚Ich will Frieden, ich brauche Frieden, ich muß um jeden Preis Frieden haben; rettet mir nur die Ehre!' Kutusow weigert den Geleitbrief; was danach

folgte, ist bekannt. Verzeihe mir, großer Schatten, diesen Vergleich! Doch je mehr ich nachdenke, desto klarer wird mir die Entstehung der deutschen Friedensnote. Es giebt noch schlimmere Pein als die des russischen Winters." Der Ton ist kaum irgendwo anders. Nur der Sozialistenbund des Seinebezirkes beschließt, mit zehntausend gegen vierhundert Stimmen: kein Friedensvorschlag sei ohne ernsthafte Prüfung abzuweisen, jeder dem Parlament vorzulegen und von jeder Regirung zu fordern, daß sie ihre Kriegsziele sofort zeige. Dieser Beschluß wird wie Landesverrath getadelt. „Mit einer Arglosigkeit, die verräth, wie unfähig sie noch zur Leitung des Staatsgeschäftes sind, blöken unsere Seine-Sozialisten nach Frieden; sie möchten ‚doch mal sehen', welche Bedingungen der Kaiser stellt. Mehr, liebe Brüder, verlangt er gar nicht von Euch. Ihr sollt nur ‚plaudern'. Für alles Uebrige wird er sorgen; er wird die von Euch in Plauderei verleiteten Regirungen einander entfremden, verfeinden und Euch sacht in seinen deutschen Frieden überreden. Daß eine Fraktion, in der Albert Thomas und Marcel Sembat sitzen, solchen Blödsinn anrichten konnte, berechtigt zu der Frage, ob den Sozialistenführern nicht die Gefahr naht, verrückt zu werden. Wenns nach ihrem Beschluß ginge, würden drei Viertel aller Franzosen, weil sie nicht über ihre Nasenspitze hinaus gucken können, zu schreien anfangen: ‚Hoch der Friede!" Sie hätten danach keine Lust mehr, zu fechten, und würden unsere Regirung bald zwingen, von den Verbündeten in einen Sonderfrieden abzuschwenken. Nach solchem Treubruch fänden wir niemals wieder Gefährten, wären, mit gebundenen Händen und Füßen, den Deutschen ausgeliefert und würden, wenns ihnen paßt, eines Tages zum Kampf gegen ihre Feinde gezwungen. Meine Seine-Genossen haben nur eine Kleinigkeit vergessen: daß die Verbündeten einander geschworen haben, nie einen Sonderfrieden zu schließen, und daß der Londoner Vertrag noch lebt. (Genosse Hervé in La Victoire.) Genosse Renaudel hat den Beschluß der Fraktion vertheidigt. „Deutschland soll wissen, daß es, nachdem es zu reden begonnen hat, nicht wieder schweigen darf; daß jeder Friedensvorschlag, der nicht von der Befreiung aller deutschem Druck unterthanen Gebiete ausgeht, werthlos ist und den Willen der verbündeten Völker, selbst ihr Schicksal zu schmieden, nur härten kann. Die Deutschen würden sich noch einmal als Schelme und Verbrecher erweisen, wenn sie nicht bereit wären, im hellen Licht der Oeffentlichkeit über die Bedingungen

des Friedensschlusses zu verhandeln." Dem Blatt, das diese Sätze verbreitet, hat Jaurès den Namen L'Humanité gegeben. Und es kämpft seit dreizehn Jahren für die heilige Sache der Menschheit.

Wer das Gesicht mir zeigt, Der kehrts nicht ab
Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
Und schlagen Deine Männer dann
Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Ersäuft im eigenen Geblüte.

Das ist Raufebolds Kriegsziel. Habebalds liegt noch näher: „Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren soll sich der Durst nach Beute paaren; und allen sei das Ziel gestellt: des Gegenkaisers reiches Zelt." Beide wollen von Menschheit und ähnlichem Gefühlsquark nichts hören und stampfen als Gewaltige über die Erde. Ihre Enkel machen sichs bequemer: bleiben zu Haus, knattern Artikel in die Welt und rühmen sich gewaltigen Zulaufes. Sie auf den Märkten auszustellen, ist der Heimath Kants, Herders, Goethes nicht zu empfehlen. Die kann die Wirkung ihres Rufes zu erstem Gespräch über Friedensmöglichkeit abwarten. Nie aber, in oder nach so grausamem Krieg, zu laut betonen, daß sie ihrer Menschheit bewußt ist und sich für Menschheitzukunft verantwortlich fühlt. Aus Europens schmalem Boden hat in heller Zeit jede Umpflügung, jede Düngung mit Menschenblut Frucht gereift, die heute noch duftet, morgen noch laben wird. Die Französische Revolution: Menschenrecht, Gesellschaftvertrag, Staatsverfassung; die Entfronung des Aermsten, die Verpflichtung des Reichsten in Lastgemeinschaft, die vernünftige Eingrenzung der Herrschermacht. Die Kriege gegen Napoleon: die Besinnung auf das Recht und die Würde der Nation und auf die Schmach der Knechtung in Fremdjoch. Sedan: die Einung der nicht von Habsburgs Forst umwachsenen deutschen Völker. Gebietsumfang dehnt sich und schrumpft wieder. Die Reiche Caesars, Alexanders, Bonapartes starben früh. Jetzt erstrebt, im Granatenhagel, das Hirn den letzten Sieg über das Schwert. Kräftige, nicht mehr von Mythologie versüßlichte Menschenliebe will scheue oder protzige Selbstsucht der Völker überwinden, aus Erwerb- und Schutzgenossenschaft sie in seelische Gemeinschaft erhöhen. Menschheit ruft uns; wir horchen froh. Wer Deutschlands würdig sein will, muß trachten, daß der mit blindem Auge in Erkenntniß geläuterte Geist, nicht täppisch dreinflegelndes Gesinde, des Vaterlandes Zukunft bereite.

Die Weltenuhr.

Weit im Norden ragt aus Gischt und Meer
wolkenhoch, zerklüftet und zerbrandet,
eine Klippe, da kein Schiffer landet,
keine flüchtige Möwe drüberher
wiegend ihre weißen Schwingen spannt.
Grau in Grau friert Himmel, Wasser, Land.
Grau in Grau, starr, leblos, ungeheuer,
wie ein Fragewort an Schicksalsmächte,
ragt ein uralt räthselvoll Gemäuer
sich hinauf ins Dunkel wilder Nächte.
Tief am Fundament die Wellen wogen,
hoch um Zinnen und zerborstne Bogen
grollt das Wetter, tanzt der Winde Reigen,
flammt die Welt . . . Doch still um Thür und Thor
horchts und kauerts . . . Schweigen, nichts als Schweigen . . .
Tritt kein Hüter wehen Blicks hervor?
Schlägt vom Uhrthurm endlich nicht die Stunde?
Schwingt der Klöppel nicht am Glockenmunde
erzne Töne in die Ewigkeit?
Starb der Wärter? Träumt er? Steht die Zeit?

Nein, er starb nicht, träumt nicht, schlummert nicht!
Nein, er wartet, bis der Weltsturm sausend
ihn gemahnt an seine Wärterpflicht.
Und dann langt er, einmal im Jahrtausend,
nach dem Glockenstrang und einmal nur
im Jahrtausend richtet er die Uhr.
Und dann summen Töne, wie aus Tiefen
längst vergangner Tage erdwärts wallend,
wecken Geister, die verborgen schliefen,
stürmen fluthend, stöhnend, widerhallend,
gellend, schreiend über Land und Meer —
und es lauscht die Menschheit, jäh ergrausend.
Starb der Wärter? Träumt er? Schlummert er?
Nein, er schreitet . . . einmal im Jahrtausend . . .

I.

Und das Einmal treibt den Pflichtgewohnten
auf die Stiege. Wie der Aether rauscht!
Wie ein seltsam Wehn die Lüfte bauscht!
Und er greift den Strang, den langgeschonten,
zieht ihn. Aechzend dröhnt es Eins vom Thurm:
Sturm!

II.

Und er hört das Rauschen nah und näher,
und er schlürft die Treppe hoch und höher,
sieht die Wolken jagen an dem Himmel,
schaut der Menschen irrendes Getümmel —
fragend tönts zum Zweiten in die Zeit:
Streit?

III.

Da: ein Stürmen wie aus Donnerchören,
ein Entflammen, Branden, Sich empören!
Durch den Lärm, den wirren, übertollen,
bricht der Schwerter Klang, der Stücke Rollen!
Thürmer, reiß' zum Dritten! Klöppel, flieg!
Krieg!

IV.

Lichter wird die Nacht; der Sterne Flimmern
weicht der nie geschauten, jähen Helle.
Flackernd kochts empor. Ein glühend Schimmern
treibt die Schläfer über Flur und Schwelle.
Wächter, reck' zum Vierten Deine Hand:
Brand!

V.

Da: ein Bächlein quillt, es wächst zum Fluß,
schwillt zum Sturm, tritt über Bord und Ufer!
Niemand hemmt und hilft! Kein Warner, Rufer
weckt die Völker, wehrt dem rothen Guß.
Schwing' zum Fünften, Mann, es steigt die Fluth!
Blut!

VI.

Schwing' zum Sechsten, Wärter, zerr' am Strange,
daß es schrill durch alle Welten hallt!
Sieh, es hebt sich, wie in finstrem Drange
aus den Seelen eine Urgewalt,
lockt ein längst entschwundnes Schreckenswort:
Mord!

VII.

Und so schleicht, gehüllt in hären Grau,
durch das Land mit leisen, scheuen Schritten
eine bange, eine blasse Frau,
pocht an Schlösser, klopft an Hof und Hütten.
Sieben tönts vom Thurm ... Die Sorge droht ...
Noth!

VIII.

Winterlich die Halde! Wie ein Schmerzen
zehrend über alle Räume schwebt!
Wie ein fröstelnd Zittern in den Herzen,
wie ein Weinen um die Lippen bebt!
Acht, erst Acht! Schier endlos drückt die Zeit...
Leid!

IX.

Wärter, lug' hinaus! Ein wilder Reiter
sprengt durch Feld und Tann, durch Moor und Flur,
sensenschwingend, weiter, rastlos weiter,
sturmwindgleich ... Zum Neunten schlägt die Uhr.
Dampft die Erde, — seis! Der Weltbrand loht!
Tod!

X.

Endlich aber durch die Wolkenschatten
glüht ein ander Licht, ein neuer Stern!
Klänge, die wir längst vergessen hatten,
singen um uns: und wir lauschen gern.
Athme, Wärter; hoffend zieh' das Seil:
Heil!

XI.

Und so hebt sich mählich aus dem düstern
Nachtgebild ein leuchtend voller Tag.
Stimmen wie von goldnen Himmeln flüstern,
jauchzend schlägt die Uhr den elften Schlag.
Jubelnd klingt hinaus, was in uns schwieg:
Sieg!

XII.

So zum zwölften und zum letzten Male
thue, Thürmer, was Dir Pflicht und Amt;
denn mit goldnem, frohem Sonnenstrahle
ist die Welt, die junge, überflammt.
Saat keimt auf, es kehrt der Lenz zurück —
Glück!

Und wie nun der klare Hall vertönt,
steigt der Wärter seine Stufen nieder.
Nur die Fluth um Saum und Küste stöhnt,
nur das Meer singt seine alten Lieder.
Schweigend steht der Zeiger an der Uhr,
klagend tost der Wind, den Thurm umbrausend;
stumm der Thürmer wartet ... Einmal nur
heischt die Pflicht ihn ... einmal im Jahrtausend.

Franz Lüdtke.

(Aus: „Das deutsche Jahr".)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Herausgeber:
Maximilian Warden.
Siebenund neunzigster Band.
.
Verlin.
Verlag der Zukunft.

Inhalt.

Berlin, den 7. Oktober 1S16.
Idole und Ideale.

^WV a es nicht gelingt, das Gewebe der Thatsachen und Ereig-
☐nisse, die man Geschichte nennt, klar und glatt in Reihen
von Ursachen und Wirkungen zu ordnen, so klammert sich die ge-
wöhnliche Geschichtbetrachtung und das politische Nrtheil mit be-
sonderer Heftigkeit an die Personen, die im Vordergrund des ge-
schichtlichen '.Geschehens stehen. Das thun aber auch denkende
Menschen, die von der unbefriedigenden und schließlich resultatlos
gebliebenen geschichtphilosophischen Betrachtung sich resignirt ab-
kehren und sich bescheiden an Das halten, was uns geläufig ist:
den Menschen.
In einer Lage, die jeden Versuch drückt, aus dem „Meer des
Irrthums" aufzutauchen und im europäischen Chaos die vorwärts
weisende, die gestaltende Kraft aufzuspüren, erliegen wir darum
immer wieder der Verlockung, einzelne Menschen oder Gruppen
von Menschen für das Geschehene verantwortlich zu machen und
ihnen daher ein liebermafz von ursächlicher Bedeutung zuzu-
schreiben. Damit thut sich eine neue Fehlerquelle auf; denn die
Räthselfrage, mit wie viel Bestimmtheit die Selbstbestimmung
im geschichtlichen Vorgang gemischt ist, wird durch parteiisches
Gefühl nicht beantwortet; und die Vorsicht des kausalen In-
stinkts, der wenigstens die Natur der Dinge und „Gelegenheit,
Glück und Genius" als gottgewolltes Ungefähr zusammen wirken
läßt, wird dabei überrannt. Ich will hier nicht Philosophiren,
ich will nur feststellen, wie hoffnunglos bisher die Bemühungen
waren, das Gewebe von Zufall und Nothwendigkeit, von Per-
'önlichem und Sachlichem, von Idee und Trieb, das diesem Krieg
i Grunde liegt, zu entwirren.
> Die übliche politische Erörterung behilft sich unter solchen

"Umständen mit sehr einfachen Mitteln: sie fragt, wie sich etwa
Bismarck oder Marx oder Iaures (wer es nun gerade sei, der
das besondere Pertrauen des Fragenden genießt) zu dem euro-
päischen Konflikt gestellt und wie er versucht hätte, aus ihm her»
auszuführen. Bei den Sozialisten ist dieses Verfahren merk-
würdiger Weise ganz besonders ausgebildet, obwohl kein Denker
und Politiker mit schrofferem Eifer als Marx den entwickelungs-
geschichtlichen Standpunkt empfohlen und den Werth und Einfluß
des persönlichen Faktors herabgedrückt hat. Gegen den Brauch,
das Orakel Bismark zu befragen, ist in letzter Zeit gerade von
seinen denkenden Bewunderern Einspruch erhoben worden. In
der That giebt er auf keins der Probleme, die unser Wissen
narren und unser Gewissen beklemmen, eine eindeutige Antwort.
Wir kennen ungefähr seine Methoden: aber wer vermäße sich, sie
auf das gegenwärtige Chaos anzuwenden, in dem ungemein ver-
wickelte wirthschaftliche und politische Fragen, mit allerlei natio-
nalen Atavismen verquirlt, neben einander lagern? Sein Grund-
trieb war, ohne Zweifel, machtpolitisch; Staat und Macht setzte
er in Eins, die humanitäre Ideologie mit dem Europäismus
als Gipfel höchster Wünschbarleit schob er als redensartlich, bei
Seite und den Krieg als politisch-ökonomisches Mittel stellte er
fest in Rechnung. Daneben bemerken wir als Richtpunkte seines
Handelns bis zuletzt den hartnäckigsten Kontinentalismus, dazu
die äußerste Vorsicht in der Behandlung möglicher Gegenspieler -
das Bestreben, die Bildung „kaunitzischer" Koalitionen gegen
seine Schöpfung Großpreußen zu verhindern; die Unterordnung
innerpolitischer Fragen unter außenpolitische; die Vermeidung
aller Gesten, die in der Welt Unruhe und Zweifel erregen könn-
ten; den festen Willen, sein Regententhum vor parlamentarischer
Belastung zu bewahren; die Tendenz, zwischen den Klippen der
Isolirung und der Allerweltbeflissenheit das Staatsschiff unbe-
schädigt hindurchzusteuern; ferner die weltpolitische Konzen-
tration; endlich die allmähliche Anpassung der überkommenen
Wirthschaft an den neuen Industrialismus. Aber indem ich an
diesem Bild des Vor-Bildes die Weisungen der gelehrten und -
geaichten Bismarckianer messe, befällt mich das Gefühl der Ohn^^
macht und Verzweiflung, denn ich kenne nicht drei für die heutige H
Bedrängniß empfohlene Sätze seiner geschäftigsten Ausdeuter, 4/
von denen ich nicht überzeugt wäre, daß Bismarck selbst ihnen ^
nicht Wort vor W»rt widersprochen hätte. /
Schon vor der europäischen Katastrophe konnte man fest
stellen, daß die Berufung auf Bismarck den Willen zur politisch -
Erkenntniß zu lähmen beginne, statt ihn leichter, freier, hell,

unbefangener zu machen. Die Bismarck-Philologie machte unlebendig, die Bismarck-Romantik blind. Heute dient die Berufung auf ihn fast schon gar als natioinaler Zollstock, um gute von schlechten oder verdächtigen Deutschen zu unterscheiden. Vergesset nicht, daß zum Reiten-Können, um ein mißbrauchtes Wort des Meisters anzuwenden, ein Solidaritätgefühl ohne Mißtrauen, ohne das sich mehr oder besser oder nationaler Dunkeln gehört. Bismarcks intimste Kenner und Bewunderer müssen über sein VerhSltniß zu unserer Zeit und unseren Zielen sagen: er sah eine neue Politik und ein neues Geschlecht entstehen und sich versuchen, doch er hat an sie nicht geglaubt. Er widerstrebte und widersprach. Er lehnte Ziele und Methoden ab. Er hatte für sie kaum je ein ermuthigendes Wort, über seine Lippen kam kaum je etwas Anderes als eine Warnung. Nnd sein herber, ätzender Tadel bezog sich nicht nur auf die schüchternen Liberalismen gegen Bürgerschaft und Arbeiterschaft, die den Formen seines Autoritätglaubens und seiner Autoritätübung widersprachen und widerstrebten, er bezog sich noch unzweideutiger (der caesarische Sackwille ließ sich nicht entwurzeln und entainten) auf alle sichtbaren und heimlichen Aeußerungen des gouvermentalen Machtwillens. Hier begannen Zweifel auch bei Denen sich zu regen, die nur noch ein letzter Rest von Selbstbesinnung abhielt, in den Abgrund gedankenloser Genie-Bergottung zu stürzen. Diese Zweifel waren ja schon in seiner stärksten Schaffenszeit berechtigt und in einem großen, reichen, schöpferischen Volk frei sein wollender Männer sogar selbstverständlich; der geschichtliche Rhythmus zersprengt immer den Kreis des alternden Genius; und so kam der Moment, da Bismarck und seine Zeit sehr fühlbar auseinander gingen. Denn das Neue war da; es webte und regte sich und suchte sich neue Formen in dem von ihm, von seinen eisernen Händen und seiner harten Produktivität geschaffenen Deutschland, das er, gleich einem Klumpen Erz, in die alte, vermorschte Staatenwelt Europas geworfen hatte. Wobor sollen wir uns also beugen? Vor Bismarck als Thatsache; und die Wirkungskraft dieser Thatsache zeigte sich nie großartiger als heute. Was soll unser Sammelpunkt sein? Bismarck als Urzells unseres heutigen staatlichen Seins, als Ausgangspunkt neuen, sprudelnden, wachsamen Lebens, bei dem die Selbstbeherrschung im genauen Verhältnis; zur Selbstbestimmung steht. Doch der Willtür einseitiger Deutungen dieser /Thatsache fetzen wir unsere Lesarten entgegen. Wenn also der Kanzler von heute auf die Mäßigung hinweisen läßt, mit der der geniale Staatsmann seinem Machtwillen die Zügel anlegte, in Augenblicken, wo die Versuchung am Stärksten

war: so hat er, da die alleröffentlichste Verantwortung ihn leitet,
nicht nur ein Recht, sondern die Pflicht dazu. Dieser Hinweis
ist freilich noch kein Programm und die Erinnerung an Bismarcks
Enthaltsamkeit in Nikolsburg ist freilich kein Novum; aber selbst
indieser Beschränkung, und wenn «r auch vom Ausland mit jenem
bismärckischen „jede ZTHür offen, jede Wendung frei erhalten"
(an Gerlach) in Zusammenhang gebracht wird, ist er als Warnung
und Vorbereitung heute nicht bedeutunglos.
Was die Gründer der Internationale betrifft, so liegt der
Fall einfacher und klarer. Wir wissen, wie wichtig er ist, denn der
Bruch in der sozialistischen Reichstagsfraktion ist ein Vorgang,
dessen Bedeutung für Gegenwart und Zukunft kaum übertrieben
werden kann. Als Karl Marx die Internationale gründete,
mochte er sie für ein brauchbares Mittel im proletarischen Be-
freiungskampf und der Zerstörung kapitalistischer Bürgerherrlich-
keit förderlich gehalten haben;! aber die Werkzeug! zu dieser
?Ueberwindung und die Bausteine zur Konstruktion eines klassen-
losen Staates suchte er bekanntlich in anderen und tieferen Kräf-
ten. Staunenswerth ist, mit welcher Oberflächlichkeit über die
Phasen seiner inneren EntWickelung hinweggeglitten und die ver-
ächtliche Skepsis übersehen wird, mit der er privatim solche Ver-
anstaltungen betrachtete. Ein Beispiel. Die Internationale soll
das Nationale überwinden helfen: Das war ein Glaubenssatz der
Parteigänger, als die Partei noch Sekte war. Schlage ich nun
den dritten Band seines Briefwechsels auf, so finde ich unter dem
zwanzigsten Juni 1866 eine sehr ergötzliche Darstellung einer Be-
rathung im IiNernätionäl Council, worin es heißt:
„Nebrigens ruckten die (Nichtarbeiter) Repräsentanten der
,^eui>s Kranes' damit heraus, daß, alle Nationalität und Nationen
selbst ,<K» prezuAes sursnnss' sind. Proudhonisirter Stirnerianismus.
Alles aufzulösen in kleine .groupss' oder .Lomuninss', die wieder einen
.Verein', aber keinen Staat. Und zwar soll diese .Individualisirung'
der Menschheit und der entsprechende ,mutuälisms' vor sich gehen, in-
dem die Geschichte in allen anderen Ländern aufhört und die ganze
Welt wartet, bis die Franzosen reif sind, eine soziale Revolution zu
Machen. Dann werden sie uns das Experiment vormachen und die
übrige Welt wird, durch die Kraft ihres Beispiels überwältigt, das
Selbe thun. Ganz, was Fourier von seinem pkslanstsre niogöls erwar-
tete. Im Aebrigen sind Alle .Reaktionäre', die die .soziale' Frage mit
den .supsrstitiovs' der Alten Welt inkumbiren. Die Engländer lachten
sehr, als ich meinen Speech damit eröffnete, daß unser Freund
Lasargue, der die Nationalitäten abgeschafft hat, uns .französisch',
also in einer Sprache angeredet habe, die neun Zehntel des Audi-
toriums nicht verstanden. Ich deutete weiter an, daß, gänzlich unbe-

wüßt, er unter Negation der Nationalitäten ihre Absorption in die
französische Musternation zu verstehen scheine."
Aeberall triumphirte in diesem phantasievollen Begriffs-
virtuosen der Sinn für die Realitäten. An grimmem tzaß der
Rechtsphraseologie nimmt es Marx mit Bismarck auf: aus den
Statuten der Internationale wirft er clut^, ri^Kt, trucK, moralit^
ar>6 susticö, überhaupt die ganze Moralterminologie, heraus.
Er verhöhnt die Utopisten, die mit den Waffen der Menschenrechts
die europäische Diktatur glauben begründen zu können. In seinen
Kleinen Schriften theilt er die europäischen Nationen in historische
und unhistorische und werthet sie nach kulturellen Leistungen für
die zu erstrebende Gemeinschaft der europäischen Familie. Mit
dem Groll gegen Bismarck verbindet sich, besonders bei Friedrich
Engels, ein unterdrücktes Gefühl der Bewunderung für die mit-
leidlose Kraft dieses Menschen, der alle Politik in eine Dynamik
von Kräften auflöst und mit den Mitteln eines großen Kaufmanns
den Machtzuwachs seines Betriebes erstrebt. Wilhelm Liebknecht
wird verspottet, als er gegen Bismarcks Lösung des Einheitpro-
blems und gegen die Thatsache der mit preußischer Gewalt ge-
schaffenen Einheit bei den Süddeutschen und den Habsburgern
Rettung und Erlösung sucht. Mit sichtlichem Behagen erzählt
Engels die Anekdote weiter, die Bennigsen, der Vater der
Nationalvereinler, selbst mitgetheilt haben soll. Als er Bismarck
vor dem Krieg von 60 gefragt habe, wie es denn komme, daß er,
um die nationalvereinliche deutsche Politik auszuführen, den ver-
wickelten Weg eines Krieges wähle, statt sich einfach „auf das
Volk zu stützen", habe der preußische Macchiavelli ihn ein paar
Augenblicke starr angesehen und dann geantwortet: „Können Sie
mit einem steifen Gaul über einen Graben springen?" Die Hal-
tung der sozialistischen Diosluren zum siebenziger Krieg war im
Grunde bejahend, weil sie im Kampf der beiden Bourgeoisien das
größere Recht, nämlich die stärkere Zukunftmacht auf deutscher
Seite sahen, natürlich bis auf die Ablehnung der Annexion von
Elsaß-Lothringen; irgendwelche Gestaltung der deutschen Nation
zu einem festen machtpolitischen Ganzen war, auch mit Bismarck
und den tzohenzollern als Gestaltern, gegenüber bisheriger Ohn-
macht und Zersplitterung ein Fortschritt auch (oder gerade) für
die proletarische Sache. Für die Periode, die später folgte, die
Entstehung des neüdeutschen Wirthschaftvolkes, des nendeutschen
Wirthschaftkörpers und unseres modernen technisch-ökonomischen
Apparates, hatten die beiden großen sozialistischen Denker wohl
den theoretischen Schlüssel, da sie ja die Anfänge noch ^erlebt
haben; aber die böse Zeit des Sozialistengesetzes hatte ihren

Blick verengt und der Aufenthalt im Auslände verleitete sie, den deutschen Sozialismus eher unter dem Gesichtspunkt einer Sekte als unter dem einer großen radikalen Reformpartei zu betrachten. Welcher Nutzen läßt sich daher heute durch die beständige Berufung auf Marx und Engels erzielen? Es ist Gemeingut aller ehrlichen Marxkenner (und die Protokole der Parteitage und der! Internationalen Sozialistenkongresse erbringen den unwiderlsglichen Beweis), daß die Brücke zwischen Theorie und Praxis immer gebrechlicher wurde; das Wachsthum der großen proletarischen Berufsorganisationen zwang geradezu zu einer neuen politischen Praxis; und zwischen Lohn und Profit waren Gemeinsamkeiten entstanden, die nicht mehr gestatteten, gegen den Kapitalismus als System und Gesinnung einfach eine feindliche Front zu bilden. Wem sage ich da Neues? Die unversöhnlich radikale Phraseologie war in tausendfacher Hinsicht eine Lüge; die Taktik der lPartetführer, er Heiße Bebel oder Iaures,. gleich einem schwankenden Rohr: im neuen sozialen Klima versagten die Rezepte aus der Zeit der Kinderkrankheiten. Geschlossen hatten sich allmählich die sich mehr und mehr nationalisirenden Proletariate der durch-^apitalisirten und durchindustrialisirten Länder hinter die nationalen Politiker, die nationalen Wirtschaften, die nationalen Monopole gestellt, während der Kampf um die Antheilquote am Nationaleinkommen weiter ging und nach neuen, wenn auch nur zum Theil erfolgreichen Methoden der Einbruch in die politische iMachtsvhäre versucht wurde. Der Streit ging um mehr Demokratie, also um mehr Staatsantheil und Staatskontrole; aber es wurde täglich mehr eine beleidigende Anwahrheit, zu sagen, daß im Bewußtsein der Massen, die da sich hinaufkämpften in Licht und Wohlbehagen iund bürgerlich fundirte Sicherungen des Lebens, die Entkapitalisirung des Staates die treibende Vorstellung war. Diesem neuen proletarischen Bewußtseinszustand, der von der alten proletarischen Weltidee himmelweit entfernt war, suchte der Revisionismus den Ausdruck: die Praxis war schon leise opportunistisch gewoirden, sie drängte auf Nebernahme der Verantwortungen, ehe d'ie Bernsteine aller Länder ihre neuen Voraussetzungen des Sozialismus offenbarten. Nnd bei den Westlern war der Schritt zum Ministerialismus geschehen, wenn auch unter den Protesten und Flüchen der Orthodoxen. Noch lebte und wirkte die Internationale; aber neben den Vaterländern, nicht: um sie zu ersetzen. Für die zwischenstaatlichen Beziehungen aber, das Feld der gefährlichsten Reibungen und die Quelle der tödlichsten Gefahren, hielt man lange Jahre pazifistische Beschwörungformeln und die Verurtheilung des Imperialismus in Bereitschaft; und als Leute auftraten, die auf den letzten Kon»

gressen über die tieferen Nrsachen der imperialistisch genannten
Bestrebungen aufzuklären suchten, stopfte man ihnen den Mund
und beschloß den internationalen Generalstrile, den auch weniger
kluge Männer als Auer für den Generalunsinn hielten. So muß
man sagen: Die letzten fünfundzwanzig Jahre der deutschen prol->
tarischen Bewegung haben Verhältnisse geschaffen, die man ken-
nen muß, um zu verstehen, daß die Abstimmung der Reichstags«
fraktion am vierten August 1914 kein Willkürakt, sondern eine
Nothwendigkeit war.
5
Bausteine zu einer Politik mit anderen Mitteln:
„Als Tamerlan den Bau seiner Pyramide von siebenzigtausend
grinsenden Schädeln beendigt hatte und man ihn an dem Thor von
Damaskus stehen sah, in Stahl glänzend, die Streitaxt auf der Schul»
ter, bis seine wilden Schaaren zu neuen Siegen, zu neuen Blutbädern
zogen, mochte der blasse Zuschauer glauben, die Natur liege im Todes-
krampf; denn Verwüstung und Verzweiflung hatten von der Erde Be-
sitz genommen, die Sonne der Menschheit schien in Meeren von Blut
unterzugehen. Aber an eben diesem Festtage Tamerlans spielte wohl
auf der Straße in Mainz ein kleiner Knabe Kegel, dessen Geschichte
für die Menschheit wichtiger war als die von zwanzig Tamerlanen."
(Carlyle.) ^ ,
„Die Nachrichten von der begonnenen Iulirevolution gelangten
heute nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Ich ging im
Lauf des Nachmittags zu Goethe. Nun, rief er mir entgegen, was
denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Aus-
bruch gekommen; Alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine
Verhandlung bei geschlossener Thüre! Eine furchtbare Geschichte, er»
widerte ich. Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und einem
solchen Ministerium anders erwarten, als daß man mit der Vertrei-
bung der bisherigen königlichen Familie endigen würde? Wir schei-
nen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester, erwiderte Goethe. Ich
rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz,
andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen
Ausbruch gekommenen Streit zwischen Cuvier und Geoffreh de Saint»
tzilaire." (Eckermann.)
„Wie Gott will, es ist ja Alles doch nur eine Zeitfrage, Völker
nnd Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kom-
men und gehen wie Wasserwogen und das Meer bleibt . . Es ist ja
nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns dis
Fieber oder die Kartätsche diese Muskel von Fleisch abreißt, fallen
Muß sie doch über Kurz oder Langi; und dann wird zwischen einem
Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine
Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht .
Bismarck schrieb diese Worte 1839 in einem Zustand augen-
blicklicher Willenslähmung nieder. Er fürchtete, mit Erich Marcks

zu reden, sein preußisches Schiff in den Strudel der feindsäligen österreichischenj Politik hineingerissen zu sehen; und an der Schmach dieser Borstellung rieb sich sein Patriotismus wund. Die Fluth schwoll bald wieder zu mächtiger Woge, sie trug das stolze preußische Schiff, nach siegreichem Kampf um die Vorher» schast, in den Hofen: und die Ewigkeitstimmung wich. Wer weiß? Villeicht hätte diese vorübergehende Werthbetrachtung sich seines Gemüths mit tausendfach verstärkter Gewalt bemächtigt, wenn er erlebt hätte, was seine Phantasie in der Reichstagsrede vom sechsten Februar 1888 vorwegnahm: Europa in Flammen, von Moskau bis an die Pyrenäen, von der Nordsee bis nach Palermo; und nachdem der Brand verglommen, wisse man kaum mehr, warum man sich geschlagen habe. Es ist nicht undenkbar, daß ein neuer Bismarck seinen schöpferischen Genius und die unbestechliche Tapferkeit seiner Vernunft daran gesetzt hätte, das politische System Europas nach neuen und dauerhafteren Regeln zu ordnen. An Andeutungen hat der alte es nicht fehlen lassen. Die Achtung vor den Rechten anderer Staaten, hat er gelehrt, wird dem Deutschen Reich durch die „verdienstlose" Thatsachs erleichtert, daß wir eine Vergrößerung unseres unmittelbaren Gebietes weder brauchen noch herstellen könnten, ohne die centrifugalen Elemente im eigenen Gebiet zu stärken. Die oft erwähnte deutsche „Saturirtheit" bezog sich natürlich nur auf den äußeren, staatlichen Rahmen im Herzen Europas; daß dem Wachsthum eines großen Volkes voll stärkster Produktivkräfte wirthschaftlich und kulturell keine Grenzen gesetzt werden können, ist und war stets von selbst verständlich. Auch hat Bismarck sich nie, auch nicht bei der (wie mich dünkt: viele bedenkliche und folgenschwere Fehlerquellen einschließenden) Begründung seiner Schutzzollpolitik, zu der ^Atopie eines geschlossenen nationalen Wirthschaft-i körpers auf eigenem Boden verstiegen. Eine gewaltsame Angliederung der Theile der deutschen Ration, die außerhalb des Reiches in anderen Staatsverbänden lebten, hat nie zu seinem Programm gehört; Staat und Nation waren ihm in so beschränktem Sinn identische Begriffe, daß er für die heute wieder so lebendige Seele der großdeutschen Bewegung und großdeutschen Politiker wie Lagarde, Konstantin Frantz oder Karl Ientsch nicht die geringste Sympathie empfand; und die Alldeutschen in Oesterreich ließ er seine Offiziösen als lästige Eigenbrötler ziemlich verächtlich abthun. Sein Konzept war auch außenpolitisch zu eng geworden, denn es hat die expansiven Motive nicht beach^t, die in einem Staat mit vollendeter Bodenvertheilung, mit wachsendem Landhunger und ameisenhaft sich vermehrender Industriebevölkerung

wirksam werden; und die ungeheure Thatsache hat er zu seiner
Zeit noch nicht in Rechnung stellen können, daß eine Erschütterung
unserer deutschen Industriegrundlagen durch Verschluß von Ab-
satzmärkten und Rohstoffgebieten in absehbarer Zeit lebensgefähr-
lich werden könne. Trotzdem leuchtet ein Satz aus dem dreißigsten
Kapitel „Gedanken und Erinnerungen" wegweisend in alle Zu-»
kunft: „Mein ideales Ziel, nach dem wir unsere Einheit inner-
halb der erreichbaren Grenzen zu Stande gebracht haben, ist stets
gewesen, das Vertrauen nicht nur der minder mächtigen Staaten,
sondern auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche
Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der
Nation, gut gemacht hat, friedliebend und gerecht sein will. Am
dies Vertrauen zu erzeugen, ist vor allen Dingen Ehrlichkeit,
Offenheit und Versöhnlichkeit im Fall von Reibungen oder von
unrov^rcl OvenK nöthig." Vertrauen statt Gewalt; auch dieser
"«ue Klang liegt in seinem Vermächtnis;.

Professor Dr. S a m ue l S ae n g er.

Die Wacht.

«IZtHuch ich bin ein Soldat und halte
EU- I» Dunkelheit und Elend wacht,
Ticht schenkt nicht eine Wolkenspalte
Und allerorten wächst die Nacht,
vorüber karrt auf vielen wagen
Die arme Erde ihre Noth,
Fern hör' ich eilig Brücken schlagen
Den alten Fcldobristen Tod.
wind stiebt mir eisig um den Nacken,
was schlug die Uhr? Zwei oder Drei?
Gehüllt in rothgefärbte Laken
Zieht der Lrschlagencii Heer vorbei.
Lm Hornsignal. Es gräbt die kalte
Frühdömincrimg aus Blut und Nacht . . .
Auch ich bin ein Soldat und halte
In Dunkelheit und Elend wacht.

Alfons petzold.

lAus „Der stählerne Schrei"; v^lag Stracke in Warnsdorf,)

Kriegsnothgesetze.

WWoth kennt kein Gebot, sagt das Sprichwort; aber unser« Kriegsnoth kennt gar viel der Gebote und namentlich der Verbote. Mit jedem Tritt kann man wissentlich oder unwissentlich eins davon Mertreten, und wenn ein Spötter schon früher das Wort geprägt hat, der deutsche Staatsbürger wandle beständig zwischen Stacheldrahtzäunen, so kann man jetzt getrost von förmlichen Drahtverhauen mit Wolfsgruben und elektrischer Hochspannung reden. Ob Du eine Wurst kaufst oder ein Blümlein am Wege pflückst, ob Du Deinen Vogel mit Gerstenkörnern fütterst oder Deinen Stammtisch mit politischen Neuigkeiten, ob Du „hamsterst" oder Ausverkäufe anmeldest: stets mußt Du gewärtig sein, gegen irgendein Verbot zu verstoßen. Wenn Alles, was jetzt verbotwidrig ist, auch wirklich bestraft würde, könnte ein Diogenes die Anbestraften mit der Laterne suchen und schließlich doch unverrichteter Sache in seine Tonne (falls sie nicht inzwischen beschlagnahmt wäre) zurückkehren.

Die Gründe dieses Zustandes, den man kaum als einen behaglichen bezeichnen kann, sind unschwer zu begreifen; der äußere, ^augenfällige Grund liegt in der großen Anzahl der Behörden, die jetzt als gesetzgebende oder anordnende Gewalten auftreten müssen, oft, ohne bei der Fülle des Stoffes und der Dringlichkeit der Regelung die wünschenswerthe Fühlung mit einander nehmen zu können. So entsteht ein Rattenkönig von Edikten und Nkasen, deren manche einander in den Schwanz beißen, andere wieder mit den Köpfen nach gar verschiedenen Seiten hin auseinanderstrsben. tzier wäre immerhin eine gewisse Ausgleichung möglich und ist wohl auch schon auf manchem Gebiet erreicht worden. Aber die eigentlichen Wurzeln der überwuchernden Rechtsunsicherheit lie-, gen tiefer; ihnen ist nicht so leicht beizukommen. Nnsere ganze Rechtsordnung ist, trotz vielen polizeilichen Eingriffsmöglichkeiten, im Wesentlichen auf die Nnverletzlichkeit der Individualrechte, auf die Freiheit der Persönlichkeit in der Verfügung über ihr Eigenthum und ihre wirthschaftlichen Kräfte, in der Bethätigung alles dem Gemeinwohl und den,Rechten Anderer nicht widerstreitenden Strebens gebaut. Sie zu sichern, gegen Erschütterung im Ganzen oder gegen übereilte Nmgestaltung im Einzelnen, ist die Gesetzgebung so sehr erschwert, mit allen erdenklichen Schranken und Garantien umgeben, nur den berufensten Organen vorbehalten. Leider halten nun solche zarten Rücksichten vor den Geboten eines Kriegsnöthzustandes nicht lange

Stand. Wo das Fortbestehen des Ganzen, in dessen Schutz wir leben und wirken, bedroht ist, müssen hinter die Dringlichkeit der Zusammenfassung aller! Kräfte zu feiner Bertheidigung viele sonst unverletzliche Privatrechte zurücktreten, wie denn auch in einer belagerten Festung die bürgerliche Freiheit gemeiniglich nicht hoch zu Buch steht. Auf freiwillige Anpassung aller Einzelnen an die Forderungen der Stunde ist (wir haben es in diesen zwei Jahren nur zu oft gesehen) kein Verlaß; Vielerlei muß erzwungen, Anderes, was bisher gestattet oder gar gebilligt und gefördert war, mutz auf einmal strengstens verboten werden. Das ist natürlich, soll nicht die schlimmste Anarchie von oben her eintreten, nur auf dem Wege geregelter Gesetzgebung angängig. Aber hier Hersagt der auf normale Zustände berechnete Apparat unserer Gesetzgebungmaschine; er ist, so sehr man auch sonst seine Schnellfabrikation bald gerühmt, bald gescholten hat, doch kein Maschinengewehr, das mit hastigem „tak, tak" nach allen Seiten feine mit Zwangsmatzregeln und Strafandrohungen geladenen Geschosse auf die Feinde des Gemeinwohls schleudern könnte. Der Weg von der Vorbereitung bis zur Verabschiedung eines neuen Gesetzes ist lang wie der nach Tipperary: Erwägungen der Verbündeten Regirungen, Sachverständigen-Kommissionen, Ausarbeitung im Schotz eines Ministeriums, Verständigung mit anderen „Ressorts", Bundesrathsausschutz. Einbringung in den Reichstag, Erste Lesung, Verweisung an eine vielgliedrige Kommission, deren Berichte Erster und Zweiter Lesung, Widerspruch im Plenum oder vom >,Bundesrath, Parteikompromisse: und schließlich vielleicht gar noch Ablehnung oder „Versumpfung" des Entwurfs, wenn nicht ein von seinen eigenen Vätern verleugneter Wechselbalg, der schon mit erster Lungenkraft nach der „Novelle" schreit! Nein, so geht es nicht unter dem Donner der Kanonen.

^ Da haben sich nun bei Frau Themis zwei Kriegsnothhelfer eingestellt: ein blutjunger in bürgerlicher Kleidung und ein stark angejahrter in Nniform. Der Erste ist das Gesetz vom vierten August 1914, durch das der Bundesrath ermächtigt wird, „während der Zeit des Krieges diejenigen gesetzlichen Maßnahmen anzuordnen, welche sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen jals nothwendig erweisen"; ,diese sind aber dem Reichstag bei seinem nächsten Zusammentritt zur Kenntniß zu bringen und auf fein Verlangen aufzuheben. Der Bundesrath hat von seiner Befugnitz auf den verschiedensten Gebieten, namentlich auf dem der Mährmittelversorgung, ausgiebigen Gebrauch gemacht, wobei seine wichtigste Waffe die Beschlagnahme von Vorräthen ist; er

hat aber auch viele Landesbehörden, bis auf die Gemeindeverwal»
tungen hinab, mit der Ausgestaltung seiner Bekanntmachungen
im Einzelnen betraut und dadurch mittelbar mit gesetzgeberischer
Gewalt ausgestattet, so daß jeder kleine Landvogt oder „löbliche
Magistrat" als „Erzeuger" oft recht einschneidender Vorschriften
und Verbote auftreten kann. Das war (und zwar gerade wegen,
des tiefen Eingreifens in die vielfach örtlich verschiedenen Wirth-
schaftverhältnisse) wohl kaum zu umgehen; hat aber auch seine
Kehrseite, Denn es erschwert ungemein die Aebersicht und führt
zu allerlei Reibungen und Verkehrshemmungen, weil jeder Ge-
walthaber dem anderen an den Kreisgrenzen sein „tXoli turbar«
circulos ineos!" zuruft; besonders hat es die mißliche Abschließung
der einzelnen Wirthfchaftgebiete gegen einander im Punkte der
Lebensmittelversorgung begünstigt. Wer davon einen Begriff er-
halten will, Der reise mit einer Wurst durch die thüringischen
Kleinstaaten oder trage auch nur in Preußen oder Sachsen einen
verdächtig vollen Rucksack von Kreisstadt zn Kreisstadt mit sich
herum: er wird sich in die schönsten Zeiten des Heiligen Römischen
Reiches Deutscher Nation mit ihren Paßkontrolen, Accisen,
Stadtwachen und den Schlagbäumen, hinter denen „Freund Zoll-
Mann" lauert, zurückversetzt sehen und dabei seine Landkarte noch
immer weniger bunt finden als die Fülle der „Futterkarten",
ohne die man ihm nichts verabreicht, was zu des Leibes Nahrung
und Nothdurft gehört. So entsteht eine neue Art von Reise-
romantik, vor der selbst die des Mittelalters verblaßt.
Nicht ganz so weit zurück, aber immerhin bis fast in die
Barrikadentage des vorigen Jahrhunderts versetzt uns der zweite
Nothhelfer: das preußische Gesetz über den Belagerungzustand
vom vierten Juni 18Z1, das sich über alle politischen Umwälzun-
gen hinüber in das Reichsgesetzbuch gerettet hat und sich dort, un-
geachtet starker Anfechtung durch die Herren Vertheidiger, noch
immer einer unerschütterlichen Rechtsgiltigkeit erfreut. Lange
fast ganz außer Gebrauch, halb vergessen und deshalb der liebe-
vollen Pflege durch Richter und Kommentatoren entbehrend, ist
es jetzt auf einmal zu einem Grundpfeiler der Kriegsnothgesetz-
gebung geworden, in die es als wesentlichen Faktor den Militär-
befehlshaber (Kommandirenden General oder Festungskomman-
danten) einführt. Auf ihn 'geht nach Paragraph 4 die voll-
ziehende Gewalt über, sobald die Erklärung des Belagerung-
zustandes bekannt gemacht ist. (Diese Bekanntmachung soll, nach
Paragraph 3, „bei Trommelschlag oder Trompetenschall" vor sich
gehen: eine Verwendung der Militärmusik, die man jetzt nicht

mehr als wesentliches Erfordernis; ansieht; es geht als« nicht nur
„bei gedämpfter Trommel Klang".) Alle Behörden haben von da
ab den Anordnungen des Befehlshabers Folge zu leisten. Wer
ein von ihm „im Interesse der öffentlichen Sicherheit" erlassenes!
Verbot übertritt oder Andere dazu anreizt, wird mit Gefängnis;
bis zu einem Jahr, daneben auch nach Befinden mit Geldbuße,
bestraft (Paragraph 9b). Hier steckt der eigentliche Kern des Pudels:
denn hiermit ist dem Befehlshaber eine unbeschränkte Strafge«
setzgebungsgewalt verliehen, die weder an Mitwirkung anderer
,Organe noch an irgendwelche Förmlichkeiten der Entstehung oder
^Bekanntmachung der Erlasse gebunden ist und durch empfind«
liche Strafandrohung wirksam wird. Voraussetzung ist nur, daß
das Verbot (oder Gebot) ersichtlich (wenn auch nicht nothwendig
ausdrücklich) im Interesse der öffentlichen Sicherheit erlassen ist.
Das ist aber, wofern beim derzeitigen Mangel an Gummi«Mate«
a-ial der Ausdruck noch zulässig erscheint, ein richtiger Kautschuk«
begriff. Wo eine Regelung jetzt überhaupt von irgendwelcher
Bedeutung ist, berührt sie anch irgendwie die öffentliche Sicher«
heit. Verkehr mit Gefangenen, Aufenthaltsbeschränkungen für
Ausländer, Verbreitung von Kriegsnachrichten, Absperrung von
Bezirken, sWaffenverkauf und Aehnliches drängen sich ja als
Gegenstand der Regelung geradezu auf; aber auch Verlauf von
Kupfer, Automobilreifen, Pferden und Trinkbranntwein, An»
kündung kurpfuscherischer Heilmittel, Tanzlustbarkeiten, Ein«
führung der Polizeistunde in den Bordellbetrieb, Landstreichen,
Betrug bei Anterstützungsgesuchen, Besprechung militärischer An«
gelegenheiten und Beschlagnahme von Großviehhäuten, Höchst«
preise und Viehfütterung sind gleichermaßen einbezogen worden.
Vieles davon, wie ein Tänzlein in Ehren oder ein Schöppleiw
über den Durst, würde in Friedenszeiten die öffentliche Sicherheit
kaum gefährden; im Krieg läßt sich ein Zusammenhang wohl
herausfinden. Im Aebrigen genügt es, daß der Befehlshaber
einen solchen Zusammenhang angenommen hat; ob mit Recht, ist
nicht Sache richterlicher Nachprüfng, so wenig wie die Noth«
wendigkeit der Verordnung. Diese kann sowohl in Ergänzung
bestehender strafrechtlicher Vorschriften als auch zu deren Abände-
rung oder ganz praeter le^em ergehen und eben so bisherige
Strafandrohungen verschärfen. Gerade diese Befugniß spielt eine
besonders große Rolle: leichte Verstöße, wie Neberschreitung der
Polizeistunde, die sonst mit Geldstrafe oder Hast gesühnt wurden,
verfallen, sobald der Militärbefehlshaber eingreift, unweigerlich
der Gefängnißstrafe, die der drakonische Paragraph 9 b Ursprung«

lich allein gelten ließ. Allerdings ist ihm dieser Giftzahn durch,
das vom Reichstage eingebrachte Gesetz, vom elften Dezember
1915 ausgebrochen oder doch abgestumpft worden; bei Annahme
Mildernder Umstände ist jetzt die Verhängung von Haft oder Geld-
strafe zulässig. Immerhin bleibt das Schreckwort: „Hier steht
Gefängnis; drauf!" grundsätzlich bestehen; und die Zahl dieser
Anordnungen, Verfügungen und Bekanntmachungen ist Legion!
Sie sprießen auf wie Kräuter im Maien, sind in jedem Kom-
mandobezirk anders, werden oft aufgehoben oder abgeändert und
stehen in keinem Gesetzblatt, sondern verstreut in Amtsblättern
oder sonstigen Zeitungen. Manchmal sind sie auch nur den Be-
troffenen mündlich bekannt gegeben, so daß die Feststellung ihres
Inhalts Schwierigkeiten macht.
^ Aus zwei Quellen fließt also der Strom unserer Kriegsnoth-
gesetzgebung; an der einen sitzen die bürgerlichen Obrigkeiten vom
HohensBundesrath bis hinab zum einfachen Land-,oder Stadtrath,
an der anderen die militärischen Machthaber. Hierbei sei jedoch
gleich bemerkt, daß „Gesetze" im engeren Sinn nur der Bundes-
rath, und auch nur auf Grund des schon erwähnten Ermäch-
tigungsgesetzes vom vierten August 191h, erlassen kann; andere
Erlasse haben nur das Wesen von Verwaltunganordnungen.
Ueber den Unterschied wird noch zu reden sein.
Wie findet sich nun unsere Rechtsprechung mit diesesm
lawinenartigen Anschwellen der Strafvorschriften ab? Die
Schwierigkeiten sind nicht gering und bestehen nicht nur in der
Fülle, sondern fast noch mehr in der Qualität des Stoffes. Schon
die Frage der Rechtsgiltigteit der einzelnen Verordnungen muß
oft gestellt werden. Hat der Verordnende nicht die Grenzen seiner
Zuständigkeit überschritten? Ist seine Verordnung mit denen
anderer Stellen vereinbar? Mutz sie nicht durch spätere Erlasse
als aufgehoben oder abgeändert gelten? Hier bieten sich für eine
Offensive der Vertheidigung (was man tattisch einen „Gegenstotz"
nennt) leicht Angriffspunkte. Noch schlimmer aber steht es um
die Auslegung des Sinnes. Was bei normaler Gesetzgebung die
beste Handhabe bietet, nämlich die „Materialien" (Begründung
des Entwurfes, Kommissionberichte, Reichstagsverhandlungen),
fehlt hier natürlich. Der nackte Tert steht in glanzvoller Verein-
samung da, wie eine Minerva aus dem Haupte des Urhebers ent-
sprungen,^aber nicht immer von gleicher Vollkommenheit und gött-
licher Weisheit. Und Das ist nicht zu verwundern. Die jetzt nach-
gedrungen zur Rechtserzeugung berufen sind, werden nicht immer
auch den inneren Beruf dazu in sich tragen und noch weniger die

erforderliche Schulung durchgemacht haben, um Alles juristisch scharf durchzudenken und mit unzweideutiger Klarheit zum Ausdruck zu bringen (was übrigens auch geschulten Juristen manch« mal mißlingen soll). Hierzu kommt, daß Schleunigkeit des Eingreifens in die verschiedensten Materien jetzt oft das Haupterforderniß einer wirksamen Regelung ist, und da Geschwindigkeit bekanntlich keine Hexerei ist, so brauchen die Verfasser der Nothvsr-Ordnungen auch keine Hexenmeister zu sein. Wo eine Lücke oder Dunkelheit bleibt, mag dann die zünftige Jurisprudenz nachhelfen.
Also läßt sich nicht leugnen, daß unsere herkömmlichen Be» griffe von Gesetzgebung und Gesetzesanwendung einigermaßen auf den Kopf gestellt sind; doch ist zuzugeben, daß sie ganz gut darauf stehen, jedenfalls besser, als man erwarten konnte. Aber in einer Zeit, wo man Alles mit Ersatzmitteln schafft, läßt sich eben auch mit einem „Gesetzesersatz" eine Weile erträglich aus« kommen. So haben denn die Gerichte, an der Spitze das Reichsgericht, den Umgang mit Kriegsnothverordnungen allmählich gelernt und die wichtigsten Rechtsgrundsätze für ihre Anpassung an das bestehende Rechtssystem festgelegt. Erschwerend war hierbei obendrein die Verwischung der Grenzen von Civil- und Strafrecht, die das (schon zuvor berührte) Eingreifen des Staates in private Rechte und Freiheiten mit sich gebracht hat und die in Beschlagnahmen, Handels- und Zahlungverboten, Preisfestsetzungen und Anzeigepflichten scharf hervortritt. Sie überträgt sich naturgemäß auch auf die Verordnungen, deren civiler und krimineller Inhalt (für die Militärbefehlshaber ist ja ohnehin das Alles „civil") vielfach in einander übergeht. Aber auch darüber ist man hinweggekommen.
Die wichtigste Frage war, ob auch fahrlässige Aebertretung der Verbote mit Strafe bedroht sein soll, worüber die Verordnungen meist keinen Ausspruch enthalten. Der Einwand der Nnkenntniß wird fast in drei Vierteln der Straffälle erhoben; und gewiß oft mit Recht. Denn noch lebt nicht der Mensch, der sich einer! vollständigen Kenntniß der Kriegsnothveroxdnungen rühmen könnte, und je länger der Krieg dauert, desto mehr schwindet die Möglichkeit, daß ein solcher Kenner jemals geboren wird. Dafür sorgt schon die Anauffindbarkeit mancher Verordnungen, die „kein Lied, kein. Heldenbuch meldet", höchstens der amtliche Theil irgendeines Lolalblättchens. Der beneidenswertho Mensch, den man unbesehen wegen wissentlicher Nebertretung jedes Verbots strafen könnte, wird also nie gefunden werden. Das hilft aber den Anderen nicht. Denn es ist bereits in der Rechtsprechung festgestellt,

daß alle Verbote, die einen polizeilichen Charakter haben (und
Das sind die meisten), im Zweifel auch den fahrlässigen Neber-
treter treffen wollen. Nun kann freilich die Nnkenntniß solchen
Verbotes eine völlig unverschuldete, also nicht fahrlässige sein.
Aber Unkenntnis; des Gesetzes schützt ja bekanntlich vor Strafe
nicht, nur Nnkenntnisz von „Thatumständen", wenn sie unver-
schuldet ist. (Paragraph 59 des Strafgesetzbuchs.) Wären also
alle Kriegsverordnungen wirkliche „Gesetze", so könnte sich Nie-
mand auf Nnkenntnisz berufen. Das sind sie aber, wie schon er-
wähnt, zum Glück nicht, sondern das Reichsgericht sieht sie als
bloße Verwaltungmaßregeln an. Ihr Erlaß ist danach für den
^Nebertreter ein „Thatumstand"; er wird ihn zu den ungünstigen
Nmständen dieser Art rechnen müssen. Irrthum über das Vor-
handensein, auch über das Fortbestehen, die Rechtsgiltigkeit und
den Inhalt der Verordnung wird also an sich beachtet. Bleibt nur
die Frage, ob er unverschuldet ist. Hier vertraten nun die Gerichte
anfangs die Meinung, daß jeder Staatsbürger die Verordnun-
gen, die für das ganze Reich oder seinen Bundesstaat ergangen
sind, und die feines Bezirks kennen müsse. Jetzt nimmt man
Dies aber nur noch von solchen Bestimmungen an, die von ganz
allgemeiner Bedeutung sind oder den Wirtschaft- oder Geschäfts-
betrieb des Angeklagten besonders treffen; um solche hat er sich
unbedingt zu bekümmern. Jeder muß die Beschlagnahme gewisser
Stoffe, wie Kupfer und Gummi, kennen, Jeder auch die Höchst-
preise der gangbaren Lebensmittel; sonst macht sich auch der Käu-
fer, der zu höheren Preisen einkauft, strafbar. Ein Gastwirth
muß um die Polizeistunde, um das Verbot des Branntweinver-
kaufes Bescheid wissen, ein Landwirth um das Verbot der Ver-
fütterung von Getreide an das Vieh, ein Pferdehändler um die -
Beschränkungen des freien Aufkaufs, ein Zeitungmann um die
Censurvorschriften, während ein Oberlehrer mit diesen Censuren
nicht vertraut zu sein braucht. Wie weit man im Einzelnen die
Anforderungen an das „Kennenmüssen" stellen soll, ist Sache der
jPraxis. Wer einen Anderen im Geschäft vertritt, sei es auch nur
als Familienangehöriger, haftet wie der Inhaber selbst. Auch sonst
wird Jeder gut thun, nicht mit Scheuklappen an der Verordnung-
maschine vorüberzugehen und sich nicht auf seine Harmlosigkeit
zu verlassen.
Daraus, daß die bezeichneten Verordnungen als Verwal-
tungmaßregeln gelten, anstatt als Gesetze, folgt übrigens auch
manches für den Angeklagten Nachtheilige. Sie werden weder
durch eine Aenderung der Gesetzgebung berührt noch wirkt ihre

eigene Abänderung auf die Strafbarkeit der vorher begangenen
Aebertretungen zurück. Wer über den Höchstpreis verkauft hat,
wird durch dessen spätere Erhöhung oder Beseitigung nicht straf-
frei, wer sein Schwein im Lenz mit Kartoffeln gemästet hat, nicht
durch deren nunmehrige Freigabe zur Viehfütterung. Das wird
sehr oft übersehen, auch von den Vertheidigern. Dann giebt es
allerlei feine Nnterschiede. Der Bundesrath, zum Beispiel, kann
sowohl eigentliche Gesetze erlassen als auch (wie etwa, wenn er
nur Höchstpreise festsetzt oder Bestimmungen über die Ausgestal-
tung neuer Einrichtungen trifft) bloße Verwaltunganordnungen.
Der Militärbefehlshaber kann Strafbestimmungen aus Para-
graph sib treffen foder auch nur nach Paragraph vermöge der auf
ihn übergegangenen vollziehenden Gewalt, also wie ein Polizei«
vrgan; diese zwei Seelen wohnen in seiner Brust. Wann nun in
allen diesen Fällen das Eine, wann das Andere vorliegt, ist einem
Erlaß nicht immer sogleich anzusehen. Oft weiß es wohl der Er-
tassende selbst nicht. Aber der Strafrichter muß es wissen. Denn
für die Giltigkeit, Tragweite, Auslegung des Erlasses in der
Revisioninstanz kann viel davon abhängen. Aber hier gerathen
wir schon zu tief in den juristischen Begriffshimmel hinein, in dem
anderen Leuten selten „himmlisch" zu Muth ist, und wollen des»
halb auf gründlichere Belehrung lieber verzichten.
Auch ein Eingehen auf die einzelnen Verordnungen würde
hier zu weit führen. Manche sind dabei, die eine besondere Be«
sprechung verdienen, weil sie viel umstrittenen und noch ungelösten
Problemen der Gesetzgebung mit einem kühnen „Immer feste
druff!" wacker zu Leibe gehen und dabei beachtenswerthe Ansätze
zu einer dauernden Rechtsbildung enthalten. So die Verordnung
des Bundesraths über die Entlastung der Gerichte mit ihren Ver-
einfachungen des Rechtsganges, die freilich zum Theil schon wie-
der rückwärts revidirt worden ist, weil sich nicht Alles bewährte.
So ferner die tzöchstpreisgesetzgebung, eine Fundgrube der feinsten
civil- und strafrechtlichen Streitfragen, dann das kaum minder
ergiebige Verbot der Zahlungleistungen an das feindliche Aus-
land und namentlich die Bekämpfung des Nahrungmittelwuchers
in Anlehnung und weiterer Ausbildung des in den Paragraphen
des Strafgesetzbuchs festgelegten Wucherbegriffes. Die Nmgren-
zung der Begriffe des übermäßigen Gewinnes, der Marktlage
und ihres Verhältnisses zum Marktpreis, des Kettenhandels
und der Preistreiberei, die Berücksichtigung der Anlagekosten:
da sind große Schwierigkeiten. Als Gegenstück sei eine Bekannt-
machung verschiedener Militärbefehlshaber erwähnt, die, obwohl

äußerst einschneidender Natur, bisher wenig Beachtung gesunden
hat. Sie verbietet im Interesse der öffentlichen Sicherheit (Paragraph 9b) schlankweg jede Besprechung militärischer Angelegenheiten. Was aber wird wohl heutzutage mehr besprochen als eben solche Angelegenheiten? Wovqn leben die Zeitungen,, die Stammtische, die Versammlungen und Vorträge? Wer tonnte denn
stets der Versuchung widerstehen, ein Weniges über die Kriegsziele zu reden? And Die gehören doch, wie gerichtlich ausgesprochen ist, ganz unbestreitbar zu den militärischen Angelegenheiten, auch wenn man sie vorsichtiger Weise „Friedensziele"
nennt. Eben so,ist jeder Erfolg unserer jTruppen, jede Einberufung oder Beurlaubung, jede Verleihung eines Gesreitenknopfes, ja, jedes Militärkonzert natürlich eine durch und durch militärische Angelegenheit. Soll das Alles nun mit eisigem Stillschweigen ,übergangen werden? So ist es offenbar nicht gemeint. Die Gerichte haben denn auch schon für eine entsprechende Einschränkung des Wortsinnes gesorgt, so daß man unverfängliche Mittheilungen über miliaris, machen kann, ohne alsbald die Gefängnißzelle offen ZU finden, ^lilitaris, non sunt turpia.
Im Ganzen darf man sagen, daß die Erschütterung des Rechtslebens gar nicht so schlimm geworden ist, wie man fürchtete und wie es bei oberflächlichem Hinblicken auf die Fülle sich überstürzender Anordnungen scheinen könnte. Es bleibt auch unter dem Wasserfall noch manch trockenes und geschütztes Plätzchen Besonders ist anzuerkennen, daß die Militärbefehlshaber von der ihnen verliehenen fast schrankenlosen Macht einen durchaus maßvollen und sachgemäßen Gebrauch gemacht haben. Wir haben kein Säbelregiment, und wo eingegriffen wird, geschieht es nicht ohne erheblichen Grund. Vieles, was jetzt von Krieges wegen seine vorläufige Regelung gefunden hat, könnte gut und gern auch später von Rechtes wegen mit gleicher Kraft, wenn auch größerer Ruhe und Gründlichkeit angefaßt werden. Gewiß: der Jurist (und nicht nur er) wird bei aller Anerkennung der tüchtigen Gesammtleistung hinter der letzten Kriegsnothverordnung, die aufgehoben wird, ein großes Kreuz schlagen. Aber er wird nicht verkennen, daß die erschütternde Krisis alles Bestehenden, die unser Vaterland durchgemacht hat, auch an seinem Rechtsleben nicht vorübergehen konnte und daß sie auch ihm schließlich zur Aufrüttelung, Erfrischung und inneren Erstarkung zu dienen vermag. Die leidige Vielregirerei wird schon wieder aufhören, wenn es erst ohne sie geht; bis dahin thun die von ihr geschaffenen Behörden nach bestem Wissen ihre Pflicht.

Otto Reinhold.

Anzeigen.
Anzeigen.
Schritt für Schritt. Roman von Otto Flake. Verlag S. Fischer.
Dieser Roman kommt mir vor wie ein unbewußter Versuch, zwei grundverschiedene geistige Welten einander zu verschmelzen: in ihm ist romanische Sinnenfeinheit mit germanischer Gedankentiefe und «schwere verbunden. Ein voller Einklang ist nicht entstanden; man stößt auf Stellen, wo federleichtes Geistiges mit hartem Stoff« lichen peinlich aufeinanderprallen. Aber Das schadet dem Buch nicht; denn das Bedeutende an ihm ist die, That, die Entschlossen» heit, mit der hier ein denkender Mann den überkommenen Wust von erotischem Ritterthum und sexueller Pfäfferei in den Trödelwinkel wirft. Ein gründlich suchender Germane, dem jede romanische Ober« ffächlichkeit und Frivolität weltenfern liegt, bekennt sich hier freudig und offen zu dem Grundsatz: „Sinnliche Regsamkeit ist ein Besitz so positiv wie ein anderer; wer sinnenstark ist, hat Etwas vor Sinnen« schwachen voraus." Otto Flake hat als gedanklich Produktiver ein erotisches Problem herzhaft angepackt, das bisher nnter hundert Männern kaum einer als Problem auch nur gesehen hat: die natur« widrige und verderbliche Grundlage, auf der die Normalehe, wie sie im Lauf der Jahrtausende in der gebildeten Gesellschaft sich geformt hat, beruht. In unseren Durchschnittsehen pflegt sich ein wissender, in Dingen der Liebe erfahrener Mann mit einer unberührten, in solchen Dingen ganz unerfahrenen Frau zu verbinden; zwei In« dividuen, die auf verschiedenen Stufen der erotischen EntWickelung stehen, geben sich dem Wahn hin, ihre harmonische Bereinigung sei ohne Weiteres möglich. Anders ausgedrückt: jede normale Durch« schnittsehe trägt den Keim zur Enttäuschung und damit zu innerer Zerrüttung in sich; meist liegts nur am Anfall oder an der Tempera« mentlosigkeit der Gatten, daß die Tragik ausbleibt. Dieses Problem ist von Flake zwar nicht scharf formulirt, aber tief gefühlt und in geistiger Unabhängigkeit, in Freiheit von „Moralinsäure", mit offe« nem Blick für menschliche Größe und Kleinheit betrachtet worden. Es liegt an der unendlichen Spannweite des Gegenstandes, an der gren« zenlosen Mannichfaltigkeit der Erscheinungen im Gebiet des Eroti» schcn überhaupt, daß nur einzelne Flächen und Tiefen des Problems in dem Roman durchmessen werden. Doch der Dichter ist auf der Barke seiner germanischen Denkfreudigkeit und Entdeckcrlust, mit dem Kompaß seines romanisch feinen erotischen Spürsinns am Ufer eines neuen Welttheils gelandet, wo in Zukunft unserem Wissen um sexual« ethische Werte wunderbar neuartige, wohlschmeckende und nahrhafte Früchte am Baum der Erkenntniß reifen können. Als die schönste Stelle des Buches habe ich das (im bürgerlichen Sinn höchst un« moralische) Abenteuer des Helden mit der wildfremden Frau emp« funden, die Mit einer Unbekannten verlebte Nacht, die niemals wieder« kehren soll und wo schweigendes Einverständnis; nicht der Worte be-

darf. Hier ist das Fleischliche mit einer Wucht und einem Ernst behandelt, der den animalischen Vorgang mit einem Schlag bis in die reinste Höhe hebt. In dieser schweigenden Vereinigung zweier erotisch gleichgestimmten Seelen ist die Sinnenthat in die heilige Tiefe des Mysteriums entrückt. Andere Stellen brachten mich in Unbehagen. Wesonders der tragikomische Ausgang der Liebelei der erregbaren fWanda mit dem bärenstarken Artillerielieutenant. Die Art, wie die junge Frau noch rechtzeitig, aber im allerletzten Augenblick, durch ein unappetitliches kleines Mißgeschick in Gattentreue zurückgetrieben wird, würde ein Franzose entweder als barbarisch geschmacklos verdammen oder als famosen Einfall begrüßen und, nach dem Muster Walzacs, mit Mitz und Behagen zu einer erotischen Groteske nützen.

Henriette Geerling.

Neuland der Kunst und Kultur. Erich Matches in LeipZig.

Diese Arbeit ist sachlich die Fortsetzung meiner (auch hier angezeigten) „Kulturmission unserer Dichtkunst". Aeber die inneren Gründe und die Zeit ihrer Entstehung heißt es im Vorwort: „Die hier zum Werk vereinigten kunstkritischen und kunstpolitischen Gedanken zur Literatur und künstlerischen Kultur der Gegenwart sind die Kriegsarbeit eines Daheimgebliebenen, der nicht mit ins Feld ziehen durfte, als ein Schaffender des Geistes es aber stets mit den Wehr- und Weltinstinkten der deutschen Volksseele hielt. Ich sende die Arbeit hinaus, in der Aeberzeugung, daß wir nach dem Sieg des deutschen Schwertes nun auch als Edelkrieger des schöpferischen Lebens das Reich der Denker und Dichter, der geistigen Persönlichkeit, des Gottmenschen in uns und in unserer Volksseele zu weiten und zu festigen und in Kunst und Leben größer und schöner zu gestalten haben."

Wandsbek. Paul Schulze-Berghof.

Der Krieg und das Herz. Skizzen. Zweite Auflage. Beckers Verlag in Dresden. 1 Mark.

Ich war Fabrikarbeiter, meine Eltern waren noch, ärmer, als ich selbst bin, rang neben harter körperlicher Arbeit um geistiges Besitzthum, liebte die Bücher der Dichter; und ward durch den Krieg aus diesen Fahrenden Hoffnungen heraus gerissen und in ein größeres Erleben geschleudert. Ich ging nach Westen. Dort begrub mich Mutter Erde, gab mich zurück- und schickte mich in das Lazaret. Da kam es über mich, daß ich schreiben mußte; mußte: ich darf dieses Wort hierher setzen. Bald lagen acht Skizzen vor mir, die wie Blut aus meinen Erlebnissen, meinem Denken heraus geflossen waren. Ein Verleger übergab sie der Öffentlichkeit. Dann kamen Menschen, zuvor noch nie gekannte, voll Begeisterung und beschenkten mich mit anerkennenden Worten und helfenden Thaten. Und Urtheilsfähige sag-

ten mir, daß dies Büchlein stark genug sei, über Sachsens Grenzen^
hinaus zu siegen. Darum zeige ich es hier an.
Oberloschwitz. Otto Ernst Müller.
ZVährungxolitik und Gelötheorie im Sichte des Weltkrieges.
Duncker K Humblot in Leipzig. 3 Mark.
De.' Weltkrieg hat auch die Erkenntniß der Natur des Geldes
mit einem mächtigen Ruck vorwärts gebracht. Was bisher nur einem
engen Kreis klar war: daß die herrschende Geldlehre, wie sie noch,
Helffcrich in-seinem mit souverainer Stoffbeherrschung, aber unter
Verzicht auf eigene Ideen geschriebenen Werk vorträgt, auf einem
großen Irrthum beruht und daß nicht im Edelmetall oder in der mehr
oder minder sicheren Aussicht, solches zu erhalten, das Wesen des
Geldes besteht, sondern in seiner Funktion als ein Zahlungmittel und
Träger abstrakter Wertheinheiten, ^ diese Wahrheit ist jetzt auf dem
besten Weg, ein Besitz der Öffentlichen Meinung, des Volkswissens
zu werden. Und schon wagt sich die theoretische und bankpolitische
Kritik sogar an die, Goldwährung, die mit fast religiöser Scheu bis»
her verehrte Institution, an deren Vortrefflichkeit und Nnantastbarkeit
Zweifel zu äußern in Friedenszeit wie ein geradezu anarchistischer
Frevel erschien. Meine Schrift entwickelt auf der theoretischen Basis
meiner früheren Schriften („Wesen des Geldes" 1908, „Geld und
Kapital" 1912) ein Programm zu einem Neubau unserer Geld- und
Neichsbankverfassung. Daß ich bei aller Anerkennung alles Guten,
was die Reichsbank geleistet hat, nicht mit freimüthiger Kritik ihrer
minder glücklichen Maßregeln zurückgehalten habe, wird ihre Pan»
eghriker ärgern; aber die Zeit verlangt Wahrheit und Klarheit, nicht
Beschönigung des Bestehenden und Verunglimpfung der anders Den»
kenden. Erheblicher als der aktive Widerstand, den die Verständniß»
losigkeit dem Problem entgegensetzt, würde die passive Resistenz der
wissenschaftlichen und fachmännischen Kreise sein, die vor der doppel»
ten Aufgabe stehen, ihre theoretischen Anschauungen vom Geld umbil»
den und daraus die praktisch brauchbaren Schlüsse ziehen zu müssen.
Diesen Kreisen hosfe ich die unerläßliche Gedankenarbeit durch meine
Schrift erleichtert zu haben. Das Buch zerfällt in einen Währung»
politischen und einen geldtheoretischen Äheil. Der erste enthält drei
Abhandlungen: die Reichsbank vor, in und nach dem Krieg. Die
erste, „Sturmwarnung", wurde schon 1913 veröffentlicht, die zweite
ist als Feldpostbrief entstanden, die dritte zeigt die von der Reichs»
bank nach dem Krieg zu treibende Politik. Der geldtheoretische Theil
sührt mit der Abhandlung „Das .unlösbare' Geldproblem" in das
Centrum der Geldtheorie; zwei andere Aufsätze behandeln den „Geld»
Werth"; der letzte Aufsatz erweist an den verfehlten Reformvorschlägen
des englischen Bankpolitikers Sir Edward Holden, daß das viel be»
mangelte Ein-Reserve-Shstem nur eine Zwischenstation ist auf dem
Weg zur Befreiung des Zahlungwesens vom Zwang des Goldes.
Hamburg. Dr. Friedrich Bendixen.

Bedrängte Städte.
Saint-Dis, die Pathin Amerikas.
eint-Dis hat des Krieges schweres Leid erfahren. Im Septem-
ber 191^ stand es im Mittelpunkt lebhafter Kämpfe und war
etwa vierzehn Tage lang in deutschen Händen. Die Ende März 1916
angeordnete 'Räumung scheint nicht durchgeführt worden zu sein;
denn noch, heißt es, seien Spinnereien und Fabriken in unverzagter
Thätigkeit. Zwischen dem dritten Februar und dem neunzehnten Mai
ist es nach französischer Angabe dreizehnmal entweder von weittragen-
den Kanonen beschossen oder mit Bomben „belegt" worden, wie der
wunderliche deutsche Euphemismus lautet.
Saint-Dis ist Hauptort eines der fünf Arondissements von»
üszzs^bsmsnt, üss VosZss und hatte etwa siebenzehntausend Einwoh»
ner; darunter viele (oder deren Nachkommen), die nach dem Frank-
furter Frieden vom Elsaß hinüberzogen, und (so hat man mir in
der Stadt oft gesagt) gegen vierzig Millionäre; daher auch das
saubere und wohlhabende Aussehen der Stadt.
Beim Bau der Hänser wurde der Vogesensandstein naturgemäß
bevorzugt, insbesondere seit dem großen Brande von 17S7, dessen
Schäden zu heilen König Stanislaus von Polen, Lothringens letzter
Herzog, „Is bisukissut", wie ihn sein Denkmal in Nancy nennt,
eifrig mit am Werke war.
Saint-Dis liegt an der Meurthe, die kurz vorher von rechts die
Fave aufnimmt, und heißt nach dem Zeitgenossen des Heiligen Wil-
frid von Pork, nach Sankt Deodatus*), dem Bischöfe von Nevers,
der, das Christenthum in den Vogesen zu verbreiten und zu festen,
hier, im Vsl Ss (Zslilss, eijn Kloster gründete und der, wenige Jahre
nachdem der Merowinger Dagobert der Zweite 678 im Walde von
Stenay ermordet worden war, starb.
Die Benediktiner machten später Stiftsherren Platz, die zu großem
Einfluß und, nicht zum Mindesten unter Friedrich Barbarossa,
zu gewichtigen Privilegien kamen**); zu ihren Pröpsten zählten die
Höchsten Lothringens, zählte anch Giovanni de' Medici (Leo X.)
Was den alten Klostergrund heute deckt, bildet auch die eigent-
liche Sehenswürdigkeit des Ortes: die auf einer kleinen Erhöhung
gelegene Kathedrale, die auch den (angeblichen) Sarkophag des Hei-
ligen Deodatus birgt. Ihr Portal, vor dem links eine nur noch wenig
ansehnliche, aber auf mehrere Hundert Jahre geschätzte Linde steht
nnd zu dem eine gedoppelte Freitreppe hinansteigt, stammt aus dem
Meiten Jahrzehnt des achtzehnten Säkulum; im Uebrigen ist sie
romanisch-gothisch (Ende des elften bis zum vierzehnten Iahrhun-

*) Daher: un Osoästion ein Bewohner von Saint-Dis.
**) Im Juli 1476 verspricht Rens II., in seiner Eigenschaft als
von«, eidlich und schriftlich, die Rechte und Privilegien zu wahren.

bert). Ein herrlicher gothischer Kreuzgang verbindet sie mit der klei»
nen Kirche Notre-Dame, die ihre romanische Schönheit rein bewahrt
hat. Im Klosterhof hat man an die Außenseite des Kreuzgangs und
zu gleicher Zeit mit ihm (dreizehntes Jahrhundert) eine Kanzel an»
gebaut. Ein großer Theil der Bibliothek des Rathhauses gehörte den
berühmten Abteien von Senones, Moyenmoutier und Etival.
Die mittelalterlichen Festungmauern sind im siebenzehnten
Fahrhundert abgetragen worden. Der beste Blick über den alten
Ort und seine Umgebung und auf die blaudunkle Kette der Berge er-
schließt sich vom Thurm der Sankt-Martin-Kirche in der Vorstadt.
Auf dem Platz Jules Ferrh (der früheren Mos Ss ?isrrs
LsriZis) steht, vom Nrheber der (Aoris, viotis, von Mercis, geschaffen,
das Denkmal des zu seinen Lebzeiten so viel gehaßten und verleum-
deten Staatsmannes, der als Nnterrichtsminister Begründer des mo-
dernen französischen Volksschulwesens ward und als Ministerpräsi»
dent Frankreichs koloniale Ausdehnung gewaltig zu fördern wußte.
Er wnrde am fünften April 1832 in Saint-Dis geboren und ein»
undsechzigjährig auf dem Friedhof der Vogesenstadt beigesetzt.
In Saint-Dis starb, wo er seit 1Ä95 Stiftsherr war, an einem
dreiundzwanzigsten November zwischen 1605 und 1510, bejahrt und
halb erblindet, Pierre de Blarru (Östrus <ts Llarrorivo), der ein la-
teinisches Gedicht in sechs Büchern über den Krieg bei Nancy und
den Tod Karls des Kühnen schrieb: die Nancei'de*), die sein Stan-
desbruder Jean Basin aus Sandaucourt bei Neufchsteau poksvuss
Lssinus Lenäsoui-ius) 1518 in Saint-Nicolas-dn-Port bei Petrus Ja-
cobi erscheinen ließ. Sie gilt als das erste in Saint-Nicolas ge-
druckte Buch und ist mit zahlreichen Bildern geschmückt.
Am einundzwanzigsten Dezember 1Ä73 hatte Saint-Dis den
Herzog von Burgund auf einer friedlichen Fahrt in seinen Mauern
gesehen, 1Ä75 hatte es sich, durch das entsetzliche Schicksal von Char-
mes geschreckt, wo der Wütherich henken und henken ließ, Karl ohne
Widerwehr ergeben. Nach der OKromqus Ss I^orrsins, deren unbe-
kannter Verfasser (Pfister vermuthet in ihm Philippe de Linange) an
der Schlacht bei Nancy theilnahm, wäre es ein Edelmann aus Saint-
Dis gewesen, einer der Getreuen des Herzogs Rens (Renatus) des
Zweiten, der den ?sinsrsirs, den Rausbold von Burgund, an jenem
ereignißreichen Sonntag, dem fünften Januar 1Ä77, mit einem Lanzen-
ftoß getötet habe, ohne zu ahnen, wem er den Garaus mache. Claude
de Bauzemont, der «Kstsläm und «sllsrisr von Saint-Dis, soll sich
nie darüber zu trösten vermocht haben, heißt es mehr als dreißig

*) Genauer Titel nach dem seltenen Exemplar der Königlichen
Bibliothek in Berlin: ?stri äs LIs,rrorivo ?ärkisiaui insiZns Nsussigos
opus <1s bsllo Ns.riosis,n,o. Ha,« prirauru sxs,i'g,tui'g, slimÄdissims
miperrims iu lucsm smissum. Am Ende des Buches: Impressum iu
velsdri II,ot,lis,riQAis ps,A0 divi Nicolai Äs portu,. ,. 1L18,

Jahre hinterher; und sein noch vor dem Ende des neunten Monats
nach dem Tode seines Opfers erfolgter Heimgang soll aus diesem
Herzeleid zu erklären sein. Erst eine wenig ritterliche Auffassung will
später die Nrsache des Grames mit dem reichen Lösegeld in Beziehung
bringen, um dessen Erwerb die eilige Waffe ihren Besitzer betrogen
hätte. Im Nebrigen trug die am siebenten Januar im Eis des
Sankt°Iohannes-Teiches aufgefundene Leiche der Todeswunden drei;
und Philippe von Commines (1Ä45 bis 1509) kannte Wohl zwei oder
drei Derer, die Campo-Basso, Nicolas de Montfort, der Berräther,
in den Hinterhalt gelegt hatte (A? «onFnsu äsux ou trois «siix gm
üsrQoursrsnt pour tusr Isüi«t, üuc), will aber von den letzten Augen-»
blicken des Gefürchteten nichts erzählen, weil er ihnen nicht beigewohnt
habe. Nach dem Tode seines unruhigen Gegners kam Rens (1Ä7S
bis 1508) in den ungestörten Besitz Lothringens.
Von ungewöhnlicher Bildung*), dank der Erziehung durch den
Großpropst von Saint-Dis, Didier de Bisdroff, war er Wissenschaft»
licher Thätigkeit wohlgeneigt; und so begünstigte er denn auch, die
Druckerei, die gegen Ende seines Lebens in Saint°Dis gegründet!
worden war, und die gelehrte Gesellschaft, die sich, dort unter dem
Namen ü^irmssium Voss^suss**) ((Z^iuuass VosAien) gebildet hatte.
Der Geldmann des Unternehmens war der Kapellan und Sekretär
des Herzogs, der Stiftsherr Vautrin (Gauthier) Lud, der das Ma->
terial zur Offizin wohl von einem nomadisirenden Drucker gekauft und
im Haus von Nicolas Lud, der heutigen Apotheke am Iules->Ferrh»
Platze, untergebracht hatte***). Mitglieder der Gesellschaft waren ver»
muthlich auch Blarru und Basin und der vor 15V verstorbene Hi»
storiker und Philosoph Shmphorien Champier, der Leibarzt Antons
(1308 bis 15W, des Nachfolgers von Rens. Er wurde später Konsul
in Lyon und mußte von dort 132g vor einem Aufstand fliehen, in dem
man ihm sein Haus verbrannte. Ihren eigentlichen geistigen Mittel-»
Punkt aber bildeten Mathias Ringmannf) (mit seinem Gelehrten-,

*) Die ihn freilich nicht hinderte, die Juden aus Lothringen zu
jagen. Allerdings hatten ihrer manche mit den feindlichen Burgun»
dern Handel getrieben.,

**) Also keine Schule, wie der Name glauben ließ,
VossAuin iu. oppig.« oui vooabulum, est 8g,iiOtc> Os«Äo.to, nnpsr
ersxiiiiuL (Widmung der O«sinc>Ai-äxKis,s Introguotio).

f) Einen Faksimiledruck seiner 1509 in Saint-Di6 erschienenen
OräminstiLä tiZursts hat 1905 Fr. N. von Wieser herausgegeben (Straß»
bürg, I. H. Ed. Heitz). Ringmann schrieb noch eine Reihe anderer
Werke. Zocmi>sL XnoblouoKus in Straßburg druckte von ihm (ohne Iah»
resangabe) eine Leidensgeschichte Christi mit Bildern (?ässionis Ouristi
umim sx <Mwor svsiiAsIistiL tsxtum); der selbe Drucker, der sich
diesmal LnobloeKus latinisirt, 1505 einen Augustin Sprung in Kolmar
gewidmeten, alphabetisch geordneten lateinischen Sentenzenschatz.

namen ?KiIssius, oder noch genauer: ?Ki!ösius Vo^ssi^sus,, aus den Vo«
gesen) vus dem elsässischen Weilerthal (Vs,I cls Vills) und Martin Wald«
seemüller (ILvIseomvIns; auch Waltzemüller, wie lIilscomiws, Ilsoomilus
!und Iwoomvlu» geschrieben), die Beide in der Druckerei thätig waren*).
Besonderer Gönner des Unternehmens war auch tzugues des Hazards
(Hugo de Hasardis), von 1306 bis 1517 Bischof von Toul,
Vautrin Lud erhielt, von Rens eine französische Aebersetzung
des Brieses, den der Florentiner Amerigo Vespucci im September
15M in italienischer Sprache an einen hochstehenden Mann und ehe-
analigen Studiengenossen in seiner Vaterstadt von Portugal aus ge-
sandt hatte und in dem der Reisende (wie in seinem an Lorenzo Piero
Francesco di Medici gerichteten Briefe von 1503, vom vorhergehen-
den Jahr also) über seine Entdeckungfahrten spricht. Lud ließ diesen
Brief von 1504 (von Ringmann) ins Lateinische übertragen; und
als Einleitung dazu schrieb Waldseemüller, auch lateinisch, eine Kaiser
Maximilian gewidmete „Einführung in die Weltbeschreibung (Oosmo-
gxspkiäs IntroSuoti«) mit einigen dazu nöthigen Grundlagen der
Geometrie und Astronomie"**) und mit sünf Figuren; und da er von
Columbus nichts gehört hatte, sondern der Meinung war, Amerigo
sei der Entdecker jener fernen Gegenden, so schlägt er, nachdem er
kurz von Europa, Afrika, Asien gesprochen hat, vor, sie Amerika zu
nennen: „ .... ein anderer, vierter Theil ist von Americus Vesputius
(wie aus dem Nachstehenden zu vernehmen ist) entdeckt worden; und ich
sehe keinen Grund, weshalb Jemand mit Recht Etwas dagegen haben
könnte, dag er nach dem findigen Manne und Entdecker Americus:

*) Waldseemüller und Ringmann veröffentlichten gemeinsam
ein Werkchen, das im April 1511 in der Osfizin des ^osnms LruninAsr
zu Straßburg fertiggestellt wurde: Instruotio mg,iniSuotionsm prsswns
in oart«,in it,iv.srs,ris,ra Alartini Hilaoomili «urn lnOuIsntioi'i ipsius
ZZllrvMs snarrabions s, RinArnamio ?Kilssio Oonsoi-izzts., Das (wie
es scheint, völlig verschollene) Büchlein ist Anton von Lothringen ge-
widmet und enthält auf dreiundzwanzig Blättern eine Beschreibung
Europas. Aus ihm geht auch hervor, dag Ringmann die Nance'ide
mit Anmerkungen versehen und also wohl ihre Veröffentlichung ge»
plant hatte; ein Theil der Erläuterungen von Basin wird daher ihm
entstammen. Das Schriftchen macht ferner wahrscheinlich, das; im
Frühling 1511 die Druckerei in Saint-Dis schon nicht mehr bestand.

s,« s,st,ronoinig,s prinoi^iis acl ss,m rem nseessaiiis,
Insnpsr c^uatnor ^msriei Vsspuoii naviMtivues, (And außerdem
noch die vier Seereisen des Amerigo Vespucci).
Universalis OosmoAraMis« üssoripti« dam in soliüo ^nam, pls,no,
eis «tiam inseitig qnu,o ktliolomaso igriob^ u, nu^isris rsports, snnt.
Auf Miel, Widmung und Ilebersicht kommen ^t, auf die Kosmographie
38 und auf die vier Reisen S3 Seiten des Werkes.

Amerige, also gewissermaßen Land des Americus, oder America zu
benennen sei; da doch Europa wie Asien ihre Namen nach weiblichen
Wesen erhalten haben. Seine Lage und seines Volkes Sitten lassen
sich aus den vier nachstehenden Seereisen des Americus klar erkennen."
Als Inhaltszusammenfassung steht ausdrücklich noch einmal
„America" am Rande; und diese Namensgebung ist das eigentlich
Bedeutsame der Schrift; die Erkenntniß nämlich, daß es sich bei
fAmerigo Vespucci um einen neuen Erdtheil handelte, war in den
Titeln verschiedener Nebersetzungen des Briefes vom Jahr 1303 als
‚Kundus Xovus" angedeutet.
Von der Wahrheit in den Darstellungen Vespuccis sei
hier natürlich nicht die Rede. Alexander von Humboldt Examen
Oritic^ue cls 11llst«ire cks 1s, AsoArs,pKis cku uouvssu «oritlasQl;
Baris, 1837) hat ihm di: Entdeckung des Festlandes im Jahr IM
abgesprochen; And diese Meinung ist trotz Varnhagen (^meri^o
VesMöoi. LciQ «s^sstsrs, sss eorits, mems Iss moins s.utksr>ticinss,
ss, vis st ges nAvi<zs,tioll.s; I^iras., 18S3) zur Herrschaft gekommen.
Die OoLmoAräpKiss introäuctio, der Taufschein gewissermaßen für
zene fremde Welt, war am siebenten Tage vor den Kalenden des Mai
<am fünfundzwanzigsten April also) 1507 fertig,- und ihre schnelle
Verbreitung erwirkte dem euphonischen Namen*) raschen "Umlauf.
Zu gleicher Zeit veröffentlichte Waldseemüller eine Karte der Erde
in zwölf Blättern und die Segmente eines kleinen Globus; und
auf Beiden liest Man abermals „America". Als der Gelehrte in
späteren Iahren auf neuen Karten sein an Eolumbus unfreiwillig
verübtes Anrecht gut zu machen trachtete, war das von ihm geprägte
Wort nicht mehr zu entwerthen. Die Königliche Bibliothek in Berlin
besitzt in ihrer Sammlung seltener Bücher auch ein Exemplar der
Ersten Auflage der OosWoArspKiss Introäuotio**).
Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts begann man in den
Vereinigten Staaten, das Verhältniß zwischen Amerika und Saint-
Vis zu betonen. Auf der Weltausstellung in Chikago lag neben
Photographien und Dokumenten über die Vogesenstadt auch eine
OoLmoSrspKise Introöuetio; und schließlich bildete sich „die Saint-Dis-
Gefellschaft". Da man den April 1907 ungenützt hatte verstreichen
lassen und wohl bis zum Erinnerungjahr von Waldseemüllers Ab-
scheiden (1321) nicht warten wollte, nahm man 1311, in dem vor vier-
hundert Iahren Ringmann in Straßburg verstorben war, zum An-
laß eines französisch-amerikanischen Festes, das sich unter gewal-
tigem Andrang und in Anwesenheit des Amerikanischen Gesandten
Bacon und des französischen Kolonialministers Lebrun abspielte.
*) Ltsut trss sonore, il oürsit I'svsnwsss ä'ßtrs touzours rorrsOtemsnt
sorit, ös,ns les öoOnvasQts, ^Isxa,nclsr von Humboldt, a, a. O.
**) Auch sie ist in Faksimiledruck von Fr. R. v. Wieser neu
herausgeben worden (Straßburg, I. H. Ed. Heitz).

Saint-Dis ward dabei als die Pathin Amerikas (Is, iriärrsins äs
I'L,msriqus) gefeiert und am Haus der einstigen Druckerei des üxmuäss
VosAis» ward eine Gedenktafel enthüllt.
Da viele der Gäste im Automobil gekommen waren, so war da-
mals namentlich die große Zugangsstraße von Raon-l'ötape und Etival
her so aufgewühlt, daß die Wegeverwaltung tief in den Säckel greifen
mußte, den Schaden zu ebnen, und daß der schlichte Radfahrer (als
der ich Frankreich seit fünfundzwanzig Iahren durchkreuzt habe) seine
Maschine kilometerweit führen mußte.
Seit 1777 ist Saint-Dis Sitz eines Bischofs, wodurch sich die
früheren, fast bischöflichen Rechte des Stiftes erheblich minderten;
dem Einfluß der Revolution sind sie dann ganz gewichen. Der erste
der Bischöfe, Chaumont de la Galaizisre, erbaute den bischöflichen
Palast, in den das Schloß der Großpropstei (Is okätssu äs Oi-snäs-
?rsvöte) mit eingezogen ward. Seit der Trennung von Kirche und
Staat dient das Gebäude als höhere Mädchenschule.
Zum Sprengel von Saint-Dis gehört auch der Geburtort der
Jungfrau von Orleans; und dem Betreiben der geistlichen Ober-,
Herren in Saint-Dis, Caverot, Sonnois, Foucault, und der klingen-»
den Mithilfe der Herzogin von Chevreux verdankt die Basilika bei
Domremy ihren Arsprung und Ausbau; während der Bischof Pagis
in Verdun ein ähnliches Unternehmen für Vaucouleurs, den Flecken,
von dem Ieanne d'Arc auszog, Frankreich zu befreien, aus Mangel
an Geld in seinen Grundmauern stecken lassen mußte, — nicht zum
Kummer des Geschichtfreundes, dem solche moderne Bauten den liebe-»
vollen Gang seiner Phantasie nur hemmen,

Hallue, Ancre und Albert.

Seit dem zweiten Juli spricht der Kriegsbericht vom Ancre-
flußchen. Die Ancre mündet in die Somme, wie kaum zwei Kilo»
meter weiter unterhalb die seit dem dreiundzwanzigsten Dezem-
ber 1870 berühmte Hallue.
„Wanderer, kommst Du nach Sparta" ... oder auf den Fried-
hof der Madeleine WM draußen hinter Amiens, da schlafen die
Zuaven, die den Eisenring von Sedan durchbrachen, da liegt der
Kommandant der Citadelle, der brave Vogel, da ruhen deutsche Krieger,
Katholiken und Protestanten fein säuberlich von einander geschieden,
jdie Protestanten in die Nähe der Mauer gebettet. Sie starben in
der Schlacht an der Hallue (oder an den dort erhaltenen Wunden):
Wer Reserve-Lieutenant Johann Heinen aus Aachen, der Artillerie-
Lieutenant Franz Otto aus sDüsseldorf, Hauptmann Spengel und
Anterlieutenant Adolph Wagner vom achten Rheinischen Infanterie-
Regiment Nr. 70, Reserve-Lieutenant Rudolph Frank aus Culm.
Ven Namen eines „Gemeinen" in den Stein zu graben, hat Niemand
Auftrag erhalten.
Schnurgerade geht der Weg, die routs nätionsls ^o. 2g, von
Amiens, dessen Wunderbau der Kathedrale von allen Seiten her

schon in der Ferne erscheint, nach Albert und bei Querrieux mitten
über das Schlachtfeld vom dreiundzwanzigstcn Dezember 1870.
j Albert liegt 29 Kilometer nordöstlich von der Hauptstadt der
Picardie in einer Meereshöhe von 30 Metern zwischen ertragreichen
Miesen und Torfmooren an der mehrfach getheilten, 32 Kilometer
langen Ancre, die hier einige kleine Fälle bildet; Albert, oder viel-
mehr, was Albert war; denn seit Ende September 1914 ist das Un-
heil des Krieges über den Ort gekommen; und abermals tobt jetzt bei
ihm der Kampf: in Tagen, wo sich die städtische Verwaltung schon,
unverzagt, mit dem Plane des Wiederaufbaues beschäftigte.
Albert hatte 1914 etwa siebentausend Einwohner, war also fast
doppelt so groß wie Psronne, von dem es, als dem Hauptorte des
Arrondissements, abhängt. Es enthielt eine Reihe von, Fabriken
(Spinnereien, metallurgischen Werken), deren hochragende Schorn-
steine sich schon weit her bemerkbar machten, und eine hübsche moderne
Kirche im romanisch«byzantinischen Stil mit einem Thurm von W Me-
tern, dem weitaus höchsten der Gegend. Die vergoldete Jungfrau
auf seiner Spitze hat sich beim Bombardement ganz auf die Seite
gelegt, ohne herabzustürzen. Die Mutter Gottes von Brebieres im
Inneren der Kirche erfreute sich in Zeiten, in denen Wallsahren goch
nützlich war, am achten September großen Zuspruchs,
Albert hieß ursprünglich so wie das Wasser, an dem es sich hin-
streckt. Der Günstling der Marie von Medicis, Concino Concini,
kaufte das Marquisat d'Ancre nach dem Tode Heinrichs des Vierten.
fAncraeus nennt ihn daher Gramond, der lateinisch schreibende Hi-
storiker der Zeit Ludwigs des Dreizehnten. Zudem ward der ehr-
geizige Höfling Gouverneur der Normandie und französischer Mar-
schall, obwohl er niemals im Kampf gestanden hätte. Als er aber
Montag, am vierundzwanzigsten April 1617, auf der Louvrebrücke
vom Hauptmann der Garde Vitry und dessen Spießgesellen ermor-
det und als seine Frau, Leonore Galigai, als Hexe auf dem Greve-
platz enthauptet und verbrannt worden war, gab Ludwig der Drei-
zehnte Ancre an den Anstifter des Verbrechens, an Karl d'Albert,
Herzog von Luhnes und seit 1621 Connstable von Frankreich. Das
bewirkte die neue Benennung des Ortes, neben der aber die alte Be-
zeichnung noch ziemlich lange einherging,
Mbert hat das Schicksal der Picardie getheilt uird an all den
Nöthen, die das Land in so großer Zahl erdulden mußte, mehr oder
minder Antheil gehabt. Im Krieg zwischen Heinrich dem Zweiten
(1347 bis 1SS9) und Karl dem Fünften (1319 bis 1336), der vergeb-
lich (1332) Metz belagerte, hatte die Stadt, wie Noyon, Nesle, Rohe,
Chaunh und ungezählte Dörfer, von den Truppen der Schwester Karls
des Fünften, der Statthalterin der Niederlande, Marie von Ungarn,
entsetzlich zu leiden; und auch im Dreißigjährigen Krieg ward sie
überaus hart mitgenommen.
Reinickendorf-West. Hans Flemming.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb G, m, b, h, in Berlin,

Korporation cler Xsuklnannscnart von Berlin
lls »mMcne Ver7«!ckn!« llei'Verlesungen unil Usbungen !n> «lnter Semester 19IS/I7

DiätstKürsn
nsch5chwtti
MirkÄeiloett!
i,chrcm,I(rsnKI
: Lsnstarium LüKlsu

KM»rIIlMkIelMlnlIllM
Lreslsu vüsselöork Frankfurt s.tt. Halle s.Z. ttsin»
Kurs Hannover Leipzig ttsin? ttsnnneiin ttüncken
Dürnberg 8tettin Ztrsssburs i. L. Viesbscken
Aktien Xspital uncl Reserven 192 Millionen /^z^K
Zl) OepositenKassen unä Vi/ecKselstuben in Lerlin ung Vorotten
^uskünruns sller danKmässlgen Lkescnskte
^ Keftellungen ^
? auf die ^
Einbanddecke
zum 96. Bande der „Znknnft"
^ (Nr. S2. IV. Vuartal des XXIV. Jahrgangs),
V elcgcint und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung :c. zum
Preise von Niark Z,75 werden von jeder ZZÜchKandlung oö. direkt
« voin Verlag öer Zukunft. Berlin 8VV. 4», !villiet,n,tr.
Ä entgcgcngcnoinmen.

^btturieillell'Lxämeii
Oamen verilen scknell und grünÄücK
v«r!»s van Lsrl KelS5»«r, vresävn
öoebev ersekeiot:
t^omsn aus cler ^eit vor clem tvrieZe von
Verner von cker 8cKu!endurß
?reis gekektet ^1. 5,—, gekvi-^en IVl. b.—
^ine ?/än?en^e, ebenso zpznnenc/e v^ie Kün!^
lensc/i u/ei^c>//e k?ese//sc/,z/?scni/i^ei'llNF aus c/en
/z/ii-cn c/er //.?inbur?ek- tt'an/^cen^ämp/e 7905, 6,
5o?iZ/i5Mll5, /vapi/s/izmiis, /uc/enkllm, Xünsf/ei- unc/
Le/e/i-fe i?n X,?mp/ um eine SroIe /c/ee.- c/ss i^k
c/er /nns/c ckiezes >^oi' c/em XneFe beenci/Z^en, U'SNk'»
pwpn^iiscnen Lucnes, ^ec/er, c/er 5icn /u> c^ie
I^okAesc/iic/ike c/ex Xl/eFeL ini'ei'ezsiei^, mu/Z dieses
psc/cen^e, /<un5//en,5c/ie »li^ei/öbucn« Fe/esen n^ben.

Kallers
suc««
-Angebot
X. ScKreiber, »utterso>i»it, Lin S^rninsl-
<ZbS, I^köevprsis iS,vl> zsITt I^M»^»F
X. ScKreiber, vss Sucn »om Kinde. Se,n>mel-
dsit 887 Seit. Illnstr, «sbuna^n
I^äSenpreis IS Vll zet^t V»«MV
Iudentsute». Von «, 8«mb»ri, r, X<um»nn
^,00 ^et?.t 95 k>k,
N. IZexinonck, lilvstrisrte ^n>«iokiungs-
gsscliioKIs der Xstur. I>lit eä.bvo ^,dbil6unjz.
Z. IZIem, lilustrlerte Mmmolsllundg, Lins
47S^8sit, «KS, ^,g,Ssvpr,3,SlIzs^t 1,95
Xu» (Zoetne» pro»». Klein» Moiitunoen und
/>ll>SStIS, ^.nsgev, v, ?rnf, üin^si. Uit XK-
182 Seit. «Kil, I^äSsnpr, S.?S^st?t 1,25
K. p. rle»r«e, Her I.lill>>rieg, >l!t vielen Li!»
°rk, pont»ve, NsveÜand. vi« I^ängsedükt um
4S2 «, Sbc!?I^s,c1snpr, Illvll^sl^t 4»85
0.^I.IZierd»un,, Stell» ukntonie, I I^A
— Soniierbire lZesciiiolitsn, 2 versedieiisne
preis 4M jsr-t 1,65
N. v. p«ter,d«rkk. König rriedr. «iineim IV
(Zsbungen, — Qs,!ien- O >Z
preis S SV jet^t ^»»V<M
^. N»rlm»nn, Scliilisrs lugendlreund«
preis SM ^iskt 2»ö5
lZrlelw ek«e> !»isoiien Lcnilier und l«, ,on
tlumboldt IVlit ^.nin, v, I^eit?>
K. Hessen, vis Prostitution in » »?»^
veutseni Sek. I.»lIsnpr,2,Mjst?t I»l»«/
t>. >Z. N»rt>edev, I.og»udiIeKie!n,
lZsdsstet, I>s,gsnpre!s 2 SV ^stii I?k,
N. v. ?«,enln?er, Also »orsoii SlimsreK,
S LSs, lied I,». <z edestst,
c>sllpr,SS,VIIzst!t, 6su- ^
preis Zl.SII zswt
prok. vr. W. Uel», Her »snsell und d»s lier-
relok. !jit o2S ^urn ?eil kärbigev ^.dbilclnn-
2.S5
^eo nuS 3L ?»ksln, 470 «eiiso
V^I^A^» i»?M»T I Kusge»iiKIte Uriuiilungen, L S6s.
»VIZVTVI^ KiRSV s»»ck l: vis XnsäKen. ?ernilisn.
lss
OIs IIlu8trjsrt6ii lNoiltaliusbüctier
g versckieäene Läncie,
oeut»oKI»nd, I-r°berung »er >.ult,
vi« IZvtvicKIunL <leui.»onev l?iug>
vsssns s,v Uai 6 von 31.5 >VirKIi< li.
Ksitüsuknaninen, Osrgestelir von
Ingenieur V. Hücker,derber. Usleil-
Selqiensonstundjet^t. Heber2MSil-
?on^ üelieo, ^
Vi8m»roli, Uss eisernen Knn-Isrs
vestsrrsiek Ungsrn im «eltkrisg.
jeäer Lang AescKmacKvoll Kartoniert
2.40 «.
SS
ll>!ut»c>il»nlls ^»len Lee, vis
Um V»tsri»nd und I^reilieii. VirKiioK.
lleutgens ttserttinrsr In groösr ?eit.
V^/r emp/eö/eo ussek-e /et^t rsvm//c/, öel/e«te«l/ ^e/-F/-SKerte
«'S/, . /?«/nsae. — ^/sseosc^s/t//c!/ie V^sr^e. /tus/s««/. /./terstll/-.
Wauwaus ««Aeslens?
«

Makedoniens Helden.*)
^,v« irQpsrator: mortui ts LS,1uts,nt.
^Mor seiner Ankunft in Nisch hatte der Deutsche Kaiser den
"ÄM Wunsch ausgedrückt, die ehemaligen makedonischen Re-
volutionäre zu sehen, von denen er oft sprechen gehört und die
seit Iahren mit bewundernswerther Kraft, Beharrlichkeit und
eisernem Willen den Kampf für die Freiheit ihres makedonischen
Vaterlandes geführt hatten." Die Manen der gefallenen Hel-
den Makedoniens 'müssen sich ehrerbietig vor dem Deutschen Kaiser
Verneigt haben ob dieser Worte höchster Anerkennung für helden-
haftes Wirken, dem ihr ganzes Leben gegolten hatte und dem
es zum Opfer gebracht worden war. Es war ein schweres Ringen,
das tzeldennaturen gebar und gewaltige Opfer forderte, dieser
über ein Vierteljahrhundert währende Kampf um die Freiheit
des Bulgarenvoolkes in Makedonien, das erst nach allen anderen
Walkanländern die Sonne der Freiheit über seinem Horizont
aufgehen sehen sollte, trotzdem gearde dort zuerst die Lichtstrahlen
aus der dunklen Vergangenheit des Bulgarenvolkes durchbrachen.
Schon in ältester Zeit hatten Bulgaren Makedoniens, vor
der offiziellen Annahme des Christenthums durch den Bulgaren-
surften Boris, dem Heidenthum entsagt und Christi Glauben be-
kannt. Makedoniens Boden entstammten auch die beiden Brü-
der, die das Evangelium Christi den Slawen, nicht nur denen der
*) Nnsere türkischen Freunde werden es nicht übel nehmen, wenn
ich hier an die Zeit der Mißwirthschaft erinnere; sie wissen, mit wel-
cher Aufrichtigkeit besonders wir Makedonen mach unserer enogiltigen
Abrechnung wegen unseres Heimathlandes, trotz der früheren Feind-
schaft, ein inniges Zusammengehen mit der Türkei empfahlen,
s.

Balkanhalbinsel, verkündet und die Heilige Schrift in eine make« donische Abart der altbulgarischen Sprache übersetzt hatten. Auf diesem Boden wirkte der erste bulgarische Kirchenlehrer und Schulmann, der Heilige Clemens, der deshalb zum Schutzpatron der Zungen bulgarischen Universität Sofia erkoren wurde. Als dann das bulgarische Volk, in tiefen nationalen Schlummer versunken, Fahrhunderte lang ein kümmerliches Dasein führte, hat seinem Volk wieder ein aus makedonischer Erde stammender Bulgare, der Mönch Paissi, in seiner in vollkommener Abgeschiedenheit auf dem Berg Athos vor hundertfünfzig Iahren verfaßten, in zahlreichen ^Abschriften verbreiteten ersten Geschichte des Bulgarenvolkes die flammenden Worte entgegengeschleudert: „Er» wache aus tiefem Schlaf, Bulgarenvolk, und besinne Dich, daß Du einst auch eine Geschichte hattest, reich an Heldenthaten; er« kenne Dein Geschlecht und Deine Sprache."

Ein Bulgare aus Makedonien, Hadschi Iakim aus Kitschewo, ließ am Anfang des'neunzehnten Jahrhunderts in Budapest die ersten Bücher in neubulgarischer Sprache erscheinen. Make« donien gebar auch den Vater des bulgarischen Schulwesens, Meofit Rilski, der die ersten regelrechten bulgarischen Schulen errichtete, eine bulgarische Grammatik und einige Lehrbücher verfaßte. Auf makedonischem Boden entstand die erste bulgarische Druckerei, eröffnet von einem makedonischen Geistlichen, dem Archimandriten Theodosi- sie arbeitet zuerst im Geheimen, im Herzen Makedoniens, und wird später nach Saloniki verlegt. Den Brüdern Miladinow aus Struga am Orchidasee verdankt Bulgarien die erste größere Sammlung von bulgarischen (meist makedonischen) Liedern; und dem Makedonen Shinsifow aus Veles die Anfänge der volksthümlichen Poesie. Die Bukgaren in Skopje forderten zuerst, in den Iahren 1828 bis 1833, von dem phanariotischen Patriarchat eigene bulgarische Bischöfe, statt der Griechen, für ihre Diözese. Doch mußte der Kampf der Bulgaren um eine nationale Kirche, der also auf makedonischem Boden entbrannte, noch vierzig volle Jahre mit der bekannten bulgarischen Hartnäckigkeit geführt werden, ehe er den Sieg erstritt. Und trotz Alledem mußte gerade Makedonien, als das Licht der politischen Freiheit über dem Bulgarenvolk aufging, noch länger in politischer Knechtschaft ausharren.

War aber wirklich die Lage der Bulgaren unter türkischer Herrschast so unerträglich, daß sie mit Anspannung aller Kräfte streben mußten, sich dieser Herrschaft zu entziehen? Ich will hier nicht eine erschöpfende Schilderung dieser argen Herrschaft geben.

Einige schlichte Fälle aus meiner frühesten Kindheit mögen vielleicht eher überzeugen als die ausführlichste Beschreibung der trostlosen Zustände, die alle Christenvölker des Balkans immer zur Auflehnung wider das Türkenjoch getrieben haben.

Ich mag lein Kind von zehn Iahren gewesen sein, als ich einmal neben unserem Haus in meiner Vaterstadt Beles am War« dar mit anderen bulgarischen Knaben einem Kinderspiel zweier jungen Türken zusah. Plötzlich geriethen die Spielenden in Hitzigen Streit darüber, wer bei einem Wurf Recht hatte. In den Streit mischte sich, ungebeten, als Zeuge einer der bulgarischen Knaben und sprach sich naiv zu Gunst des einen Türken! aus. Da griff der Spielgenosse blitzschnell in seinen Gurt, zog einen Dolch heraus und zückte ihn gegen den unliebsamen Schiedsrichter, der eilig in unser tzausthor flüchtete und sich nur dadurch der Wuth des jungen Türken entzog. Während die Türken meist bewaffnet gingen, war den Christen streng verboten, Waffen zu tragen. Da vor Gericht ein christlicher Zeuge gegen einen ^Mohammedaner nicht zugelassen wurde und in solchen Fällen kaum ein Mohammedaner gegen einen Glaubensgenossen als Zeuge auftritt, wäre der Türke, wenn er den Bulgaren getötet hätte, straflos geblieben. Aebrigens ist ja bekannt, welche diplomatische Druckmittel selbst die Großmächte immer anwenden mußten, um die Bestrafung eines Türken zu erlangen, der sich an einem Ausländer vergriffen hatte. Wie schwer war bei der türkischen Regirung die Bestrafung des Soldaten durchzusetzen, der einen deutschen Major in Konstantinopel niedergeschossen hatte, weil der Offizier ihn beim Einexerziren zur Rede gestellt und wegen NnbotmäßigVeit mit einer Ohrfeige bestraft hatte!

Die Kirchen meiner Vaterstadt ragen auf malerischen Anhöhen außerhalb der Stadt. Der Weg zu einer dieser Kirchen führte durch das Türkenviertel. Wir bulgarischen Kinder wagten selten, ohne Begleitung von Erwachsenen hindurch zu gehen, weil wir immer Angriffen der übermüthigen türkischen Gassenjugend gewärtig sein mußten, gegen die wir uns nicht zur Wehr setzen konnten, da nach türkischen Begriffen nicht geduldet werden kann, daß Türkenjugend, als zum herrschenden Volk gehörig, von christlichen Buben, die unterwürfige Rajah sind, auch nur in Nothwehr angefallen wird. Die erwachsenen Türken hätten sich auf die Christenknaben gestürzt und sie belehrt, daß man gegen einen Türken, und sei er ein Gassenjunge, nicht ungestraft die tzand heben dürfe. Gegen einen erwachsenen Türken darf sich auch erwachsene Rajah nicht zur Wehr setzen: sie würde

sonst eines schlimmen Vergehens gegen die Majestät des Herr» schenken Volkes schuldig. >,

Natürlich mußten solche Zustände einem Volk, dessen größten Theil der Berliner ^Vertrag der Türkei entrissen hatte, in den noch den Türken verbliebenen Gegenden Makedoniens bald unerträglich werden und in ihm den Willen wecken, durch eigene Kraftanstrengung eine Besserung seiner Lage zu erwirken. Diesem Drang nach einem menschenwürdigeren Leben entsprang die gefürchtete makedonische Organisation, die schließlich die völlige Lösung des Landes von der Türkenherrschaft, weil es nicht anders ging, erzwang und nun hohes Lob aus dem Mund Kaiser Wilhelms vernommen hat.

Im Jahr 1893 war ein makedonischer Lehrer, Damjan Gruew, wegen politischen Verdachtes ins Gefängnis; von Bitolja (Monastir) geworfen worden. Hier entwarf er den Plan einer revolutionären Organisation, die ihr Netz über ganz Makedonien ausbreiten und das i bulgarische Volk zum Kampf gegen die Türkenherrschaft erziehen follte. Diesen Plan besprach er mit seinem Freund Götze Deltschew, der ihn öfter im Gefängnis; besucht hatte. Der aus der Haft Entlassene ging mit Deltschew sofort ans Werk: und bald umspannte die Organisation alle bulgarischen Gaue des Landes bis in die entlegensten Winkel. Die, beiden Männer bereisten, als Bauern, Kaufleute oder Mönche verkleidet, das Land von einem Ende zum anderen und ihre Predigten fanden überall ein williges Ohr. Doch sollten sie selbst die Zeit nicht erleben, der sie so heldenhaft ihr Leben geweiht hatten.

Im Herbst 1902 war von makedonischen Freischaaren, die aus Bulgarien über die Grenze gegangen waren, ein Putsch im, nordöstlichen Zipfel Makedoniens angezettelt worden. Die „innere makedonische Organisation", der die Zeit für einen allgemeinen Aufstand noch nicht gekommen schien, war gegen diesen Putsch gewesen. Aber der Gang der Ereignisse zwang sie rasche sich der Bewegung anzuschließen. Götze Deltschew, den das Volk nur Götze nannte, durchquerte das Land in den seltsamsten Vermummungen, um Stimmung für den Aufstand zu machen und die Verbände der Organisation dazu vorzubereiten. Die Führer kamen im Frühjahr 1903 in Saloniki zusammen, weil sie sich, dort fast sicher fühlten. Deltschew trug das Kleid eines Bauers, der auf den Markt gehen will. Nach lder glücklich verlaufenen Versammlung verließ er mit einigen Getreuen Saloniki. Aber inzwischen hatten die türkischen Behörden ausgespürt, daß der berüchtigte Revolutionär, der Abgott aller rebellisch gesinnten

makedonischen Bulgaren, in der Hauptstadt des Landes gewesen
sei. Ein ganzes Bataillon wurde ihm eilig nachgeschickt. Das
ereilte beim Dorf Banitza die kleine Schaar, die sich zwar toll-
kühn mit Flinten und Bomben wehrte und und den Feind schwere
Verluste leiden, jedoch auch ihren Führer auf der Walstatt ließ.
Deltschews! Leichnam wurde von den Türken nicht erkannt.
Im August brach der allgemeine Aufstand aus, der beson-
ders im Wilajet Bitolja großen Umfang annahm. Hier leitete
die Bewegung das wirkliche geistige Haupt der Revolution, Dam-
jan Gruew, vom Volk kurz Damn genannt. Nach einigen Wochen
wurde der Aufstand grausam unterdrückt, wobei hundertdreißig
Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und Hunderttausende vonBul-
garen den entsetzlichsten Verfolgungen ausgesetzt und dem grau-
sigsten Elend preisgegeben wurden. Dennoch war das Volk nicht
entmuthigt und behütete sogar die Führer, die solch namenloses
Unglück über das Land gebracht hatten, wie seinen Augapfel,
immer bereit, auf ihr Geheiß fich wieder zu erheben. Tausend
türkische Pfund waren auf den Kopf Gruews ausgesetzt worden.
Während des ganzen Winters hielt er fich in der Stadt Bitolja
auf, wo es von Sjpöhern wimmelte und wo alle Bulgaren seinen
Aufenthalt kannten. Kein Verräther fand fich, keiner gab für
schnödes Gold den Kopf des geliebten Freiheitapostels hin, der,
äußerlich wie im Gemüth, eher einem Religionstifter als einem
Revolutionär glich. So hatten diese führenden Geister der Re-
volution die Masse für ihre Idee zu begeistern vermocht. Wo
sie zu verwegener That entschlossene Leute brauchten, die toll-
kühnen Muthes ihr Leben einsetzen wollten: nie fehlten sie ihnen;
sogar Frauen stellten sich in den Dienst der großen Sache. Einst
sollte die Osmanenbank in Saloniki in die Luft gesprengt und
dadurch der europäischen Diplomatie bewiesen werden, daß die
türkische Regirung mit gesetzlichen Mitteln, ohne wüste Aus-
schreitung nicht die Ordnung im Land zu erhalten vermöge. Viel-
leicht schritten die'Großmächte dann ein; hatte doch der Berliner
Vertrag im Artikel 23 ihnen die Pflicht auferlegt, für ordentliche
Verwaltung in Makedonien zu sorgen. Der Plan war nicht leicht
auszuführen. Monate lang mußte mühsam unter den schlimmsten
Verhältnissen vorgearbeitet und in jedem Augenblick die Entdeckung
erwartet werden. And doch setzten junge Leute frohen Muthes
ihr Leben dafür ein. Schräg gegenüber dem Gebäude der Bank
wurde ein Laden gemiethet, in dem sie ein Mjehlgeschäft ein-
richteten, und nachts unter dem Laden und quer unter der Straße
ein Gang gegraben. Am Tag schleppte man in Mehlsäcken die

Erde weg. Sechs Wintermonate hindurch mußten die Jünglinge
ein wahres Maulwurfsleben unter der Erde führen, bis der
unterirdische Gang hergestellt war und das Dynamit unter die
Bank gelegt werden konnte. Am sechzehnten April 1903 flog das
Gebäude in die Luft, fammt dem jungen Manne, der zur Spren«
gung ausersehen worden war; von den nächsten Dächern warfen
feine Genossen Bomben auf die herbeigeeilten Polizisten und
Soldaten, von deren Kugeln die tollkühnen Jünglinge dann fast
sämmtlich niedergestreckt wurden. Dieses heldenhafte Verhalten
der Revolutionäre bestimmte den Kommandanten der türkischen
Truppe, Arab Binbaschi, sich an seine Soldaten mit den Worten
ZU wenden: LaKariäs tsckocisckuklär, nassl vg,tsn itsckün ölünür
(Sehet, Iungens, wie man fürs Vaterland stirbt)?
Am die selbe Zeit, am vierzehnten April, lag im gasen von
Saloniki das französische Schiff „Guadalquivir" und schickte sich
an, die für das türkische Heer mitgebrachte Munition zu löschen.
Das mußte verhindert werden. Ein bescheiden gekleideter junger
Mann stieg noch am Nachmittag, ein Packet unter dem Arm tra-
gend/ die Schiffstreppe hinauf. Nach etlichen Minuten erfolgte
eine schreckliche Explosion und das Schiff stand in hellen Flam-
men. Diesmal ging der Sprenger heil davon: er war unter den
Passagieren nicht erkannt worden und kam glücklich wieder an Land.
Der Aufstand war unterdrückt worden; hatte aber endlich
die europäische Diplomatie aus ihrem Schlaf geweckt und ge-
nöthigt, für Makedonien Reformen zu fordern. Da das schlimme
Los der Christen sich dennoch nicht besserte, muhten die Revolutio-
näre, trotz ihren bösen Erfahrungen, das Werk weiter führen.
Gruew war unermüdlich. Im Sommer 1906 hatte er wieder
Makedonien bereist und durchforscht; mit dem Winter wollte er, zu
kurzem Besuch, nach Bulgarien kommen. Als er in Bauers-
tracht der Grenze zuschritt, ereilte auch ihn irgendwo im ver»
schneiten Gebirge das Schicksal: eine türkische Patrouille hat
ihn, ohne zu wissen, wen sie vor sich habe, au>f ihrem Streiszug
entdeckt und erschossen. Das Andenken dieses größten aller make-
donischen Revolutionäre wird in den Herzen der makedonischen
Bulgaren nie erlöschen.
Eine H:ldennatur anderer Art war Todor Lasarow aus Schttp;
auch zuvor Lehrer. Er glich einem Heiligen. Jämmerliche tür-
kische Gefängnisse hatten auch in seinen Körper den Todeskeim
der Schwindsucht gelegt. Doch das Feuer seiner Freiheitliebe
glühte fort. Alle Fäden der Organisation hielt er in seiner Hand.
Trotzdem Siechthum ihn schon Monate lang ans Bett kettete,.

war seine moralische Kraft ungebrochen; vom Krankenlager aus leitete er die weitverzweigte Organisation. Ich habe ihn noch vor Augen, wie er mit innerer Zufriedenheit den Berichten lauschte, die Professor Miletitsch und ich nach unserer Rückkehr vom Aus» land ihm erstatteten. In seinem Auftrag hatten wir 1912 in den europäischen Hauptstädten die unhaltbare Lage in Makedonien geschildert und den Politikern gesagt, nur schnelle Hilfe könne die Katastrophe noch aushalten. ^Und wie feurig glänzte fein Auge, als am Nachmittag des denkwürdigen dreißigsten Sep» tember 1912 der Stratzenjubel in Sofia anzeigte, daß Bulgarien fich entschlossen habe, zur Befreiung seiner unglücklichen Volks« lenossen das Schwert zu ziehen! Das Werk, dem sein Leben ge- golten, ging der Vollendung entgegen. Die Hoffnung auf diese Stunde hatte den Leidenden erhalten; doch ich ahnte, daß sein revo« lutionärer Geist nicht ruhig abwarten werde, bis die Natur selbst ihr Werk vollbringe, und sprach Freunden die Furcht aus, daß er sich selbst töten werde. Der Revolver, der ihm sein Leben lang treu gedient hatte, lag ja immer geladen neben ihm im Bett; er sollte vielleicht auch vor unsauberen Händen den Aufrühre» schätz behüten, den Lasarow in goldenen Münzen unter seinem Kissen bewahrte. An einem kalten Oktobermorgen, ehe noch der Donner der Befreiergeschütze an der türkischen Grenze begonnen hatte, fand man den Helden tot in seinem Gasthausbett, das Herz von der erlösenden Kugel durchbohrt. Ein echter Revolutionär stirbt nicht von tückischer Krankheit im Bett; er macht selbst sei« nem Leben ein Ende^ 'wi>e ers, mit einer Kugel oder dem stets jbe- reiten Gift, thäte, um nicht lebend in Tyrannenhand zu fallen.

Als der große Krieg begann, stellten die Makedonenführer, die Serbien noch mehr als die Türkei hassen gelernt hatten, sich sofort osfen an die Seite der Centralmächte. And da das ganze politische Leben Bulgariens von Einflüssen aus Makedonien durchdrungen ist, mußte unsere Stellung wohl auf die internatio- nale Politik dieses Königreiches einwirken. Hohe Anerkennung des von Makedonen für Bulgariens Anschluß an die Central- mächte Geleisteten dürfen wir den Worten entnehmen, die Kaiser Wilhelm am Anfang dieses Jahres in Nisch sprach.

Sofia. Professor Dr. I. Gheorgow.

Todesopfer.
ichts kann sich selbst vernichten. Es giebt also auch keinen
LIWV Selbstmord. Kein Einzelwesen vermag seiner Wirklich-
keit das Ziel selbst zu setzen, weder ein Ding noch ein Bewußt«
sein, weder ein Leib noch eine Seele, am Wenigsten der Mensch,
diese Wirkenseinheit von Seele und Leib.
All das viele Einzige, das in seiner Mannichfaltigkeit die
Welt ausmacht, ist entweder Einzelwesen oder nur eine Wir»
kenseinheit von Einzelwesen, wie der Mensch, oder eine Wir»
kenseinheit von Wirkenseinheiten, wie der Staat von Menschen.
Die Einzelwesen unserer Welt sind entweder „zusammengesetzte",
die eben aus einer Mehrzahl von Einzelwesen bestehen, oder aber
einfache Einzelwesen, von denen also jedes nicht wieder ein«
Mehrzahl von Einzelwesen aufzuweisen hat. So giebt es ein»
faches Ding und es giebt aus Dingen bestehendes Ding, dessen
Theildinge in besonderem Wirkungszusammenhang stehen und
darum eine besondere Wirkenseinheit ausmachen.
Vernichtet werden kann von all dem Einzigen der Welt
überhaupt nur, was eine Wirkenseinheit ist, also aus Einzelwe»
sen oder aus Wirkenseinheiten von Einzelwesen besteht. Mit
anderen Worten: zu vernichten ist in der Welt nur „zusammen»
gesetztes" Einziges. Darum läßt sich das aus Dingen bestehende
Ding, das ja die Wirkenseinheit seiner Theildinge darstellt, der»
Nichten, niemals aber das einfache Ding.
Jede Wirkenseinheit von Einzelwesen oder von Wirkens»,
einheilen ist zwar, wie das Einzelwesen, auch Einziges, aber
nicht jede ist auch selbst wieder ein Einzelwesen. Es giebt also
Wirkenseinheiten, die selbst Einzelwesen sind, und andere, die
es nicht sind. In der Welt der Dinge findet man freilich keine
besondere Wirkenseinheit von, Dingen, die nicht auch selbst ein
besonderes Ding ist; also jedes aus Dingen bestehende Ein»
zige, jede besondere Wirkensnnheit von Dingen ist auch ein be»
sonderes Ding, ein besonderes Einzelwesen.
Zur Welt aber gehören nicht nur Dinge, sondern auch Be»
wußtseinswesen, also Einzelwesen, die nicht selbst Dinge sind,
Wohl aber in Wirkenszusammenhang mit Dingen stehen und
so mit ihnen zusammen Wirkenseinheiten ausmachen. Solche
Wirkenseinheit von einem Bewußtseinswesen und einem Ding
ist der Mensch. Diese Wirkenseinheit der Einzelwesen „Seele"

<Bewuß,tseinswesen) und „Leib" (Ding) ist aber selbst nicht
wieder ein besonderes Einzelwesen; und eben so ist auch der
Staat, der ja aus Menschen, den Wirkenseinheiten von Seele
und Leib (psychophysischen Einheiten), besteht, sicherlich eine
besondere Wirkenseinhe.t, doch nicht selbst wieder ein Einzelwesen.
Also nicht Alles, was sich in der Welt als eine Wirkenseinheit
geigt, ist auch Einzelwesen, insbesondere nicht, was wir
„Mensch" und was wir „Staat" nennen. Wie viel irrendes
Gerede ist aus der falschen Meinung geboren, der Mensch und
der Staat seien nicht nur Einheiten, sondern auch Einzelwesen!
Weil nun Mensch und Staat Wirkenseinheiten sind, so
gehören Beide zum Vergänglichen und können vernichtet wer-
den; denn alles Einzige, das zu Grunde geht, ist ausnahmelos
eine Wirkenseinheit von Einzigem und entweder, wie das zu«
fammengesetzte Ding, auch Einzelwesen oder, wie der Mensch
und der Staat, nur Wirkenseinheit von Einzelwesen.
Aber nichts kann sich selbst vernichten, daher auch nicht das
Einzige, das wir einen Menschen oder einen Staat nennen,
und nicht das Einzige, das wir „menschliche Seele" oder
„menschlichen Leib" nennen. Wer von „Selbsthingabe", von
„Selbstopferung" im Sinn von „Selbstvernichtung" spricht,
Der behauptet, mag er nun unter dem „Selbst" einen Menschen
oder eine menschliche Seele perstehen, Anmögliches: Nichts kann
sich selbst vernichten. Freilich ist der Mensch wohl zu ver»
Nichten, nimmermehr aber die menschliche Seele, weil sie weder
ein zusammengesetztes Einzelwesen noch überhaupt eine Wir«
kenseinheit darstellt. Die menschliche Seele ist eben einfaches
Einzelwesen und gehört daher, wie das einfache Ding, zum
Anvergänglichen der Welt.
Die Vernichtung der Wirkenseinheit „Mensch" nennen wir
„Tod". Der Tod des Menschen bedeutet aber nicht, daß all
das Einzige, aus dem die psychophysische Einheit „Mensch"
besteht, zu Nichts werde, sondern eben nur, daß, der Wirkens-»
Zusammenhang von Seele und Leib aufgehoben ist und also die
Wirkenseinheit „Mensch" zu bestehen aufgehört hat.
Nun tritt die Vernichtung des Menschen, der Tod des Men-
schen, immer zusammen auf mit der Vernichtung de? mensch-
lichen Leibes als organischer Einheit, so daß. wir sagen müssen,
die Wirkenseinheit von Seele und Leib, der „Mensch", höre
zu bestehen auf zugleich mit der''Vernichtung der Wirkensein-
heit, die das Einzelwesen „Leib" darstellt. Vergeht der Leib,
so vergeht damit auch der Mensch zugleich. Weil aber den

menschliche Leib, diese organische Einheit, und der Mensch,
diese Wirkenseinheit von Leib und Seele, stets zugleich der«
gehen, so kann auch der menschliche Leib und seine Vernichtung
nicht die „Ursache" der Vernichtung des Menschen sein, denn
Dieses hieße ja zugleich auch, daß der Leib sich selbst vernichte,
was unmöglich ist.
Was aber vom Leib aus der Wirkenseinheit „Mensch" nicht
angethan werden kann, Das vermag ihr die menschliche Seele
anzuthun. Anvergänglich, wie die Seele als einfaches Wesen
sein muß, kann zunächst von ihrer Vernichtung überhaupt nicht
die Rede sein, darum auch nicht davon, daß mit Vernichtung
der Wirkenseinheit „Mensch" zugleich auch, wie die Vernichtung
der organischen Einheit „Leib", so die Vernichtung der Seele deS
Menschen eintrete.
Die menschliche Seele ist ein Einzelwesen, das zur Wirk«
lichkeit gehört, also „wirkendes" Einzelwesen ist. Wir wissen
auch, daß sie insbesondere als wollendes Bewußtsein, als Wille,
auf den Partner, „ihren" Leib, wirken kann. Wirkungen die-
ser Art kennen wir vor Allem als bestimmte Veränderungen
des Leibes. Doch wir kennen auch als eine Willenswirkung
des menschlichen Bewußtseins Das, was wir die Vernichtung des
menschlichen Leibes, dieser organischen Wirkenseinheit zahlloser
einfachen Dinge, nennen. Da nun aber mit dessen Vernichtung
auch zugleich, wie feststeht, die Vernichtung des Menschen, zu
dem der Leib gehört, eintritt, so besteht der Satz, zu vollem
Recht, daß, wir menschlichen Seelen selbst, gleichwie „unseren"
Leib, damit auch die Wirkenseinheit „Mensch", "zu der wir
Seelen gehören, vernichten können. Die Thatsache, die man mit
dem zweifelhaften Wort „Selbstmord" belegt, macht Dies offenbar.
Das Wort „Selbstmord" ist, wie auch die Worte „Selbsthin-
gäbe", „Selbstopferung", ein Widerspruch in sich, mag nun als
das hierbei in Frage kommende Wollende der Mensch oder
die menschliche Seele bezeichnet werden. Abgesehen aber auch
von dem Widerspruch, der in diesen Worten selbst liegt, da
doch nichts sich selbst vernichten kann, haben sie, wenn die Seele
als das Wollende gemeint ist, auch schon deshalb keinen Sinn,
weil die Seele als einfaches Einzelwesen keine Wirkenseinheit
von Einzelwesen, wie immerhin der Mensch es ist, bedeutet
und darum gar nicht vernichtet werden kann.
Redet man demnach von „Selbstmord", „Selbsthingabe",
„Selbstopfer", so kann unter Dem, was vernichtet wird, nur
Wirkenseinheit verstanden sein, und zwar die organische Ein»

heit „Leib", dieses zusammengesetzte Einzelwesen. Was nun
diese Vernichtung wirkt, kann nicht das Selbe sein wie Das,
was vernichtet wird. Also weder der Leib noch die Wirkensein»
heit „Mensch", sondern nur das mit dem Leib in der Wirkens-
einheit Mensch verknüpfte unvergängliche Bewußtseinswesen,
die menschliche Seele, kann hier das Wirkende bedeuten. Diese
selbst kann ja überhaupt nicht hingegeben, geopfert, gemordet
werden, wohl aber kann sie, wie die Thatsachen lehren, hin«
geben, opfern, morden, insbesondere auch „ihren" Leib, dieses
zusammengefetzte Einzelwesen, das mit ihr zusammen einen
Menschen ausmacht.
Wer von uns menschlichen Seelen also seinen Partner,
den Leib, hingeben, opfern will, Der will eben diesen Leib ver-
nichten und damit zugleich den Tod des Menschen wirken,
dieser psychophysischen Wirkenseinheit, zu der die Seele bis da-
hin gehört. So ist das Leibopfer, das die menschliche Seelq
bringt, immer ein Todesopfer. Der Mensch stirbt, die Wir-
kenseinheit von Seele und Leib hat ein Ende, und zwar durch
die den Tod wollende Seele, die ldiese Vernichtung wirken kann.
Wir menschlichen Seelen also, die wir selbst unvergäng-
liche Bewußtseinswesen sind, können das Todesopfer bringen.
Wir nennen diese Hingabe des Leibes aber ein Opfer und brin-
gen dadurch Zweierlei noch besonders zum Ausdruck. Erstens
bedeutet Opfer immer Etwas, das wir um etwas Anderen willen
wollen, das wir Wollende verwirklichen müssen, um jenes
andere Gewollte verwirklichen zu können; Opfer wollen wir
immer nur als Mittel zu einem Zweck. Opfer wollen kann also
nur, wer zuvor schon Etwas will (einen Zweck), zu dessen Ver-
wirklichung das Opfer als notwendige Voraussetzung gilt.
Zweitens bedeutet das Opfer immer solche Hingabe, also Ver-
nichtung (sei es auch nur für die wollende Seele allein), die
das wollende Bewußtsein als ihm Unlust Bringendes ansieht und
daher niemals als Selbstzweck wollen kann, sondern eben immer
nur als das für die Verwirklichung eines Zweckes nothwendige
Mittel wollen wird. Das Wort „Opfer" hat darum für den
Wollenden stets einen bitteren Beigeschmack. Denn Niemand will
Etwas, das nach seiner Meinung ihm Unlust bringt, an sich
selbst; will Einer etwas ihm Unlust Bringendes, so will er es
immer nur als Mittel zu einem Zweck.
Stets also ist, was wir Opfer nennen, von uns Wollenden
als Unlust Bringendes angesehen. Messen wir daher das
Opfer nach seiner Größe, sprechen wir von kleinen und großen

Opfern, so ist das Maß, dafür immer die Größe der Unlust,
die von uns als mit der Hingabe verknüpft angesehen wird:
der Grad dieser vorgestellten Unlust allein bestimmt dem Opfern«
wollenden die Größe des Opfers.
Wer ohne Heuchelei uns sagt: „Ich bringe das Opfer gern",
also andeutet, das Opfer gelte ihm als nicht mit Unlust verknüpft,
Dem ist, was er hier „Opfer" nennt, vielleicht früher wohl als
Opfer erschienen: und so nennt er es denn auch jetzt noch mit
diesem Namen, während'es ihm jetzt in der That nicht mehr als
ein Opfer (Unlust Bringendes) erscheint. Wahr bleibt nun,
einmal: Opfer und Seufzen gehören zusammen und der früh»
liche Geber kennt kein Opfer. Nicht jede Hingabe ist ein Opser,
darum auch nicht jede Hingabe des Leibes ein Todesopfer, und
wenn eins, ein nicht jedem Wollenden gleich großes Opfer.
Die Größe, die dem Todesopfer beigemessen wird, hängt
ganz davon ab, wie die opfernde Seele zu der übrigen Welt
sich stellt, die sie hingeben kann, insbesondere zu „ihrem" Leib,
durch den allein sie mit allem Anderen der Welt eben in Zu-
sammenhang steht. Je höher sie daher diesen Zusammenhang
schätzt, je mehr sie „an der Welt hängt", um so größer wird ihr
das Todesopfer, um so schwerer ihr das Leibopfer sein.
Je mehr nun die menschliche Seele sich besinnt und sich
selbst als ein besonderes Einzelwesen erkennt, das zwar im inni»
gen Wirkenszusammenhang mit „seinem" Leib sich weiß, aber
eben deshalb gerade den Leib auch als ein „anderes" Einzelwesen
erkennt und ihn nicht etwa, wie wohl vorwissenschaftliches Be-
wußtsein meint, als diesem erkennenden Wesen zugehörend
oder gar mit diesem zusammen ein Einzelwesen ausmachend be-
greift, je mehr der Seele diese Erkenntniß von sich selbst als
einfachem Einzelwesen und von dem Menschen als der bloßen
psychophysischen Wirkenseinheit aufgeht, desto geringer wird
ihr auch das Todesopfer erscheinen.
Dazu hilft aber vor Allem noch ein besonderer Umstand mit.
Das Todesopfer muß der Seele um so geringer erscheinen, je
mehr Unlust Bringendes ihr die „Welt", also das Andere, was
außer ihr zu der Welt gehört, seien es Dinge, seien es mensch-
liche Seelen, geboten hat. Diese Erfahrung löst uns Seelen
als wollende Wesen mehr und mehr von der Welt, zu der ja
auch der Leib gehört. So lange darum die Hingabe des Leibes
für eine Seele noch ein Opfer ist, so lange ist ihr die Welt noch
kein „Iammerthal", hat sie noch „nicht Lust, abzuscheiden".
Es giebt eben kein Opfer ohne Zweck. Wer sagt, Etwas^oder

Einer sei „zwecklos geopfert worden", behauptet auch nicht, daß
gar kein Zweck gewollt worden sei, er sagt vielmehr nur, daß das
für den gewollten Zweck von dem Wollenden verwirklichte Mittel
zur Verwirklichung des Zweckes nicht ausreichend war.
Was nun insbesondere das Todesopfer als Hingabe des
Leibes angeht, so läßt sich überhaupt auch nicht jede Leibhingabe,
nicht jede Vernichtung dieses Partners durch die wollende Seele,
ein Opfer nennen. So ist, was man „Selbstmord" nennt,
nicht als Todesopfer zu bezeichnen, weder, wenn die wollende
Seele etwa gar das Unmögliche, die Vernichtung ihrer selbst,
zum Zweck hätte, noch, wenn sie ein anderes Leben bezweckte
und deshalb den Tod des Menschen, zu dem sie jetzt gehört,
als Mittel wollen müßte. In beiden Fällen sieht eben die Seele
die besondere Wirkenseinheit „Mensch", zu der sie und „ihr"
Leib gehört, als Etwas, das ihr Unlust bringt, an, das sie daher
„gern" vernichtet sähe, deren Vernichtung (Tod) ihr also nicht
als Unlust Bringendes vorschwebt und eben darum als Mittel
zu dem Zweck durchaus nicht ein „Opfer" bedeuten wird. Die
Seele, die „gern" aus dem Leben scheidet, die „gern" in den
Tod geht, also gern „ihren" Leib hingiebt, bringt kein „Opfer".
Der Zweck des Todesopfers kann überhaupt nicht das Be»
wußtseinswesen, das den Zweck will, selbst angehen. Und zwar
kann dieser Zweck weder das Leben dieses Bewußtseinswesens
als menschlicher Seele, wie man es im Wirkenszusammenhang
mit dem menschlichen Leib findet, treffen (bedeutet doch das
„Todesopfer" gerade die Vernichtung dieser Wirkenseinheit),
noch auch, auf das Leben dieses Bewußtseinswesens nach dem
„Tode" des Menschen gehen. Denn im letzten Fall wird, wie
wir erkannt haben, der Tod zwar das gewollte Mittel zum ge-
wollten Zweck sein, aber dieses Mittel ist, eben weil die Seele
es hier nicht als etwas Unlust Bringendes ansieht, eben kein
Opfer zu nennen. Das Opfer, auch das Todesopfer, bedeutet
in jedem Fall ein gezwungen Gewolltes. Freiwillige Hingabe
giebt es zweifellos; „freiwilliges Opfer", insbesondere auch
„freiwilliges Todesopfer" aber giebt es nicht, denn Das ist ein
Widerspruch in sich.
Der Zweck des Todesopfers ist allerdings stets von der
das Leibopfer bringenden Seele selbst gewollt, aber er ist in allen
Fällen ein selbstloser, er betrifft niemals diese Seele selbst. Und
sehen wir genauer zu, so geht der Todesopferzweck ausnähme«
los auf Wirkenseinheiten der Welt, zu der die wollende Seele
bis dahin gehört, sei es auf Menschen, sei es auf Wirkensein°

heiten von Menschen, insbesondere auf den Staat, zu dem das den Todesopserzweck wollende Bewußtsein als menschliche Seele sich zugehörig weiß und um dessen willen es ,,in den Tod geht". Da aber Mittel und Zweck in notwendigem Zusammenhang stehen, so muß eben auch die einzelne Seele im Staat, sobald sich ihr das Todesopfer als das nothwendige Mittel zur Erhal» tung dieser Wirkenseinheit ,.Staat" herausstellt, das Leibopfer wollen. Nur eine menschliche Seele, der das Bewußtsein der Zu» geHörigkeit zu einem Staat gänzlich fehlt, wird, obgleich sie doch mit ,,ihrem" Leib zusammen einem Staat zugehört, das Todesopfer für den Staat nicht bringen wollen und darum auch nicht bringen können.

Greisswald. Professor Or. Johannes Rehmke.

Nähe des Todes.

ir Tod, der ist nicht Weib und auch nicht Mann.
Mit eisigem Finger tupft' es meinen Nacken,
ich durfte mich nicht drehn und ihn nicht packen,
ein Heer von Schauern heiß mich überrann.
Und wies mich grauste und wie ich so sann,
was ich mich sollt' mit Tod und Teufel placken,
schlug ich die Sporn zusammen mit den Hacken:
Faß an, Gespenst, ich bin Soldat und Mann!

Es strich mir übers Aug', da ward ich blind,
Erlebtes jagt' vorüber pfeilgeswind,
ich rief erbebend: Warte, Tod, halt ein!
Va wurde mir gar plötzlich wie als Kind,
ich summte leis und sprach wohl mit dem Wind
und zupfte Blüthen: Sein .. . Nichtsein ... Ja, Sein I

Joachim Freiherr von der Goltz.

<Aus den Deutschen Sonetten; im Verlag von Bruno Casnrer.)

Der dreifache Silberton.*)

openhagen. König Friedrich giebt ein Gartenfest. Zinken, Flöten und Geigen jubiliren gegen den Goldzierrath der Saalwände. Man lacht, scherzt, tanzt nnd plaudert. Und Elisabeth Lark, des frühe-ren Amtsobersten zu Hammerhnus auf Bornholm Witwe, ist Königin des Balles.

Bornholm hat dänisches Blut, auch in Elisabeth pulst dänisch Blut und Bornholm ist ihre Heimath. Aber Bornholm trauert. Lübische Orlogschiffe liegen vor der Insel, lübische Banner wehen auf den Zinnen von Rönne und verpfändet ist das Land den ver-fluchten Pfeffersäcken an djsr Ärave. Und wir können es nicht lösen! Dänisches Geld macht sich verteufelt rar und die Hanseaten sind böse Glänbiger. Zum Hohn schicken sie den Pfandbrief. Gutes, vollöthiges Silber oder schwerwiegendes Gold fordert ihr Bote und setzt einen Federstrich dagegen. Tod und Pest über sie, denen Geld Athemzug ist! Ihr Maulaussperren gebiert Schillinge: nnd wir haben nur Fäuste und Wuth!

Doch still! Ihr Gesandter lehnt an der Thür. Unser ohnmäch-tiger Zorn ist übel daran. Solch jungen Kerlen, wie Dem, siedet leicht das Blut und ihre Klinge sitzt locker im Leder. Woher aber Geld zur Fehde nehmen? Auf dem Tisch unseres armen Königs liegt der Wisch der Lübecker. Ein Dutzend Beutel gegen eine Unterschrift. Born-Holm, unser Fleisch und Blut, gegen den Namen des Deutschen dort an der Thür.

Wie der Fant blickt!

.Schweren Wein trinkt das Auge des Jünglings in Nimmer-satten Zügen. Weiche Hände mit Goldringen verhüllen bethörend seines Blickes Schärfe.

Elisabeth!

Wie schön sie ist! Nordischen Goldhaares reiche Fülle bezwingt ein Netz von Perlen und Juwelen. Ihr Auge blitzt im Thaju der! Sommernacht, grün leuchtet es wie die Wasfer des Nixensees, tief ist es wie die Dämmerungschatten in den Granitklüften Bornholms. Des Lichtes Füllhorn überschüttet mit Hellem Reichthum die nackten Schul-tern und den enthüllten Busen. Schwer athmen sie im Erschauern lunter dem kühnen Tasten der Strahlen und senken sich in Lust. Dem Beben ihres Geäders entströmt warmes Duften. Der Fuß des König-lichen Leibes beherrscht den Boden, der unter der Anmuth glücklicher Last klingenden Geigentonwiderhall jubelt.

Elisabeth!

Dcs Kirschbaumes Frühling verwehte im schneetollen Blüthen-

*) Aus dem farbigen Band „Historische Novellen", den Herr Robert Jordan bei E. Appelhans S Co. in Braunschweig erscheinen läßt.

wust, als der rochweiße Wimpel am Mast die Ufer des deutsche«
Landes verließ. An den üppigen Gestaden Kopenhagens sproßte ihm
im Knospen der Rosen quellende Lebenslust entgegen. Ueber Busch
Und Wald, Wiese und Ried lag werdendes Reifen und erwachtes
Verlangen. Das Hochzeitlied des Rothkehlchens röthete brünstiger der
Iuninacht Wangen.
Vergessen Botschaft nnd Auftrag! Weit und fern in unHeim»
lichem Nebel Lübeck und seine Forderung! Elisabeth, schreit das Herz;
Elisabeth, wie schön Du bist? Wie herrlich erst wirst Du sein im
Wunder der bräutlichen Zaubernacht!
Wie falsch Du bist!
Was neigt der König sich zu Dir? Was lauscht des Rathes Ohr,
indeß seine abgewandten Augen den Gesandten Lübecks suchen? Es
gilt Bornholm, dem weinenden Lande. Es gilt Deiner Heimath, Elisa»
beth. Es gilt, sie dem Deutschen zu entreißen.
Du und Bornholm. Du weißt um des Narren Liebe zu Dir.
Wochen lang schon umwirbt er Dich. Wohlan, ein Wenig Komoedie,
ein Wenig Betrug. Eines Königs Dank, eines Volkes Dank um
einen Deut Tandarandei mit dem jungen Naseweis, dessen Weg zu
Dir über Bornholm geht.
Elisabeth oder Bornholm. Wähle, hansischer Feind!
Ihre rothen Lippen, wie werden sie süß flüstern: Ich liebe Dich!
Wie werden sie heiß raunen: Komm! Ihre weißen Arme, wie werden
sie Dich weich umfangen, wie wird ihre Lindheit Dein Haupt um»
schmeicheln! Was ist Bornholm!
And er stürzt hinweg.
Die stille Bank, die einsame. Der Kopf schmerzt, die Pulse häm-
mern. Schließt Euch, Augenlider, daß ungetheilt der schöne Stern
dem Traumland glänze und seliges Immerwähren bestrahle. Ich
liebe Dich! Laß Deiner Lippen Kuß mich reich beglücken. Kärgstes
Ganken bin ich selbst, Dir zu Füßen, Du meine Königin, o Elisabeth!
Sing sing. Silberfüß zieht es durch den Traum der sonnenmüden
Nacht. Auf schwellenden Lichtwogen tausend flammender Saalkerzen
schwebt der Geige zärtlicher Klang hinaus ins Dunkel, schmiegt sich
an den umflorten Busen der Nacht und weckt heimlichstille Lüste.
Tollen Rausch küßt der trunkene Duft des Jasmins vom schlummern-
den Mund der selig erzitternden Rose.
Ein leichter Schritt im Schatten der Buchen. Ist sie es? Das
Herz steht still.
„Herr!"
„Elisabeth!"
Er sinkt ihr zu Füßen.
Und wieder jubiliren Zinken, Geigen und Flöten. Zum letzten
Mal schlingt der Reigen im Biegen und Neigen den Gang der ^geeinten

Hände, Doch ehe sie sich lösen, wird dem Jüngling ein Wort aus der
schönen Frau Mund Bote einer süßen Verheißung: In einer Stunde!
Heiß leuchten seine Augen auf, im entfesselten Herzschlag erstickt
die Antwort. Die Seele bebt; und des Festes Freudengetön versinkt
im Jubel aufsteigenden Glückes.
Kurze Pfeilblicke. Bornholm sendet sie gegen Dänemark. Der
Deutsche ist verloren.
„Da tanzt Bornholm hin!" spricht der König versteckt gegen den
Minister, Der antwortet, unmerklich lächelnd, mit den Augen.
Eine Verneignng. Der Tanz ist aus. Die Musik schweigt. Nur ein
nachhallender Silberton der Viols ä'sinors zittert in der schwülen Luft.
Hinter dem rothen Seideuschirm die züngelnde Goldleuchterkerze.
Der Frau von Bornholm kühle Hände ruhen auf dem Haupt des
Knienden. Triumphirende Verachtung zuckt um ihren Mund. Ein
Paar Worte noch, eine gemachte Geste, eine kleine Gunst: und, das Opfer
ist willenloses Werkzeug ihres Begehrens. O, sie ist klug und ge-
braucht ihre Künste. Ein Wenig Komoedie nur: und das Lachen ist
auf unserer Seite.
Wie falsch sie ist und wie schön zugleich!
„Nichts weiter kann ich Euch sagen. Ihr kennt meine Forderung.
Wohlan, zum letzten Mal: Ihr sprecht von Eurer Liebe. Gebt mir
den Beweis und ich gehöre Euch. Zum Brautgeschenk begehre ich
Bornholm. Gebt mirs in Lübecks Namen. Ihr seid bevollmächtigt.
Der König nimmt Euch in seinen Dienst. Dort ist die Pfandschrift
und meine Feder."
Hoch richtet sie sich empor; fordernd und stolz schickt sie sich an zum'
Erheben. Der letzte Wurf!
„Oder bin ich den Federstrich nicht Werth?"
Ein erstickter Aufschxei seiner Seele. Von Angst erfüllt, starrt
er auf ihre sieghafte Schöne. Sie neigt sich. Da zwingt das Geheimnis;
des Frauenleibes die Faust seiner Leidenschaft. Stöhnend wankt er
ans flackernde Licht.
Die Feder knirscht und schreit... Und hart schlagen des Mannes
Händ^ vor sein hämmerndes Haupt. Wie eine Schlange, leis, in
ruhiger Eile, gleitet das Weib an den Tisch, auf dem die Urkunde liegt.
Der gefahrvollste Augenblick. Rasch! Sand auf die Schriftzüge.
Doch ruhig, daß der Thor nicht aufschrecke und sich seiner That be»
wüßt werde.
Das Schloß der Schatulle knarrt; der Schlüssel bleibt stecken.
Leise. Ohne äußere Einflüsse muß die Krisis vorübergehen; nichts darf
den Träumer wecken; vorsichtig ins Nebengemach, wo am geöffneten
Fenster ein Tischchen steht. Darauf stellt das Weib die Truhe mit
dem verrathenen Bornholm.

Sie kommt zurück, zieht geräuschvoll den Thürvorhang zusammen
und breitet in schöner Gelassenheit die Arme aus.
Wer während der Rasende ihre Hände küßt, starrt des Weibes
gleichgiltiger Mick in die rothe Dämmerung, und sein Ohr lauscht
einem raschen Tritt, der sich in des Gartens nächtlichen Wegen verliert.
Kling kling. Zwölf feine, silberne Glockentone! Die florentiner
Kunstuhr schlägt. Das letzte Ständchen Sand ist hinabgefallen.
Vor dem Kerker zu Lübeck recken die Eschen ihre herbstentlaubten
starren Arme. Der Sommer war kurz.
Stirb, junges Blut!
So aber Einer seiner Stadt zu Schaden ist und sie verrätl> Der
soll mit dem Schwert vom Leben zum Tode bestraft werden.
Von Bornholm, dem verrathenen, her über die wilde See wüthet
Sturm und zerrt die schwarzen Tücher, womit das Blutgerüst be-
hangen ist. Die starrende Menge harrt und schwatzt. Da: horch! Das
Armesünderglöcklein von Sankt Marien. Ting ting, ting ting! Sil»
berhell.
Stirb, junges Blut!
Robert Jordan.

Selbstanzeigen.

Dostoiewskij. Zur Kritik der Persönlichkeit. Mit dem Bildnitz
des Dichters. R. Piper Co. in München.
Vom schöpferischen Geist selbst ist nur in den seltensten Fällen
ein unmittelbarer Aufschluß über die tieferen Beweggründe seiner
That, den inneren Zusammenhang seines Strebens zu erwarten; all
seine Aeußerungen als handelnder oder denkender Mensch sind genau
in dem selben Maße, in dem sie sich dem Eigenwerth des repräsenta»
tiven Werkes nähern, je inniger sie mit dessen wesentlicher Bedeutung
verwachsen sind, «m so näher auch den Verwickelungen und der Trieb»
krenzung, deren Auslösung nnd Reduktion in dem Werke angestrebt
werden mag. Wenn ich einen Anhaltspunkt außerhalb des Wirkung»
kreises des Werkes suche, ein objektives Bild der seelischen Situation,
aus der es herauswächst und in der es dann auf mich übergreift, so
ist damit nicht gesagt, daß ich der besonderen Absicht des Künstlers
Gewalt anthue und mein Ärtheil von Kategorien abhängig mache, die
seinem Werth weder Etwas geben noch Etwas nehmen können. Die
Willkür dürfte eher in der ängstlichen Einschränkung des Themas
liegen. Für die Aufstellung von Werthdifferenzen mögen die Wir»

kung und die Aufnahmfähigkeit genügen, schließlich sogar die letzte Instanz bedeuten; sobald ich jedoch vor der Aufgabe stehe, von meiner Position aus die eines Dritten nachzuschaffen, in ihrer, wirksamen Fülle und Prägnanz, kann ich die Kenntnis; des persönlichen Dokuments um so weniger entbehren, als uur durch treues Nachempfinden des Besonderen und Bedingten die volle Energie des Phänomens an-, schaulich gemacht wird. Dann ist mir Alles, was der Wirkung voraus» geht, Alles, was ihr folgt, eben so wichtig wie die Wirkung selbst, denn dieses Zuvor und Danach ist die Wirkung. Ich kann mich dem Absoluten nur näheru, indem ich das Relative verdaue. Die Uebertragung auf rein-ästhetische Begriffe ist vielleicht nichts Anderes als die Uebertragung auf eine zunfthafte Ausdruckskonvention; was uus ästhetische Erfahrung ist, ist die Summe aller Objekte, die wir so nennen, und alle Versuche, ihnen einen autonomen geistigen Raum zu schaffen, bleiben Theorie. Die Wirklichkeit der Kunst und eine Kunstbetrachtung, die ihr gerecht werden will, setzt das Wissen um die Besonderheit des Mittels voraus und geht weiter, verlangt die Ver-Mittelung, das Verwachsensein mit einem allgemeineren Begriff von Kultur, von Leben, von historischer Zugehörigkeit, entwickelt sich und befruchtet nur auf diesen verzweigten Umwegen. Und hier wird das persönliche Dokument zum Segen und zum Fluch. Der Offenbarungkraft der That entspricht die Verschleierung ihrer Voraussetzungen. Künstlerisches Schassen ist ein,Vorbei»Denken und ein Porbei-Handeln, schon deshalb, weil es kein Denken und kein Handeln ist, sondern eine Misch ung Beider. Ein Beispiel für diesen Sachverhalt bietet die Persönlichkeit Dostojewskijs. Wenn wir in anderen Fällen auf der Suche nach dem Aequivalent des gestalteten Triebes auf ein Ungefähr stoßen, das das Bedingte eben so bedingt wiederholt, das Unbewußte eben so unbewußt, giebt uns Dostojewskij das Gegentheil von Dem, was wir sucheu und ahnen. Er vergilt uns Brot mit Steinen. Wir müssen bei ihm nicht nur mit einem beiläufigen Vorbei-Denken rechnen, sondern mit einem geschlossenen System des Vorbei-Denkens. Er will uns nicht nur ausweichen: er will provoziren. Das Meiste, was seit zwei Iahren über den Fall gemunkelt wird, auch das Wohlmeinende, zeigt, daß es zwischen uns und ihm liegt wie eine dumpfe Masse, zeigt auch, wie wenig wir das Allgemeine entbehren können, wenn wir einen Dichter verstehen, besitzen wollen. Das System nennt er, nennen wir: Panslawismus. Die Frage, von der wir uns eine Entlastung erhoffen, wäre: Ist es Panslawismus? Entsprechen die lebendigen Strömungen, ,Interessen, Ziele und Triebe, die er mit diesem Namen deckte, den Komplexen, die wir darin zusammenfassen? Könnte es nicht sein, daß Menschen und Ideen, die wir heute als panslawistisch bezeichnen, nicht in der EntWickelung des Kulturphänomens Dostojewskij liegen, sondern in der Ebene gerade jenerZiele und Klassen, die er bekämpfen wollte, die zu bekämpfen ihm sein Panslawismus gut genug war? Der Vergleich zwischen dem Dichter und dem Politiker

muß den Breitegrad zeigen, in dem Dostojewskijs kulturelle und damit
seine dichterische Mission verankert ist. Wenn die Lösung, die wir vor-
schlagen, die Geschichte in den Verdacht der Paradoxie bringt, so ist es
nicht ihr erster und nicht ihr letzter Witz. Nur der Apparat ist diesmal
von grausig barocker Geschmacklosigkeit: Kntorga und Kanonen sind
keine Bonmots. Die materielle Schwerfälligkeit des Stoffes mag die
Trägheit gewisser Literaten entschuldigen. Die Natur liebt Sprünge,
für die unser Geist nicht immer elastisch genug ist.
Wien. Otto Kraus.
Flandern. Verse. Wagnersche Buchhandlung in Innsbruck.
Die Fremden schauen staunend die Fassaden
Der Bürgerhäuser hoheitvoll geprägt,
Die Thürme nicht mit Maßwerk überladen,
Der Kirchenschiffe Kiel wie ausgesägt,
Wo nns ein Traum von steinernen Gestaden
Der Tempel zu den Inseln Gottes trägt,
Die Kathedralen voll verschlungnen Pfaden,
Den Pfeilerwald voll Stämmen, die geschrägt
Gern in den blauen Ampelfluthen baden,
Madonnas Mantel, der ihr Kind umhegt,
Der Kerzen Blitz, der wie ein gelber Faden
Sich ins Geweb der Nischenschatten legt, —
Und sind von allen Bildern tiefbewegt.
Oft findet ihre Neugier Unterkunft
Im Herbergshaus mit seinem blanken Schilde,
Im braunen Saal der alten Kaufmannsgilde,
In Handwerkskammern und im Heim der Zunft.
Und wenn ihr Blick die weite Landschaft streift,
Die ewige Wallfahrt schmaler Silberpappeln,
Die Boote, wo die Fergen Frachten stappeln,
Die Wiesen, die ein zarter Thau bereift,
Ist Etwas, das sie wundersam ergreift.
Denn wohin immer sich ihr Blick auch wende,
Sie finden Alles festlich und erwählt
Und fühlen, wie sich tief mit der Legende
Des Lebens schlichte Heiligkeit vermählt,
Arthur Silbergleit.
«SS
Gedanken zum Drama -, neue Folge. Georg Müller in München.
Dieses Buch, das 1914, beim Ausbruch des Krieges, fertig gedruckt
vorlag, dessen Ausgabe aber dem Verlag mit Recht in der Aufregung

der ersten Kriegszeit nicht günstig erschien, gelangt jetzt in den Buch«
Handel. Es enthält alles, Wesentliche, was ich seit meinem ersten Bands
„Gedanken zum Drama" aus den Erfahrungen meines Schaffens und
meiner Spielleiterthätigkeit über Drama und Bühne niedergeschrieben
habe; als grundlegende Arbeiten: „Das Drama", „Das Schaffen des
dramatischen Dichters", „Regiekunst", „Oberammergau", „Marionet-
ten", „Aphorismen eines Dramatikers". Ferner ist die kleine, früher
selbständig im Buchhandel erschienene Schrift „Kunst und Nothwendig-
keit" umgearbeitet darin enthalten. Das Buch ist Paul Wegener ge-
widmet, von dem es nach gemeinsamer Probenarbeit in dem Aufsatz
„Der Dichter und der Schauspieler" einen Umriß festzuhalten sucht.
Es wünscht sich als Leser nicht nur Dramatiker, Bühnenleiter, Re-
gisseure, sondern auch das Publitlum, dems ernZt um das Theater ist.
Or. Wilhelm von Scholz.
«LS
Reise und Ginkehr. Mit acht landschaftlichen Aufnahmen des
Verfassers. Verlag von F. A. Perthes in Gotha. 3 Mark.
Die Reise- und Wanderbilder verdanken ihre Entstehung einem
ganz innerlichen Antrieb: dem Drang eines mit Freude Reisenden,
nicht nur Gesehenes und Erlebtes, Landschaft- und Stadtgestalten, Ein«
drücke und Erfahrungen festzuhalten, sondern die Stunden selbst, den
flüchtigen Augenblick, das Gefühl ins Wort zu bannen. In dieser
Zweiheit (des Reisenden und der Reise), so möchte der Verfasser, soll
nun auch der Leser das ganze Erlebniß empfangen und wie eine Dich-
tung mitleben. Die Aufsätze sind stets bald nach der Einkehr oder der
Heimkehr niedergeschrieben worden. Und während den Verfasser zuerst
der Wunsch leitete, durch schriftliche Rechenschaft, die er sich von allem
Erlebten gab, Alles für sich selbst ans Licht zu bringen, was er geisehjen,
auch Das, was er zunächst nur unbewußt gesehen und nicht beachtet
hatte, fühlte er bald die Freude, daß flüchtige Tage oder Wochen zu
festen Gestaltungen wurden, zu klarem Raum und erfüllter Zeit, in
der Landschaften und Städte, Wetterstimmungen und Jahreszeiten,
deutlich und unverlierbar standen. Anders als das Tagebuch, das nur
für den Reisenden selbst als ErinnerungaNhalt bedeutsam ist, schienen
ihm diese Gestaltungen einen von ihm selbst und den empfangenen An-
regungen unabhängigen Werth zu haben; einen Werth für den frem-
den Leser, der die geschilderten Gegenden nicht zu kennen braucht, wenn
er sich auch durch die Aufsätze angeregt fühlen mag, sie aufzusuchen.
Wenn nnn, wie der Verfasser glaubt, die Einheit der Ausfassung und
Darstellung das.Beste dieser kleinen Arbeiten ist, so stellen sie sich,
mögen die behandelten Stoffe auch zufällig scheinen und von den
schweizer Seen bis zur niederländischen Meeresküste über unser Land
verstreut sein, fast von selbst zum Buch zusammen; zu einem Buch, das
jene alte, fast verlorene Reisekunst wieder erwecken möchte, die als
dichterischen Niederschlag einst die „empfindsamen Reisen" entstehen

ließ und durch Goethe ihre höchste Vollendung erfuhr. Daß ich meine Auffassung des fruchtbaren Reifens, des bewußten Reifens durch die Lebenslandschaft, in einem grundsätzlichen Aufsatz den durch sie verbundenen Reisebildern voranstelle, werden alle Leser billigen, die dem goethischen Rath nachleben: die schwankenden Erscheinungen mit dauernden Gedanken zu befestigen.

Konstanz. Dr. Wilhelm von Scholz.

Die Musik der Schlachten. Reutz 8c Itta in Konstanz,

Aus dem Porwort: „Zu Dir, Immanuel Kant, Freister aller Männer, die je unter dem gestirnten Himmel athmeten, erhebe ich dankbar mein Auge; denn Du hast mich durch, diesen Krieg geführt, Du warst bei mir, als ich zu sterben glaubte, und von Deinem Geist sind die Gedanken, von denen dies Buch spricht. Wenn diese Zeilen nichts erreichen als Das, daß mancher Leser nach dem Buch der Vernunftkritik greift, die ich in der Tasche trug, als mich die französische Granate traf, dann will ich mich für reichlich belohnt halten."

Hellmuth Falkenfeld.

Der Schlitten der Madame du Barry. Egon Fleische! K Co.

Ein junger deutscher Kammerherr reist im Auftrag seines Hofes nach Paris, geht, mehr ein Zuschauer des Lebens als ein Handelnder, durch die verschiedensten Kreise der ungeheuren Stadt und kommt mit vielen Menschen aus allen Schichten zusammen. So zieht ein buntes Bild von Paris vorbei und, wie ich denke, wenigstens ein Bruchstück von all den Stimmungen, die im Winter und Frühling vor dem! Krieg Paris erfüllten. Der junge Deutsche ver>° lobt sich mit einer Französin vom großen Adel, aber nach einem kurzen Traum des Glückes gehen die Beiden auseinander nnd der Deutsche kehrt in die Heimath zurück. Seine Braut und ihre kluge alte Großmutter hat er in Versailles, im Museum der Wagen und Schlitten, kennen gelernt; vor dem Schlitten der Madame du Barry ist er mit der alten Frau in ein Gespräch Wer die drMe Liebste des Königs gekommen. Die Alte sagt: „Ich glaube, sie war immer unglücklich, auch in ihrer Glanzzeit, unglücklich, wie alle schönen Frauen. Oder wie alle Frauen überhaupt. Wir müssen ja jedes junge Lachen mit vielen Thränen bezahlen und sitzen, alle, im Schlitten der Madame du Barry. Die Liebe ist Kutscher und treibt die Pferde an. Wir schließen selig die Augen, sausen dahin und enden ungefähr wie sie, die den König küßte und trotzdem auf 'dem Block starb. Wir wissen, Alle, nicht, wohin die Reise geht, und wo wir qinmal landen. Und Das ist gut." Dieser Schlitten der Madame du Barry wird dem Deutschen zu einem Symbol.

Ferdinand Künzelmann.

Der Bürgerkrieg.
T<I ei s'erges, cc>I pettc> e cc>n Ig, kronle,
<^c>me svesse Ic> interno in Ars,» dispetto,
Iirkerno, c. ll)».
Ankuf der Plattform seines Thurmes faß, der alte Farinata
G»Mdegli Nberti und bohrte den scharfen Blick in die von
Zinnen gezackte Stadt. Neben ihm stand Fra Ambrogio nnd sah zum
Himmel, der voll der Mosen des Abends war und mit seinen
brennenden Mlumen die Hügel bekränzte, rings hingereiht. nm
Florenz. Von den nahen Gestaden des Arno stieg Mhrthendnft in
die friedliche Luft. Das letzte Vogelkreischen war aufgestiegen vom
hellen Dach von San Giovanni. Da hallte der Schritt zweier
Pferde auf den spitzen Kieseln, die, dem Flußbett entrissen, den
Straßen als Pflaster dienten, nnd zwei junge Ritter, schön wie
zwei Sankt George, lenkten ein aus einer engen Gasse nach dem
fensterlosen Palast der Nberti. Als sie am Fuß des Ghibellinen-
thurmes waren, spie Einer aus, zum Zeichen der Verachtung, der
Andere aber erhob den Arm ?tnd schob den Daumen zwischen Zeige»
und Mittelfinger. Dann spornten Beide ihre Pferde; und im Galop
erreichten sie, die Aolzbrücke. Farinata, Zuschauer des Schimpfes,
den sein Name erfuhr, blieb still und stumm. Seine ausgedörr»
ten Wangen erbebten und eine Thräne aus mehr Salz denn Wasser
bedeckte langsam seine gelben Augäpfel. Am Ende schüttelte er
dreimal den Kopf und sagte: „Warum haßt mich dies Volk?"
Fra Ambrogio antwortete nicht. Und Farinata sah weiter die
Stadt an, doch n,ur noch durch die scharfe Wolke, die ihm Z>ie Lider
brannte. Dann wendete er dem Mönch sein mageres Gesicht zu,
stark bewehrt mit Adlernase nnd drohenden Kinnladen, und fragte
nochmals: „Warum haßt mich dies Volk?"
Der Mönch bewegte die Hand, als verjagte er eine Fliege. „Was
kümmert Euch, Messer Farinata, die unzüchtige Frechheit zweier
jungen Fante, aufgepäppelt in den Welfenthürmen jenseits vom
Arno?"
^ Farinata:
Wenig, in der That, scheren mich diese beiden Frescobaldi, Lust-
knaben der Römer, Söhne von Kupplern und Dirnen. Nicht ihre
Mißachtung fürchte ich. Meine Freunde sind nicht (und erst recht
nicht meine Feinde) in der Lage, mich zu verachten. Mich schmerzt
der Haß des Volkes von Florenz.
FraAmbrogio:
Der Haß herrscht in den Städten, seit die Söhne Kains den
Stolz hintrugen mit den Handfertigkeiten und seit die beiden Ritter
aus Theben ihren Bruderhab stillten in ihrem Blut. Kränkung ge-
biert Zorn und Zorn Kränkung. Mit unfehlbarer Fruchtbarkeit zeugt
Haß wieder Haß.

Farinata:
Wie aber kann Haß, von Liebe kommen? Und warum bin ich
meiner Stadt zuwider, so sehr ich sie liebe?
Fra Ambrogio:
Da Ihr es denn wollt, antworte ich Euch Herr Farinata. Aus
meinem Mund aber bekommt Ihr nichts zu hören, als was wahr ist.
Eure Mitbürger verzeihen Euch nicht die Schlacht bei Montaperto,
denn Ihr kämpftet unter dem weißen Banner Manfreds, den Tag>
als der Arbia roth war vom Blut der Florentiner. Und sie meinen,
jenen Tag, im Thal des Unheils, wäret Ihr kein Freund Eurer Stadt.
Farinata:
Wie! Ich hätte sie nicht geliebt? Leben mit ihr und nur für
sie, sich abmatten, hungern, dürsten, fiebern und nicht schlafen und,
nnvergleichliches Weh, verbannt sein; den Tod vor Alugen zu jeder
Stunde und immer in Gefahr, lebend in die Hände Derer zu fallen,
die an meinem Tod sich nicht hätten genügen lassen; Alles wagen und
ertragen für meine Stadt, für ihr Wohl, und daß ich sie losriß von
meinen Feinden, die ihre waren, sie freimachte von dieser Schand!e,
sie im Guten oder Bösen dahin brachte, daß sie heilsamem Rath
folgte, die gute Sache ergrzff und gesinnt war wie ich selbst, ^mit den
Edelsten und Besten; sie einzig schön, klug und hochherzig wollen
und diesem einzigen Willen meine Habe opfern, meine Söhne, Ver-
wandten, Freunde; ja nach ihrepn Interesse, den Freigiebigen oder den
Geizigen spielen, den Treuen oder Tückischen, einen Großmüthigen
oder einen Verbrecher: Das hieße nicht, meine Stadt lieben? Wer
hat sie denn geliebt, wenn nicht ich! ^
Fra Ambrogio:
Weh, Herr Farinata! Eure unbarmherzige Liebe bewaffnete
gegen die Stadt Gewalt und List und kostete zehntausend Florentiner
das Leben.
Farinata:
Ja, meine Liebe zu meiner Stadt war so stark, wie Ihr ffagt,
Fra Ambrogio. Und die Thaten, die sie mir eingab, sind Werth, daß
man sie als Beispiel nnseren Söhnen vorhalte und den Söhnen
unserer Söhne. Damit ihr Andenken sich nicht verliere, würde ich
selbst sie aufschreiben lassen, hätte ich Zeit nnd Lust für Schrei»
bereien. Als ich jung war, erfand ich Liebeslieder, an denen Damen
sich entzückten, und Kleriker rückten sie in ihre Bücher ein. Davon
abgesehen, habe ich die Literatur stets eben so sehr verachtet wie die
Künste und war auf Schreiben so wenig bedacht wie auf Wolleweben,
Mache es Jeder, wie ich,, nach seinem Stande. An Euch aber, Fra
Ambrogio, die Ihr ein hochgelehrter Skribent seid, wäre es, einen
Bericht anzufertigen über meine großen Unternehmungen. Ihr
würdet Ehre davon haben, vorausgesetzt, Ihr berichtetet sie nicht als
Mönch, sondern als Edelmann, denn so handelt nur ein Edelmann
und Ritter. Durch Eure Rede würde man sehen, daß ich viel gethan

habe. Und von Allem, was ich that, reut mich nichts. Ich war der-
bannt, drei meiner Verwandten waren hingemetzelt von den Welsen.
Sien« nahm mich auf. Meine Feinde machten ihm daraus ein
solches Verbrechen, daß sie das Volk von Florenz aufreizten, in
Waffen auszuziehen gegen die gastliche Stadt. Für Siena und
die Verbannten erbat ich Hilfe von dem Sohne Caesars, dem König von
Sizilien.
FraAmbrogio:
Nur zu wahr: Ihr wäret der Verbündete Manfreds, deip
Freund des Sultans von Luceria, des Astrologen, Renegaten, Ex-
kommunizirten.
Farinata:
Damals tranken wir die päpstliche Exkommunizirung wie Wasser,
Ich weiß nicht, ob Manfred gelernt hatte, die Geschicke in den
Sternen zu lesen; wahr ist, daß er viel Werth auf seine Sarazenen-
reiter legte. Er war so besonnen wie tapfer, ein weiser Fürst, spar»
sam mit dem Blut seiner Leute und dem Gold seiner Truhen. Er
antwortete den Sienesen, er werde ihnen Hilfe schicken. Er versprach
viel, damit sie ihm viel danken sollten. Doch er gab wenig, vorsichti-
ger Weise und aus Furcht, sich zu entblößen. Er schickte sein Banner
und hundert deutsche Reiter. Die Sienesen, enttäuscht und ärger-
lich, sprachen davon, die lächerlich« Hilfe abzuweisen. Ich verstand,
sie besser zu berathen, und lehrte, sie die Kunst, ein Bettlaken ßurch
enien Ring zu ziehen. Eines Tages stopfte ich die Deutschen
mit Fleisch und Wein voll und ließ, sie dann auf so schlechte Kund-
schaft hin und so ungelegen ausrücken, daß, sie in einen Hinterhalt
fielen und alle getötet wurden von den florentiner Welfen. Die
nahmen aber das weiße Banner Manfreds und schleiften es, am
Schwanz eines Esels, durch, den Schmutz. Alsbald meldete ich dem
Sizilianer die Insulte. Er fühlte sie, wie ich vorausgesehen hattej,
daß er sie fühlen werde, und schickte, um ssie zu rächen, achthundert
Reiter sammt stattlichem Fußvolk, unter dem Befehl des Grafen
Giordano, den Fama gleich Hektor von Troja pries, Indeß versam-
melten Siena und seine Verbündeten ihre Bürgerwehr. Bald waren
wir dreizehntausend Kriegsmänner stark. Ts war weniger, als die
Welfen von Florenz hatten. Unter ihnen aber gab es falsche Welfen,
die nur auf die Stunde warteten, den Waiblinger hervorzukehren^
während zwischen Unseren Ghibellinen keine Welfen waren. So
hatte ich auf meiner Seite wohl nicht alle günstigen Aussichten,
denn die hat man nie, aber doch große, gute und unerhoffte, die
sich nicht so leicht wiederfanden, und erwartete daher ungeduldig
eine Schlacht, die, verlief sie glücklich, meine Fsiirde vernichtete,
und, unglücklich, nur meine Verbündeten traf. Nach, der Schlacht
hungerte und dürstete mich. Am das Florentinerheer herbeizu-
locken, benutzte ich das beste nur erfindbare Mittel. Nach Florenz
schickte ich zwei Minoritenbrüder mit dem Auftrag, heimlich den

Math zu verständigen: aus heftiger Reue und im Wunsch, mit einem
großen Dienst die Verzeihung meiner Mitbürger zu erkaufen, sei ich
bereit, für zehntausend Gulden eines der Thore von Siena ihnen
auszuliefern; aber für den Erfolg des Unternehmens sei nothwen-
big, daß das Florentinerheer, so stark wie nur möglich, bis an den
Arbia vorrücke, als wollte es den Welsen von Montalcino zu Hilf?
kommen. Als meine zwei Mönche fort waren, spie mein Mund
die Verzeihung aus, die er nachgesucht hatte, und ich wartete, de»
wegt von, schrecklicher Unruhe. Ich sürchtete, die Edlen im Rath
könnten merken, welcher Wahnsinn es war, das Heer an den Arbia
zu schicken. Doch hoffte ich, der Plan werde, durch seine Absonder»
lichkeit, den Plebejern gefallen und sie würden ihn um so lieber
aufnehmen, da er bekämpft ward von den Edlen, denen sie mißtrauten.
Wirklich witterte der Adel meine Falle; die Handwerker aber
tappten hinein. Sie bildeten im Rath die Mehrheit. Auf ihren Be»
fehl rückte das Florentinerheer aus und befolgte den Plan, den ich
ihm vorgezeichnet hatte; zu seinem Verderben. Wie war er schön,
der Tagesaufgang, als ich, dahinreitend mit der kleinen Schaar der
Verbannten inmitten von Sienesen und Deutschen, der Sonne zu»
sah, wie sie die Weißen Schleier des Morgens zerriß und blitzte auf
dem Wald von Welfenlanzen, die Hänge entlang der Malen«! Meine
Feinde hatte ich unter ineinen Griff gebracht. Ein Wenig Kunst
noch: und ihrer Vernichtung war ich sicher. Auf meinen Rath
ließ der Graf Giordano vor ihren Augen dreimal das Fußvolk der
Gemeinde Siena vorbeiziehen, wobei jedesmal die Wämser ge»
wechselt wurden, damit sie dreimal zahlreicher erschienen, als si!e
waren; und er zeigte sie den Welsen zuerst roth, was Blut be»
deutete, dann grün, was Tod bedeutete, endlich schwarzweiß; und
Das hieß Gefangenschaft. Vorbedeutungen der Wahrheit! O Freude,
als ich die florentiner Reiterei unter meinem Ansturm weichen
und kreisen sah wie ein Schwärm Krähen; als ich den von mir
bezahlten Menschen, den, dessen Namen ich nicht ausspreche, aus
Furcht, mir den Mund zu besudeln, mit einem Schwertstreich das
Banner niederschlagen sah, das zu vertheidigen er gekommen war,
und all die Reiter, die nun vergebens ihren Sammelpunkt, die weiß»
blauen Farben, suchten, kopflos flüchten und einander erdrücken
sah, während wir ihnen nachjagten und die Kehlen abschnittsn,
wie Schweinen auf dem Markt. Die Handwerker der Gemeinde
hielten allein noch Stand; man mußte sie töten um den blut»
«triefenden Carroccio her. Endlich hatten wir nur noch Tote voirz
uns und Feiglinge, die sich mit den Händen an einander bandeni,
um uns knieend, in tiesster Demuth, um Gnade zu bitten. Ich aber,
meines Werkes froh, hielt mich abseits.

Fra Ambrogio:

Weh! Verfluchtes Arbiathal! Man sagt, nach so vielen Iahren
rieche es noch immer nach Tod; verlassen und von wilden Thieren

heimgesucht, sei es nachts erfüllt vom Geheul der Weißen Hündinnen. War Euer Herz, Herr Farinata, denn so hart, das; Ihr nicht M Thränen ausbrächet, als Ihr an jenem Tag des Verbrechens die Blumenhänge der Malena das Florentinerblut trinken saht?

Farinata:

Mein Schmerz war es nur, zu denken, das; ich so meinejn Feinden die Bahn des Sieges gezeigt und, da ich nach zehn Aahren der Macht und Herrlichkeit sie niederschlug, ihnen das Vorgefühl gegeben hatte Dessen, was sie von einer gleichen Zahl Jahre er» Hoffen durften. Ich bedachte, wenn mit meiner Hilfe das Glücks» rad eine solche Drehung erhalten habe, werde es sich wieder dreHen und die Meinen nach unten bringen. Dies Vorgefühl warf einen Schatten auf das blendende Licht meiner Freude.

Fra Ambrogio:

Mir schien, daß, Ihr, nicht grundlos, Abscheu zeigtet vor dem Verrath des Menschen, der in Koth und Blut das Banner nieder-warf, unter dem er doch zu kämpfen kam. Ich sogar, der weiß?, die Barmherzigkeit des Herrn ist nnendlich, gweifle doch, ob Bocca nicht das Seine in der Hölle hat> mit Kain, Judas und dem Vater» mörder Brutus. Istj aber das Verbrechen des Bocca bis zu diesem Grade abscheulich, bereut Ihr dann nicht, es verursacht zu haben? A.nd glaubt Ihr nicht, Herr Farinata, daß auch Ihr, da Ihr hus Florentinerheer in eine Falle locktet, den gerechten Gott beleidigt nnd gethan habt, was nicht erlaubt war?

Farinata:

Alles ist dem Handelnden erlaubt, dessen Geist stark und dessen Herz fest ist. Als ich meine Feinde irrführte, war ich, hoch-gesinnt und kein Verräther. Nnd wollt Ihr mir ein Verbrechen dar» aus machen, daß. ich zum Heil meiner Partei den Menschen der» wendete, der das Banner der Seinen umstieß, so habt Ihr sehr An» recht, Fra Ambrogio; denn die Natur, nicht ich, hatte ihn nieder» trächtig gemacht Nnd ich, nicht die Natur, habe seine Niedertracht! zum Guten gewendet,

Fra Ambrogio:

Da Ihr aber Eure Vaterstadt liebtet, noch während Ihr sie be» kriegtet, war es Such doch, Wohl schmerzlich, daß, Ihr sie nur mit Hilfe der Sienesen, ihrer Feinde, besiegt hattet. Erwuchs Euch jdaraus nicht einige Scham?, »

Farinata:

Warum hätte ich mich geschämt? Konnte ich auf andere Art meine Partei wieder hochbringen in der Stadt? Ich habe mich dem Manfred und den Sienesen verbündet. Im Nothfall würde ich mich den afrikanischen Riesen verbündet haben, die nur ein Auge, mitten auf der Stirn, haben und sich mit Menschenfleisch nähren, wie die venezianischen Seefahrer berichten, die sie gesehen haben. Einem solchen Geschäft nachzugehen, ist kein Spiel, das man nach den Regeln

spielt, wie Schach oder Dame. Hätte ich den einen Zug für,erlaubt, den anderen für verboten gehalten: meint Ihr, daß meine rSegner eben so gespielt haben würden? Gewiß, nicht; am Strande des Arbia spielten wir keine Partie Würfel in einer Laube, mit unseren Täfelchen auf den Knien und weißen Kieselchen, um die Stiche zu bezeichnen. Es hieß siegen. Das wußte eine Partei wie die andere. Dennoch gebe ich Euch zu, Fra A,mbrogio, daß es besser gewesen wäre, wir hätten unseren Streit allein unter Florentinern ausgemacht. Der Bürgerkrieg ist eine so schöne, hochsinnige und feine Sache, daß man, wo möglich, keine fremden Hände dabei verwenden sollte. Man möchte ihn ganz seinen Mitbürgern vorbehalten und besonders den Adeligen, die in der Lage sind, unermüdlichen Armes und unbefangenen Geistes daran zu arbeiten. Von Kriegen gegen das Ausland sage ich Dies nicht. Es sind nützliche oder selbst nothwendige Unternehmungen, dazu bestimmt, die Grenzen des Staates zu erhalten, zu erweitern oder den Waarenhandel zu begünstigen. Meistens ist weder ein rechter VorthÄl noch große Ehre dabei, wenn man diese plumpen Kriege selbst führt. Ein wohlberathenes Volk lädt sie gern auf Söldner ab und giebt ste erfahrenen Kapitänen in Pacht, die verstehen, mit wendig Leuten viel zu verdienen. Da braucht man nur handwerkliche Vorzüge und arbeitet besser mit Gold als mit Mut. Mit dem Herzen kann man Nicht dabei sein. Denn es wäre doch nicht weise, einen Fremden zu hassen, weil seine Interessen gegen die unseren gehen, während es natürlich und vernünftig ist, einen Mitbürger zu hassen, wenn er Widerstand leistet Dem, was wir nützlich und gut finden. Nur im Bürgerkrieg offenbart sich ein durchdringender Geist, eine unbeugsame Seele und die Kraft eines von Zorn und Liebe ganz erfüllten Herzens,

Fra Ambrogio:

Ich bin von den Dienern der Armen der ärmste. Aber ich habe nur einen Herrn, Der ist König, im Himmel; ihn würde ich verrathen, sagte ich Euch nicht, Messer Farinata, daß der einzige, ungetheilten Lobes würdige Krieger Der ist, der unter dem Kreuz morschirt und dabei singt: Vsxillg, rsgis proäsunt!

Der glückselige Dominicus, dessen Seele, einer Sonne gleich, aufging über der von Lügennacht verdunkelten Kirche, lehrte, daß der Krieg gegen die Ketzer, js strenger, desto barmherziger sei. Begriffen hat es gewiß Jener wie der Apostelfürst Geheißene, der, als Stein aus der Schleuder, die Ketzerei an der Stirn traf, wie ein Goliath. Er litt, zwischen Como und Mailand, den Martertod. Mein Orden ist stolz auf ihn. Jeder, der gegen solchen Soldaten das Schwert zieht, ist ein zweiter Antiochus in den Augen unseres Herrn Jesus Christus. Da er die Kaiseritzü,mer, Königreiche und Republikken aber eingesetzt hat, duldet Gott, daß man sie mit den Waffen vertheidige, und sein Blick ruht auf den Führern, die ihn anrufen, ehe sie das Schwert ziehen zum Heil ihres zeitlichen Vater-

landes. Abwenden wird er sich dagegen von dem Bürger, der blutige Wunden seiner eigenen Stadt schlägt, wie Ihr so starken Willens es thatet, Herr Farinata, unberührt von der Furcht, daß Florenz, durch Euch erschöpft und zerrissen, die Kraft nicht mehr habe, sich seiner Feinde zu erwehren. In alten Chroniken steht es, daß Städte, die innerer Krieg geschwächt hat, dem lauernden Fremden als leichte Beute zufallen.

Farinata:

Mönch, wann soll man den Löwen angreifen: wenn er wacht «der wenn er schläft? Nnn also. Ich habe den Löwen von Florenz wach erhalten. Fragt die Pisaner, ob ihnen gut bekommen ist, daß sie ihm zu Leibe wollten in der Zeit, als ich sihn rasend gemacht hatte. Seht nach in den alten Geschichten; vielleicht steht auch darin, daß Städte, die innen kochen, immer bereit sind, die äußeren Fsinde zu verbrühen, daß aber eine vom Frieden lau gewordene Gesellschaft kein Feuer mehr hat, sich vor den Thoren zu schlagen. Merkt Such,, daß man sich hüten muß, eine Stadt zu schädigen, die wach sind hochherzig genug ist, den inneren Krieg lebendig zu erhalten, und sagt nicht Mehr, ich hätte meine Vaterstadt geschwächt.

Fra Amb ro g io:

Dennoch war sie, Ihr wißt es, dem Untergang nah, nach dem unseligen Tag am! Arbia. Die entsetzten Welsen waren aus ihren Mauern gezogen und von selbst den Schmerzensweg in die Verbannung gegangen. , Der Wibellinentag, in Empoli zusammenberufen vom Grafen Giordano, beschloß, Florenz zu zerstören,

> Farinata:

Wahr, Alle wollten, kein Stein solle auf dem anderen bleiben. Sie sagten: „Zerstampfen wir das Welfennest!" Ich allein stand auf und vertheidigte Florenz. Und ich allein bewahrte es vor jedem Schaden. Die Florentiner verdanken mir die Luft, die sie athmen. Hätten sie, die mich beschimpfen und auf meine Schwelle speien, nur etwas Pietät im Herzen, sie würden mich shren wie einen Bater. Ich habe meine Stadt gerettet.

Fra Ambro gio:

Nachdem Ihr sie ins Verderben gestürzt hattet. Gleichwohl möge der Tag von Empoli Euch angerechnet werden in dieser und in jener Welt, Herr Farinata! Daß Sankt Johann der Täufer, Schutzherr von Florenz, zum Ohr des Höchsten die Worte trage, die Ihr in der Versammlung der Ghibellinen gesprochen habt! Wiederholt sie mir, bitte, diese lobenswerthen Worte. Sie werden ver» schieden berichtet nnd ich möchte sie genau kennen. Ist es wahr, wie Manche sagen, daß Ihr zum Text zwei tostanische Sprichwörter nahmt, deren eins sich auf den Esel bezieht und das andere auf die Ziege?

Farinata:
Der Ziege entsinne ich mich nicht mehr recht, aber vom Esel
weiß ich noch. Es kann sein, daß iä> wie >man gesagt hat, die beiden
Sprichwörter durcheinander gebracht habe. Das kümmert mich nicht.
Ich stand auf und sagte etwa so: „Der Esel h^ckt Rüben, wie er
kann. Nach seinem Beispiel hackt Ihr ohne Unterscheidung; heute
wie gestern, ahnunglos, was zu gerstören sei und was zu schonen.
Merkt Euch, daß ich nur darum so viel gelitten und gekämpft habe,
weil ich in meiner Stadt leben wollte. So will ich, sie denn verthei-
digen und, wenn es sein mUhj, mit dem Schwert in der Hand sterben."
Mehr sagte ich nicht; und ging! hinaus. Sie liefen mir nach, gaben
sich Mühe, mich mit Bitten zu besänftigen, und schworen, sie würden
Florenz schonen.
Fra Ambrogio:
Könnten unsere Stöhne vergessen, daß Ihr am Arbia wäret, und
sich erinnern, daß Ihr in Empoli wäret! Ihr lebtet in grausamen
Zeiten; ich glaube, weder ein Welse noch ein Ghibelline hat es löicht,
für sein Seelenheil zu sorgen. Gott bewahre Euch vor der Hölle,
Herr Farinata, und nehme Euch, nach Eurem Tod, in sein heili»
ges Paradies auf!
Farinata:
Paradies und Hölle sind nur in unserem Geist. Epikur lehrte
es; und nach ihm wissen es Viele. Habt Ihr selbst, Fra Ambrogio,
in Eurem Buch nicht gelesen: „Der Mensch stirbt wie das Thier,
Ihr Stand ist der gleiche?" Glaubte ich aber, wie die gemeinen
Seelen, a>n Gott, ich würde ihn bitten, mich nach meinem Tod ganz
hierzulassen und Meine Seele einzuschließen mit meinem Körper in
mein Grab, unter den Mauern meines schönen San GiovaNni.
Ringsum sieht man steinerne Tröge, von den Römern ausgehauen
für ihre Toten, jetzt aber offen und leer. In einem dieser Betten
will ich endlich mich ausruhen und schlafen. In meinem Leben
habe ich grausam unter der Verbannung gelitten; und war doch nur
Um eine Tagereise fort von Floreitz. Ihm ferner, würde ich noch
unglücklicher sein. Ich will immer in meiner vielgeliebten Stadt
bleiben. Könnten auch die Meinen immer darin bleiben!
Fra Ambrogio:
Mit Grauen höre ich Euch den Gott lästern, der Himmel und
Erde schuf, die Berge von Florenz und die Rosen von Fiesole. Und
was mich am Meisten erschreckt, Messer Farinata degli Nberti, ist,
daß Eure Seele dem Bösen ein edles Gepräge verleiht. Wenn, ent»
gegen der Hoffnung, die ich noch festhalte, die unendliche Barm-
herzigkeit die Hand vom Euch zöge, würde die Hölle, glaube ich,
mit Euch Ehre einlegen. Anatole France.
ßeraui,eber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian tzarden in Berlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Garleb G. m, b. A. in Berlin.
/

14. GKtober 191«.
gr. 2.
— Die ZuKunst. —
OurcK Kilckung
2vr kreikeitt
6ss soll 6er V/aKIsprucK einer lZesell
setTt. tterreri, <lie cler Oesellscnskt bei»
SerIii?SVb8Uär><A>sken5tr,5Y, mitzuteilen.
Ivt-.MSIIers
vislstkursn
Ncich >cliroth
wirkÄsiloettl
ichron.KrsnKK!
Lsnstorwm Südlsu
Das Sexualleben
unserer üelt >n seinen Ke?Ie>iun>en ivr
mollsrnen Kultur », llr, meck. l«sn »ock,
88^ «. ?rels gel, Mll. S —, »ed. »K. Süll

Saar b^aurnwein
^miig in semel° ö?^.
ölichrv, rssli'g, blumig unö ousZewröentlikh
beköinmlich.
»r^« r^« r^« l^s« r^s? r^s?v^^ r^« r^« «s« »
T Seftellungen ^
ö auf die 2
Z UM" Einbanddecke V
E zum 96. Bande der „Zukunft" F
^ (Nr. ^0—52. IV. Vnartal des XXIV. Jahrgangs), V
ö elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung :c. zum
Preise von Mark ^.73 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
«i vom Verlag der Jnkunft, Berlin 8W. 48, lvilhelnlstr. SS
Ä entgegengenommen.
>i»s?z iZS^Z!^S?lZ iZS^I -^1 j»,^ ^'-^ ^ZS'^»
Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Arthnr
>ertz in München bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Lese,
estenS empfehlen.

Ar. 2. — I>ie ZiiKuns!. — lt. Mtober 191«.
Xorporation ^er XauKnannscnaLt von Lerlin
vss limlüclie Vei'üeicnn!! llsi'Vorlesungen linil Uebungen im liVintei'Semestei'I9IÜ/17
Oer IZeKior: LItibseder.

e^/«^/e«e« w/>^/ s«/^
<7M /9. S/k/oSe/- 79/6.
VilSunger Alenenquelle
— 1915 ^ 9Z06 Laäegäste unc! 1,80«,7Z8 klssckenverssnil. --i
Verssnö durck, Qustsv Strieboll, ösö äskdrunn i, Scnl,

Berlin, den 2l. Oktober littK.
Losung und Feldruf.
Die Feinde.
^W>rie ^Minister Lloyd George hat in dem Parlament, das den
WO Willen des Biitenvolkes ausdrückt und ihm die Regirung
stellt, über den Stand und die Aussicht des Krieges gesprochen.
Ihn zu hören, befiehltPflicht auch dem Feind. »VergleichenSie
den Stand von heute dem, der vor einpaar Monaten war. Damals
bangten wir um das Schicksal Verduns; und der (dem Strategen
erträgliche) Fall dieser Festung hätte die Stimmung der verbün-
detenVölker gedrückt. Oesterreich-Ungarns Heere waren überall
im Vormarsch, brachten Gefangene und beträchtliche Beule ein
und bedrohten Italiens Flachland mit Iteberschwemmung. Die
Deutschen rüttelten auf der ganzen Linie an unsererFront, nützten
jede Gelegenheit zu kühnem Angriff und errangen manchen Er»
folg. Rußlands neue Armeen schienen gehemmt und Niemand
wußte, ob sie, die, wie unsere, noch keine Probe bestanden hatten,
sich bewährenwürden.Was sehen wir heute?Zum ersten Mal ist
dem Feinde die Freiheit zum Entschluß entrissen worden; wenn
ich Mesopotamien ausnehme, wo die Jahreszeit unsereTruppen
in Ruhe zwingt, darf ich sagen, daß wir uns überall die Initiative
gesichert haben. In West und Ost, auch auf der italischen Front
und imKaukasus sind wichtige Siege erfochten worden. DieLage
ist durchaus verändert. Nun meinen einzelne Kritiker, ein Erfolg
unserer Offensive fei erst zu buchen, wenn wir die Linie des Fein«
des durchbrochen haben. Das ist Irrthum. Der Druck auf Verdun
wurde schwächer, die in West unentbehrlichen deutschen Heere

konntennicht die den Oesterreichern nöthigetzilfe bringen und die
an Ertrag ungeheuer reichen Siege des Generals Brusstlow wur»
den möglich. Das haben wir vermocht; und obendrein einen be»
trächtlichen Theil französischen Gebietes aus den Fängen des
Feindes befreit. Das ist nicht das Ende; noch lange nicht. Mein
Freund Churchill hat gesagt, Deutschlands Wehrmacht sei, an
Kopfzahl und Rüstung, so stark wie je zuvor. Richtig. Nur: bei
Deutschlands Genossen sieht es ganz anders aus. Und was den
Deutschen über unsere Verluste erzählt wird, kommt aus albern
plumper Uebertreibung;da unsere Artillerie das Kampfgebiet be»
herrscht, leidet der Feind viel mehr als unsere Mannschaft. Er
fühlt sich in dieVertheidigerstellung gedrängt: und diesesGefühl
wird auf den Verlauf des Feldzuges fortwirken. Nicht eine Mi-
nute lang aber dürfenwir vergessen, daß die größte Militärmacht,
ein durch Volkszahl und Kriegsmittel gewalt iges Land, gegen uns
kämpft. Wir müssen durch viele Thäler.auf viele Höhen, ehe uns
Sieg sichtbar wird.Wir brauchen mehrMenschen,Geschiitze,Ge-
schosse, KrKgsgeräth aller Art; brauchen den ganzen Muth, die
zähe Ausdauer jedes auf der Erde lebenden Mannes unserer
Rasse, um das Werk dies«? zwei Jahre mit endgiltigem Sieg zu
krönen.Vor Verdun wurden die Franzosen, an der Somme werden
die Deutschen zurückgedrückt. Doch dieser Wandel ist noch nicht
Sieg. Der muß Bedingungen erzwingen, die des Riesenaufwan-
des würdig sind; und er kann nur erstritten werden, wenn Hei-
mat!) undKoloniendazujede irgendwie möglichetzilfe gewähren.
Dann können wir auch Rußland mit Schwergeschütz und Muni-
tion reichlich rüsten; und wie solche Rüstung den russischen Vor»
stoß beschleunigen würde, weiß der Feind genau. An der Frage,
obwir alle nothwendigenOp^er bringen wollen, hängt die andere:
ob der Krieg im Jahr 1917 enden kann. Noch liegt dieses Ende
in Nebelferne. Aber wir haben einetzöhe erobert und denFeind
aus der Herr scherst ellung geworfen. Die Gelegenheit ist ihm nicht
mehr so günstig wie in derZeit,da er, vollkommen vorbereitet, ge»
gen unvorbereitete Völker ms Feld zog. Das war. Frankreichs
Rüstung ist fertig, Rußlands stärkt sich schnell, Italiens übertrifft
dietzoffnung seiner bestenFreunde und wir haben eins der größ-
ten Heere, die je im Felde standen. Deutschland hat seine Stunde
verpaßt und wird sich dieses Glückswechsels allmählich bewußt.Ich

bin nichtProphet.habe auch niemals Siege verkündet.während wir
Niederlagen er litten, und warne noch heute vordertzoffnung aus
nahen Sieg.BrilaniensVolkist nicht von demSchlag, den man mit
Lügen nähren muß; es will Wirklichkeit sehen und läßt sich von ihr
niemals schrecken. Ich unterschätze die furchtbareGröße derAuf.
Habe,die vor uns liegt,nicht;zögere aber auch nichtvordemAus-
bruck meiner (von den Sachverständigsten getheilten) Ueberzeug»
un g, daß uns derSieg sicher ist,wenn wir,Briten undGenossen.wei-
ter e hrlich und zäh zusammen arbeiten." Nach der Rückkehr von der
Sommefront hattzerrLloyd George zu einemAmerikaner gesagt:
„Wenn uns jetztIhrPräfident,derPapst oder ein anderer Neu»
tralerFriedensschluß empföhle, würden wir in solchem Vorschlag
neutralitälwidriges Handeln sehen. Unsere Leute haben in diesen
zweiIahren böse Stunden durchlebt; nie aber, auch nicht, als sie
unsere ganze Genossenschaft geschlagen glaubten, haben sie Zu-
schauer oder Schiedsmänner angewimmert. Hörten wir damals
deutscheWehklage überdasgrauseMorden?Nein; nurdenRuf:
Wir nehmen Belgien und Polen und ändern, ohne dem Wunsch
irgendeines Volkes nachzufragen, die Karte Europas so, wie es
uns beliebt. Während dieser Zeit bereiteten wir unsereRüstung.
And jetzt sollen wir aufhören, weil die Deutschen das Ende er«
sehnen? Trotzdem wir ungeiüstet in den Kampf eintreten mußten,
haben wir keine Einmischung Fremder erbeten; heute dulden wir
keine. Wir sind entschlossen und bereit, zu fechten, bis derpreußi»
Me Militarismus zerschmettert und Europa von der steten beut»
sehen Drohung erlöst ist. Was auch an Graus und Leid kommen
möge: keins kann dem gleichen, das englische Bürger erduldeten,
als sie, nach kurzer, hastigerAusbilduno, aufs Schlachtfeld eilen,
demBombengewitter.dem Stickgas Stand haltenmußten.Wurde
damals solcher Giäuel beschluchzt? Wer das Wesen eines eng»
lischen Bürgerheeres, das alle Schläge grausamer Wuth klaglos
hinnahm, auch nur im Geringsten kennt, wird ihm nicht zumut hen,
Halt zu machen, ehe die Civilisation von dem gemeinsamen Feind
befreit ist. Dieses Heer hat heute weder Uhr noch Kalender; früh
oder spät: es wird den Sieg erstreiten. Unsere Losung, allerVer-
bündeten, lautet:Nie wieder l Niemals darf das tzöllenschauspiel,
das ich auf dem Schlachtfeld sah, auf unserer Erde sich wieder»
holen. Und dieses Ziel ist nur zu erreichen, wenn den an solchem

Verbrechen wider den Menschheitgeist Schuldigen eine Strafe
auferlegt wird, die allen Regirenden für immer die Lust zu ähn»
licher Schandthat aus dem verderbten Herzen reißt. Ringsvm
wächst das Weh, die Fluth des Schmerzes schwillt; doch aus der
Schaar der Verbündeten wird Keiner weichen.Alle eint, wie lange
der Kampf auch währe, das Feldgeschrei: Niemals wieder!"
Ministerpräsident Briand war von den Sozialisten Rovz»
Costadau und Brizon ersucht worden, Frankreichs Blutopfer an»
ständig zu enden. Die Hauptsätze aus seiner Antwort: »Unsere
Pflicht ist, die Dinge zu sehen, wie sie sind, und uns vor Ueber»
treibung zu hüten. Wir kämpfen für die heilige Sache der Elvi»
lisation, derMenschheit und jeder Kampfgenosse bringt ihr jedes
von seiner Kraft erlangbare Opfer.All diese Opfer, all dieSlröme
vergossenen Blutes dürfen nicht fruchtlos bleiben. Frankreich,
das für den Sieg der Freiheit, desRechtcs ficht, muß aus dieser
Prüfung gestärkt hervorgehen. Strahlenden Auges blickt die Na»
tion in dasFrührothdesSiegeszsie ersehntdas Ende des Grau»
ses, möchte es schleunigen,weiß aber, daß diesesEnde nur zu er»
zwingen ist.wennsie, hinterdenKämpfcrn und Geschützen,sich eirr.
festes, von edlem Willen schlagendes Herz wahrt, dessen Puls
von irgendwelcherMächlerei nicht geschwächt werden kann. Vier
Jahrzehnte lang haben wir, unter den schwierigsten, den schmerz»
lichstenUmständen, uns dcnFrieden erhalten. Eines Tages wur-
den wir überfallen; wurde der Krieg, in den wir uns nicht ver»
leiten ließen, uns aufgrzwungen. Ihr Vaterland, Herr Brizon,
hat für die Menschheit, der es manchen vorwärts führendenGe.
danken schenkte,immerhin einigenWerth; hat in seinemLeben so-
hellen Glanz, daß wir es lieben müssen. Aus der Esse seines
Geistes glühten die edelsten Ideen auf, deren das Menschenge»
schlecht sich rühmen darf. Und dieses Land ward, plötzlich, ohne
den winzigsten Rechtsgrund, angegriffen. Man sprang ihm an
die Gurgel, wollte es niederwerfen, zeimalmcn und scheute sich,
um es bequemer zu erreichen,nicht,über den verstümmelten, blu»
tenden Leib eines kleinen Landes hinwegzuschreiten, dessen Neu-
tralität derAngreifer selbst verbürgt hatte. SeitzweiIahren, Herr
Brizon, ist IhrVaterland das Schwert des Rechtes; es hat den
Einbrecher festgehalten und die ganze Menschheit vor ihm ge»
schützt. Und nun, da Blutströme in Frankreichs Ackc rfurche ge-

flössen sind, kommen Sie und sagen: ‚Wir wollen über denFrie»
den verhandeln!' So schimpfliche Zumuthung besudelt das An»
denken der im Leuchtendes Ruhmes sürs Vaterland gefallenen
Helden. Noch steht der Feind im Land; in zehnBezirken wüthetdie
Pein und die Bewohner ertragen alle Änbill mit bewundern?»
werther Würde; Frauen und Mädchen werden weggeschlepptund
mit rauhster Härte behandelt. Froh aber horchen die Kinder des
verheerten Gebietes auf den nahenden Hall der Geschütze; und
während ihr ins Weite spähender Blick die Befreiung durch den
Sieg erhofft, empfehlen Sie, tz?rr Brizon, uns, zu verhandeln
und um Frieden zu bitten! Ich bin überzeugt, daß Ihr Glaube
an das Ideal aufrichtig ist; doch es blendet Ihr Auge. Sie ken»
nen den edlen Stolz Ihrer Heimath nicht: sonst würden Sie ihr
nicht rathen, durch Erniedrigung Milliarden und Blutströme zu
ersparen. Ihr Herz schlägt für Menschlichkeit und blutet, weil es
das Vaterland bluten sieht. Das, wünschen Sie, soll nicht allzu
viele Söhne verlieren. Wissen Sie aber, welchen Frieden Sie
ihm ansinnen? Kennen StedennDeutschlandnicht?WennFriede
würde,ehe der nothwendigeGestus sich ausgewirkt hat.wärs ein
von Krieg schwangerer Friede und die künstigen Geschlechter sä»
hen sich der selben Angst, der sei den Drohung ausgesetzt wie wir.
Mystische Ueberhebung würde Deutschland in Wiederholung
des bösen Streiches drängen, derihm diesmalmißlungen ist. Dur»
fen Sie dem Vaterland solche Zukunft wünschen? Ihre Sorge
giltderArbeit,IhrMitleiddem Arbeiter, denunsderrotheStrom
raubt. In diesem Gefühl sind wir einig. Aber das bewunderns»
werthe Franzosenvolk hat,trotz der Wunde auf seinerReichsflanke,
trotz der Seelenschwächung, die jeder Niederlage folgt, vierund»
v erzigIahre lang seine Arbeit fortgesetzt. Schon strahlt von sein er
Stirn der Glanz des Ruhmes, den es im Kampfe für edle Ge»
danken erworben hat.Dieser Schimmer wird morgen.in den Kämp-
fendes Frledens.seineArbeitkraftdurchglühen.Derfüreine große
und reine Sache erstrittene Sieg mehrt die sittliche Energie eines
Volkes ins Hundertfache. Das darfIhreStatistik nicht vergessen.
Die innere Stärkung verheißt uns reichlichen Schadensersatz. Im
Aufblick zu Ihrem Ideal beschwöre ich Sie, Herr Brizon: wenn
Sie der Welt Friedensdauer, dem Recht und derFreiheit siche»
res Gedeihen ersehnen, dann wünschen Sie Ihrem Vaterlande

den Sieg und trachten nicht mehr, Ihre Mitbürger in den Glau-
den zu überreden,schon heute seiFriede möglich! SolcherFriede
wäre schimpflich, wäre Schmach. Drum kann kein Franzose ihn
wünschen." Das Haus, dessen Mehrheit denletztenThl il derRede
stehend angehört hat, beschließt, nach langem Beifallssturm, den
Wortlaut durch Maueranschlag zu verbreiten. Vierhundert»
zwanzig Stimmen dafür; nur zweiundzwanzig Rothe dagegen.
Noch ein Merkmal der pariser Kammerflimmung. Genosse
Rassln-Dugens wird gescholten, weil er in Kienthal mit deutschen
Sendlingen der Internationale verhandelt habe. Er wehrt sich.
Da die Internationale den Krieg nicht zu hindern vermocht hat,
zwinge Pflicht sie in den Versuch, ihn jetzt wenigstens zu enden.
Sie mahne alle Völker zu Einigung. Auch in Deutschland werde
von mancher Stimme der Friedensschluß gefordert. Kammer»
präfidentD.'schanel: »Ich glaube,in denGrenzen meinerAmts»
macht zu bleiben, wenn ich daran erinnere, daß imReichstag, im
der Stunde der Kriegserklärung, nicht eine Stimme gegen den
Einbruch in Luxemburg, Belgien, Frankreich gesprochen hat.*
(SlarkerBeifallauf^llenBänken.)yerrRaffin-Dugens:,Deitzerr
Präsident wühltmit dem Messer in einer noch bluten den Wunde."
(LauteZwischenrufe.)«GeradeIhr, Schreier, habt in EuremGelb-
buch der deutschen Presse Waffen geliefert!" DerPräsident:«Sie
verletzen Frankreich in seinem heiligsten Gefühl und ich muß Sie
zur Ordnung rufen. Das demokratische Frankreich will Rede»
freiheit. Die wahre ich unter allenUmständen. Aber ich muß den
Redner bitten, nicht die Rollen zu verwechseln; was in der Ge»
burtstunde des Krieges geschah, müßte ihn zu sorgsamer Wägung
seinerWorte bestimmen. Die erbitte ich nun von ihm." (Beifall.)
tzerrRasfin»Dugens: «Ich muß zugeben,daß imReichstagNie»
mand dem Einbruch in Belgien widersprochen hat. Eure Presse
hat aber unsere deutschen Genossen auch nicht sanft behandelt."
Das Wort entfesselt einen Gewiltersturm. Der Präsident: «Ich
darf nicht dulden, daß Sie Leute, deren Waffe in dieser Stunde
auf unsere Soldaten zielt, hier .Genossen' nennen." Raffln» Du»
gens: «Ich nehme das Wort, das etwas weiter ging als mein
Gedanke, gern zurück. Ich vertheidige.was mir Wahrheit scheint;
irrte ich, so war mirs unbewußt. Wir halten uns an die Grund-
lehre desSozialismus.DeuischenFriedenwollenauchwirnicht."

Bouveri: »Wir, die nicht in Kienthal waren, sind doch wohl eben so gute Sozialisten wie Sie!« Cochin: «Sie sind nicht der Wort» sührer unserer Partei!" Longuet: «Herunter von der Redner« tribünel' Kienthal ist von den Geeinten Sozialisten gerichtet.
. In England findet derAnhang derCaison undCurzon den versöhnlichjovialenAsquithund(besonders)denseelisch sauberen, in redliche Gerechtigkeit strebenden Pazifisten Grey allzu lau. In Frankreich wird Briand, der, wie Bourgeois, eine 8«ciete des nstions ersehnt, von Maunas und anderen »jusquauboutistes« be» rannt, die bis ans Ende gehen, den Krieg um jeden Preis über den Rhein tragen und Deutschlands Leib zerfetzen, nicht nur sei» nen Panzer zerbrechen möchten (und denen, vielleicht fälschlich, nachgetuschelt wird, daß sie über den Goldhort des Hauses Or» leans verfügen).Wer in Klarheit bleiben oder gelangen will, muß bedenken, daß in beiden Westreichen ein derVerzweiflung irgend» wie ähnelnder Gemüthsstand wahrscheinlich die wilden Männer ans Ruder brächte. Noch ist von solcher Stimmung nichts zu spü» ren. England sonnt sich im warmen Glanz eines ungemein guten Geschäftsjahres, das ihm die Steuerlast von elf Milliarden er- leichtert, hat die Flotte (für Krieg und Handel) beträchtlich ver- größert, ganze Zerstörer» Geschwader inBereilschaft und in jeden sicheren Winkel Nährmittel gespeichert. Frankreich hat für seine kurze Front (kaum mehr als ein Viertel unserer) einstweilen noch Menschen genug, weiße, braune, schwarze, kann, wenn deren Zahl schrumpst, aufZuzug ausBritanien,Rußland,Italien, Portugal rechnen und trägtdas ungeheure Gewicht der Opfer mitder feier- lichen und doch nach Beifall blinzelnden Würde corneillischer Helden. Das carr«v8el der Kriegswirtschaft, dessen lastlose Dreh» ung immer wieder die selben buntenLappen.die selbeSchelnfülle vors Auge reiht, fcheucht, überall, die Sorge ins Dunkel. Auch inRußland,wo die Schaar der Verdiener schmal, aber die Volks» masse auch noch stumm ist, das Mißverhältniß zwischen Hinge» bung und Säckelei nicht sieht und der Krieg nur über den West» rand des schatzträchtigenRtesenreiches hin kiibbelt. Der »Gesell, schast" ist er im tiefsten Grunde der Kampf um die innere Zukunft des Vaterlandes. Konstantinopel»Zarigrad, Armenien, die saf» tigsten Stücke Galiziens und der Bukowina wären ihr willkom» mener Zuwachs; doch wichtiger ist die Machtverlheilung in der

alten und dennoch kindhaft unfertigen tzeimath. Die Wilden sind
hier die Demokraten, die in Deutschland die letzte Zwingburg mi»
litärisch-junkerlicher Reaktionsehen undvoninnigerVerbündung
mit den Westmächten das Morgenroth russischer Freiheit erhof»
fenz je röther.desto ferner demWunsch frühen Friedensschlusses.
Den will nur das Fähnlein der in Staats» und Kirchenlehre
Orthodoxen und (vielleicht) die in wirthschaftpolitische Denkform
erzogene Gruppe Kriwoschelns. Soll die Selbstherrschaft des
Papst-Zaren ausgerodet werden oder nach dem Krieg in neue
Wipfelwölbung aufblühen?Vorjede andere reckt sich dieseFrage.
Als Alexander der Dritte, der stille Slawenammann, ge»
storben war, riethseineWitwedem Sohn, freiwillig aufdas Selbst-
herrscherrecht zu verzichten. Am Totenbette des Mannes hattest?,
in Livadia, mit dem tzausminister Woronzow» Daschkow einen
Verfassungentwurf ausgearbeitet, der sofort in Kraft treten sollte.
Nicht aus Liebe zum Liberalismus und Parlamentarismus, son-
dern, weil sie Keinem die Kraft zur Bewältigung der Aufgabe zu»
traute, für die ihr starker Sascha gerade stark genug gewesen war.
Keinem. Am Wenigsten ihrem Söhnchen, dem guten, schüchter»
nen, kränkeln den Nika, der wirklich nicht aussah, als könne er die
Mütze des Monomachos mit Anstand tragen. Dennoch wollte ers.
DerVater hatte gesagt: Das Land braucht religiöse und nationale
Einheit, braucht eine den Feind schreckende Rüstung und das Volk
will einen kräftig zugreifenden Herrn; also keine Verfassung, son»
^rn gerechtes und reinliches Regiment. Wider den Willen des
Vaters handeln? Niemals. Die Mutter warnte: Die Last wird
Dir zu schwer; wirf sie ab, ehe Du erlahmst! Die Frau, das eng»
lisch erzogene zärtliche Hausmütterchen, bat: Gönne Dich uns,
den Kindern und mir, statt Dich stündlich neuer Gefahr auszu»
setzen! Mancher Verwandte gab den selben Rath. Vergebens.
Nikolai Alezandrowitsch, der so unsicher sonst zwischen verschie»
denen Neigungen schwankte, blieb hier im Wollen fest und dem
Vater gehorsam.Woronzow wurde ungnädigweggeschicktund in
einer seiner ersten Reden wandte der neue Zar sich gegen die «sinn«
losen Schwärmereien' der Leute, die fürRußland eine Kon stitu»
tion nach europäischemMuster heischten.Das war imIahr1894.
Sergej Iuliewitsch Witte, der nur Finanzminister hieß, aber im
Machtbereich eines Ministerpräsidenten thronte, hatte das Ohr

des Kaisers. Witte, der ein paar Monate vorher gegenWoron-
zoro dasKollektiveigentKum derLandgemeinden verfochten hatte
und bald danach den ^ir das UnglückRußlands nannte, für die
ungeschmälerteFortdauer der Selbstherrschaft und gegen die An»
maßung der Provinziallandtage sprach. Zehn Jahre danach kam,
wider Wittes, Lamsdorffs, KuropatkinsRath, der Astatenkrieg.
Da sieht man, hieß es, was eine moderne Staatsverfassung ver»
mag; wie schnell sind diese kleinenIapaner, seit sie ein Parlament
haben.auf dietzöhe gekommen!SemskijSobor?AlsPortArthur
gefallen war, wurde Nikolai von Maria und Alexandra Feodo»
rowna abermals liebevoll bestürmt, das erlösende Wort endlich
zu sprechen. Erst am vorletzten Oktobertag (unseres Kalenders)
sprach ers; als in Portsmouth die psx britannica geschloffen war
und derIakobinerschrecken im weitenReich alles städtische Leben
Iähmte.»DieentstandenenUnruhen bedrohen die Nationmit tiefer
Zerrüttung, gefährden die Einheit des Reiches und den Umfang
seines Gebietes. Nach meinem unbeugsamen Willen ist die Re»
girung fortan verpflichtet, dem Volk die Unverletzlichkeit derPer»
son, die Freiheit des Gewissens, derRede, der Versammlung zu
gewähren." In undeutlichenWorten hatte schon zuvor ein Erlaß
von der Notwendigkeit gesprochen, russische Männer als Mit»
arbeiter und Aufseher der Regirung zu einer Gossudarstwen >
Naja Duma zu vereinen; doch waren Zweifel geblieben, ob diefe
Versammlung je tagen werde.IetztwurdedasallgemeineWahl»
recht als (freilich noch fernes) Ziel gezeigt und feierlich zugesagt,
den Erwählten werde die Ueberwachung der Gesetzlichkeit aller
Verwaltungmaßregeln gesichert sein und kein Gesetz Rechtekraft
erlangen, bevor die Reichsduma es genehmigt habe. Nahte das
Ende der Autokratie? So schien es. Witte hatte über Ianatiew
gesiegt und war nun auchdemTitelnachMinisterprösident.Witte,
der völlig Bekehrte.Sel t er von Plehwe gestürzt war und das Spek»
takel russischen Werdens von seinem Logensitz aus sah, hatte er,
der(gewiß in bester Absicht) mit dem bezahlten Spitzel Gapon und
mit dem Arbeiterführer Uchatow, mit Liberalen und Sozialisten
heimlich regen Verkehr unterhielt, seine Meinung von Grund auf
geändert. Als ich den machtlos Gewordenen sah, sprach er wie
ein Freisinniger von der sanfteren Tonart. »Rußlands Weg kann
nicht anders sein alsderollerübrigenLänder.Wirmüssen die sei»

Ken Entwickelungstufen überschreiten wie jedes europäische Vo'k.
Unsinnig ist die Behauptung, Rußland sei ein ganz besonderes
Gebild, für das die Erfahrungen anderer Reiche nicht gelten."
Ich verbarg meine Skrupel und Zweifel nicht. Aber der Mann
wardialekiischso sicher und hatte, unter schwierigen Verhältnissen^
ein Iahrzk hnt lang so gut regirt, daß er für seinen Willensdrang
freicn Raum fordern durfte. Als Triumphalor vonPortsmouti)
hatte er ihn; endlich den höchsten Sitz. Und befiimmte seinen
tzenn, dem Volk eine Charte und ein Parlament zu verheißen.
Bald danach wurde in Zarskoje»Selo geflüstert: Der große
SergejIulitsch hatwieder mal geirrt oder wissen tlichUnwahre s ge»
fagt;dieTruppen,sowarnteer,sindnichtmehrzuverlässig:undAd»
miralDubassow hat.alsGubernator von Moskau, uns nun doch
bewiesen, daß manselbst in är^sterFährnißsich aufdastzeer noch
verlassen kann.Hat nicht auch Durnowo dieStrikewuth derPost»
und Bahn beamten schnell niede rgezwungen ? Nein: Witte ist eben
doch nur Finanzmächler und in politicis Dilettant. Die Konser«
vativen (deren sichtbarstes tzaupt, den pupillarisch nicht ganz stche»
ren FürstenMeshtsherskij,er längst schon fürsichgewonnenhatte>
fanden ihn zu mild.dieRadikalen zu streng, zu gewaltthätig.Sein
Programm war offenbar: das Geschwür auseitern, ausbluten
lassen; nur wo es unerläßlich ist, mit scharfem Stahl nachhelfen;
im Nebligen reden, versprechen, schwichtigen, ut aliquiZ tecisse vi-
äeawr. Kein schlechtes Programm für eine Aebergangszeit rufst»
scher Menschheit. Als Führer einer Lokomotive, sagt Lagarde>
hat man nicht konservativ oder liberal zu sein, sondern sachver»
ständig. Witte wars; und sah, seit er wieder Träger der Macht
und der Verantwortlichkeit war, wohl ein, daß Rußland doch als
ein Gebild sui generis behandelt werden müsse, dessen Weh nicht
nach englischen Rezepten kurirt werden kann.Er machte dieWah-
len; hosfte, sie »machen" zu können. Daß die europäische Presse
zeterte, der Volkswille sei schnöd gefälscht worden, war thöricht:
die radikale Dumamehrheit bewies durch ihr Dasein ja, daß der
Tshin die Wahlfreiheit geachtet hatte. Sergeij Iuliewitsch aber
erlebteeineschlimmeEnttäuschung.ErhatteeinelenksameBauern»
Majorität erwartet: und gerade die Bauern hatten nun die wil»
besten Schreier gekürt. War Das nicht vorauszusehen? Daß der
Mushik sich entweder scheu der Abstimmung enthalten oder, mit

Losung undFeldruf,
seinem dumpfenKindersinn,dem lautestendemagogischenMaul»
Helden als leichte Beute zufallen würde? Nicht eigentlich sogar
mit stiller Freude zu begrüßen, daß die im eisten Waffengang
siegreiche Partei (die ja rasch abwirthschaften mußte) offen unter
röthlicher Fahne marschirte?Bleiben konnte Witte nicht.Mußte,
wie Necker, für bessere Zeit aufgespart werden. Die Erbweisheit
alter Sultanate empfahl, einen neuen Mann auf die Bresche zu
stellen. Einen, dem die Kaine MÄ8souvie der Gegner nicht vonvorn
herein die Wirkensmöglichkeit abschnitt. Goremykin, der das
Recht der Semsiwos gegen Witte vertrelen hatte, wurde auser»
wählt. Und amzehntcnMai1906ImTaurischenPalastdie Gossa»
darstwennajaDumavom Zaren, vor demin Hoffnung aufleuchten-
den Auge der Mutter, der Frau, unter Feiergepräng eröffnet.
Ein paar Tage gings; nur ein paar Tage. Dann zeigte sich,
daß diese Versammlung von Professoren und Demagogen zu je»
der nützlichenArbeit unfähig war. Sie ließ dieMinister nichtzum
Wort kommen; brüllte ihnen Schimpfreden ins Gesicht; nannle
sie Räuber und Mörder; wollte ihren Rücktritt erzwingen. End»
lose Reden wurden gehalten; die ausgedrofchenenHalme immer
wieder auf die Tenne geschleppt und rüstig beflegelt. Kein schöpfe»
rischer Gedanke; in keinem Lager ein über das Mittelmaß der
SchwätzenoutinehinausragenderMann.diePersönlichkeiteincs
Politikers.WedereinMirabeau noch auch nureinDanton.Brave
Leute aus derSchicht der intellectuels,denen derDürckel einredet,
ein Reich.das 22470000 Quadratkilometer umfaßt (Deutschland
hat 5Ä06S7)undin dem mindestens 143000000Menschen leben,
sei nach den Wünschen eines Häufleins Wurzelloser, europäisch
Gefirnißter zu regiren. Und gewissenlose Agrardemagogen. In
keiner Gruppe innere Einheit.Der Zufall,die Hoffnung, mit die»
fem Papierfetzen die Wähler schnell zu ködern, trieb die Kandl»
Katen in die Hürde eines Progiammes, das kaum Einem ur ter
Hundert die Frucht des Erlebens, der Anschauung russischerWelt
war. Lew Tolstoi, der nicht im Verdacht stand, der Autokratie
Schergendienst leisten zu wollen.pfauchte:, Wenn ichBerichte über
die Verhandlungen der Reichsduma lefe, kommt die ganze Sache
mir komisch vor; ich empfinde aber auch Ekel und Zorn. Kinder
wollen Erwachsene spielen:Das ist zumLachen.In alldiesenRe»
den ist nicht einziger neu er Gedanke. Das, Alles, haben wirlänM

schon, hundertmal, gehört. Mit Recht schrieb mir neulich ein klu»
ger Brite, die Reichsduma kopire nur sklavisch das in England
Geleistete. Mich erinnert ihr Treiben andieProvinzmoden.Was
in der Hauptstadt nicht mehr getragen wird, findet in derProvinz
immer noch Absatz; dort hält mans für höchst modern. So macht
es die Duma mit den englischen Regirungmoden. Die Abgeord«
neten reichen noch nicht einmal an das Durchschnittsmaß der
Klasse heran, die sie vertreten sollen: und diese unwissenden, vor»
dringlichenund gehässigen Leute vermessen sich.das Schicksal eines
tzundertmillionenvolkes zu entscheiden!" Als überAmnestie und
Todesstrafe, über Iudenhetzen und Bodenreform endlich genug
geredet war, beschloß man, einen Aufruf an das Volk zu erlassen.
Nicht den wüst dreinfahrenden, den die KwnwZne empfahl, son»
dern den »maßvollen", den die Qironcle vorgeschlagen hatte. Der
nach Menschenermessen aber genügte, um einen Bauernaufstand
zu bewirken. Das konnte nicht geduldet werden. Dieser Rede»
spülicht hätte,wenn er aus einem vomKaiser geschaffenen Gefäß
ins Land sickerte, die tieften Grundmauern des Reiches gelockert.
Vor dieserGefahr fandNikolai dieFähigkeit zum Entschluß.Am
zweiundzwanzigsten Juli 1906 hat er die Reichsduma aufgelöst.
Die also nicht einmal so lange gelebt hat wie einst Katharinens
Große Gesetzgebende Kommission. Zwei Damenhöfe stöhnten.
Zu nationalem Hader wars während der kurzen Lebenszeit
der Reichsduma noch nicht gekommen. Zwei, dreiMona!e noch:
dann hätten die lauschenden Europäer auch ihn erlebt und, hart»
hörige sogar, verstanden, daß dieses in derWeltgeschichtebeispiel»
lose Gossudarstwo ein Centralparlament nicht erträgt, weil ihm
die nationale, religiöse, wirthschaftliche Einheit fehlt; weil es nicht
nach allgemein giltigen Gesetzen (Gesetzen, die für ein Gouverne»
ment vielleicht taugen, für zehn andere aber unbrauchbar sind),
Hondernnurnachregional abgegrenzten Verwaltungsgrundsätzen
regirt werden kann. Ein regirendes Parka ment ist da möglich.wo
das Volk, für das es spricht, mündig ist und die wirtschaftlichen
und sozialen Verhältnisse d<s Landes von einem Centrum aus
ungefähr übersehbar sind.Denket Euch eine Gesetzgebung, die in
Dundee und in Athen, in Düsseldorf und inPera, intzammerfest,
Manchester, Schlawe, Palermo zugleich demBedürfniß genügen
Holl: und Ihr habt ein annähernd ähnliches Bild von der Auf»

gäbe des Parlamentes im Zarenreich, das (immer wieder der»
gessetIhrs) nicht einStaat wie andere Staaten, das einErdtheM
und ein Islam ist. Die Probezeit war zu kurz. War aber lang
genug, um die UnHaltbarkeit der Einrichtung zu erweisen? Diese
Professoren, Advokaten, deklasflrtenFürsten, Agitatoren, die für
die res publica noch nichts geleistet, kaum Etwas gewagt hatten,
behandelten die Minister, Staatssekretäre, Geheimräthe wie
Strolche und Dirnenschützer. Forderten das allgemeine, gleiche,
direkte Wahlrecht, das England nicht hatte, das in Preußen der»
sagt, im Deutschen Reich durch die Tendenz der Wahlkreisab»
Messung zur Höste unwirksam gemacht wird. Forderten es für
Männer und Frauen. Abschaffung der Todesstrafe, deren Ver»
hängung wohl das Vorrecht der Revolutionäre bleiben follte.
Schleunige Befreiung aller wegenAufruhrs undRebellionEin»
gefperrten. Mindestens zehnMilliarden zumAuskauf derGroß»
grundbesitzer.Sie griffen, zunächst inBialystok, nach demAmt des
Untersuchungrichters und Staatsanwaltes. Heischten die Rechte
des ?arliamentai-y Qovernment, dem der Gossudar gehorchen, von
dem er sich jkdenMinister aufzwingen lassen muß. Und wandten
sich schließlich, wie ein Konvent, unmittelbar an das Bauernvolk.
Die Regirung, die vor solchem Versuch thatlos geblieben wäre,
hätte sich selbst entmannt. Ob die Auflösung sich nun als nützlich
oder als schädlich erwies: sie war nicht zu vermeiden;nicht einen
Tag länger. Nikolai that, was er thun mußte. Und thun durste.
Die gottlosen Pfaffen der Ethik geberden sich besonders absurd,
wenn sie ins politische Handwerk dreinpfuschen, über das Kant
gesagt hat: «Noch keinPhilosoph hat dieGrundsätze derStaaten
mit derMoral inUebereinstimmung bringen und doch auchkeine
besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen,
vorschlagenkönnen.- Goethe: «Der tzandelndeistimmer gewissen»
loszeshatNiemanbGewissenalsderBetrachtende."Macaulay:
«Die Axiome der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste
Räubersichscheuenwmde, sie seinemzuverlässigsten Spießgesellen
auch nur anzudeuten." Fritz von Preußen: «S il s'sZit de iZuper,
so^ons kourbes!« Nietzsche: »Der Staat ist die organifirteUnmo»
ralität.« Belanglos war, ob der Zar sich bei der Auflösung auf
einen Rechtstitel berufen konnte. Doch er konnte es. Die Abge»
ordneten waren über dieihremMachtbezirkgezogeneGrenzeweit

hinausgegangen. Der Kaiser war in den Schranken der Befugnisse
geblieben, die alle Ukase und Reden ihm vorbehielten.
Und hatte zum ersten Mal persönlichen Muth gezeigt.Zuvor
wirkte er wie dieKarikalurAlexanders des Ersten, desSchwäch»
lings, der auf Bonapartes Handpolster Thränen der Rührung
tropfen ließ. Aus einem Bericht Olrys (der in Petersburg 1806
den Bayerischen GesandtenVonPosch vertrat) will ich, nach dem
Buch des Grafen de Bray (.Aus dem Leben eines Diplomaten
alterSchule"),einpaarSätze citiren: «Die Schwäche des Kaisers
ist imVerlaufseinerRegirungso deutlich hervorgetreten, bah selbst
in Militärkreisen von diesem wohlmeinenden Monarchen mit
einer gewissen Nichtachtung gesprochen wird. Seit sie ihn kennen,
treiben die Hofleute mit seiner Güte so weitgehenden Mißbrauch,
daß sie ihm Orden und andere Auszeichnungen durch Schmollen
abzupressen wessen. Auch in der Armee lösen sich die Bande der
Disziplin. Unser guter Alexander hätte vielleicht einen tüchtigen
Landammann oder Markgrasen abgegeben. Wohl geschieht es,
daß der Kaiser brüsk und eigensinnig auffährt (er glaubt dann,
Autorität geübt zu haben,und ist sehrstolz darauf); mankennt ihn
aber und weiß andere Momente auszunutzen, um ihn dahin zu
führen, wo man ihn haben wollte." Paßte nicht jedes Wort auf
das Angstkind der Dänin? Jetzt endlich ähnelte der kleine Nika
einem Mann, einem Herrscher. Zeigte er, daß ihm das Wohl des
Reiches wichtiger ist als dieSicherheitseinesLebens.Ietztwürde
er, zum ersten Mal, vielleicht gar der großen Katharina gefallen,
die, in einem Brief an Grimm, fragte, was man mit den Leuten
machen folle, »die schnacken, wenn zu thun Zeit ist; halbe Worte
und Werke machen nichtDinge, die ganz gethan selnwollen: sonst
würde in der Welt kein Ganz und kein Halb sein«. Die, freilich,
dem selben Briefwechsel, auch gesagt hat:»II kaut plus 6'urie allure
pourkirereuksir les ckosescläns ce m«nge."Daliegts:wennNikolai
nur die Krast zu einer Eintagsallure hatte, war Alles verloren.
Das Heer wirdDem gehorchen.der ihm dietzerrnfaust zeigt.Dem
Mann ohne Nerven, der das Fürchten nicht lernte. Traut das
neurasthenische Väterchen selber sichs zu? Am Schluß des Auf»
lösungdekretes las man den Satz: »Riesen des Gedankens und der
That, darauf baue ich, werden erscheinen und in neuem Glanz
wird dann, dank ihrer emsigen Arbeit, der Ruhm Rußlands er»

strahlen".EinbescheidenesWort.NichtvieleMonarchen würden
vor allem Volk bekennen, sie seien, die von Gottes Gnade Ge»
krönten, auf eines Riesen tzelserthat angewiesen. Fast allzu be-
scheiden; aber ganz russisch. Ilja von Murom, der Mythengenius
allerReussen, ward, nach vierhundertjährigem Kampf gegen Bos-
heit undrohe Gewalt, von Engeln ins kiewer tzöhlenkloster beige»
setzt. So raunt die Legende. Stets aber, wenn im finsterenRussen»
reich derDrang unerträglich wurde, huschte einFlüstern über die
schwarze Erde, ein angstvolles Hoffen:DerRiesekehrtuns zurück,
rüstet in Grabesnacht schon zum Erlöserwerk! Sollte derSommer
mihvergnüglichen Friedens den alten Wunsch endlich erfüllen?
Noch war nirgends ein Heiland, ein rettender Riese zu schauen.
Wenn ergekommen und,wie einrechtertzeiland,injederZeit
heimisch gewesen wäre, hätte erzudemMannimpeterhoserPrunk-
käfig gesagt: »Du hast redlich gehandelt,redlichdieProbegewagt.
Ein ungeheures Stück Deiner Macht abgetreten. Dir Wächter,
fast gleichberechtigte Mitarbeiter bestellt. Den guten Willen ge»
zeigt, das Volk mündig zu sprechen, ihm das Recht auf freieBe»
wegung zu gewähren. DemAermsten, den das Vertrauen seiner
Landsleute, erlistetes oder erkauftes, Dir geschickt hatte, hast Du,
auch wenn ihm der Kittel in Fetzen hing, das Thor Deines Pa»
lastes weit ausgelhan.Warst entschlossen, das Gesetz allein Herr»
schen zu lassen und streng Jeden zu strafen, auch den im Rang
höchsten, der dawider verstieß. Wolltest auf die Landgüter der
Krone, die weiten Strecken, die DeinemHaus als Erbe gehören,
zu Gunst der armen Bauern verzichten. In Lenznachtsträumen
hatte vomGofsudar kühnster Wunschbilder Keiner in naherFrist
Solches zu hoffen gewagt. Die aber, denen Dein Wink vor neun
Monden erst eine Zunge gab, riefen, es sei nicht genug. Was die
reifsten Völker in engem, leicht wohnlich zu machendem Gehäus
noch nicht beisammen haben, verlangten sie für das vielzonige
Weltall, in dem die russischen Kinder imDunkel erwachsen. Ver»
langten es ungeduldig vom einen zum anderen Tag. Schmähten,
wahllos, unterschiedlos,Ieden,dessen Leib ein Zeichen der Staats-
hoheit trug. Statt Vergangenes vergangen sein zu lassen und still
für das Nothwendigste zu sorgen, bohrten sie die stumpfe Klinge
ihres Wortes in jede Wunde und halten kein Mittel, das den
Schmerz auch nur lindern könnte. Niederzureißen vermochten sie,

nicht aufzubauen;und hätten sie je sich mit Stein und Mörtel ver»
sucht, so wäis ein Thurm wie dertzure von Babel geworden. Ge-
schenke versprachen sie dem Volk, mühlose Sättigung, unermeß»
liche Schätze: und wußten nicht, woher nehmen. Sie waren zu»
frieden, wenn das Volk in ihnen die tzeilbringer sah und den
Herren von gestern fluchen lernte. Rasch bethörtes Kindervolk l
Laß einen flinken Schwätzer zu Deiner Brut in die Kammer; laß
ihn wispern, der jungen Schaar fehle die unentbehrlichste Frei»
heit des Thuns; was Anderen erlaub!, sei ihnen verboten; nicht
alle Gerichte würden ihnen vorgesetzt; nicht alle Schüsseln vom
Mahl des Lebens angeboten; sie müßten früher imBett sein als
der Vater und Oheim; der Jüngling dürfe nicht beim langenden
Mädchen liegen: und harre Du dann der Wirkung. So ists ge»
schehen.Die kürzeste Zeitspanne sollte das inIahrhunderten Ver-
säumte bringen, Minderjährige in schrankenlos waltende Her»
ren ihrer Geschicke wandeln. Dürfen wir staunen, daß der Arme
wider denReichen aufstand, der Ausgefogene wider denWuche»
rer, der Bruder wider den Bruder? Daß unseres Volkes bestes,
ihm auf rauher Scholle unersetzliches Erbtheil, dieChristenkrast,
in demüthiger Geduld Leid zu tragen, mählich verzettelt ward?
Und hättestDu zehnmal mehr gegeben, hundertmal: Deine Gabe
hätte der Gier nicht genügt. Daß Du den noch steter Führung
Bedürftigen den Finger reichtest, war schon gefährliche Schwäche.
Darob zu rechten, ist jetzt nicht Zeit. Hundertfünfzig Milli»
onen Menschen blicken nun wieder auf Dich, hoffen von Dir Er»
lösung aus Angst und Pein. Deine Verantwortlichkeit mit den
fünshundert Erwählten zu theilen, wäre bequem gewesen; hätte
das Reich leicht zwar die Einheit und Größe, Dichabergewißntcht
den Kopf gekostet. Dein Wagniß ist wahrlich nichtklein. Daß Du es
auf Dich nahmst: deshalb schon wäre manche Schuld Dir zu ver»
zeihen. Nun aber verlerne das Wanker,! Selbstherrschaft ohne
Selbstherrscher kann nicht bestehen. So aber hast Dus bis heute
getrieben; ohne es zu ahnen, bewiesen, wie berechtigt einst das
Warnwort der Mutter war. Laß Dich nicht anfechten, daß sie Dich
schelten, des Eidbruches zeihen, den Todfeind Deiner russischen
Brüder nennen. Horche getrost nur auf das Urtheil, das in der
Brust Dir derRichterspricht.VonEuropa her weht ein Wind des
Aberwitzes über unser Asiatenland. Was sie dort selbst nicht er»

reicht haben und kaum eist erstreben, soll uns viel Jüngeren die
nächste Stunde bescheren; sonst trifft uns ihr Banngebot. Strafen
sie in Europa denn nichtmit des Fallbeiles Schärfe?Lösen sie Dem
die Kette, der zur Vernichtung der Staatsmacht aufgerufen, zum
Kampf gegen die Reichswächter die Waffen «hoben hat? Dul»
den sie gröbliche Schmähung der Männer, die im höchsten Rath
ihres Kaisers sitzen? Selbst wenn diese Männer nach der Mei»
nung der Volksmehrheit nicht die allerwürdigsten sind? Bliebe
ihr Rednerhaus auch rur sieben Sonnen lang offen, wenn die
ersten Diener des Herrschers drin gewaltsam am Sprechen ge»
Hindert würden? Haben sie, heischen sie auch nur das Recht,nach
ihrem Belieben die Wahl dieser Diener zu erzwingen? Nehmen
sie den Großen das Ackerland und gebens den Kleinen, dexen
Rothstand auch unter ihrem wärmeren Himmel nicht gering ist?
Achte nicht ihres Geheules! Nach Freiheit rufen die selbst Un»
freien: und bedenken nicht, daß jede Freiheit nicht Jedem frommt;
nicht, daß sie vor sechs Jahrzehnten, da sie, auf günstigerem Feld,
schon bessere Frucht gezogen hatten als wir bis auf diesen Tag,
mit dem Maß von Freiheit, das Du gewahrt hast, überglücklich
gewesen wären.Zage auch Du nicht um Dein Leben; um höheren
'Preis es einzusetzen, wird Dir nie hienieden gegönnt. Fällst Du
den Mördern und verödet Dein Haus, so lebet Ihr Gevehmten
im Heldenlied undsühnet alte und neue Geschlechtssünde, die un»
heilvoll fortgezeugt hat. Hörst Du den Athem, der aus Millionen
Herzen dort unten zu Dir auflauscht? Gieb diesem Volk, was
seinem eigenen Kern entkeimt ist, was auf seiner Altersstufe das
^Zedürfniß wohthätig befriedigt; gieb, ohne fremdenKöchen nach»
zuäffen,Nahrung, nichtGift. KeineDuma,die in ihrer niedrigen,
lichllosen Werkstatt den ungefügen Gliedern des wundenReichs»
leibes einZwangskleid anmessen will. Keinen Mund, dessen tau»
sendzüngige Rede dem Volk die Zerrissenheit seines innersten
Wesens zum Bewußtsein bringt. Suche Dir Statthalter, hole sie
über die Grenze, Wenns hier an tüchtigen Männern fehlt, und
laß jeden in rastloserRuhe erwägen,wie er der besonderen Noth
des kleinen, vomBlick umfaßbaren Gebietes, dem er vorsitzt, ab»
zuhelfen vermag. Die Besten aus dem Bezirk feien ihmBerather
und Wächter. Dulde keineWillkür; auch nicht von den durch Ge»
burt Dir Nächsten. In anständigem Glanz möget Ihr Fürsten
wohnen; nicht in kränkendem. Alles, was bisher nur das Hof»
«

gewürm mästete, spende mit offener Hand dem darbenden Volk.
Doch zaudre nicht,rückhaltlos ihm in derHochzeitstundezu sagen,
daß feiner Wünsche Ziel noch weit hinten, im Steppennebel, liegt
und daß nur Trüger ihm bis zum Anbruch der Nacht ein Eden
versprechen. Nur dem Würdigen, Reinlichen traue; auch wenn
ihm nicht Salböl von der glatten Lippe träuft. Sorge dafür, daß
dieKlage desMühsäligsten insOhr des auf feinem Wurzelboden
Mächtigsten ohne tzemmnitz den Weg finde und daß aus allen
Gauen, von den Flotzhütten der Wolga und den Semlianken
Sibiriens sogar, treue Männer Dir Mißbrauch undUebermuth
melden. Blut ist geflossen. VtelBlut wird noch fließen.Iene ver-
maßen sich, nach einem Urtheil, dasWuth und Haß sprach, es zu
verspritzen. Trafen mit dem Sünder oft den Gerechten und nahmen
der Ehrlichkeit den Eifer, dem doch keinLobwörtchen lohnen wür»
de. Sie hatten für jedenSplitter den härtesten Spruch und sahen
im eigenen Auge nicht den Balken. Auch auf Deinem Weg ahne-
ich Blut. Wer es, ohne den eigenen Vortheil, die eigeneFährnif>
zu besinnen, für die Ordnung, die Zukunft einer Volksgemein»
schaft vergießt, vergießen muß, weil kein milderesZuchtmittelRuhe
stistet.Der brauchtvor demRichiersitz im Gewölk nicht zu erbeben.
Er gleicht dem Vater, der das von Pestgefahr bedräute Haus mit
eisernem Besen reinfegt. Sei, den hundert Millionen Batjushka
nennen, dem Haus Deines Volkes ein Vater! Dein Thun wird
den Enkeln Todsünde scheinen, wenn fortan nicht Weisheit und
Tapferkeit bei Deinem tzerrscheramt sind. Weihe Dich zu einem
Kaiser! Sieh: zweier Pilger Segen und ein Bad im Nachtthau
hat aus einem plumpen Bauernsüllen mir dieses Ritterstreitroß
gemacht. Mir, der nur die Sommer Hoffnung, dasWunschgebild
Deines armen, an ungehobenen Schätzen so reichen Volkes ist;
und der einzige Riese doch, von demDu Rettergedanken, Retter»
that, Heilandswunder gar erwarten darfst." Hatte Nikolai die
Stimme des Mahners gehört, der dreißig Jahre als lahmerTölpel
leben mußte? Die ihm Nächsten nährten ringsum Hoffnung.
Die ist längst nun verhungert; und die Stunde versäumt, in
der Rußland am Webstuhl sausender Zeit seinem Sonderwesen^
seiner Gottheit das lebendige Kleid wirken konnte. Die Reichs»
dum« ist Schibboleth und Geisterscheide geworden und alle nack>
Stolypin in Amtsmacht Erhöhten haben sich, Kokowzew, Gore»
mykin,Stuermer,mit ihr abgefunden. Sacht; oben gedrückt, unten.

gerückt: so wurde leidliche Ordnung. FürsErste muß dieReichs«
duma ungefähr bleiben, wie sie ist. Ihr dankt das Land, daß der
(nur auf der österreichischen Front, auch da unzulänglich, vorbe»
rettete) Krieg mit ungleich stärkerer Wucht und Wirkung als der
vielkleinere gegen Japan geführt und dastzeerbis heutegekleidet,
gewaffnet, genährt werden konnte; ihrer Mitarbeit dankt der Zar,
daß unter fechsundzwanzig Kriegsmonden noch nirgends Auf-
ruhr ward. Sieg müßte ihre Macht mehren (‚Das haben wir, im
Bund mit denTrägern westlicher Civitisalion,erreichi!");Nieder»
läge (die man den Bleibseln der Selbstherrschaft zuschreiben
könnte) braucht sie nicht mitzureißen, wenn im besiegten Reich nicht
ein neuer Pugatfchew die Schollenmenschheit zum Rebellenheer
schaart und, nun erst, »die russische Revolution" aufschürt, deren
Weißgluth anders aussehen würde als das Geflacker städtischer
Putsche. Ernste Gefahr droht derDemokratie nur von einem aus
Verständigung erwachsenen Frieden, der dieRückkehr indasalte
Verhältnißzum Deutschen Reich ermöglicht und dteFreundschaft
mit denWestmächten (« deren Vormundsuchtuns den verheißenen
Triumph nichtbeschert hat")allmählich abkühlt.Solchen Frieden
wünscht die schmächtige Preußenpartei; und würde, ihn zu er»
langen, wohl ein paar von Fremdvolk bewohnte Gubernatorien
hingeben. Mit ihren Wünschen dürfte der deutsche Staatsmann
nur rechnen, wenn sie sich an einem stämmigen Gossudar aufge»
rankt hätten. Der fehlt; von dick umwickelndem Schlinggewächs
wird eine Binse nicht fester.Seit zehn Iahren hatNikolaiAlexan-
drowitsch nur auf Einflüsterung gelauscht;nur nach demWisper«
rathsterblicherMenschenoderbeschworenerGeisternochzuwollen
gewagt. Minister, Armeeführer kamen und gingen; warum?
Jeder Befragte hob die Achseln, die Brauen. Von der (gesänf»
tigten)Duma ließ der Zar sich nur selten, in einer blassen Stunde,
noch schrecken. Der hellste Abhang seines Wesens läuft unten
ja in das Sehnen der liberalen Gesellschaft aus. Der kann er
nie Führer, vielleicht aber nochWtllensvollstrecker und Banner-
bild werden. Berichtet ihm, daß in Rußland, von dessen Erde,
nach drei auö fuhrlosen Erntejahren, die Nährmittelmenge him»
melan gestapelt sein muß, auf weiten Strecken das Volk hungere,
weildie Verwaltangjämmerlich und keine Hauplader des Reichs-
körpers vor Verstopfung bewahrt ist, warnet ihn vor dem Winter,
in dessen weißen Laken auch das Feldheer darben und Waffen»

los hinstechen könnte: er wird schluchzen, seiner lahmen Entschluß-
kraft ein Stelzbein anriemen und, fast unfromm, dem Schicksal
grollen, das ihm denThatrlesen noch immer nicht schickt. Sogleich
aber sähet Ihr die letzte Thräne in ein Glückslächeln verdunsten,
penn in das Große Hauptquartier die Botschaft käme: «Ruß»
landsVerstand will,vonBenckendors undKokowzew bis zuPle»
chanow undKrapolkin, heute,was Du, Väterchen, immer gewollt
hast, seit Deine junge Stimme die Völker in den Haag, auf die
Weltfriedenswarte rief: will, außer neuer, seinem religiösen und
nationalen Drang genügenderAbgrenzung gegen Oesterreich-Un-
garn und die Türkei, unbrechbare Wehrmachtschranken und in»
ternationale Friedensschutzverträge." Nach solcher Zustimmung
gölte er den Damenhöfen, aus denen nur Mitleid noch zu ihm
sprach, felbst wohl als ein dünnes Reislein vom Riesenstamm.
England,Frankreich und Rußlands Hirn eint der Wille zu
Volks Herrschaft (die auch in Monarchien oft möglich, manchmal
wohlthätIgwar),zuErleichterungderWaffenlast,zuVölkerschieds-
gerichtsbarkeit mit sicher verbürgter,widerdensteifstenTrotzwirk-
samer Vollzugskraft. Die Grundsätze der Staaten sollen in Ein»
klang mit zarter Sittlichkeit gestimmt, mündige Nationen bewach-
tem Recht, nicht länger noch blinder Gewalt, unterthan werden.
(Zetert nicht vorschnell über Heuchelei, Narretei, sondern ent»
schließet Euch, für ein Weilchen wenigstens, in den Glauben, daß
dieses Bekenntniß aus tiefer Inbrunst kommt, in das Weihe»
zeichen neuerMorgenröthe hin strebt und im nächsten Lenz schon
aus unsererErde,alsSaatgut,Fcucht wecken kann. Ohne solchen
Entschluß dreht.zwischenBlutlachen.auch unser Denken sich sinn»
los in ödem tzexerckreis.) Jedes Volk, das kleinste selbst, soll
in der Wahl seiner Staatsform, Rechtsnorm, Lebensgewandung
frei sein; noch das größte aber verpflichtet, Freiheit und Rechts»
besitz jedes anderen zu achten; die Verletzung dieser Pflicht
auch den Einbruch in die Rechtsmark eines Knirpses ahnde die
Schutzgenossenschast. Spaltung, Zersplitterung eines Slammes
sei nur so lange zu dulden, wie er selbst, Haupt und Glieder,
sie billigt. Gegen den Willen nationaler Mehrheit, die fremden
Staatsverband zu entknoten, zu lösen trachtet, wirke kein Ein»
spruch. Die Volksstimme entscheidet in unantastbarer Allmacht
(Dieser tückische Plan,knirscht Ein er.schiell in unser Elsatz.Lothrin-
gen. Wohl auch nach Bosnien, Kroatien, Dalmatien, Istrien,

Welschliiol, Siebenbürgen, nach dem ruthenischen Galtzien, Te»
mesvar.Czernowitz. bis nach Armenien. BebtMichelvorSchlan-
genlist?WennIrlonds,Indiens, Egyptens, Maltas.Finlands,
Polens Stimmenmehrheit die Wahl des Staatsverbandes, den
Uebergang aus altem in neuen bestimmen soll, sei ihr auch inun»
serem Westen das Souverainrecht gegönnt. Sträubt Britanien
und Rußland sich gegen solcheAbstlmmung, dann wird aus dem
Ideal eine Spatzenscheuche. Ist aller tzumor denn aus Deutsch»
land geflohen?) Aus dieser Wunschliste wird offenbar, daß den
Dreien auch die Losung gemeinsam ist: Nie wieder! Niemals wie-
der darf aus Menschenwillen die Sintsluth solchen Krieges wer»
den. (Nirgends kann eine Seele sich in die Schmähung dieses Zie-
les erniedernzwo esgeschieht.istdasMenschenantlitz nur Larve.)
DteFeinde hoffen zuversichtlich aufSieg; wissen aber.daß davor
heute noch tzeraklesarbeit(Carson) liegt und daß Deutschland sich
lange, weit vor seinen Grenzen, vertheidigen kann. Demokratie,
SelbstbestimmungrechtallerVölker,auch den schwächsten verbürg-
tes, Minderung der Wehrlast, auf dem Götzenthron roher Ge»
Walt fortan die Gottheit lauterenRechtes.dieKriegsfurie morgen
nur Spuk noch und Schemen: der diesem Zukunftwollen redlich
Verlobte, heißts, kann Frieden erlangen. Die Stichwörter sind
gut gewählt.Wo sie sich durchzusetzen, Erobererdrang undRach»
sucht zu übertönen vermochten,lenk,eAdlersblickdenLöwen:war
derStaatsmann stärker als der Feldherr. And nur solcheRang»
ordnung verheißt in der Menschenwelt haltbaren Sieg.

Wir?

»Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein polili»
schesInstrumen t.eine Fol tsetzung.ein Durchführen des politischen
Verkehrs mit anderenMitteln.DiepolitischeAbsicht ist derZweck,
der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne
Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Ver»
kehr nicht auf,wird auch nichtinetwasganzAnderesverwandelt,
sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel ge»
staltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine
eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann
er von dem politischen Verkehr gc trennt werden; und wennDies
in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des
Verhältnisses zerrissen und emsinn- undzweckloses Dingentsteht.

Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht
die Politik ein bloßes Instrument zaus dem furchtbaren Schlacht»
fchwert.das mit beidentzändenundganzerLeibeskraft aufgehoben
fein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen
leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird
und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt.
Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den mi»
litärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg
erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das In»
strument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen
des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen mög»
lich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur
Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten
liefe, t.Nach dieferAnsicht ist es eine unzulässige undselbstschäd.
liche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder
derPlan zu einem solchen eine rein militärischeBeurtheilungzu»
lassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, beiKriegsent»
würfen Militärs zu Rath zu ziehen, damitsie rein militärisch dar»
über urtheilen sollen, was dieKabinete zu thun haben; aber noch
widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß dievorhan»
denen Kriegsmittel demFeldherrn überwiesen werden sollen,um
danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen.
Eine gewisse Einsicht in das Kriegswesen sollte den Führern des
politischen Verkehrs nicht fehlen. Aber diese Einsicht ist nicht die
tzaupteigenschaft eines Staatsministers; ist er ein großartiger,
ausgezeichneter Kopf und starker Charakter, so läßt diese Einsicht
sich wohl ergänzen. Soll ein Krieg ganz den Absichten der Polt»
tik entsprechen und soll die Politik den Mitteln zum Krieg ange»
messen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht
in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig: den
obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetes zu machen, da»
mit er in den wichtigsten Momenten an dessen Berathungen und
Beschlüssentheilnehme.tzöchst gefährlich ist derEinfluß eines an»
deren Militärs als des oberstenFeldherrn imKabinet.Das wird
selten zu gesundem, tüchtigem Handeln führen. Noch einmal: Der
Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tra»
gen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in
seinen tzauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Fe»
der mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat,

«ach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den
Kriegern neidiger Tintenkleckser, sondern, nach vier Kriegen, ein
preußischerGeneral: Clausewitz; Schorn horsts Schüler und Gnei-
senaus Generalstabschef. Dienichtsoempfinden.fondern meinen,
nach Kriegsausbruch müsse man «die Sache den Schwertspezia»
listen überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urthell über
Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die
saulfind, gernschlafen undvon den enIesaias Herr Zebaoth zürnt:
.Jeglicher flehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem
Stande. "Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß
der Krieg nur ajs Werkzeug der Politik noch erträglich ist?
Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo
behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestim»
men. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche
Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den
Feind?Kämpst ergegen eineKoalition, dannhakt sichindieoffene
Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die
gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten ein»
ander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Mensch enverstan»
des, Einen, gar den durch stete Kampsbereitschaft Gefährlichsten,
vernichten: gen Diesen wende seinFeldherr sich mit unbrechbarer
Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb
gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres
FreundesBedrängniß.ihres FeindesStärke zuschauen.SindAlle
so kräftio.daß anVernichtung vonnüchternemSinnnichtzu denken,
milAllen,alsmitwichtigenErdtheilspartnern,nachdemKriegwei-
terzulebenist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußt-
sein.An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen,
Kulturen, GlaubensgemeinschafteneinsaminDrangzugerathen?
VonwelchemdrohtderWirthschaftmeinesLandesderärgsteScha»
de? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder
nach sichtbarer Demüthigungzu versöhnen? Wo also sind entschei-
dende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Aus»
trag möglich bleibe,zu meiden? Ist folcherAustrag, mit blankem
Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier
langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, einZerstö»
rer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege
erlragen oder fände es, wenn der erste gewaltigen Aufwand nur
taig belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit,

zu steil,zu theuer?Istes nichteitler SelbsttäuschungnureinRom,
ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein ge«
wissenlos zäher, von Tributfron reich gewordener Feind sie auf
vierWahlstättenbefehdet.hamilkar,tzasdrubal,tzannibalmitden
tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können,
dieausdemFeuertodalsRömerkolonieaufersteht.derVandalen,
Sarazenen, tzispanier Beute wird und nur ihres Namens Manz
hinterläßt? DerenVormann hätte der auf Handelsgewinn ange-
wiesenen tzeimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Ma»
sinissaaufdessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt
und in Nordafrika der Junior» Partner der römischen Weltfirma
gewordenwäre.DannbehieltKarthagoseineInseln,Kriegsschiffe,
Elephanten,Talente.Und Rom hätte den Augustus und Belisar
die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldro»
hung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen be»
fohlen hätte, tzannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes
wirrer Bonaparte; und der Scipio, der ihnbei Zama schlug, einem
GneisenauähnlicheralseinemStein.FeldherrenauszweiZonen;
nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des
MöglichendasNothwendigeerrechnen.Dienurdürfenbestimmen,
mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist.
Diese Grundsätze (deren Wiederholung jetzt, leider, noth»
wendig wurde) werden nur in Deutschland befehdet. Weil bei
uns wirklich, wie der Feind behauptet, Militarismus herrscht?
Der ist Kulturform und Geistesverfassung; drängt in immer hör»
tere Rüstung und gewöhnt auch den Bürger in die Vorstellung,
daß zum Austrag eines Völkerstreites derWaffenkampf das allein
taugliche Werkzeug.jedes andere unwürdig.unnützlich fei. tzelden-
thum, Kriegertugend kann ohne Militarismus gedeihen; nur er
aber verbürgt stete Bereitschaft aller Glieder des Volkskörpcrs
zu schleunigem Uebergang in Krieg. Deshalb, weil er die Ver»
lockung in Krieg begünstigt und entweder insBreite fortwuchern
oder mit Stumpf und Stiel ausgejätet werden muß, soll bis zu
seiner Vernichtung Krieg währen. So wills die laute Losung aller
dem Deutschen Reich feindlichen, die leife aller neutralen Mächte.
»Kennenste denn Deutschland nicht?«Nein. Deutschland schweigt.
Nnd duldet, daß brüllende Amokläufer sich der Menschheit als
echte Künder deutschen Geistes anpreisen. Wie lange noch?

Amerikaner.

William Dean Howells.

alter Mann, auf den die moderne literarische Jugend
Amerikas nur noch verächtlich blickt. In seinen besten
Büchern ein feiner Künstler. Einer, der die amerikanische Seele
kennt und besonders als Schilderer von ^ew TnAlauä ° Charak«
teren nicht Seinesgleichen hat. Fontane sehr ähnlich in seiner
Liebe zum Kleinen, in seiner Gabe für „causerie". Während aber
Fontane scharf°witzig ist und gelegentlich wieder nur „kolkt", ist
Howells graziös°humorvoll und verblaßt nur bisweilen. „Inümn
Summer" ist als eine Folge von Plaudereien so originell wie
eine schwebende, auf und nieder steigende italienische Melodie.
(Howells hat lange in Italien gelebt.) „I'Ke R,ise «t Silas
I^ÄpKam," „I'Ke 1^6/ «t tke ^VroostooK" sollten übersetzt werden.
Man lernt aus diesen Büchern die amerikanische Provinz, ihre
Ehrbarkeit und Unschuld, kennen.

Howells hat in einem überaus heftigen Artikel der Z>IortK
American Review die „teuflische Macht" Deutschlands angeklagt.
Ich habe mich darüber nicht sehr gewundert, denn er besitzt, wie
seine gesammelten Kritiken beweisen, gar kein juäicium. Seine
feindsälige Haltung kann uns nicht verleiten, das Werthvolle in
ihm zu verkennen.

Paul Elmer More.

Paul Elmer More, der Verfasser der bisher in sieben Bänden
erschienenen „LKelburus Tss^s", scheint mir ein ausgezeichneter
Kritiker, der auch in Deutschland Beachtung finden sollte. Er
kennt die griechische, lateinische, englische, deutsche, italienische,
französische, portugiesische Literatur und liest diese Sprachen. Er
schreibt ein ungewöhnlich reines und harmonisches Englisch, hat
ein kluges und maßvolles Nrtheil, sieht zarte Schattirungen und
spricht eigene und unpopuläre Ansichten muthig, aber ohne Bra«
vour aus. Er ist einer der Wenigen, die das „Amulet der Zu«
rückHaltung" (tue amulet 01 reticence) tragen. Als Kritiker ge«
hört er zu der Rubrik Sainte-Veuve. Wie Fontane einmal in
seiner ungenirten Aufrichtigkeit sagte, er könne nicht feststellen,
ob „Iphigenie" oder „Die Weisheit Salomonis" höher stehe,
so muß ich bekennen, daß ich nicht weiß, ob Sainte-Beuve oder
More höher steht. Der Franzose hat die Priorität und die Lebens«
leistung für sich und er gilt als der Begründer der Methode.
Doch vor Sainte-Beuve war Villemain und ein Borgänger ist
ja immer da. Die Methode aber schätzen wir vielleicht heute nicht

mehr so hoch, nachdem ein halbes Dutzend begabter Kritiker uns gezeigt hat, das; man es so und auch anders machen kann. Ich könnte viele feine und zwei oder drei tiefe Bemerkungen citiren, die. ich in Mores Büchern angestrichen habe, unterlasse es aber, da beim Uebersetzen stets das Unzulängliche Ereigniß wird.
Robert Frost hat nur zwei dünne Bändchen Dichtungen veröffentlicht. Ich kenne nur das spätere: .,^ortK ok IZoston." Die Thronbesteigung eines Dichters anzukünden, ist ein mißliches Unternehmen. Vesu^is, terrent: ich denke an Grimm und Johanna Ambrosius. Doch ist in diesem Fall das Wagniß nicht groß.
Wenn ein müder Fünfziger, der ziemlich viel Lyrisches kennt, nach zwanzig Reihen ausruft: „Hier ist Neues und Echtes", dann wird ihn wohl sein Instinkt nicht mißleitet haben. In der amerikanischen Literatur iist jetzt Sacharin Trumpf. Nun: hier ist von Surrogatsüße nichts zu spüren. Ein Dutzend kurzer Geschichten, Seelenbilder im . blanc verse", schlicht und herb, in den einfachsten Linien, ohne anderes Kolorit als das einer Radirung. Aber unvergeßlich. Eine Geschichte „l'Ke äsatk ok tne Kirecl man" habe ich nun schon viermal, in Zwischenräumen von einigen Wochen, gelesen und der Eindruck hat sich nicht verwischt. Die kleinen Dramen spielen in Kexv Ln^IäncZ; und tzawthorne, dessen „A«I6en Zlovm" Motley rühmte (das Beste, was sich in zwei Worten über den Einsamen von Salem sagen läßt), würde dem Scheuen, Keuschen, mühsam sich Erschließenden eine karge Zustimmung nicht versagt haben. Es wird jetzt in Amerika viel gedichtet, aber in Dem, was ich sah, ist der europäische, meist französische, Einfluß nicht zu verkennen. Nichts davon bei Frost; ein Kritiker erwähnt seine Verwandtschaft mit Wordsworth, aber der jüngere Dichter hat ein viel dunkleres Temperament, Offenbar ist er ein Mann von starker Leidenschaftlichkeit, die wie mühsam gebändigt und in Lakonismus gedrängt ist. Zwischen den Zeilen steht unendlich viel. Er ist kein poetischer Poet, daher mag ein Nebergang ins Epische oder Dramatische nicht ausgeschlossen sein,- „schöne Sprache" (o Grauen!) finden wir bei ihm nicht, aber in drei Zeilen die Stimmung der Stunde. Prosaische Wendungen erhebt er ins Poetische, während sie, meinem Empfinden nach, bei Wordsworth prosaisch bleiben und nicht verschmelzen. Dabei die feinste Kunst der Versbehandlung. Nur ein Beispiel. Eine Geschichte schildert, wie eine Frau nicht vergessen kann, daß ihr Mann, ein Farmer, dem gestorbenen Kind selbst das Grab im Garten grub. „Wie konntest
R o b e r t F r o st.

Du?" fragt sie in ihrem ungerechten Schmerz, „Ich sah Dich von
dem Fenster da
NaKiriA tke Zravel Ies,p ancl lesp in air
I^eäp up, like iks,r, like tkai anä Ian6 to liAktl)'."
Lesen Sie es zweimal, dreimal! Die Alliteration, das wieder«
holte like tk^t, das länä to ÜAktly (die Abstufung in der Schwere
der Vokale) scheint mir unübertrefflich. Man sieht den Vorgang;
und wie mit den letzten Worten der Sand niederfällt, so scheint
auch alle Hoffnung hinzusinken.
Evanston, III. Eduard Goldbeck.
I!5
wieder einmal, in der Dinge ewiger Wiederkehr, Offenbarun-
gen des Gefühls verkalkt waren und erstarrt in Buchstaben,
Worten und Begriffen, erschien, lebendiger Seelenkräfte voll, in der
Oberlausitz ein Mensch, dessen Triebhaftigkeit feind war allen Ver-
kalkungen und Erstarrungen und der, wenn auch vergeblich, Raum
zu erkämpfen suchte für ein Fühlen, Denken und Glauben, das, fest-
gewurzelt, wächst in der Natur, davon der Mensch ein klein geringes
Theil. Solches zu finden und zu erfahren, war zu gleicher Zeit der
Doktor der Medizin Balthasar Walther aus Glogau nach Syrien
gefahren, nach Arabien und nach Egypten,- und war heimgekehrt so
klug als wie zuvor: skeines Archemisten Laboratorium Und keines weisen
Mannes Pergament hatte ihm die Welträthsel zu lösen vermocht.
Aber was er im Orient vergeblich gesucht, fand er, unerwartet und
schon aller Hoffnung bar, nicht weit von Glogau: in Görlitz; und in
keiner alchemistischen Küche und bei keinem in Pergament schmökern-
den Gelehrten, sondern in dem träumerischen, in Schauen und Fühlen
versenkten und Gott überall in der Natur ahnenden Wesen eines
deutschen Schuhmachermeisters, in Jakob Böhme; und in einem Buch,
das, die „Morgenröthe im Anfang" betitelt, dieser Jakob Böhme aus
seinem Wesen hinaus geschrieben, hinaus hatte schreiben müssen.
Jakob Böhme war jung gewesen im Dorf Altseidenberg, wo er
«n irgendeinem Tag des Jahres 1575 einfachen, doch Wohl- und alt-
gesessenen Bauersleuten geboren worden. Jakob Böhme war vierzehn-
jährig, weil zu schwach für die. Ackerschaft, zu einem Schuster in die
Lehre gekommen, nach Gesellenart auf Walze gegangen und gelandet
in Görlitz, wo er, vierundzwanzigjährig, sich das Meisterrecht er-
worben und, getreu der Zunftvorschrift, im selben Jahr ein görlitzer
Kind geheirathet hatte. Jakob Böhme saß nun, verspottet und ver-
höhnt, weil er mit eingefallener Brust und träumenden Augen in sich

hineinsah und aufschrieb, was er geschaut, statt der Schuhe zu ge«
denken und der Leisten und der Frau und der sechs Kinder, die nach>
Brot verlangten. Von Jakob Böhme sagten die Spötter, er gebe
den vornehmen Enthusiasten ab und habe oft seinen Raptus; und die
Verleumder ließen, offen und geheim, Jeden wissen, den danach ver-
langte: dieser Jakob Böhme zähle zu den Ketzern, und was er er-
sonnen und aufgeschrieben, sei teuflisch Werk, davor „ein christlich und
gottselig Herz billig einen Abscheu haben und tragen soll". Und nur
die wenigen Freunde dieses Jakob Böhme wußten, wie es gestürmt
in dieser, der tiefsten Inbrunst so fähigen Seele; wußten, daß dieser
Jakob Böhme sein erstes Buch symbolisch „Morgenröthe im Anfang"
genannt, weil fein Geist an die zwölf Jahre in Chaos und Finsternis;
geirrt und gesucht, ehe es ein Wenig Tag gedämniert darin. Aber auch
sie, die Freunde, Balthasar Walther nicht ausgenommen, erkannten
die Gründe und die Triften des in sich Versenkten eigentlich nicht;
was sie mit Hosianna begrüßten, war des Suchenden an Magie und
Alchemie sich klammernde Unklarheit, war des Hilflosen vergeblich
Ringen.- Erdachtes und Erfühltes in eigener Sprache und eigener
Form sinnfällig zu machen. Daß sich aber in diesem philosophirenden
Schuster wieder einmal das Prinzip der Dinge, das Wesen der Natur,
wie es ewig ist und sein wird, offenbart hatte, begriffen die seelischen
Organe der sich ganz der Magie hingebenden Freunde nicht; und so
machten sie ihn denn im übersinnlichen Reich des Theophrastus Para-
celsus Bombast von Hohenheim, darin sie selbst als Gläubige lebten,
zum Hohepriester.

An der Zwieheit Gut und Böse nämlich, daß des Menschen
Seele sich zur Natur in Gegensatz fühlt, daran hatte der junge Jakob
Böhme tief gelitten; so tief, daß eri die ganze Natur, das ganze Welt-
all begrübeln mußte, bis er gefunden: daß in Allem, sowohl in den
Elementen wie in den Kreaturen, Gutes sei und auch Böses. Diese Er-
kenntniß aber hatte ihn nicht trösten können, sondern in noch größere
Melancholie und Traurigkeit gestoßen, darin er Jahre lang gelebt,
bis er in den Worten Gut und Böse ethische Begriffe der menschlichen
Junge erkannt und er, was seine Zunge selbst bis dahin überall in der
Natur so geheißen, als die Spannung verstanden entgegengesetzter und
doch auch wieder ineinander wirkenden Kräste. Und hatte zur selben
Stunde „Herkommen und den Urständ dieser Welt und aller Krea-
turen" und „das Wesen aller Wesen, den Grund und Ungrund" ge-
schaut; denn die entgegengesetzten und doch auch wieder harmonisch in-
einander wirkenden Kräfte waren von ihm erkannt, nein, geschaut
worden als göttlich. Ihm, dem im Gefühl Ahnenden, dem mystisch
Schauenden war das Höchste worden: Gott-Natur hatte sich ihm offen-
bart. Gott und Natur, empfand er, stehen einander ja nicht gegen-
über, sondern sind Eins. Darum Jakob Böhme wohl jubeln durfte: ihm
sei eine Pforte geöffnet worden, darob er in einer Viertelstunde mehr
gesehen und gewußt, als wenn er viele Jahre auf Hohen Schulen
/

gewesen wäre. Und wenn er mit dem besten Freund, dem Doktor
Tobias Kober, lustwandelte vor den Thoren der Stadt, so ließ, er sich
den Namen einer Pflanze in vielen Sprachen sagen, dabei er jedweden
Betrug zu merken glaubte, weil er ahnte, daß alle Sprachen der Welt
ihre Wurzel hätten in der Sprache der Natur und daß aller Dinge
Eigenschaften naturgemäß in der menschlichen Sprache ihren Ab-
glanz fänden, weil doch die Sprache nur eine Dienerin sei der Empfin-
dung, des verarbeitenden Geistes, der ordnenden Vernunft, also sich
eine Grund- und Ursprache finden lasse müsse, durch die jede Sprache
der Welt Jedem verständlich werde. Daß das Unbegreifliche doch
noch Ereignis? werde, daß die babylonische Sprachverwirrung doch nach
ihre Entwirrung fände, Das glaubte er, durchdrungen von der Ein-
heit aller Dinge, und weil er tief hineinhorchte in deren Wesen. Das
glaubte er, obschon ihm Doktor Tobias Kober oft bedeutet haben mag,
daß man sich schon lange und vergeblich gemüht, die Sprachen der
Welt zurückzuführen auf deren Wurzeln, auf eine Ur- und Natur-
sprache, die Allen verständlich sei..
Der selbe Jakob Böhme aber, der die Einheitlichkeit aller Dinge
«lso begriffen und mit Recht von dem „Durchbruch seines Geistes bis
in die innerste Geburt der Gottheit" sprechen durfte, schaute und
«hnte eben nur in besonders begnadeten Stunden klar und folgerecht.
Gut und Böse, diese Gegensätze, die ihm kund geworden als eine
Spannung entgegengesetzter und doch auch wieder ineinander wirken-
den Kräfte der Natur, sie wurden ihm, weil er ein Kind war seiner
Zeit (und seiner Kirche), doch unter der Hand wieder zu ethischen
Begriffen: die überall und Gott seienden Kräfte nämlich, die hätten
die schlummernde Möglichkeit in sich, gut oder böse zu werden, seien
nur noch nicht „entzündet" dazu; aber der menschlichen Seele stehe
frei, das Gute oder das Böse oder, in sein kirchlich Dogma, von dem
er nie ganz loskam, übersetzt: Gott oder den Teufel zu wählen. Und
um diese Freiheit der Seele zu rechtfertigen, erklärte er die Seele
selbst für etwas völlig Ursprüngliches, für das Centrum der Natur,
das von nichts zu bestimmen noch zu beeinflussen sei; und hatte also
vergessen, daß das Centrum der Natur allüberall ist und daß Alles
in Zusammenhang steht und in Wechselwirkung.
Aber wenn auch sein Geist irrlichtete, wenn auch manchmal der
Boden unter ihm wich und er in eine übersinnliche Schwebe kam,
darob entzückt er nichts mehr wußte vom Bestände dieser Welt: seine
zwischenzuständliche Seele blieb sich doch auch in diesem dunklen
Drange hin zur mystischen Verzückung des rechten Weges wohl be-
wußt; nämlich: Gott nennen zu müssen die unendliche, unermeßliche,
weltumfassende Unnennbarkeit. Und weil er treu sich selbst und un-
erschrocken diesen Weg in vielen Schriften ging, kamen, blind eifernd,
die kleinen Geister über ihn und deren kleiner und kleinlicher, persön-
licher und allzu persönlicher Buchstabengott. Vor Allen Gregorius
Richter, der Pastor Primarius in Görlitz, den verdroß, daß ein

Schuster, ein so geringes und armsäliges Mitglied seiner Gemeinde, sich unterfing, über Gott und Schöpfung zu schreiben, ohne auf hohen Schulen gewesen zu sein, und, was das Schlimmste, von etlichen gelehrten Leuten ernst genommen wurde: wie es denn dem Doktor Balthasar Walther ja beliebte, ihn den Philosophus Teutonicus zu nennen, was heißen sollte, dieser Schuster sei ein Mystiker, sei ein von Gott Bevorzugter und Begeisterter. Und weil der Pastor Primarius sich von Amtes wegen als den Bevorzugten dünkte, stieg er, dunklen Haß in sich, auf die Kanzel, schmähte den Schuster und reizte das Volk, so daß der Rath der Stadt, klüglich zween Herren, dem erregten Hirten wie der unruhigen Herde, dienend, den Gegenstand eines sich vorbereitenden Glaubensstreites gefänglich einziehen ließ, aber wieder frei setzte, nachdem er gelobt, fortan das Schreiben zu lassen.

Aber verbiete nur dem Seidenwurm, zu spinnen? Und so schrieb denn auch, trotz dem Gelöbniß, Jakob Böhme wieder, nachdem er sich fünf Jahre davon enthalten. Nnd wieder stand der Primarius auf der Kanzel und wieder murrte das Volk; und wieder trat der Rath) zusammen und erkannte, diesmal auf Verweisung aus der Stadt. Vergebens suchte der Verwiesene Rechtfertigung, fruchtlos blieb seine scharfe und bittere Vertheidigungschrift gegen den Primarius: dem ‚xMaul- und Titelchristenthum" mußte er weichen. Er ging nach Dresden zu Hof, borten man, wie überall damals, laborirte und von wo ein Ruf an ihn ergangen, weil man hoffte, er könne Gold machen und den Stein der Weisen finden. Er ging; und war gläubig wie ein Kind daran, zu seines Lebens Gipfelpunkt hinaufzuschreiten. And kehrte zurück nach sechs Wochen; denn er war ,,in Gnaden entlassen". Kehrte zurück zu seiner vom Primarius inzwischen schlimm geschmähten und beschimpften Familie und in sein vom Pöbel stets umrottetes Haus. Ging, von einem Edelmann nach Schlesien geladen, abermals: und kam wenige Monate später, fiebernd und am Unterleib krank, wieder heim. Doch nur, damit vierzehn Tage später, am sicbenzehnten November 1624, ihm seines Feindes Nachfolger (der Primarius war einige Monate zuvor gestorben) die letzten Stunden schwer mache und seine Leiche verunglimpfe; doch nur, damit der Pöbel sein Grab schände und dem das Symbol mißgönne, das Freunde gesetzt, das Symbol des Heros vom Kalvarienberg, des größten Gottsuchers,

Was thats und was thnts? Jakob Böhme wußte in seinen besten Stunden, lange, bevor er, tief erseufzend, diesem Leben entschlafen, wie nichtig Alles im Raum, und in der Zeit ist; darum er seinen Freunden ins Stammbuch zu schreiben pflegte:

„Wem Zeit ist die Ewigkeit
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
von allem Streit."

Bonn. Wilhelm Dünwald.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin, — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pah 6 Garlcb S, m, b. K, in Berlin.

Du bist erkannt;
U^snu»»Ve>»Isg, vsnlin S^2.
j

Voruntersuchung.
W?chthundertelfterKriegstag. Unter deutscherFührung haben
«D die Truppen des Vierbundes die Hafenstadt Konstanz« be»
setztzund die aus Siebenbürgen, aus ihrerDobrudscha gedrängten
Rumänen, die seit zwei Monaten, wider alles Versprechen fast
allein,gegenDeutsche,Austro.Ungarn,Bulgaren,Türkenkämpfen,
zittern schon für die allmodisch befestigte Hauptstadt. Sie könnten
noch Gold schefseln, wonnig imPaktolos dicht umwölktenKriegs»
Geschäftes waten, wenn des Verführers Slim me sie nicht aus üppig
nährender Neutralität in den Wahn geschwatzt hätte, ihre Stunde,
die, zu gerechter Tgeilung der Beute, an die Seite des Stegers
ruft, habe geschlagen. Blitzschneller Einbruch inTranssylvanien,
russischer Massenvorstoß nach Bulgarien, dessen Südwestflanke
zugleich General Sarrall packt, zwei Mächte vom Vlerbund ge»
Kennt, dessenFelnde dann die Untere Donau beherrschen, endlich
auf einerinnerenLinieoperiren, Rußland geschwind mit Schwer»
geschütz waffnen, RutzlandsFeldfrucht, Vieh,Rohstoffe etnhan»
dein,den Kaiserlichen berlinerund wienerFarbe denWeg in den
Orient sperren können: Furchtsame mochte der Plan schrecken. Ist
er, für den Rußland, um sich anBulgaren und Türken zu rächen,
einträglicher Güterabsatz zu erlangen, die Straße nach Konstan»
tinopel und raschen Verkehr mit denWestgenosscn zu sichern, die
ganze Kraft seiner Menschheit einsetzen mußte, nun, wie Churchills
Türkenkriegspläne, ertraglos verbrandet, wird die Walachei das
Aufmarschgelände dcs deutschen, nicht des russischen Feldherrn,

dann muß der Rath der Zehn sich in neue Rechnung mit Verlan»
gerter Kriegs da uer eingewöhnen. (»Die Deutschen wollen zunächst
Bukarest, Galatz, Braila haben, die Landenge zwischen der Hoch»
ebene derTranssylvanischenAlpen und den Donaumündungen,
durch einen Riegel die Verbindung von der Walachei nach der
Moldau hindern, Rumäniens Korn und Petroleum einheimsen»
Bulgarien und dieTürkei sür eine hübsche Weile schirmen.Schon
bieThatsache, daß Bulgarien noch nicht, durch jähen russo»rumä»
Nischen Ueberfall, zerschmettert worden ist, wird den Krieg um
mindestens sechs Monate verlängern und die Kosten um fünfzig
Milliarden erhöhen. Doch viel ärger noch würde das Ansehen,
die sittliche und die finanzielle Kraft derVerbündeten geschädigt,
wenn sieRumänien etwa, wie Serbien, vernichten ließen. Dafür
würden dieRegirungen, nicht nurdieFeldherren,verantwortlich
gemacht. Einheit der Front! Wem nützt das Gerede? Wäre die
Gesammtleitung desKriege s in einertzand, so hätte Sarrail längst,
was er zur Niederwerfung Bulgariens braucht, und die Herzen
wären nicht vom Anblick all der plumpen Fehler verdüstert, die
seit Rumäniens Eintritt in den Krieg gehäuft worden sind. Ein
oberster internationaler Generalflab und politische Führung des
Krieges wird verlangt. - Also sprach Genosse tzerv6; und bewies
damit.nicht zum ersten Mal noch als Vereinzelter, daß diepariser
Censur immerhin erträglich ist.) Der Hoffnung, Rumäniens Nie-
derlage oder Bereitschaft zu Sonderfrieden werde den Krieg kür»
zen,könnte schwäch ende Enttäusch ung folgen. Noch sind die Fein de
entschlossen, abzuwarten, wie Deutschland und dessen Gefährten
im nächsten Frühjahr aussehen Werdenz noch gewiß, unter den
Wintermonden dem (an der Somme merkbaren) neuen Vor»
sprung deutscher Industrieleistung nachzukommen. Würdigen Ab-
schluß, der mehr wäre als ein (selbst dem einsamen Sieger gefähr-
licher) Waffenstillstand, kann nur Staatsmannsgeist noch, nicht
das Schwert allein, erzwingen. Deshalb fragte ich vor acht Ta»
gen, wie lange Deutschland nur brüllenden Amokläufern erlau»
ben wolle, sich als seines Wollens echte Künder der Menschheit
anzupreisen. Ihr rohes Geschrei hat uns auch bei Unbefangenen ,
in üblen Ruf gebracht, den kein Widerhall schreckender Sieges«-
Märsche überdröhnt. Gegen die im Präfekturbezirk Meurtk' H ^
Moselle gegründete l.igue ciu Souvenir können wir uns „«, I? A

Voruntersuchung.
Dieser Erinnerungbund beschuldigt auf den vierundsechzig Sei»
ten der Schrift «l^eurs crimes» das deutsche Heer (das böse Thier
aus der Offenbarung Johannis) des Diebstahls und Mordes,
bei Brandstiftung und Schändung, frecher Lüge und feiger Men-
schenschinderei;behauvtet,nur erwiesene und stets wieder erweis-
liche Verbrechen ans Licht gezogen zu haben.und bietet die Gräuel-
sammlung so billig an (zehntausend Hefte zu fünfzehnhundert
Francs), daß sie bald im fernsten Erdwinkel von Teutonentücke
zeugen wird. »Weder Phrafe noch anderen Aufputz: nur Thal»
fachen; deren BedeutungderLeser sich selbst einprägen mag.-Und
deren unzweldeutigeWiderlegungwir.injedemmorgen nochnach-
prüfbaren Fall, getrost erwarten. Wer aber soll, wenn nicht, ehe
es zu spät ist, auf die Knebelung der Geister verzichtet wird, uns
aus demBann lösen, in den wir sanken, seit dieMär umgeht.der
deutsche Raufbold, dem die Kant, Herder, Goethe, Schopenhauer
zu Schemenerblaßtseien,gierenurnachMacht,nachdem Erzund
demGold.derGl walt überdie Völker undMärkte derErde, ver»
lache die großen Zeichen hellerZeit und he be denFuß,um dasIdeal
derMenschheit.den InbegrisfderMenschlichkeitzuzertrampeln?
Achthundertelfter Kriegs tag. Beim Mittagsmahl der Man»
ner, die auf englischem Kabel denGlauben von heute, die Mein»
ung von morgen um den kreisenden Erdball senden, spricht der
vom Krlegsleid gebeugte, geläuterte Staatssekretär Lord Grey.
Nicht über Somme und Donau, Gunst und Ungunst der im tzar»
nisch ehern schreitenden Tyche. Darüber wäre Neues ja nicht zu
sagen. Der Krieg wird währen, bis sein Ziel erreicht ist, und den
Drang nach diesem Ziel wird kein aus Säumniß und Thorheit
erwachsenes Dickicht hemmen. Oft ists wiederholt worden; erst im
Herbst von Asquith, Briand, Carson, Lloyd George, Protopo»
pow. «Wir werden gemeinsam siegen oder untergehen." Gram»
mophon und Drehorgel haben das Lied abgeleiert. Lord Grey
buhlt nicht um Beifall. Sehnt er sich in die Sümpfe, wo er dem
Brüten einer feltenen Reiherart geduldig zufchaute, in das stille
Waldhaus, wo die durchs offene Fenster elngeschlüpsten Eich»
Hörnchen das Futter ihm aus der schmalen Hand fraßen? Das
Ohr vergißt denLecrewr^ KrssoreiZnMalrs,- glaubt,einen unkirch-
lich frommen Einsiedler von niemals witterndem Rechtsgebot,
vondenStufenderSlttlichkeitunddemDemanlthron des Mensch

heitgeistes die Hymne seines Herzens singen zu hören. Die Seele
dieses Mannes trägtTrauer und derAbstieg in dieAmtssprache
ist ihm leidige Pflicht. Keine der jetzt wider Deutschland verbün»
deten Mächte, spricht er, hat den Krieg gewollt; auch der Zar die
Mobilmachung des Heeres erst befohlen, als jeder Verständi»
gungvorschlag endgiltig abgelehnt und die (verfrühte) Meldung
von deutscher Mobilisation nach Petrograd gelangt war. (Das
ist die Darstellung des russtschen Orangebuches vomAugust1914.
Am sechsundzwanzigsten Juli hat der Geschäftsträger Bronew-
skij ausBerlin berichtet, die Polizei habeRottungundfeindsälige
Rufe vor der Russischen Botschaft geduldet. Zwei Tage danach
meldet Schebeko.FranzIoseph habe denMobtllsirungbefehl un-
terzeichnet. Der, telegraphtrt Swerbejew am dreißigsten, sei soeben
auch aus dem berliner Schloß ins Reich geflogen. DerBotschaf«
ter hats aus einem Extrablatt, das.wieHerrvonIagowihmdann
durchsTelephon sagt, dem Beschluß vorauseilte unddrum inBe-
schlag genommen wurde. Am letzten Iulimittag verpflichtet Ruß»
land sich zu abwartender Haltung, wennOesterreich»Ungarn fein
Heer aufserbischemBodenHalt machen und die ihm von Serbien
zustehende Genugthuung von den Großmächten bestimmen läßt.
In der Mitternachtstunde empfängt Sasonow das deutsche Ultt»
matum. Am zweiten August schreibt er an Nikolais Gesandte:
»Offenbar bemüht sich Deutschland schon jetzt, uns die Schuld an
dem Bruch zuzuschieben. Da Oesterreich alles Gespräch nur zu ver»
zögernder A usflucht nützte, die allgemeineMobilisation vordere!«
tete und Belgrad beschoß, mußten auch wir mobiliflren; längeres
Zögern hätte uns mit ungeheurer Verantwortlichkeit beladen. Der
Zar hatte mit seinem Ehrenwort dem Deutschen Kaiser das Ver»
sprechen besiegelt,bis zumAbschluß der Verhandlung mit Oester»
reich jeden Angriff zu meiden. Unter solcher Bürgschaft und nach
allen Beweisen russischer Friedensliebe konnte und durfteDeutsch-
land die Wahrhaftigkeit unserer Erklärung nicht bezweifeln: daß
wir jedem mit Serbiens Würde und Unabhängigkeit vereinbaren
Austrag des Streites freudig zustimmen würden. Anderer Aus»
trag wärenichtnurmitunserereigenenWürdeunvereinbar gewe»
sen, sondern hatte auch, durch die Sicherung deütscherHegemonie,
das europäische Gleichgewicht zerstört. Unendlich viel wichtiger
als derVorwand,der denZwist ermöglichte,ist dessenBedeutung

Voruntersuchung.
für die Politik Europas und sogar der Welt. Der Entschluß, uns,
während wir noch mit den Mächten verhandelten, den Krieg zu
erklären, bürdet dem Deutschen Reich schwere Verantwortung»
Pflicht auf." Oesterreichs Kriegserklärung kam sechs Tage nach
dem deutschen Ultimatum in das Haus an der Sängerbrücke.)
«BierMächte haben eine Konferenz, der Zar den Spruch des haa>
ger Schildegerichtes empfohlen, Berlin aber beide Vorschläge
abgelehnt. Der aus dieser Weigerung entstandene Krieg darf nicht
enden, ehe eine Reihe künftiger Menschengeschlechter vor der
Wiederkehr solchenGrauses geschützt ist.Dafür müßten auch alle
Neutralen wirken. Präsident Wilson und sein Gegenkandidat
tzugheshabenihren Eintrittin denWeltbundzurFriedenswah?»
ung angemeldet.DieserBund.der unsvomAlbdruck desMilita»
ris mus befreien, jedem Staat, auch dem kleinsten, fortan den ihm
nöthigen Athemraum in der Familie gesitteter Völker verbür»
gen und den frevlen Friedensbrecher als den Erzfeind der
Menschheit ächten soll, mutz so stark werden, datz er feinen Willen
durchzusetzen vermag." Aus milderPfingstsonne leuchtet Greys
Ziel. Wenn der Wortlaut seiner Rede beglaubigt ist, wird mehr
darüber zu sagen sein. Rüth Vernunft, sie (die hastig, mit breit
klaffenden Lücken, in Stümperdeutsch übertragen wurde) laut zu
schelten und in Wuthgeifer zu ertränken? Von solchem Versuch
würde selbst der wohlwollend Neutrale Auge und Ohr abwenden.
So, schölle es ringsum dann, «sind dieDeutschen von heute; nur
die Mehrung ihrer Macht und die Knechtung der Kleinen er»
streben sie undhöhnenIeden, der das Menschenwesen ausDunst
auf lichteyöhe ruft.Sollen wir diesenDeutschen etwa Kräftigung
durch Sieg wünschen, die ihnen gestatten würde, uns als Wickel»
puppen, als zinspflichttge Froner, als Fußschemel zu mißbrau»
chen? Das darf nicht sein." Darf nicht. Wird aber Oeffentliche
Meinung schaffen und ins Welthirn einrammen, wenn Deutsch-
land noch länger, «weil jetzt nur das Schwert sprechen dürfe",
schweigt, statt in würdiger Ruhe zu sagen, daß es Millionen her»
bergt, die das Ziel des Krieges, den nächsten Gipfel der Menfch»
heitzukunft nicht niedriger sehen als der britische Staatssekretär.
«Kein Staat, kein Volk wird nach diesem Krieg, dieser Sint»
fluth sein, wie sie zuoorwaren. Verfassung und Gesetz, Vorurtheil
und Bedenkenwird, wie Binsen am Teich, derWirbelsturm knicken.

Lasset uns sorgen, daß von dem Opferaltar des neuen Bundes
(der Menschheit mit gotthaft beseelter Natur) lieblicher Ruch
himmelan schwebe, wie von Noahs Dankbrunst, da seine zweite
Taube im Schnabel ihm das Oelblatt in die Arche getragen hatte,
durch dessen Gerippe die Botschaft schimmerte: Friede aufErdenl
Waffenstillstand ist heute schon möglich. Nirgends Unentbehr»
liches noch zu erkämpfen; nichts.wodurch des Kampfes Kraftauf»
wand zulänglich belohnt würde. Dessen Zweck und Ertrag kann
nur die Lüftung, Säuberung, Entseuchung, priesterlose, dogmen»
lose Heiligung des Erdtheiles sein; die Wandlung sumpfigen,
muffigen, von Haß umwölkten, vonNeid umzüngelten Bodens in
die helle Wohnstatt freier, aus eigenem Recht schassender, drum
fremdes Recht achtenderMenschen,die, weitste starkundaufVer»
nunftstolzsind, den WillenzufriedlicherAuslesederTauglichsten,
Einzelnen und Völker, bekennen dürfen. Der Wolf wird nicht
neben dem Lamm grasen nach der Leu das Hasenpanier schwen»
ken. Die Form des Krieges und anderen Gräuels sich aber, von
Grund aus, so ändern wie noch der ersten Sintfluth, da derFluch
und die Verdammung alles Lebendigen von der Erde wich und
der Regenbogen die Kluft zwischen Gottheit und Thierheitüber»
brückte. Diese Hoffnung lächeltEuch nicht ? Ihr wolltRache.Strafe.
Züchtigung, Zermalmung des Feindes? Weh Euch, wenn erst
Massenzorn Herrschende und Regirende aus dem Gestrüpp sol»
cher Wahnvorstellung treiben müßte! Nur um den Preis eigener
Versiechung kann eine Gruppe dieanderentederringen. Und hin»
ter dem Denkmal,Trauermal so allschädlichenSieges höbe derMi»
litarismus sich in HS here, breitere Wipfrlswölbung. Ietzt.aus dem
GefildbewährterWaffenehre,nachprüfbarerKraftprobe,dochun»
entschiedener Hauptschlacht, ist er zu roden. Jetzt kann die Macht,
die ihn aus dem Bermächtniß des Soldatenkönigs und Fritzens
erbte, dann verstauben ließ und erst unter Bonapartes Geißel
blank scheuerte, ihn, ohne innere und ä ußereVerarmung, bestallen.
Die Zeit desWettrüstens starb. Volkswille und Geldnoth hinder n,
in unbesiegten Ländern, ihre Auferstehung. RiethWeisheit nicht
immer, was morgen sein muß, heute aus freiem Willen zu thun
und mit unvermeidlichem Opfer früh nochNutzen einzuhandeln?
Wie Scharnhorst demFeind, denFührern der französischen Re»
bellenheere, das Feldgeschrei nach allgemeiner Wehrpflicht von

der Lippe nahm, wie Bismarck das allgemeine Wahlrecht, die
von Oesterreich ausgespielte Trumpfkarte, in sein Spiel schob,
das den Preußen die Vorherrschaft im Deutschen Bund, dann
den nicht Habsburg unterthanenDeutschen die Einheit gewinnen
sollte: so wird das neue Deutschland die Losung der Feinde zu
seiner machen und mit dem Prägestempel seines Geistes zu dem
Werth münzen, der ihm gedeiht. ,Weil wir im unfertigen, vom
Wiener Kongreß verstümperten, der Scheu vor Nationenzersplit»
Gerung nochnicht angepaßten Europa vonNachbarsneidbedroht,
vomAlbfeindlicherKoalitionbedrücktwaren,habenwir,inArmuth
undReichthum, niemals etwas in der Wehrmachtstärkung Dien»
itches oersäumt noch verknausert. Daß wir indem Bemühen, den
militaristischen Staat zu erhalten, nicht gaukelndem Irrlicht nach»
taumelten, hat der Hochsommer 1914 erwiesen. Nun aber ist, im
enteiterten Erdtheil, unseres Strebens Ziel: organistrterFriede.
Aus das schon als Männerschulmittel unersetzliche Heer können
wir nicht Verzichten; nur sein Wesen, Dienstzeit und Dienstbetrieb,
nach der Erfahrung von gestern und demBedürfniß von morgen
wandeln. Nichts irgendeiner demüthigenden Verpflichtung auch
nurvonfernAehnelndes hinnehmen; aberindemvomSpinnenge-
webe grauerTückeverträge gereinigten,seelisch geläuterten Europa
mit Starken uns über den Rüstungumfang verständigen, in red»
ltcher Genossenschaft mit allen Staaten uns unter Schiedsrecht
stellen. Ohne Furcht, überstimmt undinUnbillgeducktzuwerden:
denn die Sehnsuch t nach Friedenswahrung wird in jedem anderen
Land zeh nmal noch, hunder tmal mächtiger als in unserem sein und
aus keinem det Wunsch auftauchen, uns, nach dem inzwei Som»
mern,zweiWinternGeleisteten,muthwillig anzugreifen.'Spräche
Deutschland so: seinem in Zukunftbewußtsein gereckten Geist und
demMuthseinerSeelewürdedieWeltzujauchzen.DerneueBund,
der die Reiche gegen Lebensgefahr und Feuerschaden versichert,
braucht eine starke Miliz: sonst könnte er seinen Rechtssprüchen
nicht Gehorsam erzwingen; und unvollstreckbares Urtheil istPlun-
der, wird Zunder. Gr braucht, ohne Einkunft sich selbst und seine
Europäerlandwehr zu löhnen, einen zinsenden Schatz. Woherihn
aus dem verwüsteten, verarmenden Erdtheil häufen? Woraus,
frage icb, die Kriegsanleihen tilgen.denWiederausbau desLan»
des,Wiederaufbau zerstörter Städte und Dörfer, Ersatz des Ge»

räthes bezahlen, die Krüppel und hilflos Hinterbliebenen anstZn»
dig, hoch über bloße Nothdurft hinaus, bis an das Lebensende
versorgen? Einundzwanzig Kriegsmonate haben hunderttausend
MillionenMark gekostetzdazu kommt dieWlederherstellung und
die Last der Invaliden» und Verwandtengehälter. Bare Entschä-
digung, die neben solchen Summen nicht wie der Pfefferling ant
FußderRiesenbuche aussähe, kann selbst der triumphal Siegende
nicht erhoffen. Und Tributzahlung, die durch eine das Lustrum,
das Jahrzehnt überdauernde Gebietsbesetzung erpreßt wird, war
in Roms Glanz» und Verfallzeit möglich, ists aber heute eben s>
wenig wie die von Manchem erträumte gewaltsame Fortraum»
ung ganzer Stämme und Völker. Kein in die Sintsluth gerissener
Staat kann andere Entschädigung erwarten als durch eigene Er»
sparniß zu bewirkende. Die Großmacht, die den Iahresaufwand>
für Land und Seewehr um eine Milliarde kürzt, kann nach einem
Menfchenalter wieder die Morgenröthe der Finanzordnung se»
hen.Und was wird aus Schulden und Tilgpflicht? Denn das Er»
sparte langt höchstens zu ziem icherDeckung des neuen, aus dem
Krieg nachschleppenden Bedarfes. Steuern und Zölle, die auH
nur den Zins der schuldigen Zehntelbillion einbrächten, müßten
Gewerbeun dtzan del imWettbewerb mit dem jüngstenErdtheil.mit
Australien und der Gelbenwelt lähmen, den Eigenthumsbegriff
zerbeizen,die halbwegs Satten aus Angst vor Vermögenskonfis»
kation in neutrale Staaten gesunden Haushaltes jagen und den
Wagemuth zu ausgreifendem Unternehmen, wie Schimmel das
Rosenblatt, morden. Geld wächst nicht wie Heu. Was also soll ge»
schehen? Was nie noch und nirgends geschah. Nur neue Gedan»
ken.nicht vergilbte, vergrämte, öffnen den Schlund. Aus Europas-
Kriegsschuld werde ein Sühnhort. Aus den Anleihescheinen in al»
len am Krieg betheiligten Europäerstaaten (und in den zurAner»
kennung der Schiedsgerichtsbarkeit bereiten) giltiges, von allen
Schuldnern verbürgtes Geld. Nicht ein, wie die Assignaten des
Iakobinerkonvents und derFranzosenreichsdirektoren.durchLü-
derlichteit und Betrügerei entwerthbares. Geld, das in jedem der
Schiedsrichtergewalt unterthanen Land an jedem Schalter, von
jedem Gläubiger zum vollen Nennwerth angenommen werden
inutz. Wie lange? Bis die vom Krieg Geschwächten das inter»
nationale Zahlmittel mit nationalem, Metall oder Papier, ein»

lö'en können. In frühestens vierzig, spätestens sechzig Iahrert
nach dem Friedensschluß. Der Völkergerichtshof verwaltet den
Schatz und sondert,;« gleichenTheilen aus denAnweisungschelne»
aller Staaten, davon, was er für sich und seine Miliz braucht. Er
darf den seinem Spruch Ungehorsamen mit Geldbuße strafen
und alle umlaufenden Anleihescheine des Staates entiverthen,
einziehen, vernichten, der, ohne an Leib und Leben bedroht zusein,
den Frieden bricht. Daher winkt europäische Gemeinbürgschaftz
winkt einBand, das zusammenhalten kann und doch nichtStrie»
men einschnüren, nicht inAthemstod drosseln muß. Der Erdtheil
wäre aus der Geldklemme befreit; brauchte nicht Künsteund Wis-
senschaftdorren.Industrie.Technik.tzandelundtzausrathinDürf-
tigkeit zurück sinken zulassen;nichtdurchSteuerfrondrohungseine
Bürger übers Meer zu scheuchen. Würde sanft genöthigt, dos
unütze Erinnern an vergeblichen Streit flink und tief zu vergra«
ben, damit nicht der Fäulnißstank irgendwo denWillen zu ernst»
Haft großem, sauberen, dem Recht und der Kultur, den Nächsten
und Fernsten fruchtbaren Menschheitgeschäft vergifte."
Diese Sätze find vor fechsMonaten hier veröffentlicht wor»
den;eheGreysOktoberrede zu ahnen war.Vor der brauchen wir
uns also weder in Scham zu verkriechen noch in Barbaren trutz
aufzubäumen. Neu scheint in ihr nur der Vorschlag, zum Spruch
über den Ursprung des Krieges und die Schuld der kämpfenden
Mächte einen unabhängigen und unparteiischen Gerichtshof zu
bestellen. Nichts, ruft der Lord,ersehne er inbrünstiger als solches
Verfahren und Urtheil; nichts: also auch keinen Triumph des
Siegers. Horchet auf! Ein Staatsmann spricht, nicht ein Fant.
Wenn wir uns taub stellen oder des Angebotes spotten, werden
wir bald wieder hören, Deutschlands schlechtes Gewissen habe
sich von demStuhl desRichters scheu weggedrückt,Deutschlands
Raubsucht sich gegen gerechtes Urtheil gesträubt. «Die spähen nur
nach Beute und schätzen Ehre nicht höher den Wappenschild im
Leichenzug." DiesesVorurtheil wäre rasch als Trug zu erweisen.
Oeffnet dieSchranke;undThemis nur führebiszurEntscheidung
das Schwert. HatBlindheit denWeltbrand gestiftet. Mißtrouens-
irrung die Furie entfesselt, so muß der Gerichtsspruch die Wuth
enden. Ist Absicht, Vorsatz, Schuldbewußtsein klar zu erweisen,
so nur im Haupt der irgendwo Reglrenden, nicht im Willen der

Völker, die einesMorgens vonderBot schaft aufgeschreckt wurden,
der tzeimath, demyerd, der Familie drohe nahe Gefahr, und die
seitdem der Raseret des Krieges erlagen. Dann mögen Minister
den Strauß ausfcchten, wie horatische und kuriatische Drillinge
einst den zwischenRom und Albalonga schwebenden Streit. Die
Jugend aber, die Mannheit kehre aus blutigem Feld in Frie»
den zurück und berathe zuerst mit den Alten der Sippe, danach
«it den Vertrauensträgern der Feinde von gestern, wie das un»
geheure Weh der Völker zu lindern, auf der Brust der Mensch»
heit diebreite Wunde zu schließen, durch Geistes Allgewalt mäh-
lich der Sintfluth das öde Land abzuringen sei. Verständigung
über Wehrbereitschaft und Staatsverfassung würde nach dem
Entsetzenserlebniß leicht möglich. Europa sah aus dem niemals
mit DrachenzZhnenbesätenBoden eines Händler» und Genießer»
landes ein schlagfertiges Millionenheer wachsen, sah auf allen
Fronten die dichte Schaar der Gedrillten sich in Miliz wandeln
und mußte erkennen, wie ähnlich in fast gleichem Klima die Be»
dürfnisse derNationen einander geworden sind. Weil inderRast»
zeit Jeder einsähe, daß fortwährender Krieg dieOpfer nie lohnen
könnte, würde aus Waffenstillstand wohl Friede. Dem Urtheil
wüchse erst Rechtskraft zu, wenn die Völker es gründlich geprüft,
bestätigt, wider die Schuldigen vollzogen haben. Verwerfen siees
als Fehlspruch, so ist der Weg in den Entschluß frei, mit ungemin»
dertem,ungemehrtem Vermögen denWaffenkampfwiederaufzu»
nehmen. Wo aber thront der unabhängige und unparteiische Ge-
richtshof, dem Lord Grey das Schiedsamt anvertrauen will? Wer
steht so hoch, ist Welthändeln so fern und doch nah genug,datz er
Menschen, gekrönte und bebänderte, menschlich sähe, Ursache
von Anlaß unterschiede und den Gunsthauch, der die Wägschale
senken kann, in der Kehle erstickte? Schwärmer winken schon mit
der Antwort: Der Papst; nur der Empfänger heiliger Schlüssel»
gewalt kannKerker öffnen und schließen, Seelen verdammen und
weihen, in Finsterniß den frühsten Funken des Lichtes schauen.
Küret ihn zum Richter: und sein Amt hebt sich wieder in Welt»
macht, erobert, mit dem Schwert, mit der Lanze göttlichen Wil»
lens, den Erdkreis und läßt von dem Spalt, der zwischen Mor-
gen und Abend, zwischen Frommen und Ketzern klafft, selbst vor
der Scharfsichl des Geistes nicht die winzigste Spur. Weh, zeterts

aus anderer Gemeinde, »Weh dem Erdtheil, wenn römischer
Wahn ihn in Schicksal fchmiedetlZwei Jahrtausende lang wuchs
aus ihm Erdgeschick, war er der Menschheit die nährende Scholle.
Nun ist er dürr, Leichenfeld, Kothgebirg.tzöllenschlund; und nur
der Segen der Morgenlandsktrche weckt aus seinem Schoß wie»
der Frucht. Nur unter ihremKuppelgewölb athniet ein dem Hei»
land unterthaner Islam, lebt völlige Ergebung in, Hingebung an
«inen eben dadurch zur Seelenheimath, zum Vaterland und Ge»
häus des Nationalempfindens werdenden Glauben. Im Bereich
der Griechenkirche, der die Mehrheit der Streiter verlobt ist,
flammte Euer Brand auf; nur aus ihrem Schiff kann die Lösch»
Mannschaft kommen. Und aus derAsche keimtFriede, wird, end»
lich, wieder Glaubenseinheit. Denn Byzantion ist nicht totz ist
unsterblich." Zwei ehrwürdige Gewalten hadern um die Bürde
des Richteramtesz preisen selbst sich als unabhängig, unpartei»
isch den Verfeindeten an. Zwei Abgründe würden, in denWelten
des Willens und der Vorstellung, durch den Schlag eines Wun»
derstabes geschlossen.Abend oderMorgen? Noch ist derPriester
stark. Da jenseits von den tellurischen Fragen das im Errechnen
münzbarenWerthesunübertroffeneBritengeniefastimmerstumm
blieb, dürfen wir auch jetzt von ihm nicht Pfadweisung erhoffen.
Kann Byzanz (als der Inbegriff der griechisch-orthodoxen
Kirche) morgen so mächtig werden, wie Rom gestern war? Der
Patriarchat die Großmacht ballen, die der Hand des Papstes ent»
tropft? Um Ursprung und Art des Heiligen Geistes, des in der
Dreieinheit dunkelstenWesenstheiles, flackerte einst der Streit auf.
Nur vonGott selbst, dem ewig thronenden Vater, strömt er in die
Welt, riefen die Griechen. Auch der Sohn zeugt ihn, erwiderten
die Lateinerz und fügten dem inNikaea beschlossenen Glaubens»
bekenntniß, in den Satz, derkündet, daß dertzeiligeGeist vomVater
ausgehe, die Worte «und von dessen Sohn" ein. Seitdem lautet
der Satz: »l5t crecio in spiritum sanctum, dominum et vivikicantem,
'qui ex pätre filioque proceciit, czui cum patre et Mio simul acioratur et
«onZIorikicatur, qui locutus est per propnetas.« Der dritte PapstLeo
will sich in denZusatz(«tiIioque«)nichtbequemen undstelltvorden
Schrein des Heiligen Petrus zwei schwere Silberschilde, in deren
jeden eins der beiden Glaubensbekenntnisse eingegraben wird.
Doch Karl d er Große erzwingt, mit der durch dieWiederherstellung

des abendländischenKaiserthumes gemehrtenSchwertgewalt.datz
in der vatikanischen Liturgie der Lateineitcxt gesungen wird. Neuer
Streit: über die Ehegemeinschaft der Diakonen und Popen, das
Wesen des Abendmahles, den Genuß gesäuerten Brotes und er»
würgterThiere.über diePflicht.in derFastenzeitMilch und Käse
zumeiden,über dasRecht derBischöfe.mitFingerringenund ande-
remSchmuckzuprunken;übersolchemähnlichenKleinkram.Amdie
Mitte des neunten Jahrhunderts wirdPhotius.OffizierundGe»
Heimsekretär, Patriarch von Konstantinopel; drängt den alternden
Ignatius vom östlichentzirtensttzzerklärt denPapst.desfenSchieds»
richlerspruch dem Ignatius günstig ist, des pc trischenThrones ver»
lustig und die Lateinerkirche der Glaubensspaltung und Ketzerei
schuldigzwird zweimal abgesetzt, läßt scheidend aber die tiefe Kluft
zwischen den Kirchen des Abend» und Morgenlandes. Am sech»
zehntenIulitagdesIahres1054legenRoms Legatenauf denAl»
tar der Heiligen Sophienkirche die Handschrift der Bulle nieder, die
sieben Erzketzereien der Griechen aufzählt und die Sünder in den
Machtbereich des Satans verflucht; schütteln dann den Staub von
ihren Schuhen und verlassen Konstantins entweihteStadt.Wenns
nicht anders ging oder der Vorthetl dringlich dazu rieth, wurde
der Verkehr wieder aufgenommen. Aber die Bannbulle ist nicht
widerrufen noch je von den Griechen Reue bekannt worden. Das
Schisma, das drohte, seit Konstantin auf der Fortführung des
höchstenPriestertitels bestand, war Ereigniß. Dertzaß wühlt und
schwält durch die Jahrhunderte. Als während des Kreuzzuges
Ludwigs des Siebenten ein französischer Priester in der Sophien»
kirche die Messe gelesen hat, schaart der Griechenklerus sich zu
feierlicher Reinigung der Altäre. Friedrich Rothbart fühlt sich
mit seiner Mannschaft von der Wuth griechischer Bischöfe und
Mönche umzüngelt. Das Jahr 1183 bringt ein wüstes Gemetzel
laleinischerMenschen.Siewerden,ItalerundFranken,geschlach»
tet.verbrannt.zuTausendendenTmkenin Sklaverei verkauftzund
als das abgeschlagene Haupt eines römischen Kardinals, der als
Legat des Papstes nach Konstantin opel gekommen ist.alsHängsel
am Schwanz eines Hundes durch den Straßenkoth geschleift und
vom rohsten Hohn des johlcndenHaufens gepeitscht und bespien
wird, schickt die Klerisei Dankgebete ins Himmelszelt. DreiIahre
danach, unter der Herrschaft des trägen Prassers IsaakAngelos,

der nur an Feste, Jagd, Bauten, Gaukelwerk denkt, zwanzig»
tausend Eunuchen und Hausdiener hält und alljährlich achtzig
Millionen Mm k vergeudet, stehen die Bulgaren, weil Isaakihnen
die tzeerden, ih:en einzigen Besitz und Lebensunterhalt, weg»
treiben lieh,wider denBafileus aufi verkünden, daß der allmäch»
tige Demetrios sich von der Sache der Griechen geschieden habe;
tragen die Brandfackel bis an die Felswände Thrakiens und
Makedoniens, bis auf die Pässe des tzaemus; erpressen dem
Schwächling in Byzanz ihre Unabhängigkeit und krönen ihre
Häuptlinge Peter undAsen inTirnowo zuZaren. Deren jüngster
Bruder und Erbe, ein Johannes, nennt sich, um gegen Byzanz
«inen Wall zu haben, Roms treusten Sohn. Er stamme, läßt er
durch Boten dem dritten Innozenz melden, aus edlem Altrömer»
'geschlecht, das mit Trajans Kolonisten an die Donau gegangen,
vom Wirbel der Völkerwanderung an die Wolga geschleudert
und nun wieder in die Gegend des Dakerlandes zurückgespült
wordensei: und erlangt, daß derPapstihnals Sprossen aus altem
Römeradel anerkennt, die Aehnlichkeitbulgarischerundrömischer
Sprache hervorhebt.ihmdasKönigsrecht.eigeneMünzezuprägen
zuspricht, eine geweihte Fahne spendet und einen Patriarchen ge»
sellt.IubeldurchbraustdenVatikan.DieGerichtsbarkeitüberBul-
garien, die seit dem Zwist derPatriarchenPhotius undIgnatius
streitig gewesen war und den ersten Anstoß zu offenem Schisma ge»
geben hatte.scheint derRömerkirche gewiß. Nach derWende des
zwölften Jahrhunderts erobern die Lateiner Konstantinopel und
zahlen den Griechen mit Zins und Ztnseszins heim, was ihnen
an Qual und Schande angethan ward. Sie schälen demPatriar»
chen die Kleider vom Leib und lassen ihn im Hemd auf einem Esel
durch dieStraßenreiten.AusdentzeiligenKelchenklaubt ihr gie»
rigerFinger die Edelsteine; dann füllt ihr Wink sie mit Wein, leert
ihrMund sie in einem Zechgelage, das zwischenAltargeräth her»
umschmatzt,herumrülpst und dietzeiligenbilder alsSpielkarten be»
nutzt. Maulthiere undPferde werden indieSophienkirchegetrie»
den, alles kostbare Schnitzwerk aus Gold und Silber, dieSplitter
des zerstücktenAltars. dieGoldfransen desAllerheiligstenschleiers
ihnen aufgepackt und mit dem Blut der zusammenbrechenden,
von Treiberungeduld niedergestochenen Thiere wird die Weih»
statt besudelt. Eine öffentlich bekannte Dirne muß, beinahe nackt.

den Thron des Patriarchen erklettern, ihm nachäffen und imKir»
chenschisf, als Tochter Belials, singend und tanzend den Griechen»
ritus dem tzohngebrüll trunkener Gaffer als Slnnenweide hin»
werfen.FranzosenundVenezianertheilendasReich Konstantins.
Balduin von Flandern, der Rufer zum Vierten Kreuzzug, wird
Kaiser. Wird von den Bulgaren des Johannes aber, der ihm zu»
vor, versteht sich, als getreuer Nachbar, durch eine Gesandtschaft
den Zutrauen weckend en Willkommensgruß kredenzt hat, und von
dessen skythischerGenossenhordeinderbemUeberfall,nach langer
Wohlwollensheuchelei, günstigsten Stunde angegriffen und im
April 1203 gefangen. Der Bulgare, der auszieht,Adrianopel zu
entsetzen, lacht jedes christlichen Kriegsbrauch es, haust hunnisch
in Thrakien und lügt, nachdem sein Befehl den Kaiser zuerst der
Arme und Beine, dann des Kopfes beraubt hat, dem Papst, der
ihn beschwört, die lateinischen Glaubensbrüder zu schonen, vor,
Balduin sei im Gefängniß eines natürlichen Todes gestorben.
Noch hoffen die Griechen, dieser Johannes fechte für ihre Sache;
noch, als er Thessalonike (Saloniki) belagert. Da sie aber sehen, daß
tataro.skythische Barbarenwildheit Thrakien entvölkert, Städte
zerstört, Dörfer in Asche legt und wie aus Riesenkeltern Men»
schenblut fließen läßt, empört sich ihrer Seele Eingeweide wider,
die .Beslien mit Menschenantlitz«; und da der Zar vor Thefsa»
lonike in seinem Zeltbett erstochen ward, jauchzen sie und pochen
Weiber und Kinder aus dem Schlaf zum Dankgebet an den Pa»
tronDemetrlos.dessenLanze sie von demWütherich befreit habe.
Balduins milder Bruder Heinrich trachtet als Kaiser, die
Griechen den Lateinern zu versöhnen. Kann aber nicht hindern,
daß Roms Legat Pelagius den Unterworfenen die finstere Stirn
zeigt; den Griechen die Zehntpflicht und blinde Fügung in den
WillendesPapstesaufzwingt,diealteFormihresGottesdieustes
und die Kündung des Glaubens verbietet,nur vomVater komme
des HeiligenGeistes Lebenskraft. Der Kaiser ist stark genug, trotz
Innozenzens strengem Tadel im Haus der Heiligen Sophia seinen
Thron rechts von dem des Patriarchen zu wahren;istzu schwach,
um dem flehendenWunsch derGriechen.diemitFug darauf pochen,
daß ihr Leib zwar dem Kaiser, ihre Seele aber dem tzimmelsherrn
angehöre, die Erfüllung zu sichern. Unter dem zweiten Balduin
verliert dieOströmerhauptstadtihrenheiligstenSchatzidieDornen-

krone,diedemzurKreuzigungverurtheiltenNazarener aufgestülpt
worden war.Sie ist denBaronen vonRomania verpfändet, wirb
von dem reichen Venezianer Querini ausgelöst und indieDogen-
stadt am Lido gebracht, auf Balduins Befehl aber, da er selbst das
Lösegeldnichterschwingenkann.demAllerchristlichsten König,dem
vonFrankreich, angeboten.Der schickt (Ludwig der Neunte, der sei»
««Menschheit der Heilige heißl) zweiDominikaner mit der nöthi-
genGoldsummenach Venedig. DerHolzschrein wird geöffnet, vom
Silberschrein, den er birgt, das Siegel desDogen,das beglaubi-
gende der romanischen Barone gelöst und vonPriesterhand aus
einem güldenen Gefäß die Dornenkrone ans Licht gehoben. In
Troyes empfängt Ludwig sie aus der Obhut sein «Boten; bringt sie
in prunkvollem Zug des ganzenHofstaates nachParisz entkleidet
sich vor demThor bis aufsHemd und trägt so, auf nacktenFüßen.die
Reliquie andächtig durch die Straßen seiner Hauptstadt. Balduin
wird mit vierhunderttausend Mark (unsererWährung) von dem
Verlust entschädigt; und dadurch gespornt, auch andere Schätze
seiner Hoskapelle auszubieten:denStabdesMoses,Knochenvom
Schädel des Täufers Johannes, die Windeln ausder Krippe von
Bethlehem, die Lanze, den Schwamm, die Kette und ein großes
Stück des Kreuzes von Golgatha. Ludwigs Heiligenwahn erwirbt
Alles (Boileau hat im »l^utrin« diese Sammlung fröhlich verspot-
tet);und noch 1656 wird.vorPascals Auge.durch die Bestreichung
mit einem Dorn der Christuskrone ein langwieriges Geschwür ent-
eitert und geschlossen (und, seltsam genug, durch dieses nachChar-
cot nicht mehr unerklärliche Wunder Port Royal des Champs,
die Klosterschule der Iansenisten, vor dem Ansturm der Jesuiten
geschirmt, denen solcher Heilung Möglichkeit zu spät eingeleuch»
tet hatte). Die Griechen aber find um ihre so lange von frommer
Ehrfurcht bewachtenHeiligthümer. Da wendet fich.um die Mitte
des dreizehntenIahrhunderts,ihrSchicksal.VatazesvonNikaea
jagt die Bulgarien aus Thrakien und Makedonien, pfercht das
wilde Volk wieder ins Gelände des südlichen Donauufers, legt
die gepanzerte Faust auf Thessalonike und herrscht vomAigaier»
meer bis an dleAdiia. Und unter dem Iuniusmond des Jahres
1261 erobert derFeldherrAlexiosStrategopulos Konstantinopel
wieder den Griechen und seinem weisen Michael, dem erstenPa°
laeologen. Verbannte, sprichtDer zu den einberufenenBischöfen

und Edlen, armsälige Flüchtlinge waren wir und suchten nur mit der Seele noch das Römerreich, das sich von der Adria einst bis anAethiopiens Wand dehnte; nach endlos scheinender Ebbe hebt sich uns nun wieder die Fluth: und wenn wir tapferer Kraft ge» schmeidige Weisheit paaren, steigt uns über Konstantins Heiliger Stadt eine neue Sonne auf. Die Lateiner werden wie Spreu weg» geweht, das goldene Thor öffnet sich und hinter dem Bilde der HeiligenIungfrauschreitetderBasileusinSophiensKathedrale.
Nach einemStreit mit.nach tiefsterDemüthigung vor dem frommen PatriarchenArsenios besinnt erflch auf feineVerheißung geschmei- digerWeisheit und schleicht sich.trotz lautemWiderspruch der Grie« chenpriester,denendieLateinerverächtliche Ketzerfind.in die Gunst Gregors des Zehnten. Durch Bestechungund Drohunggewinnt er fünfunddreißig geistliche Stimmen, läßt ihre Träger eineUrkunde, diedemPapstGehorsamzuschwört,unterzeichnen,dieNamensliste durch Lug erweiternund vor der Sella des Heiligen Vaters nieder« legen. In Ly on,wo er einer Versammlung von fünfhundert Bischö» fen vorsitzt, empfängt Gregor die Boten Michaels; und da sie, im Namen des Kaisers und seines jungen Sohnes und Mitregenten Andronikos, das Schisma abschwören, rlnnenThränen über die Wangen des Papstes. Thränen derFreude darob.daß verlorene Söhne reuig derRömerkirchezurückkehrenundseinemOberhirten» stab das Gmck befchieden ist, zwischen Morgen» und Abendland die Kluft zu schließen. Er umarmt die Gesandten, schmückt das Haupt der Prälaten von Vyzanz mit den Infuln, ihren Finger mit dem Bischofsring und löst des Herzens entzückte Spannung in den Gesang des nikaeischenGlaubensbekenntnisses.Zwelmal singt ers, in der Sprache der Römer zuerst, dann der Griechen, und hebt das »kiIioque»,denZusatzdesFrankenkaisers,durchdieTon- schwingung in Aller Ohr. Also haben die Griechen doch Reue be» kannt und damit das Schisma geendet? Nein. Michaels Werk war Trug, sollte Trug sein; und obwohl er das Heuchlermühen Don unbarmherziger Grausamkeil bedienen und die dem Papst Widerstrebenden martern und meucheln läßt, wird er bald ent» larvt und, sieben Jahre nach der Mummenschanz vonLyon, vom Bannstrahl des vierten Papstes Martinus getroffen. Als er, der an dem Gräuel der Sizilianischen Vesper mitschuldig ward, den letzten Athcm verhaucht hat, wird die erkünstelte Kircheminheit

gesprengt, jeder Altar von dem llnrat römischer Messen gereinigt,
dem Papst die Gehorsamspflicht aufgesagt und Kaiser Androni»
kos genöthigt, Irrthum und Sünde seiner Jugend mit salzigen
Zähren wegzuwaschen und dem unbußfertig gestorbenen Vater die
Ehren christlichen und imperatorischen Begräbnisses zu weigern.
Was Michael dem zehnten Gregor abzulisten versucht hat,
will der vierte Palaeologe, Johannes, aus ernsterer Absicht vom
sechsten Papst Innozenz erlangen. Der Türkensultan bedrängt,
Matthias Kantakuzenos, der gefährlichste Nebenbuhler ums
Thronrecht, bedroht ihn vonAdrianopel her und dieMutter, die
Savoyerin Anna, räth, vom Statthalter Petri Hilfe zu erflehen.
Wenn Innozenz fünfzehn Galeeren, tausend Schützen und fünf»
hundertRelter schickt, wird Johannes im ganzen Glaubensbezirk
fein Lehnsmann. Der Vertrag wird von Innozenz nicht ausge»
führt und mutz Geheimniß bleiben. Nicht des Papstes, sondern
des Sultans,Amuraths, Vasall wird Johannes, der Adrianopel
«ndRomanien schon verloren hat. Noch einmal aber strafft er sich
in den Entschluß auf, das Heil aus Rom zu holen. Dahin ist aus
Avignon der Heilige Stuhl nun zurückgekehrt. DaknietvorUrban
dem Fünften der Palaeologe, der des Oströmerreiches Krone
trägt. Daß nur dem Papst die Schlüsselgewalt anvertraut sei, daß
auch vom Gottessohn, nicht vom Vater allein, des Heiligen Gei»
stes Wesen in die Welt ströme, bekennt seine Lippe. Dann darf
er in derPetersktrche, vor den Kardinälen, die Füße, die Hände,
den Mund des Papstes küssen; darf mit seinen Fingern den
Zaum des Maulthieres umklammern, das den Stellvertreter des
Christus trägt. Auf der Rückreise wird der lüderliche Basileus
in Venedig von Wucherern, deren Anspruch er nicht befriedigen
kann, in Schuldhaft geliefert; und muß lange harren, bis ihn sein
zweiter Sohn aus der Schmach befreit. Auch dieser Manuel ist
als Kaiser ins Abendland, an die Höfe Karls des Sechsten von
Frankreich und Heinrichs des Vierten von England gegangen;
ist vom römischen Papst aber (den er mied, um nicht der Partei»
nähme in dem Streit Avignon wider Rom verdächtig zu werden)
als halsstarriger Ketzer und Bilderdienstweigerer verrufen wor»
den.Als derMongoleTimur dieTürken geschwächt hat, schwindet
in Konstantinopel die Sucht, die Lateiner zu versöhnen. Wächst
aber schnell wieder mit dem Drang. Vor seinem Sohn Johannes

und seinem Kämmerer Phranzes hat Manuel das Geheimnis
dieses Stimmungwechsels entschleiert. Wenn Dich, mein Sohn,
sprach er, »die Osmanen je ängsten, so schrecke ihr Auge mit dem
Luftbild latino» griechischer Kirchengemeinschaft; denn der Türke
fürchtet die Kriegs kr aft der Ab endlands Völker, die uns neueGlau-
benseinheit leicht verbünden könnte. Unterhandle dann stets mit
Rom, schlage ein Konzil vor, laß Botschaft hin und her laufen;
doch hüte Dich vor jedem Schritt in den Bezirk ernsthafter Ent»
scheidung, die, weil der Lateiner stolz und der Grieche schroff ist,
zu unwiderruflicher Scheidung werden, die Kluft vertiefen, die
Türken entschüchtern und unser Reich in Lebensgefahr zerren
müßte." Den ungehorsamen Sohn hat der Lockruf Roms, dessen
Macht durch das fünfzigjährige Schisma des Westens erschüt»
tert war, bald übers Meer geschmeichelt. Auf acht vom Papst
Eugenius geschickten Galeeren schifft er sich mit den Häuptern der
Griechenkirche, der Staats» und Hofbehörden ein; wird, nach
einer siebenundstebenzig Tage durchdauernden Fahrt (vom Gol-
denen Horn in die Adriabucht!), von dem Dogen und dem Se»
nat der Republik Venedig wie ein Triumphator mit einem Ge»
schwader funkelnder Galeeren undGondeln eingeholt und unter
Glockengeläut, festlicherMuftt undIubelrufen der um die Adler
Roms und den Löwen des tzeiligenMarkus geschaartenMenge
durch den tzauptkanal und das Gebälk der Rialtobrücke geleitet.
In Ferrara reitet er, unter einem von den Prinzen des Hauses
Este getragenen Baldachin, bis an die Treppe des Palastes, an
dessen Saalthür ihn der Papst erwartet. Johannes der Zweite
braucht nicht zu knien, der Patriarch vonKonstantinopelnichtden
Fuß des Bischofs von Rom zu küssen. WieimRangGleicheum»
armen die beiden Priester einander. Und in der Synode thront,
im langen Purpurkleid, über dem Scheitel die mit leuchtendem
Edelstein geschmückte Tiara, der Kaiser aus Morgenland, neben
seinem Episkopat, fast eben so hoch wie, auf der anderen Saalseite,
der Erbe des Apostels Petrus. Mit dessen Gefolgschaft ist kein
Kirchenstaat zu machen; sünfErzbischöfe, achtzehnBischöfe, zehn
Aebte: alles Andere ist ihm durch den Kirchenspalt entschlüpft.
Außer dem Burgunderherzog ist nicht ein Fürst des Westens an-
wesend oder vertreten. And rasch sickert die Kunde durch, daß im
Gegenkonzil von BaseldieWahleinesneuenPapstes vorbereitet Z

wird. Nach der ersten Sitzung muß die Synode um Monde hin-
ausgeschoben und dem Basileus ein ferrarisches Landkloster als
Sommerquartier eingeräumt werden. Dort haust er mit seinen
Günstlingen, LustgeseUen und der Leibwache, die er, der Christen-
katser.Ianitscharen nennt; schlägt, auf derIagd, beimBecher.im
Getändel mit Mignons, den leidigen Kirchenstreit ebensoschnell
in den Wind wie die Noth seiner karg gehaltenen, oft darbenden
Landsleute: und taumelt «st auf, als die Truppe des Herzogs von
Mailand und, mit schlimmerer Drohung, die Pest, des Schwarzen
Todes grausige Majestät, die tzeimath Ariostosumlauert.Jäher
Schreck fegt die Hirne. Auf Schmugglerpfaden trabt Alles leis und
doch hastig, Papst, Kaiser, Patriarch, Bischöfe, Troß, in wirrem
Knäuel reinerer Luft zu; von Ferrara ins liebliche Florenz.'
, Da stolzirt Eugenius, dem die wirkunglose Wahl des füns»
ten Felix, als des Gegenpapstes, nur genützt hat, in stärkerer Rü»
stung. ZweiPatriarch en, acht Kardinäle, a cht Erzbischöfe, fast hun»
dertBischöfe und Aebte stützen sein Wort; und stärken ihn in alle
Wege mit so pfiffigem Trost, daß er nach einer Verhandlungfrist,
die freilich fo lange währt wie imSchoßdas Reifen derWetbes»
frucht, die Einung der Kirchen ins Register seiner Großthaten
schreiben darf. Nm die Frage, ob zum Heiligen Abendmahl un»
gesäuertes Brot tauge, knistert jetzt nur ein Weilchen noch, sacht
schon verglimmend, der Streit (den der Legatund Kardinal Iu»
lian Cesarini, als Roms Anwalt, wider die nicht minder scharf»
sinnigen und taktisch gewandten Bischöfe Bessarion von Nikaea
und Markus von Ephesus führt). Auch über das Fegfeuer, dessen
Wesen und Läuterwerk der Grieche anders als derLateiner em»
Pfindet,hüpftdertzadermitFlackersprüngenhinweg,derentzallwie
einKichernin dieOhrmuschel klingt. EmFunkengestiebeaberum»
prasselt die zwei Hauptfragen: Ist der Papst auch der Morgenlan»
deskirche höchster Gerichtsherrund wirkt derHeilige Geistauchaus
demSohn.den er in denLeib de, Jungfrau pflanzte, in die Christen»
heit fort? Gluthflammen röthen den Rauch des Theologenzan»
keszund woSenghitzederWeisheitdenAthemhemmt,hilft listige
Schweigsamkeit und, im Nothfall, kecke Lügneikunst vorwärts.
Haben wir, fragen,unter züchtigemAugenaufschlag, die Griechen,
je denn geleugnet, daß dem Bischof vonRomimZugderfünfPa-
triarchen der Vortrit gebühre? Da wirs nie thaten, genügt, Um»

fang und Grenze seiner Gerichtsbarkeit zu bestimmen, in jedem
einzelnen Fall der Wortlaut des kanonischen Gesetzes. (Drücke,
Juliane, drum ein Auge zu und traue unserem von Orientalen»
klugheit gepolsterten Pflichtgefühl.) Ueber dem schwierigsten und
wunderlichste n Kapitel steht das nun sechshundertIahre alte Satz-
theilchen „Mioque«. Ist dieUeberzeugung.daß auch dem Gottes»
söhn der Heilige Geist entströme, vom Gesetz befohlen und ent»
steht, wo sie fehlt, in der Grundmauer rechtgläubiger Seelen eine
Lücke? Unmöglich, sprechenBessarionundMarkus;inChalkedon
hat das Konzil vor fast tausend Iahren verboten, dem Symbolon
von Nikaea Neues einzufügen oder anzuflicken. So that es, er»
widern Julians Assessoren; das «kilwque» war aber nicht neu, war
eben kein Zusatz.sondernschonZubehör des nlkaeischen Credozsie
legenden Griechen, die Lateinisch gar nicht odernurmühsam lesen
können, eine gefälschte Handschrift des Glaubensbekenntnisses
vor, in dessen siebentem Satz nach den Worten »ex patre« deut»
lich «Moque« steht. So, betheuern sie eifernd, ists im Heilands»
jähr 323 beschlossen und gekündet worden. Während die Vor»
Hut der Klerisei den Bau einer Nothbrücke besinnt, rüttelt An»
geduld den Papst und den Kaiser. Eugenius ist, als des Mein»
eides und Aemterschachers, der Tyrannenwillkür und Ketzerei
schuldig Erkannter, in Basel mit Schimpf und Schande abgesetzt
worden: und braucht, wennihn auch der Lästerspruch so befangener
Richter nicht vernichtet, für seinPraestlgium immerhin einen der
weiten Welt sichtbaren Hirtenerfolg. Und wie sollte Johannes sich
ohneRomstzilfe aus der türkischen Kneifzange lösen?Lahmt der
Verstand der Verständigsten im Staub des Gezänkes und der Ku»
rialakten, dann muß der Zucker der Gunst und die Peitsche der
tzerrschgewaltihm Beine machen.Rasch denPurpurfür Bessarion,
dem derberedte Mund gestopft werden muß, und fürIsidorus, den
Primas von Rußland; als Kardinäle werden sie dem Bedürfniß
päpstlicher und kaiserlicher Politik dentzörgang nicht sperren. Die
Anderen? Arme Schächer, die ihre paar Goldgulden ausgegeben
haben, meist in enger Schuldpflichtschlinge hängenundvonderen
dreiRöcken wenigstens einerschonfadenscheinigist.Werschütztsie,
wenn sie bockig bleiben, in fremdem Land vor der Lateinerwuth, die
Enttäuschung rächen will?Wer kauft sie vom Gläubiger los.zahlt
ihre Heimfahrt und entwindet ihre Pfründeneinkunft der Türken«

faust,die sie inzwischendochsichererraffthat?DasGeflechtsolcher
Gründeschmeicheltoderstkiemtledemsichein.Dreiennurenthürnt
nicht Hoffnungwifpern roch Strafdrohung die Haut; zweiMän»
nein und einem Thier. Demetrios scheidet sich von dem gekrönten
Bruder und kehrt, dessen Schmach nicht zu schauen,nach Venedig
zurück. Der Epheserbischof ist zum Martyrium eher als zur Schmä»
lerung seiner Glaubenshabe bereit und wehrt jede Gemeinschaft
mitRom fchroff ab.Und des Kaisers Leibhund,der stumm und artig
sonst auf dem Thronteppich lag, bricht, als die Ein heiturkunde ver»
lesen wird, in tobsüchtiges Gebell aus, ist nicht durch Streicheln
und Leckerbissen, nicht durch Hiebe zu schwichtigen. Prügelt,Ihr,
den frechen Köter hinaus; und freut Euch, daß nur eine Mannes»
stimme noch der Union widerspricht. Die ward durch allerlei ver»
schmitzteundzweideutigeFormelnermöglicht.Aufrechtkommtman
nichtaus derBekenntnißklemme; krümmetEuch,Brüder inChristo,
und kriechet auf Schneckentastern ins Freie. Horchet zuvor! Vater
und Sohn sind aus einer Substanzund eines Wesensgedarckens.
Beide können deshalb den Heiligen Geist zeugen, Beide ihn in
die Christenwelt hauchen; und stammt er vom Vater, so führt fein
Weg durch den Sohn, defsen Wesen ihm den Ausgang öffnet.
(Dürfen wir staunen, weil ein Hund beknurrt und verbellt, was
flinker Menschenmund, als unverständlich, bemurrenund höhnen
würde?) Die zierlichste Wattirung der Kantenspitze, die das Leck
in das Kähnlein Petri riß. Der Papst zahlt allen Griechen die
heimreise: verpflichtetsich, alljährlich zwei Galeeren und dreihun»
dertSöldner,inDrangsalvielmehrnachKonstantinopel zuschicken,
jedes Pilgerschiff dort für ein einträgliches Weilchen vor Anker
gehen zu lassenundmitregstemHirteneiservonEuropensFürsten
dem Bastleus Beistand zu werben. Ein feiner, von Politikerköpfen
bebrüteter Vertrag. Schnell Eugens, Johannis, aller Priester,
Mönche, Schreiber Namen darunter. Vier Hand», vier Unter»
schriften. Nun ists vollbracht. Am sechsten Iulitag des Jahres
IM Schlußfeier in derKathedrale vonFlorenz. Ein Schaustück.
Papstund Kaiser, derApostelfürstund Konstantins Erbe,aufihren
Thronfitzen. Von der Kanzel liest Iulianin lateinischer.Bessarion
in griechischer Sprache die Einheiturkunde; dann umarmen die
zwei Kardinäle einander und alles dem Heiland verlobte Kirchen»
voll jauchzt dem Bruderkuß zu. Hochamt des Papstes. Liturgie

nachdeminRomseitLeodemDrittenüblichenWortlaut, 5ili«que?
Wer soll in dem Stimmengeschwirr und Orgelgedröhn einzelne
Wörter, gar Silben mit dem Gehör erhaschen? Einem nach Tos»
kana verschlagenen Griechen ists nicht zuzumuthen. Kommts denn
daraus noch an? Der Pakt ist sturmfest. Johannes kann aufath»
men.UndEugenius bettet sich in dieGIorie desFriedensstifters.
DesStisters dauerndenFriedens? Das gläubigeHerzEugens
frohlockt. Ihm nahen aus Egypten, Syrien, Armenien, von Ma»
roniten und Iakobiten Gesandte; als dämmere aus den Abend»
nebeln der Zwietracht über das Wesen des Heiligen Geistes ein
neues Pfingstfest. Alle beugen das Knie. Alle siegeln das Gelübde
ehrfürchtiger Inbrunst mit der Lippe auf den Fuß des Papstes.
TnumpKantis? Felix, der ihn überragen, entkrönen sollte, stiehlt sich
ins wohligeDunkel der savoyischen Einsiedelei Ripaille. Der ba-
selerBanngerichtshof verdunstet lautlos. Und vor dem Lenker der
Abendlandsseele liegen, wie vor Dem einst, dessen Permächtnitz
ihn aus den Fels hob, die Hirten, die Könige aus Morgenland im
Staub. Kein Spalt klafft noch aus dem Felsstein, auf den Christi
Kirche gebaut ward. Zwar: britische Diplomaten, die in Bologna
aus dem Munde der mürrisch heimziehenden Griechen das Ge-
schehene hörten, haben des Einheitwahnes gelacht. Doch die Bank
der Spötter wird eben niemals leer; und aus der Kehle Derer,
die da hocken, kommt dem Frommen nur unwertherSchall. Sind
Rom und Byzantion, Mutler und Tochter, nicht einen Sinnes
und wacht nicht die Hoheit Bessarions, von dessen Kardinalshut
die Infuln des Patriarchen von Konstantinopel flattern, am Ti»
ber für das Heil seiner Griechenkirche? Er wacht. Muß aber,
in Geschäften der Kurie, bis ins Frankenreich und nach Deutsch»
land reisen: und verliert die tzeimath aus dem Gesicht. Der nachtet
ringsum dasHimmelsgewölb. Im Juli IM imFlorentinerdom,
unterBrunellescos Kuppel, derBruderkuß. Im Spätherbst, schon
auf Morea, Korfu, Lesbos, ein Massengemurr, das die Bringer
der Einheitkunde verschüchtert und vor Konstantins Thor zum
Geheul anschwillt.DenBischöfen,Metropoliten,Mönchen weicht
das Blut aus der Wange. Bleich und bebend stöhnen sie, Römer-
tücke habe ihre arglose Einfalt übermocht. »Gottlos sind wir ge»
worden, haben uns in den Brauch geschickt, neben dem Abend»
mahlskelch ungesäuertes Brot zu brechen, und das reine Bekennt-

nitz versudelt.Leibesnoth und tzirnestrug, Todesangst und Gier
nach Ekdentand lockten uns vomAbhang in den Sumpf. Solchen
Frevel sühnt keineReue. Dietzand.die denSchandfetzen derUr»
künde unterschrieb, muß mit derArmwurzel vomRumpf getrennt,
dieZunge,diedasgefälschteSymbolondetLateinernachstammelte,
aus dem Gaumenschlund gerodet werden." Grauen packt, dann
wilde Empörung die Stadtund wirbelt alle Bleib selbes Reiches in
Brand.Metrophanes wird in der ödenSophienkirche zumPatriar-
chengewählt.Psuiüberihn.dersichinBelialsdiensthingiebtlKeines
Rechtgläubigen Blick will die Schmach schauen. Die Kreuzträger
entbindensichihremAmtund verloben sich demEpheserbischof.dem
Einz!gen,der inFerrara undFlorenz standhaft blieb; dem tapferen
Markus, dessen letzter Hauch noch jeden der römischen KetzereiAn-
hangenden aus der Trauermesse, aus der Gruftfeier, aus jeder
Bittgemeinschaft weist. Einerasch berufene Synode verwirft alles
in Italien "Beredete, Unterschriebene und dräut dem in Sünde
verharrenden Bastleus mit der Zinke der Kirchenacht. Ifldoius,
der sc ineRussen beschwatzen und einlullen will, wird überschrien.
In fürstlichem Pomp eilt er herbei, hat den Bart geschoren, trägt
Rmge, umklammert mit bekleideter Hand einLateinerkreuz! Wie
aus gischtendem Strudel gurgelts auf; und den Purpurgecken
verschlänge die Brandung, wenn ihn das Mitleid der Synodal»
Häupter nicht in ein Kloster riegelte. So ist die Frucht aus emili»
schem und toskanischem Boden. Manuels Wort, das Phranzes
bewahrt hat, wird Wahrheit. Nie war das Schisma so unüber»
brückbar tief wie zwei Jahre nach dem Frieden von Florenz.
Kaiser Johannes muß den mit Eugenius geschlossenen Pakt
widerrufen. Sein in Sparta gekrönter Bruder, der elfte Konstan»
tin, fleht aus der vonMohammed belagerten Stadt noch einmal
umRoms Hilfe; will, wenn sie gewährt ist, sich und sein Volk unter
den Tritt des Papstes ducken. Wieder naht Isidorus (der dem
Grimm derAthosmönche entschlüpft ist); wieder im Glanz. Als
Legat desApostelfürsten;mit einemPriestergewtmmel und einem
reisigen Haufen. Unter den Text, den Johannes unterschrieben
hat, setzt Konstantin Dragades nun seinenNamen. Sommer war
in Florenz; fahle Wintersonne blinzelt scheel auf Byzanz. Am
vierzehnten Dezembertag des Jahres 1452 sind im Sophiendom
betdeNationen,beideGlaubensgemeinden zumtzeiligenAbend»

mahl vereint. AmAllar ein römischerPriester.Goßernichtkaltes
Wasser in denKelch?SegneteungesäuertesBrot?Still!Vordem
Thor reckt derOsmanendrachedieschuppigenGliederzist er über»
wunden, so kehren wirin den alten Glauben,den rechten,zurück; bis
an diesen Tag muß der löbliche Zweck jedes Mittel der Heuchelei
heiltgen.Doch aus seiner Zelle warnt Gennadios,der,trotzdem er in
Florenz die Einigung mitverbrieft hat, dem Volk jetzt als Prophet
und Heiliger gilt, mit einer Tafel, auf der geschrieben steht, der Ab-
fall vomGriechenkreuzmüssedenfreienStaat rasch in Knechtschaft
reißen. FrommerZorn lodert, zuerst, aus den Nonnen: Niemals,
gellt ihr Chor, ködert uns Satans Angel; Lug und Trug war die
Union und als Lug undTrug scheuern wir sie von den Fliesen un-
serer Seele. Nah und fern zünden dieFunken. Aus denSchänken,
wo der Bürger Trost oderBetäubung sucht, schießenFeuergarben
himmelan. Fluch dem Balspfaffen inRom; tausendfacher Fluch
seinenMiethlingen. Trunkenheit,vomWein aus der Wuth Ver-
zweifelnder gezeugt, durchtaumelt die Straßen und brüllt träge
Gewissen aus dem Schlafin den Kampf gegen die Lateinerunzucht.
Wierdes Henkers Herd meide Jeder die vom Meßopfer derRö»
mer beschmutzte Kathedrale. Vernähmet Ihr nicht, daß der Erste
aus des Kaisers Staatsgesinde sprach, er wolle lieber noch Mo»
Hammeds Turban als die Tiara des vatikanischen Götzen in der
Stadt des Großen Konstantin sehen? Lernet fühlen wie er und
ergebet Euch dem Sultan eher als dem Papst. Bis in denFiüh-
ling verfeucht das Settirerfieber alle Quellen des Geistes und
Herzens. Der Totfeind der Christenheit rüstet zum Sturm: und
der Grieche bäumt sich wider die Möglichkeit einer Glaubens ge»
nossenschaft mit demRömer,derseinePriesteranderskleidet,zunr
Abendmahl andere Oblaten wählt und in die Liturgie drei Silben
eingeflickt hat. Am neunundzwanzigsten Mai stürmt Mohammed
die Stadt.Der letztePalaeologe fällt. Vom Thurm der Sophien-
kirche preist derMuezzln den einen Allah und seinenPropheten.
Fast war ein Halbjahrjausend seit dem ersten, hellerenLostag
der Griecher, kirche verstrichen. Wendet dasAuge rückwärts indie
Zeit des Nikephoros Phokas und des Armeniers Zimifkes, der
im Bette Theophanos, der Kaiserin, den Kaiser, den Buhlen von
gestern derBuhle von heute,erstach.Wie eineSpringfluth istdas
Bulgarenvolk ins Südufer der Unteren Donau eingebrochen.
Die finischen Barbaren hatten Phokas geschlagen; mit schlauer List

und glatter Mongolenbehendheit sich dann aber ins Zutrauen der
Griechen genistet. Die erzogen Simeon; in Konstantins Palast,
in allen Wortkünsten aristotelischer Logik unddemosthenischerBe-
redsamkeit.Als Zar der Bulgaren lehrt sie der Zögling erkennen,
datz sie selbst das S chwert geschliffen haben,vondessenSchärfe ihres
Leibes Blut triefen soll.Feindschaft undAussöhnung, Krieg und
Friede: wie Aprilwetter wechselt?. Die Magyaren (die denBul»
garen verwandt sind und manchmalverbündet waren) schlägtOtto
der Große am Lech mit Konstantins Schwert; die Heilige Lanze,
deren Spitze aus den Nägeln des Christuskreuzes geschmiedet
ist, schlitzt das Banner ihrer Macht. Und dieser selbe Kaiser des
Westens hemmt denBafileus Phokas auf dem Erobererzug nach
Apulienz hindert ihn, noch einmal sich mit dem Ruhm des Nike»
phoros, des Siegbringers, zu schminken; und erzwingt seinem
Sohn Otto die Vermählung mit Theophanos Tochter aus dem
Samen des zweiten Kaisers Romanos. Das Weiherecht der äl»
ten Römerkaiser wandert mit dieser Braut ins Sachsenland. Mit
einer anderen Braut, der Prinzessin Anna, wandert der Grie»
chenglaube ins Russenreich derWaraeger.Phokas hat, wider die
Bulgaren,Ruriks Söhne in dasDonauland gerufen. Wladimir
von Kiew hat, mit seinem Heerbann, dem Ruf gehorcht, nach dem
Kampf um Annas Hand geworben und ist in Cyerson getauft und
ihr angetraut worden. Als er heimgekehrt ist, läßt er das Holz»
bild (mit silbernem Kopf und goldenem Bart), das er dem Don»
nergott Perun (Perkunos) errichtet hat, von zwölf stämmigen
Kerlen mit Keulen zerbeulen, durch die Straßen schleppen, in den
Dnjepr werfenzund verkündet, daß alle sich gegen den Taufbefehl
Sträubenden als Feinde des himmlischen und des irdischen Ge-
bieters zu behandeln seien. Furcht vor folternder Strafe hilftdem
Christenthum des Nordens in das Leben. Griechen ziehen, als
Kirchendiener und Kunsthandwerker.nordwärts: und in Kiew und
Nowgorod entstehenDome, deren Gewölb und Wandschmuck dem
der Sophienkirche nachgeahmt, nachgestümpert ist. Theophano (sie
empfing den Namen der Mutter) und Anna, zwei Töchter der
großen Buhlerin von Byzanz, tragen den Geist des Oströmer»
reiches genWest und genNord. Stat crux.clrum volvitur orbis.Der
Caesar des Westens kann, seit Luthers Bauerntrotz ihn bekehrt
hat, niemals mehr nach dem Amt und der Schlüsselgewalt des
Petrus langen. Die oft von Zwietracht splitternde, doch bis zur

ReformationimInnerstenunlöslicheZmeieinheitpapalerundim»
perialer Macht ist für immer zerstört. Das Imperium IZomänorum
der Augustus, Konstantin, Karl könnte Wilhelm nicht, wie Otto
der Dritte, einst »das Wunder der Welt", zu erneuen trachten.
Zwischen dem Deutschen Kaiserund dem Zaren allerReussen färbt
manchmal wohl noch ein aufzuckender Blitz das Gewölk blut»
roth; und mahnt nachdenkliche Klausner, daß Ottos, des Großen,
Kampf gegen Phokas und dessen Byzantion nicht bis ans Ende
ausgekämpft, sondern durch Waffenstillstand abgethan ward.
Griechenland hat die Russen getauft; der Tag von Cherson wurde
in seiner Kirchengeschichte das durch die Fortwirkung bedeutsamste
Datum. Weil dieser Tag aus Nordensgrau gedämmert hatte,
konnte das Christenthum des Morgenlandes den Verlust Kon»
stantinopels, seiner ehrwürdigsten Weihstatt, rüstig überleben.
Der Rückblick in die (lenzlich oder herbstlich) bunteWirrniß
dieses Geschehens lehrt manchen Vorgang von gestern, Gesellung
und Scheidung, verstehen. Festet aber auch den Zweifel an der
Keimkraft der von altbritischen Diplomaten mit Spottlauge be»
gossenen Einheithoffnung und an dem Beruf einer Christenkirche,
den blutrünstig wankenden Erdball in Ordnung zu schwichtigen.
Wie klein ist in den Steinschiffen, den Kathedralen, Münster«,
Domen der Römer, Griechen, Lutherischen, Calviner die Zahl der
Wortdiener, die sich weder in Rausch noch in Ausnützung einer
Kirchenkonjunktur hinreißen ließen, sondern tapfer die Heilands»
botschaft, das Evangelium hehrer Menschlichkeit ins wüste Te»
tümmel riefen! Ein Schwärmlein weißer Raben im langen Heer
der schwarzen, denen nur das Alte Testament noch, das grimmig
wilde Baraks, Deborahs, Iosuas, zu gelten, kein Schmähgetos
gegen den Landesfeind, den Bruder in Christo, schrill genug
schien. In allen Ländern wurde für den Sieg der Haubitzen und
Mörser, Minen und Handgranaten, des Stickgases und Flam»
menwmfes, des Luft» und Anterseeschreckens gebetet; und von
vielen Altären die Mitleidsregung, wie ekle Sünde,in Kehricht»
dunkel gescheucht. Die Folge des Thuns, mehr noch des Unter»
lassens wird fühlbar werden (und die Weisheit der Vorschrift
bekunden, daß die Kirchensteuerpflicht um ein volles Jahr die An»
meidung des Austrittes überdauert). Nicht von verglühendem
Licht wird dasDickicht hell. Der Papst, dessen seelischentzeerbann
nur derThorunterschätzt,ist ohne körperlich wirkende Gewalt und,

alstzaupt des Glaubens, der in beidenLagern wimmelndenAn»
hang hat, im Willen zum Handeln gelähmt. Und dem oft miß»
lungenen Versuch, die Kirchenkluft zu füllen, ist die Kriegsstim»
mung nicht günstig. Rußland, Bulgarien, Hellas, Serbien, Ru»
mänien, Montenegro: Alles um das Kreuz der Morgenlands»
tirche gefchaart. Deren Grundmauer ist aber geborsten. Wird aus
ihr neuer Frühling blühen, wenn neun Jahrhunderte feit dem
Tage gewelkt sind,daRomsLegaten die Bannbulle auf denAltar
der Sophienkirche legten und, nach der Aufzählung der sieben
griechischen Erzketzerstreiche, den Staub von ihren Füßen schüt»
telten? WirdMohammeds Moschee felbst, wieRußlands Schwel-
ger und Bauer hofft, dann wieder heiliger Christenlehre geweiht
sein? Der irdische Richter wird anderen Wohnraum wählen.
Noch immer sucht ihn, auf weiter Wanderung, unser Auge der«
gebens. Wartet er, jenseits vom Weltmeer, diesseits von unserer
Prägstätte des Guten und Bösen, in derGluth junger, im Wachs»
thum noch nicht begrenzter Kraft auf den Ruf feiner Stunde? «
Benjamin Franklin, der als Bändiger des tzimmelsblitzes
und derTyrannenmachtgerühmteSeifensiedersfohnausBoston,
hat in seinem redlich greisenden Hirn lange den Plan eines Pan»
atlantischen Bundes bebrütet, der die mündige, aus Englands
Vormundschaft erlöste Republik der NeuenWelt den europäischen
Westreichen verknüpfen sollte. Nach dem versailler Friedensschluß
von 1783, der die dreizehn Vereinigten Staaten von Nordamerika
als ein selbständiges Gemeinwesen anerkannte, wurde der Plan
flügge; noch aus Passy schrieb Franklin an seinen englischen
Freund tzartley denBrtef,der einen «Familien vertrag" zwischen
Britanien, Frankreich und Nordamerika vorschlug. Doch weiter
als bis nachLondon trugen die FlügeldenLiebling des reinlichen
Benjamin nicht. Zwar kam der preußische Oberst Friedrich Wil»
Helm von Steuden, der dem Staatenheer die zeitgemäße Organi»
sation schuf und den Sieg ermöglichte, nie in den Leuchtglanz
Lafayettes, von dessen Haupt noch der Helmbusch französischer
Ritterromantik wehte, und Frankreich blieb, als Empire, König»
reich, Republik, das tzätschelkind aller in Hast und Schweiß auf
GoldzinnenklimmendenVnnkees. Fast immer aber wars dem Bri»
tenimperium verfeindet; in dem Jahrhundert zwischen der Kon»
tinentalsperreund demRückzugvonFaschodakaumjemalsin den
Willen zu Familiengemeinschaft mit der Nation gestimmt, deren

Opfer Ieanne d'Arc und Bonaparte geworden waren. Jonathan selbst hatte zuHausArbeit genug, kümmerte sich nicht um Europa, schielte selten schon einmal nach Asien und ward oft ärgerlich, wenn sein rasch erstarktes Selbstgefühl sich an dem harten Koller britischen tzochmuthes wund scheuerte. Ein ganz anderer Ben» jamin erst, D'Israeli, hat auch die Amerikaner in Imperialismus, in den Drang nach Machtdehnung verleitet. Sie sind nach Kuba und auf die Philippinen gegangen, haben gegen ein altes Euro» päerreich Krieg geführt, den kräftigen Arm ins Getümmel des Asiatenmarktes gereckt, im Haag und in Algesiras zur Schlich» tung europäischen Streites mitgewirkt. Und Frankreich hat, trotz den Schalten der Jungfrau von Orleans und des auf Sankt He» lena Gemarterten, sein Schicksal dem männischen Wollen des Meerbeherrschers vermählt. («Die Gluth des Krieges hat zwei große Rassen fest an einander geschweißt": schrieb Herr Clemen- ceau nach seiner Rückkehr von der Sommefront.) Franklins Ge» dankekonnte ausScheintod auferstehen.ZweiGelehrteundPubli- zisten von Rang, James Mark Baldwin und James Hyde, sind dem aus langem Schlaf erwachten Plan des Panatlantischen Bundes Herolde geworden. Ist ein anglo» franko» amerikanisch er Familienvertrag heute möglich? Ja, antworten die Zwei. Die drei Reiche haben einander nichts zu bestreiten, kein Landstück und keinen Herrschaftfetzen zu entreißen, doch in jedem Bezirk des Geistes viel zu gewähren. Als freie Staaten demokratischer Ver» fassung, die für das Selbstbestimmungrecht jedes schadlos le» bendenStammes, des dünnsten sogar, eintreten, gehören sie zu- sammen und der Genius natürlicher EntWickelung segnet ihren Bund. Aus der strahlenden Einsamkeit, in die Washington und Monroe sie wiesen, sind die Vereinigten Staaten längst in das Hügelland, das Kluftgebiet derWelthänd el vorgeschritten. Furcht- los müssen sie jetzt auch zu der neuen Machtordnung, die in Europa, Asien undAfrika dämmert, ihrenStandortwählen. „Die mitteleuropäischen Kaiserreiche werden uns nicht verzeihen, daß, nach ihrer Meinung, das Kriegsglück ihnen günstiger gewesen wäre, wenn wir nicht moralisch und materiell ihren Feinden ge» Holsen hätten. ^ l dem Streben, sich vom Verlust anderer Märkte und Siedelstätten zu entschädigen, werden die Deutschen trach» ten, auf unserem Erdtheil, besonders im Süden, lohnende Absatz» gelegenheit zu erlangen, und bald vielleicht gewaltsamen Einbruch

Voruntersuchung.
in das von Monroes Lehrsatz eingegitterte Recht wagen. Dür» fen wir, von Japan bedroht, von Mexiko angekläfft, ohne die Stütze starker Genossenschaft die Waffnung neuer Feinde erwar- ten? Nur der Panatlantische Bund, die Verständigung der drei großen Demokratien, deren Küste der Atlantische Ozean bespült, über alle Grundfragen der Politik und der Wirthschaft, verbürgt uns würdig friedliche Zukunft.- Mündet in diesen Plan nicht oieRedeGreys,die der civilisirten Menschheit dieRechtssatzung eines Familienvertrages wünschte undeinen von Wilson und von tzughes geschirmten Weltbund zur Wahrung des Friedens an» kündete? Fünf Tage zuvor war der Staatssekretär im Oberhaus gefragt worden, ob fein Washingtoner Kollege nicht Britaniens Kreuzer unfreundlicher als deutscheUnterseebootebehandlezund hatte höchst behutsam geantwortet: »Die Vereinigten Staaten ha» den unseren Kriegsschiffen nicht das Recht zum Aufenthalt in amerikanischen Gewässern bestritten, sondern nur angedeutet, daß allzu langer Aufenthalt ein neutrales Land beunruhige, und ge» Velens an ihrer Küste Patrouillefahrten zu meiden. Wir haben der Flotte befohlen, unnöthiger Aufregung, wo es irgend mög» lichist, vorzubeugen. Wir wissen nicht, welches Verfahren die Ver» einigten Staaten gegen das deutscheTauchboot beschlossen haben, das in amerikanischenGewässern patrouillirt, in dietzäfen einläuft, die Ankunft» und Abfahrtzeit von Schiffen erkundet, um sie sicher zu torpediren; wir können auch nicht die Angabe nachprüfen, daß Kriegsschiffe, um diesem Boot die Arbeit zu erleichtern, ausge» laufen seien.Das geht nurdieRegirung derVereinigten Staaten an. Wir vermuthen, daß sie die Sache untersucht und in ihr be» liebiger Stunde sagenwird.wassterichtigdünkt.Wir werden das deutsche Tauchboot nicht zum Gegenstand amtlicher Beschwerde machen." Das klingt fo sanft, als wärs zu Verwandten, in trau» licherEnge,gesprochen worden.Nach derWochenendsfeier:»Ich möchte erwähnen, d aß Präsident Wilson und Richtertz ughes dem Bund beigetreten sind, der nicht den Kämpfern in den Arm fallen, nach dem Krieg aber internationale Friedenssicherung erwirken soll/ Warum erwähnts der Bedächtige in der Rede, die dem Wunsch nach Schiedsgerichtsspruch über den Ursprung des Krie» ges drängenden Ausdruck giebt? Und warum wird WNew Vork jetzt, plötzlich, so laut betont, daß die Vereinigten Staaten (denen Kanada nicht zugehört) den Feinden des Deutschen Reiches im

Ganzen nur sechs Prozent des an die Front beförderten Vor»
rathes anWaffen.MunitionundKriegswerkzeuggeliefert haben?
Die Friedenstauben, die aus Wallots Kuppelarche aufflo-
gen, find mit zerzaustem Fittich heimgekehrt. Herr Scheidemann
hatte, im tzerrnton des in die Mehrheit Zugelassenen, gesagt, für
die Freiheit des belgischen und seines eigenen Bodens brauche
Frankreich keinen Blutstropfen mehr zu verspritzen; und sich in
denIrrthum verlaufen, diese Gewißheit werde derRepublik oom
Censor verborgen. Antwort des Herrn Barthou (der Minister»
Präsident war und wieder werden will): »Von der im Reichstag
aufgeführten Komoedie lassen wir uns nicht foppen. Alles von
Bethmann und Iagow hinter den Coulissen einstudirt. Haupt»
mimen und Statisten ausallenParteien thaten und redeten,was
abgemachtwar.IedeAntwort.jederWiderspruch sogar Hingan der
Strippe. Wenn der Vorhang gefallen ist, schüttelndie wackeren Ge-
vattern einanderdieHände.DeutschlandmußdieZechezahlen und,
wie ein bösartiges Thier, unschädlich gemacht werden.Kein Friede
ohne Sieg; kein Sieg ohne Entschädigung von den Kriegskosten;
keine Schuld oerschreibung ohne Pfand. Zwischen Deutschlands
tzerrscherträumen und seiner Lebensgefahr in rauher Wirklichkeit
gähnt ein Abgrund." Antwort des lemps: „Wie an den Tagen,
da er unseren Sozialisten schwor, daß seine Partei den Krieg
hindern werde, so legt der elegante Scheidemann auch jetzt die
Hand aufs Herz und ruft unseren Kriegern zu: ,Ihr werdet be»
trogen! Wenn Ihr wollt, räumen wir morgen Frankreich und Bei»
gien/ Die Einfalt Scheidemanns und anderer Davide hofft wohl,
daß wir, wie einst ihrer Friedenslüge, ihrem Gewinsel glauben
werden. Diese Leute sind eben so dumm wie erbärmlich. Dem
Deutschen Reich glaubt Keiner mehr. Deshalb darf die Dauer
unseres Friedens nicht nur durch deutfches Versprechen gesichert
sein; muß er ein wahrhaftiger, nicht ein lügnerischerFriede wer»
den. Scheidemann, David, Bethmann selbst mögen sich die Zunge
müd schwatze«: unser Entschluß steht fest." Zu starken Völkern
spricht man nicht wie zu schwankenden Genossen; nur aus Psycho-
logie wird Staatsmannskunst. RotheAlmoseniere, die mitPfen-
nigen klimpern, blaue Amokläufer, deren drohender Dolch rings»
um neue Feindschaft herausfuchtelt, und der edelste Wille stumm:
noch hat die Stunde zur yauptverhandluna nicht geschlagen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb G. m. b. g. in Berlin.

Aktiva,
480 109,09
4saooo
—
1252, »91,
22 145,04
1 275 2ZK
!>1
2?6 ^,1,soKrvi1,v,ng von ^ 1431931,04
2-«97,0t
K)xlrs-^Ksc1,rvi0lin^ Ilsud 117 , , , ,
17 500,—
4g 097
l'I
1 229 139
-
^r0«I>sn,ä?odiuon-Konlo
, oo932,—
I03 49S,57
259 428
57
20 56 ^,bs°>>reibun?«„ von °F 1 g>^8 43S,—
199 428
57
M0«0
—
20 A ^.usokr?iv»nzs von 234 998,5S
4« »9g,-
211499
«.—
140 999
K4K00
4 »,4.«S
4 ,335
«5
4 '«1
'55
1
Kloö»1«-I!«nw
1,—
—
7^',,75,
780
75
XdsoKrsibung
785
7',
1
?ri>nLinis?ioU' nn<1 ?rcibri«mcn-Iv,,u1o , , , ,
12 719,25
1275«
25
—
12 749
25,
I
—
IZsmp!-, iZns- unck V»SLsrIciloiij,'«^,,!^L>z-I?o„>c,,
I.—
1
«odilisr-Xont«
1,—
2 4,5,^0
2 41g
Xdsvdrmdn»?
2 415
1
—
I,—
1
,,—
—
4 I«».—
4851
VersioKeriings-Ivollw
4 85«
—
s««0
1
1899
98?
85 «tti
.5,
100138«
8S9 798W
1204 882
SS
S8SS2I

53
Passivs,
1517 115,
>,5
2««« «««
453 00«
20210«
2 000
55 00»
16100«
10Z 987
12
Uilsn^I^onio (»einLSvinn,
1 535 «27
93
> >1517 11«j«ö
Hebet, Ijewinn- U»,I Veilustkout» »m 30. IglK. «rsöit.
««
114 325
2,i
13K39L
52
«5 2«1
2« «00
10100«
417 79>
95
»«441
II
2 2S58S9
42 «)»
„ 1! Inn^Kuntu (7!?ivß0Vinn) .
1 535 027
92
2 421 707
^2
2 4217b7,52

Berlin, den 4. November 1MK.
Die sieben Tage.
Donnerstag.
HMerWeissagung.daßstchwiderdenharmlosenGrafenStürgkh
einst Fanatismus zum Mord waffnen werde, hätte der
frömmste Wiener gelacht. Nie war über Einen, der so langeMi»
Nisterpräsident blieb, so selten, in so gelassenem Ton geredet wor»
den wie über dieses korrekt wandelnde Musterbild österreichischen
Beamtenadels.Wer ihm nachfragte, sah gehobene Schultern und
Brauenz und die Antwort münbetefast immerin einen Witz. «Der
Stürgkh! Ich bitte: als er noch Leitartikel schrieb, war er, durch
seinen Krampus»Stil, dem Ansehen der Monarchie gefährlicher.
Was soll er, zwischen dem Tifza und dem Burian, mit dem Kon»
rad Hohenlohe, derManchen als kommender Heiland gilt, neben
sich, denn anfangen? 's ist halt die Stürgkhei!« Vielleicht war, im
Innersten, der Mann anders.als er schien (scheinen wollte?Ietzt
erst.nach seinemTod, wurde bekannt, daß er heimlich, einer Jüdin,
vermählt war). Den Fernen und meist auch den Nahen ist jede
Seele ein siebenfach versiegeltes Buch. Ob «Der Stürgkh' lebt,
im Amt sitzt, als Pfründner über den Ring spazirt: »Wir wer»
den es uns schon richten." Zu Meißl S Schadn, wo würdig al»
ternde Kellner vor dem Krieg das saftigste (in Rindsbrühe ge»
kochte) Ochsenbeinfleisch und leckere Mehlspeise auftrugen und
wohl noch im mageren Jahr für Stammgäste Schmackhaftes zu
haben ist, paßte dieser Graf wie ein Erzherzog ins Kochkunsteden
der FrauAnna Sacher. Da hat ihn, nach dem Frühstück, Dr. Fried-
rich Adler erschossen; ein Sohn Victors, des klugen Führers der

österreichischen Sozialdemokratie. Warum gerade den Stürgkh?
Weil er vor der Einberufung des fast schon verschollenen Reichs»
rathes und der Delegationen zauderte? Unwahrscheinlich. Der
jungeAdler haltePhilosophie und Naturwissenschaft studirt,galt
als ein großes Talent, war ein Liebling seines Lehrers Ernst
Mach und trug das Martyrium ererbten Namensruhmes; war
auf seine besondere Weise ein aiZIon. Enttäuschung vom Hoffen
auf den Vater, der den breitenWeg unserer Scheidemänner ging,
magihm das Weh des Krieges noch verbittert haben.WozuKampf
gegen alle Staatsgewalten, Aufrüttelung der Masse, Paradieses»
Verheißung, wenn wir am Tag ärgsterNoth Taktiker sein und uns
mit allem Bestehenden abfinden wollen ?Bekenntniß zu Interna»
tionalismus, dem der fremde Klassengenosse näher und glaub»
würdiger sei als irgendein Kapitalist, und in der Stunde, deren
Graus alle Offenbarungen rotherPropheten überheult, stramme
SchaarungunterdasReichsbanner.starreFrontgegendieFreun-
de von gestern, die Feinde jeder Bourgeoisie: in so jähe Wendung
mochte dieser Adler sich nicht entschließen. Er wollte schnellen Frie-
densschluß, Verständigung, Versöhnung der mündigen Völker;
ging, zu Gespräch mit denfranzöstschenSozialisten.nach Zimmer»
wald; befehdete die grauen Partheihäupter, heftig sogar Den eige»
nen Vater; und knirschte wohl, weil er nirgends einen Gedanken
sich zur That rüsten sah. Wollte er töten? In der Zeitung stand,
daß er den Revolver seit Kriegsausbruch stets in der Tasche trug
und für den Abend des Mordtages den Einlaß ins tzofopern»
Haus erkauft hatte. Bei Meißl S Schadn erblickt er den Grafen
Stürgkh. Der.denkt er, ist anAllem schuld. Ohne dieZustimmung
dieses Ministerpräsidenten wäre das Ultimatum nicht nach Bel»
grad gegangen. Wenn Der, dems da drüben schmeckt, nicht un»
gerührt bliebe,käme noch vor derWeihnacht Friede. Etwas muß
geschehen; ein Feuerzeichen aufflammen. Vielleicht träumt Adler
von einer Gerichtsverhandlung, die ihm erlauben werde, öffent»
lich »Alles zu sagen", die Königreiche und Länder der Monar»
chie, alle Völker der Erde in heiligen Willen zum Frieden
aufzurufen. Vielleicht übermannt ihn Jähzorn; trotzdem neben
Stürgkh ein Graf Toggenburg sitzt, ein Enkel aus dem Ge»
schlecht der Heiligen Itha, die durch den Jähzorn des ihr ange»
trautentzeinrich Toggenburg so Entsetzliches litt. Draußen fallen,

inTirol, am Isonzo, in Galtzien, Polen, Siebenbürgen,Tausende
und abermals Tausende: und Dieser, der den Jammer enden
könnte, kitzeltdenTaumen.AeberschätztAdlerdasVermözen eines
hoch'betiteltenMenschen,der,nach derMarzistenlehre, gegen die
bestimmenden Wirthschaftmächte doch nicht aufkommen könnte?
Wähnt er sich zu Erlöserthat auserwählt, die den von Schmerz
betäubten Menschheitgeist aufpochen, dem wundenErdtheil das
mildeLicht desFriedens zurückbringenwerde?Mit blinder, von
der aufschäumenden Purpurwelle des Blutes geblendeter Seele
opfert ersichdemWahn,dietzinschlachtung eines wohlmeinenden
Bureauklaten könne derHelmath Schicksalswohlthat, der austro»
ungarischen Monarchie Weltwende werden. Er schießt. Graf
Stürgkh verröchelt. And Oesterreich ist amAbend, wie es amMor»
gen war. Hätte kühle Vernunft den Opferwillen des jungen Adlers
vor dem letzten Ausflug überwacht, dann wäre er nicht der Ge»
wißheit entschwebt, daß er nur einen Namen töte. Ein zärtlicher
Sohn, Gatte, Vater, ein der Wissenschaft inbrünstig Verlobter
Philosoph, Chemiker, Phosphoros wild Mörder: und seines
Mordes Folge ist (und konnte nur sein), daß auf StürgkhsPlatz
Herr von Koerber berufen, das Staatsgeschäft der tzabsburg»
Lothringer fortan also von einem stärkeren Hirn betreut wird.!
Im Januar 1900 hatte ich einen Sturm imPalaisBourbon
«lebt.Waldeck-Rousseauwurde umheult, Millerand von den Ge-
nossen, die ihn seitdem längst als elenden Bourgeois verfluchen,
umjauchzt; so wüst war der Lärm, daß der Abgeordnete Clovis
Hugues dem geschniegelten Präsidenten Deschanelzurief, er möge
seiner MenagerieRuhe gebieten. Hier, dachte ich, haben dieMi»
nisteres wirklich schwer;jedenAugenblickmüssen sie auf den ärgsten
Hohn, die leidenschaftlichste Widerrede gefaßt sein. Ich kannte den
wiener Reichsrath noch nicht. Im November 1904 lernte ich ihn
kennen; an denTagen, wo über den innsbrucker Konflikt geredet
wurde. Mehr geschrien als geredet. Die pariser Stimmung war
dagegen mild. »Ihnen glauben wir keinWort!" «BenehmenSie
sich anständig!' »IhreVerfügungen organisiren denTotschlagl«
.Frechheit!' »Der spricht nie ein wahres Wort!« «AllIhre Statt»
Halter sind Mörder!" Das waren noch nicht die schlimmsten
Zwischenrufe, die der Ministerpräsident hören mußte. Und ruhig,
ohne sich zu regen, hörte. In Paris hätte solche Sitzung zu zehn,

zwanzig Duellen Anlaß gegeben. So wills dort die Sitte, deren
Gebot selbst derSozialdemokratIeanIaures sich nicht entziehen
konnte. Zweimaliger Kugelwechsel. Der gebildete Mensch hütet
sich.denGegnerauchnurzustreifen.Niemandwirdverletzt.dochdie
Ehre istreparirt; von Konvenienzwegen. In Oesterreich sind Zwei»
kämpfe zwischen Politikern selten. Herr Ernst vonKoerber müßte
während der Parlamentszeit täglich mindestens fünfzig Kugeln
aus dem Lauf schicken, wenn er jeden Beleidiger vor die Waffe
fordern wollte. Er hat ein anderes Mittel. Ruhig, als hörte und
sähe er nichts Ungewöhnliches, steht er im Sturm, nimmt jeden
Schlmps regunglos hin und wartet mit Engelsgeduld, bis der
Orkan ausgerast hat. Keine leichte Leistung für einen offenbar
nervösen, abgearbeiteten Menschen. Einmal nur fährt er wild auf?
als der dicht neben ihm sitzende Abgeordnete Wolf ihm Kränkung
ins Gesicht schreit, droht er: «WagenSiesichnuranmich! Wagen
Sie es nur!« So zuversichtlich klingts, als wisse der Drohende
ganz genau, wie dieser Wilde zu bändigen ist. Sonst aber bleibt
erstumm;wahrt den Scheinder Gelassenheit. Eirivornehmertzerr,
den die Amtspflicht leider in schlechte Gesellschaft zwingt und der
die Hoffnung aufgegeben hat, den Ton dieser Leute bessern zu
können.WienerischeEleganz leisesterSorte.Nicht so graziös wie
der alte Galliffet, doch viel ernsthaster. Ein Arbeiter, keinBlendcr.
Die Stimme ist spröd und trägt nicht weit; aber Alles, was der
Minister sagt, ist verständig, reiflich erwogen und nur von dem
Pflichteifer bestimmt, dem Staatsinteresse nach bestem Wissen zu
dienen.Auch imPrivatgespräch macht Herr vonKoerber den Ein»
druck eines gründlich gebildeten, sehr klugen, ungemein kultivirien
Mannes.Sehnt auch er sichnachRuhe?Diskrete Seufzer deuten
es an. Ein Junggeselle, der mit seiner Mutter zusammenlebt und
keine großen Bedürfnisse hat. Statt sich inHansens schönem Haus
schimpfen zu lassen, könnte erzWischen guten Büchern sitzen, reisen,
sich der Ringstraßen Pracht freuen. Was hält ihn imIoch? ^mor
KU? Patriotisches Pflichtgefühl? Wille zur Macht? Trotzdem
Seufzer glaubte ich damals nicht, daß er gern gehen würde.
«Noch weniger freilich, daß sich für das schwierige Amt ein
Besserer fände. Am Hof, im Bereich altspanifcherSitte, hätte ein
tzochadeliger wohl leichteres Spiel als der nicht durch Geburt,
nur durch dieNoth amMann in dietzöhe gehobene Beamte, der

mit all seiner Tüchtigkeit den Schwarzenbergs, Liechtensteins,
Windisch-Graetz nicht imponirt und mancher Hoheit stets nur die
arme Bureauschreiberseele bleibt. Unter Fürstenhüten gedeihen
selten aber starke Verwaltungtalente; und ein empfindlicher
Grande hielte es in diesem unwahrscheinlichen Parlament nicht
lange aus. Herr von Koerber ärgert die Grobiane durch seine un»
beirrbareRuhe,seine„leidenschaftloseBeharrlichkeit",diePolitur
feiner Umgangsformen; doch wenn er sich reizen ließe, wäre es
vollends um ihn geschehen.Mir scheint er.dervielleichtnochmehr
Diplomat als Staatsmann ist und gewiß ein sehr brauch barer Bot»
schafter geworden wäre, der rechte Mann für Oesterreichs Ueber»
gangszeit. Die ists. Wer diese Monarchie schonim Sterben wähnt,
wird Enttäuschung erfahren. Als ein Sozialdemokrat in
einer Rede, deren Schroffheit unseren sanften Reichstag zum
Wuthgeheul aufgepeitscht hätte, das yaus tzabsburg schalt, fiel
ihmKeinerinsWort; und als derMinisterpräsidentstchamnächsten
Tag zur Abwehr erhob, waren die Deutschen fast sämmtlich dem
Sitzungsaal fern geblieben und Herr von Koerber mußte sich mit
dem Beifall der Polen, einzelner Feudalherren und Christlich»
Sozialen begnügen. „Den Radetzky.Marsch haben wir satt": hieß
es in der Wandelhalle. Das sind schlimme Symptome. Ans Ster-
ben gehts trotzdem noch lange nicht. Deutsche, Slawen, Welsche
messen einander mißtrauischen Blickes, träumen heute von Ex»
pznstonen und Eroberzügen und glauben morgen ihr Leben ge»
fährdet; sie sind an die von der Zeit gewirkten Veränderungen
ihres Besitzstandes noch nicht gewöhnt und deshalb immer ,,be»
unruhigt";überihreEntwickelungmöglichkeiten,überUmfangund
Grenzen ihrer Kraft nicht klar genug, um sich, wie Herr von Koerber
ihnen räth, noch in Fährniß mit dem Urwienerwort zu trösten:
„Mir san mir."Ein starkerStammistdurch Gesetzesparagraphen
und Statthaltereiverordnungen nicht zu entwurzeln, ein schwacher
nicht mitfrischemLebenssaft zuvertränken. AuchVolkheitenbleibt
die Pflicht nicht erspart, sich selbst ihr Schicksal zu schmieden. Ich
zweifle, ob ein Bismarck jetzt Oesterreich helfen könnte, ob auch
er.umden Mischkessel nicht überkochen zulassen.sichnichtamEnde
mit Taaffes Rezept beschlede: Fortwurschteln, bis die Stunde
zum Handeln geschlagen hat. Koerber thuts meist mit klugem Takt;
und daß er manchmal mehr versprechen muß, als er halten kann,

ist die Folge der heiklen Situation, nicht eines unzuverlässigen
Charakters. Seine oft wiederHolle Mahnung, dem nationalen
Streit nicht die nationaleWirlhschaft zu opfern, hatnicht genützt.
Die Sozialdemokratie hat einstweilen wenig Aussicht auf Erfolg
und wäre, auch wenn dasWahlrechtnachbismärckischemMuster
erweitert würde, noch lange nicht mächtig genug,um die hadern»
den Bourgeoisien der Deutschen und Czechen zur Verständigung
gegen einen gemeinsamen Feind zu zwingen. Doch die Verstän»
digung naht. Im Leben der Staaten sind Jahrzehnte nicht mehr
als imDasein der Individuen ein Wintertag. Zwei kräftige Völker
werden nicht ewig über die Gerichtssprache des inneren Behörden»
Verkehres und ähnlichen Kleinkram streiten. Sie müssen bald
merken, daß sie Wichtigeres zu thun haben. Morgen; gewiß...
Im November hatte ich die Seufzer des Herrn vonKoerber
gehölt, doch nicht ernstlich geglaubt, daß er zum Rücktritt ent»
schlössen sei. Eine Verstimmung, die wieder weichen wird, wen»
er nicht mehr genöthigt ist, sich im Reichsrath täglich schimpfen zu
lassen. Gerade die Minister, die ihre Amtsarbeit, nicht nur den
Flimmerschein der Macht lieben, betonen gern denWunsch, von
der Geschäftslast befreit zu werden. Hundert Besucher haben von
Miquel gehört: ,Da hängt mein Hut,steht meinStock; ichbinjede
Minute zum Gehen bereit und werde mich freuen,Wenns so weit
ist/ Als es dann so weit war,soll die Freude nicht überschwäng»
lich gewesen sein. Auch Koerber wird bleiben: fast Alle glaubten
und viele Kluge wünschten es; denn der Mann hatte sich nach und>
nach Respekt erzwungen. Nicht leicht. Ein Beamter wie andere
Beamte. KleinerAdel; nichts, was den historischen Geschlechtern
und dem Hof imponirt. Fleißig und tüchtig, gewandt imAusdruck;
man sagte ihm nach, er habe, ehe er im Ministerium auf den ersten
Platz rückte, demMarquisBacquehem die Reden gemacht, traute
ihm aber nichts Besonderes zu. Ein kaum mittelgroßer, zierlicher,
sehr eleganter Herr mit feinem, nervösem Gesicht und beinahe bis»
märcklscher Kahlheit. Der, dachte man, wird sich nicht lange hal»
ten; die Lebenstage der Beamtenministerien sind in Oesterreich
ja bei der Geburt schon gezählt. Aber er hielt sich. Und hielt fich
sauber; nie wählte er unanständige Mittel. Er hatte sich vor»
genommen, vernünftig zu regiren und die rostige Verwaltung»
Maschine modernemBedürfniß anzupassen. Er arbeitete von frút>

bis spät. Uebernahm zum Ministerium des Inneren auch noch das
der Justiz, gönnte sich nie Ferien und ging, um Galizien kennen
zu lernen undseinemPlandenmächtigenPolenklub Zugewinnen,
auf eine Eilreise, deren Strapazen selbst einen Stärkeren umwer»
fen konnten. Sein Plan war.gegen demagogischeKünsteundOb»
struktiondieWirthschaftkräftedesReiches mobil zu machen.Seht
umEuch.rief erimmer wieder denLandsleutenzu:überallgedeiht
das Gewerbe, entstehen neue, nützliche Organisationen des Kapi-
tals und der Industrie, überall wächst derWohlstand; nurwir kom-
men nicht vorwärts, weil dertzader derVolksstämme die Gesetz»
gebung lähmt, dem Kapital den Muth zu weitausblickenden Unter-
nehmungen raubt. Ent schließet Euch, für Oc sterreich, für Eure Kin-
der zu sorgen.und verzettelt die Kraft nicht an dieFragen, wie in
Böhmen die innere Amtssprache der Gerichte geregelt und ob in
Mähren eine czechische Universität gegründet werden soll. Ver»
gebens. Der Mann errang sich Achtung. Alle halbwegs Anbe»
fangenen erkannten, daß dieser Gerechte, dessen Reden und Er»
lasse so viele kluge Worte brachten und der stets wie ein kultivic»
terMensch sprach und handelte,nichtdenDutzendbeamten besserer
Sorte zu vergleichen war. Doch gegen die Parteiroutine, die Ge»
wöhnung an die wildesten Grimassen politischerLeidenschaft ver»
mochte auch er auf die Dauer nichts. Vielleicht, weil ihm, dessen
klarer, wohltemperirter Kopf alles Menschliche menschlich zu be»
greifen sucht, die Fähigkeit blinden Wollens fehlt; weil ervonder
Vernunft mehr hoffte als von der Gewalt; und weil er die Kleider
vom Straßenschmutz nicht bespritzen lassen wollte. Die Czechen
mißtrauten ihm längst,warfen ihm vor, er halte nicht,was er ver-
spreche, und sperrten ihm die Möglichkeit parlamentarischer Ar»
beit. Um sie zu beruhigen, nahm er den greisenProfessorRanda
alsVertreter der czechischenInteressen ins Kabinet. Das ärgerte
wieder die Deutschen. Dann kam der schlesische Konflikt, der inns»
brucker Studentenpmsch; und im Reichsrath wurde derTon von
Jahr zu Jahr rüder.Die deutschen Parteien zeigten deutlich, daß
sie an der Lebensdauer des Ministeriums nicht mehr interesstrt
feien und keine Lust zu dem Versuch hätten, die Obstruktion der (von
den Polen verlassenen) Czechen zu besiegen. Da verlor Herr von
Koerber denMuth. EinIunggeselle, der dieFolgen fünfjähriger
Ruhelosigkeit zu spüren begann. Wofür sich opfern? WozuVer»

nunft predigen, wenn Niemand zuhören will? Er bat so eindring»
lich, daß der alte Kaiser ihm die Entlassung nicht weigern konnte.
Schon hatten sich Im Budgetausschuß ja, um ihn zu kränken,
Deutsche und Czechen vereint. Keine Aussicht, das Parlament
in ivhige Arbeit zu bringen. Er ging. Wo das Recht derMehr»
heit nicht anerkannt, skrupellos täglich, wie in Wien und Pest,
durch Obstruktion gebrochen wird, ist ernsthafte Arbeit nicht mög»
lich. Doch das Mühen des Herrn von Koerber wird nicht ganz
nutzlos bleiben. Früh oder spät: eines Tages werden Deutsche
und Czechen, Polen und Italer den Mann zurückwünschen, der
gerecht und vernünftig regiren und nicht eitel im Glänze stolziren,
sondern still und bescheiden eine Sache zum Sieg führen wollte."
So habe ich einst übertzerrn von Koerber geurtheilt. Die Kriegs»
noth hat ihn, endlich, auf die Reichszinne zurückgeführt. Er (der
in allerlei Sätteln reiten kann) wurde zuerst Finanzminister der
Monarchie und thront nunauf Stürgkhstzerrnsitz.Beinahe allen
Parteien und Gruppen ist er willkommen; keine bezweifelt, daß
er mehr ist und kann, als der arme Erblasser war und konnte. Ein
ungeheuresPflichtengebirg liegtvorihm.Daßers rasch erklimme,
wünschtjederdenliebenswürdigenVölkernOesterreichsBefreun»
dete. Daß ein Rüstiger, ehe es zu spät ward, den steilen Weg be»
schreitet, hat, mit seinem wilden Thun, Friedrich Adler erwirkt.
Freitag.
»Oft werden diePolen wegen desLoses, das ihnen gefallen
ist, bedauert; aber sie haben sichs durch ihre Familienzwiste,
ihren Egoismus, ihr Beharren in einer zu weit ausgedehnten
Adelsfreiheit, durch Verweigerung der Mittel zu einer guten
Kriegs Verfassung von Truppen und Festungen, durch Bestech»
lichkeit und schlechte Politik selbst zugezogen. Was wir von pol»
nischem Land haben, ist ein Lebensorgan, ohne das der Staat
nicht lange bestehen könnte. Deshalb darf Preußen nicht darauf
verzichten." (Gneisenau.) »In den Denkschnjten der Wochen»
blattepartei (Bethmann-tzollweg, Fürstenberg-Stammhelm, Al-
bertPourta es,Robert oonderGo!tz)war als einZiel aufgestellt,
nach dem Preußen, als Vorkämpfer Europas, zu streben habe:
die Zerstückelung Rußlands, derVerlust der Ostseeprovinzen mit
Einschluß von Petersburg anPreußen und Schweden, des Ge»

sammtgebietes der Republik Polen in ihrer größtenAusdehnung
und die Zersetzung des Neb« restes durch Theilung zwischenGroß»
und Klew'Russen, abgesehen davon, daß fast die Mehrheit der
Klein-Russen schon dem Maxlmalgebiet der Republik Polen ge»
hört hatte. Mit diesen kindischenUtopien spielten sich die Zweifel»
los klugen Köpfe der Fraktion Bethmann» Hollweg als Staats»
männer aus, hielten es für möglich, den Körper von sechzig Mil»
lionen Groß»Rusfen in der europäischen Zukunft als ein csput
mortuum zu behandeln, das man nach Belieben mißhandelnkönne,
ohne daraus einen sicheren Bundesgenossen jedes zukünftigen
Feindes von Preußen zu machen und ohne Preußen in jedem
französischen Krieg zu Rückendeckung gegen Polen zu rölhigen,
da einePolen befriedigendeAuseinandersetzungin denProvinzen
Preußen und Posen und selbst noch in Schlesien unmöglich ist,
ohne den Bestand Preußens aufzulösen. Diese Politiker hielten
sich damals nicht nur fürWeise,sondern wurden in der liberalen
Presse als Solche verehrt.IndiePlänezurAusschlachtungRuß»
lands hatte man denPrinzen von Preußen nicht eingeweiht. Un»
sere von der Vorsehung gegebene Aufgabe schien ihm, den Frie»
den (im Krimkrieg) diktatorisch herbeizuführen und Rußland, un»
seren Freund, auch gegen seinen Willen zu retten. Am ihn aus
diesem Gedankenkreis loszumachen, stellte ich ihm vor, daß wir
absolut keinen eigenen Kriegsgrund gegen Rußland hätten und
keinInteresse an derOrientalischenFrage,das einenKrieg gegen
Rußland oder auchnurdasOpferunsererlangjährigen gutenBe»
Ziehungen zu Rußland rechtfertigen könnte: imGegentheil, jeder
siegreiche Krieg gegen Rußland unter unserer nachbarlichen Be»
theiligung belade uns nicht nur mit dem dauernden Revanche»
gefühlRußlands, das wir ohne eigenen Kriegsgrund angefallen,
sondern zugleich mit einer sehr bedenklichen Aufgabe, nämlich:
die polnische Frage in einerfürPreußen erträglichenFormzu lö»
sen.WenneigeneInteressenkeinenfallsfür,ehergegeneinenBruch
mitRußland sprächen.fo würden wir den bis herigen Freund und
immerwährenden Nachbar, ohne daß wir provozirt wären, ent»
weder aus Furcht vor Frankreich oder im Liebesdienst Englands
und Oesterreichs angreifen. Ichnahm an.daß es mir nicht gelun»
gen sei, die Auffassung, der sich der Prinz unter häuslichem, engli-
schem und bethmann- hollwegischemEinfluß ehrlich überlassen hat»

te, zu erschüttern. Gegen den Einfluß dieser Partei wäre ich bei ihm
wohldurchgedrungen.aber gegen den derFrauPrinzessin(Augusta>
konnteich nicht aufkommen... Die Verbrüderung mit den Russen
wird von dem polnischenAdel und seiner Geistlichkeit nicht ganz,
doch annähernd ebensuunwandelbarperhorreszirtwiediemitden
Deutschen; diese jedenfalls stärker, nicht blos ausAbneigungge»
gen die Rasse, sondern auch in der Meinung, daß die Russen in
staatlicher Gemeinschaft von den Polen geleitet werden würden,
die Deutschen aber nicht. Für Preußens deutsche Zukunft war die
Haltung Rußlands eine Frage vonhoherBedeutung.Wir hatten
das Interesse, im russischen Kabinet die Partei der polnischen
Sympathien, auch solcher im Sinn Alezanders des Ersten, zube»
kämpfen. Kaiser Alexander war damals (1862) nicht abgeneigt,
Polen theilweis aufzugeben; er hat mir Das mit dürrenWorten ge-
sagt, wenigstens mitBezug auf das linke Weichselufer, indem er,
ohne Accent darauf zu legen, Warschau ausnahm, das immer»
hin als Garnison in der Armee seinen Reiz hätte und strategisch
zu dem Festungdreieck an der Weichsel gehörte. Der Russe fühle
nichtdie nölhigeUeberlegenheit, um die Polen zubeherrschen; man
müsse sich auf das Minimum polnisch er Bevölkerung beschränken,
welches die geographische Lage zulasse, also auf die Weichselgrenze
mitWarschau als Brückenkopf. Ich kann nicht darüber urtheilen,
inwieweit dieseDarlegungdes Kaisers reislich erwogen war. Den
Vorschlag Gortschakows,daß Rußland,Oesterreich und Preußen
sich ins Einvernehmen setzen möchten, um das Los ihrer polni»
schen Anterthanen festzustellen, wies die österreichische Regirung
1863 mit der Erklärung zurück, ‚daß das zwischen den drei Ka»
bineten vonWien, London und Paris hergestellte Einverständnis
einBar d zwischen ihnen bildet,von demOesterreich sich jetzt nicht
lösen kann, um abgesondert mit Rußland zu unterhandeln.' Es
war die Situation, in welcher Kaiser Alezander SeinerMajestät
in eigenhändigem Schreiben den Entschluß, den Degen zuziehen,
kundgab und Preußens Bündniß verlangte. Oesterreich hat der
polnischen Frage gegenüber nicht die Schwierigkeiten, die für uns
in der gegenseitigen Durchsetzung polnischer und deutscher An»
sprüche in Posen und Westpreußen und in der Lage Ostpreußens
mit derFrage einerWiederherstellungpolnischer Unabhängigkeit
unlösbar verbunden sind. Unsere geographische Lage und die

Mischung beider NationalitatenindenOstprovinzeneinschlleßlich
Schlesiens nöthigen uns, die Eröffnung der polnischen Frage
nach Möglichkeit hintanzuhalten. Zwischen Deutschland und
Rußland giebt es keinenInteressengegensatz, der zu Konflikt und
Bruch unabweislich führen müßte. Die übereinstimmenden Be»
dürfnisse in der polnischen Frage schaffen die Unterlage für
eine gemeinsame Politik beiderReiche. Den Gedanken derWie»
derherflellung Polens in den Grenzen von 1771 braucht mannur
auszudenken, um sich von seinerAnausführ barkeit zu überzeugen.
Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbe»
strebungen zu begeistern, auch wenn sie nur aufKostendeseigenen
Vaterlandes verwirklicht werden lönnen,ist eine Form politischer
Krankheit,derengeographischeVerbreitungsich,leider,aufDeutsch-
land beschränkt. Was wollen wir denn machen, wenn wir Ruß-
land beflegthaben? Etwa Polen wiederherstellen? Dann könnten
wir ja zwanzig Jahre später wieder ein Bündniß zwischen den
drei Kaiserreichen zum Zweck einer vierten TheilungPolens ab»
schließen. Aber dieses Vergnügen lohnte doch eigentlich nichteinen
großen und schwerenKrieg." (Bismarck.) »Wir dürfen nicht ver»
gessen, daß die preußische Monarchie durch den Zerfall der pol»
nischenRepublik groß geworden ist." (FürstBülow.) «Nach dem
KriegmußPreußen ernstlich und gütig desVersprechens gedenken,
in dem Stein und Hardenberg 1814 übereinstimmten: >den pol»
nischenBürgern jeden mitdemStaatsbestandvereinbarenWunsch
zu erfüllen/ Weder Sprachenzwang noch gar Enteignungrecht;
dem fähigenPolen sei nirgends eineThür verriegelt,die sich dem
deutschen Staatsgenossen aufthut.Daß er auf die Krönung natio»
naler Gemeinschaft verzichten muß, ist hart genug. Dennoch: er
muß. Das Polenreich (das Talleyrand und Lord Castlereagh 1814
wiederherstellen wollten) müßte den Staatsverband Preußens
lockern; würde ihm schnell gefährlicher, als Serbien demBeherr»
scher Kroatiens undBosniens je war." Garden; im Oktobern? 14.)
Sonnabend.
VonFreiheltundDiktatur.schrankenloser und eingeschränkter
Macht, Absolutismus und Verantwortlichkeit der Beamtenschaft
allerlei Schüchternes inderPresse. Längst hat man's besser gesagt.
»In jedem Staat, der zwischen dem Willen des Fürsten und

dem Gesetz unterscheidet, muß der nvthwendigen Forderung der
fürstlichenMacht.daßste einenAntheil an derEesetzgebunghabe,
die ebenfalls nothwendige Forderung der gesetzlichen Freiheit
gegenüberstehen, daß der Herrscher Staatsminister anstelle und
dem Volke bekannt mache, welche für die Gesetzmäßigkeitjeder Re»
girungmaßregel bürgen. Die Amtsthätigkeit der Minister geht
den ganzen Staat an. Kein Wunder daher, daß man die Mini»
ster als in höheremGrade verantwortlich betrachtet; verantwort»
ltch nicht blos für die Gesetzlichkeit, sondern auch für die Zweck»
Mäßigkeit ihrer Handlungen.« (F. C. Dahlmann: Die Politik.)
«Die Ministerverantwortlichkeit hatüberhauptnichtdieTen»
denz, den Monarchen am Regiren zu hindern, sondern nur, da»
für zu sorgen, daß der den Gesetzen und Interessen des Staates
widerstreitende persönliche Wille des Monarchen, die Willkür,
keine Vollziehung finde; die Ministerverantwortlichkeil soll dem
FürstennichtdieMachtentziehen.sonderndenGebrauchder Macht
in denSchrankenderPflichtsichern.- (Samuely: Das Prinzip der
Ministerverantwortlichkeit in der konstitutionellen Monarchie.)
»Auch steht bei jener Verantwortlichkeit ein würdiger Mi»
nister, zugleich geschützt gegen unziemende und beleidigende An»
griffe, fester als bei einerStaatsordnung.wo nurtzofgunstihmdie
Dauer seiner Stelle verbürgt und Engel der Finsterniß ihn um»
schweben." (Klüber: OeffentlichesRecht desDeutschenBundes.)
»Es soll der Minister Louttre-äciuleur des Monarchen fein;
jedoch nur da und nur so, wo und wie es ausdrücklich und ganz
besonders festgesetzt ist.-(Buddeus: Die Ministerverantwortlich,
keit in d er konstil u> ionellen Monarchie.)
„Die Verantwortlichkeit derMinister bedarf zurRechtferti»
gung nicht der tzandlungunfähigkeit der Staatsoberhäupter und
der vollständig freien Thätigkeit der Exekutioorgane. Es ist ein
Trugschluß,zu sagen: WeildieMinisterverantwortlichsind,müs»
sen sie auch dieRegirungfunktionen selbständig ausüben können.
Es ist auch ganz überflüssig, den Satz: tke KinZ can cio no vronA
buchstäblich wahr zu machen. Es soll nichts weiter sein als ein po-
litisches Prinzip mit der Aufgabe, die Integrität des Souverains
zu sichern und ihm politische Kämpfe fernzuhalten.- (Frisch: Die
Verantwortlichkeit der Monarchen und höchsten Magistrate.)
»Wenn man oft gegen denMonarchen bc h auptet,daß es durch

ihn von der Zufälligkeit abhänge, wie es im Staat zugehe, da der
Monarch übel gebildet sein könne, da er vielleicht nicht Werth sei,
an der Spitze des Staates zu stehen, und daß es widersinnig sei,
daß ein solcher Zustand als ein vernünftiger existiren solle: so ist
eben die Voraussetzung hier nicht, daß es auf die Besonderheit
des Charakters ankomme. Es ist bei einer vollendeten Organisa»
tion des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu
thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschast.
Man fordert daher mit Anrecht objektive Eigenschaften an dem
Monarchen; er hat nur Ja zu fagen und den Punkt auf das I zu
setzen. Denn dieSpitze soll so sein,daß die Besonderkeit desCha»
raklers nicht das Bedeutende ist. Die Monarchie muß fest in sich
selbst sein, und was der Monarch noch über diese letzte Entfchei»
dung hat, ist Etwas, das der Partikularität anheimfällt, auf die
es nicht ankommen darf. Es kann wohl Zustände geben.in denen
diesePartikularität allein auftritt,aber alsdann istderStaatnoch
kein völlig ausgebildeter oder kein wohl konstituirter. "(G.W. Fr.
Hegel: Philosophie des Rechtes.)
«Es ist ja bekannt, daß heute überall die sogenannte politi»
scheMtnisterverantwortlichkeit.die ununterbrochen vondenPar»
lamenten gehandhabt wird, die durch Ministeranklage vor einem
Staatsgerichtshof geübte sogenannte staatsrechtlicheVerantwort-
lichkeit in den konstitutionellenMonarchienthatsächlich ersetzt hat.
In Oesterreich, zum Beispiel, erschöpfte sich bisher die sichtbare
Bedeutung derstaatsrechtlichenVerantwortlichkeitdarin.daß ein
Antrag ausMinisteranklageimReichsrathalsDemonstration-oder
Obstruktionmittel gebraucht werden konnte. In anderen Staaten
mit fein ausgeklügeltenVerantwortlichkeitgese tzen ist esbis hernicht
einmal zu solchen mehr oder minder gelungenen Scherzen gekom»
men."(Iellinek:Verfassungänderungund Verfassungwandlung.)
«Ich: ,Eure Königliche Hoheit haben im ganzen Staatsmi»
nisterium keine einzige staatsmännische Kapazität, nur Mittel«
Mäßigkeiten, beschränkte Köpfe/ Der Regent: .Halten Sie Bonin
für einen beschränkten Kopf? "Ich:,Das nicht; aber er kann nicht
ein Schubfach in Ordnung halten, viel weniger ein Ministerium.
And Schleinitz ist ein Höfling, kein Staatsmann/ Der Regent
empfindlich: .Halten Sie mich etwa für eine Schlafmütze? Mein
Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst

sein; Das verstehe ich.' Ichdeprezirte und sagte:,Heutzutage kann
der fähigste Landrath seinen Kreis nicht verwalten ohne einen in»
telligenten Kreissekretär und wird immer auf einen solchen hal»
ten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höhe»
rem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche
Hoheit in demErgebniß keine Befriedigung finden/- (Bismarck.)
»Ich habe natürlich während der bewegten und gelegentlich
stürmischen EntWickelung unsererPolitik nicht immer mit Sicher»
heit voraussehen können, ob der Weg, den ich einschlug, der rich»
tige war, und doch war ich gezwungen, so zu handeln, als ob ich
die kommenden Ereignisse und die Wirkung der eigenen Ent»
schließungen auf sie mit voller Klarheit voraussehe. Die Frage,
ob das eigeneAugenmah.der politische In stinkt, ihn richlig leitet,
ist ziemlich gleichgiltig für einen Minister, dem alle Zweifel ge»
löst sind, sobald er durch die königliche Unterschrift oder durch eine
parlamentarische Mehrheit sich gedeckt fühlt, man könnte sagen,
einen Minister katholischer Politik, der im Besitz der Absolution
ist und den die mehr protestantische Frage, ob er seine eigeneAb»
folution hat, nicht kümmert. Für einen Minister aber, der seine
Ehre mit der des Landes vollständig identifizirt, ist die Unge»
wißheit des Erfolges einer jeden politischen Entschließung von
aufreibender Wirkung. Dem jedesmaligen Minister die Verant»
wortlichkeit für das Geschehene aufzuerlegen, ist für monarchische
Ausfassungen der nächstliegende Ausweg. Aber selbst wenn die
Form des Absolutismus derForm der Verfassung Platz gemacht
hat, ist die sogenannte Ministerverantwortlichkeit keine von dem
Willen des Monarchen unabhängige. Gewiß kann ein Minister
abgehen, wenn er die königliche Unterschrift für Das, was er für
nothwendig hält, nicht erlangen kann; aber er übernimmt durch
seinAbtreten die Verantwortlichkeit für dessen Konsequenzen, die
vielleicht auf anderen Gebieten vieltiefgreifendersind als auf dem
gerade streitigen." (Bismarck.)
«Zieht man aus Allem die Summe, so ist von der juristischen
Verantwortlichkeit der Minister nur wenig Nutzen zu erwarten.
Wir haben hier eine Lücke in der preußischen Gesetzgebung, die
ich ausgefüllt sehen möchte, um den radikalen Schreiern, die be»
ständig davon reden, wir hätten keinen gesicherten Rechtsboden
unter den Füßen, endlich einmal den Mund zu stopfen. Aber

man soll sich nicht zu viel davon versprechen. Diese ganze Lehre von der juristischen Verantwortlichkeit der Minister gehört in die Zeit der Schlosser und Rotteck, in eine überwundene Epoche kon» stitutioneller Doktrin.« (Heinrich von Treitschke: Politik.)
«D e Anklage der Minister ist das äußerste Mittel desWi» Verstandes, ich nenne es das Schwert der Stände; sie dürfen es nicht leichtsinnig ziehen, nicht wie ein Ropier zu Fechterstreichen brauchen. Die wirksamste Verantwortlichkeitwird geräuschlos täg» lich gehandhabt von einem aus sein Gemeinwesen aufmerksamen Volke; sie erhebt ihreStimme in derPresse, inderjährlichen Prü-fung der Stände,verstärkt sie in derBeschwerdeführung." (F. C. Dahlmann: Politik.)
1678, in demProzeßgegen den Lordschatzmeister Grafen von Danby, sprach das englische Unterhaus zum ersten Mal den Grund sah aus.daß ein Ministernicht nur für die Gesetzlichkeit, son-dern auch für «Konesh justice and utilih« seiner Handlungen hafte.
«Wenn man erwägt, daß das Recht einen objektiven, ab» soluten Maßstab für die Beurtheilung einer Handlung gewährt, während die Frage nach der Utilität einer Maßregel nur nach subjektivem Ermessen zu entscheiden ist, wenn man bedenkt, daß die zu konstatirende Rechtsverletzung etwas in sich Abgeschlosse» nes darstellt, das Verhalten einer Maßregel zum Staatswohl da-gegen sehr oft erst in der ungewissen Zukunft seine Lösung findet, so gelangt man zu dem Schluß, daß die Ausdehnung derStaats» anklage auf Mißregirung nicht zu billigen sei.daß damit dieMi» Nisterverantwortlichkeit, statt ein sicherer Schutz verfassungmäßi» gen Regiments zu bleiben, zu einer Handhabe der Parteipolitik herabsinken müßte.' (F. tzauck: Ministerverantwortlichkeit.)
«Die große EntWickelung der politischen oder parlamentari» schen Ministerverantwortlichkelt, der unermeßliche Einfluß der Öffentlichkeit, die Kritik und Kontrole, der alle Regirunghand» lungen im Parlament, in der Presse, in Versammlungen und Ver» einen, an Biertischen, auf Kegelbahnen und so weiter unterwor» fen werden, hat die Bedeutung der rechtlichen Ministerverant» wortlichkeit in erheblichem Grade geschmälert. Kein Minister kann sich derPflicht entziehen, öffentlich über alle von ihm getroffenen MaßregelnRe de zu stehen, auch wenn keine positive Verfassung« bestimmung ihn dazu verpflichtet. Diese Entfaltung der parla»

mentarischen Thätigkeit, ihre Erstreckung auf alle Verwaltungs»
gebiete,dieAusbildungdespolitischenZeitungwesens,dteSchnel»
ligkeit der Nachrichtenbeförderung gehören in der Hauptsache erst
der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts an. Sie haben
zurFolge.daß die politifcheVerantwortlichkeitdiejuristische ganz
in den Schatten gestellt und entbehrlich gemachthat.* (P.Lab«nd.>
,DiewirksameVerantwortlichkeit:Dasistdieöffentliche,jähr-
lich wiederkehrende unumwun dene, unbeschränkte Diskussion; die
wirkliche Verantwortlichkeit: Das ist jene Öffentliche Meinung,
die in unferenTagen nicht mehr die sechste, sondern die erste der
Großmächte genannt werden muß. Keine Regirung hat in den
modernen Vei hältnissenBestand, die auf die Dauer vor dem Aus»
svruch dieses Gerichtes nicht besteht. Dieses Gericht ist inWahr»
heit die höchste entscheidende Kassationinstanz." (Sybel.)
«Wenn ein Abgeordneter sich in den Grenzen der Verfassung
halten will, darf er nur den Herrn Reichskanzler angreifen und
keinen Anderen. Greift man im Reichstag, über die Person des
verantwortlichen Reichskanzlers, hinaus andere Personen an, so
liegt darin der Keim schwerer Konflickte. Ich möchte deshalb
dringend bitten, daß wir, auf beiden Seiten, unsere staatsrecht»
liche Stellung achten. Wir sind bereit, Ihnen, Tag vor Tag, hier
als Kugelfang zu dienen: zielen Sie also, bitte, nur auf uns!"
(Staatssekretär Graf Pofadowsky im Jahr 1898.)
«Alfons der Sechste von Spanien, ein weiser König, rieth,
die Zweige eines Baumes auszuschneiden, nicht den Stamm zu
fällen. Jeder gescheite Landmann hackt, wenn er Holz braucht, einen
Ast ab, hütet sich aber, die Axt an die Wurzel zu legen. Nur Wilde
fällen denStamm, umFrüchte zu pflücken. Solches Handeln be»
zeichnet das Wesen des Despotismus. Wird in einer Republik
einem Bürger plötzlich ungemeine Macht eingeräumt, so entsteht
eine Monarchie oder noch gewaltigere Machtballung. In der
Monarchie haben Gesetze den Verfassungzustand geschaffen oder
sich ihm angepaßt und dieser Zustand schränkt den Monarchen ein.
Die in der Republik einem Bürger anvertraute Uebermacht ist
vom Gesetz nicht vorgesehen und verleitet den nirgends Einge»
schränkten noch leichter in Mißbrauch. Die Ausnahme von der
Regel wird nothwendig, wenn die Staatsverfassung einen mit
Uebermacht bekleideten Beamten fordert. Auf folcher Höhe thion»

ten in Rom die Diktatoren, in Venedig die Staatsinquisitoren:
furchtbare Gewalten, die, wiederum gewaltsam, den Staat in die
Freiheit zurückwälzen. InRom vertheidigten sie die Bleibsel des
Adels gegen das Volk. Das handelt ungestüm, nicht nach vor»
bedachtem Plan. Deshalb konnte dieDiktaturnurkurzeZeit wäh»
ren; sie sollte das Volk einschüchtern, nicht strafen, und der für
einen bestimmten, vom Gesetz nicht vorgesehenen Fall bestallte
Mktator durfte feine unbegrenzte Macht nur in dem begrenzten
Gebiet dieser einen Sache anwenden. In Venedig, wo dieInqui»
fition dieAdelsherrschaft vor denAdeligen schützen soll, hält diese
Ginrichtung sich in Dauer; kann bedachtsam planen, dieAusfüh»
rung beginnen, vertagen, wieder aufnehmen. Die römischeDiktatur
droht fast immer nur, fogar den Bekenner« eines Verbrechens;
ber venezianischen Inquisition ist die Aufgabe gestellt, fchon an
dem Verdächtigen die Staatsgewalt zu rächen.Der Umfang jeder
Macht muß im richtigen Verhältnis^ zurFrist ihrer Geltung stehen.
Die meisten Gesetzgeber haben gemeint, Macht dürfe ein Jahr
nicht überdauern; kürzere Geltung wäre wider die Natur, längere
brächte inGefahr. InRagusawechselt dasStaatshauptmitjedem
Mond, die Beamtenschast allwöchentlich, der Schloßhauptmann
mit jeder Sonne. Das ist nurin kleinen Gemeinwesenmöglich, wo
kleine Leute durch das Uebermaß der Macht leicht verderbt wür»
den. Die gesündeste Aristokratie hat der Staat, in dem der machtlose
Volksthetl so winzig und so arm ist, daß die herrschende Klasse
keinInteresse daran hat,ihn zu bedrücken.DaAntipaterdieAthe-
ner, die nicht zweitausend Drachmen besaßen, vom Stimmrecht
ausschloß, wählte er vom Möglichen das Beste: die Entrechtung
traf nur eine kleine Schaar und keinen inderStadt irgendwieAn-
gesehenen.Ie dichter eineAristokratie sich derDemokratie nähert,
desto besser für sie; desto schlimmer, je näher sie an die Monarchie
rückt. Der übelste Zustand ist da, wo der gehorchende dem befeh»
lenden Volkstheil auch wirthschaftlich hörig ist: in der polnischen
Aristokratie ist der Bauer des Edelmannes Sklave. Das Wort
Einheit ist im politischen Leben zweideutig. Wahre Einheit ftn»
den wir, wo alle Volkstheile, wie fehr ihr Trachten uns sonst zu
widerstreben scheint, zum Zweck des Gemeinwohles zusammen-
wirken, wie in der Musik die Dissonanzen zum Gesammtakkord.
Zn Staaten, die ganz von Unruhe erfüllt schienen, kann dennoch

innere Einheit sein: Harmonie, der das Glück, also der einzig halt-
bare Friede, sich entbinden will. Gewaltherrschast kann stets nur
den Schein der Einheit sch asfen, hinter dem Zwie spalt klafft. Bauer,
Krieger, Händler, Beamter, Edelmann scheinen einig, weil der
Starke den Schwachen knebelt. Da ist nicht Bürgerfriede, sonder»
die Ruhe des Kirchhofes, in dessen Erde immer neue Leichen be»
stattet werden. In Demokratien scheint das Volk zu thun, waS
ihm beliebt. Das steht abernur so aus. Politische Freiheit offenbart
sich nicht in der Möglichkeit, zu thun, was Jedem beliebt. Ein
Staat ist eine von Gesetzen beherrschte Gesellschaft; frei ist da, wer
thun kann, was er wollen muß, und nicht gezwungen ist, zu thun,
was er nicht wollen darf. Freiheit bedeutet: das Recht, alles vom
Gesetz Erlaubtezuthun; dürfte einBürgervom Gesetz Verbotenes
thun, so wäre er nicht mehr frei: denn alleanderenBürgtrhätte»
das selbe Recht. Menschenart neigt, nach uralter Erfahrung, in
den Mißbrauch erworbener Gewalt. Der Mensch geht bis an die
Grenze seiner Macht. Damit Mißbrauch der Gewalt unmöglich
werde, muß Macht die Macht hemmen, eine die andere ein-
schränken." (Montesquieu: l.'esprit <Ze8 Isis.)

Sonntag.

Der neunzehnte Artikel des Friedensvertrages von San
Stefano gewährte den Russen, zur Entschädigung von den Kriegs»
kosten, vierhundertzehn Millionen Rubel und erlaubte den Tür»
ken, denen die Summe unerschwinglich war, die Schuld durch Ge»
bietshingabe zu tilgen; in Europa sollten sie die Bezirke Kilia,
Sulina, Mahmudje, Isaktscha, Tultscha, Matschin, Babadagh,
tzirsowa, Medjidje, Küstendje (Konstanz«), die Deltainseln und
die Schlangeninsel abtreten. «Da Rußland nicht nach der An»
nexion dieser Gebiete trachtet, behält es sich das Recht vor, fle
gegen den 1856 abgetrennten TheilBessarabiens auszutauschen,
den im Süden derThalweg des Kilta-Armos und die Mündung
des Stary'Stambul begrenzt. Die Theiluug der Gewässer und
Fischereirechte wird eine russo»rumänische Kommission binnen
Jahresfrist verfügen.- In Berlin sagtAndrc ?sy zu demKollegen
Bratianu: «Für Bessarabien führen wir keinen Krieg; und Ru»
mSnienwird lächerlich.wenn es sich denBeschlüssen desKongresses
widersetzt." Also müssen wir Bessarabien verlieren? «Ja." Bis»

marck empfiehlt rascheBerständigungmitRußland.ArtilelWdes
Berliner Vertrages giebt, als Ersatz des im Pariser Bertrag von
1836 dem Russenreich entrissenen bessarabischen Landes, den Ru»
mänen die zuvor genannten Bezirke sammt einem Landstück im
Süden derDobrudscha.BierWochen nach demBerlinerFrieden
schreibt Fürst Karl an den Bater: .Niemand kann uns Achtung
versagen.Mr haben moralisch und materiellsehr vielgewonnen.
Die vom Kongreß uns zugesprochenen Distrikte haben eine große
Zukunft; ich hoffe, sie in einigen Iahren in blühenden Zustand
zu bringen. Konstanz« ist ein schöner Hafen, der, wie die Eisen»
bahn nach Tschernawoda, von einer englischen Gesellschaft ange-
legt worden ist. Die Lage ist gesund; es giebt Seebäder und
einige gute Hotels. «Am dreißigsten Oktober 1879 ist er inTscher-
nawoda. »Malerischheben sich in demdichtgedrängtenPublikum
die Gestalten der Tataren in buntem Gewand, mit dem Turban
ab; an der Seite stehen verschleierte Türkinnen. In einem schö»
nen Salonwagen des Sonderzuges gehts, ziemlich schnell, an der
TatarenstadtMedjidje vorüber, die mitten in Sümpfen liegt. Bald
erblickt man das Meer und um Zehn ist der Zug in Konstanz«.
Der erste Gang ist, wie immer, in die Griechische Kirche,wonach
dem Tedeum noch eine Anrede an den .Befreier des Christen»
thumes vom Türkenjoch' gehalten wird. Der Hafen hat nur die
allernothdürftigsten Einrichtungen und bietet noch keine Möglich-
keit für Handel und Schiffahrt größeren Stiles; trotzdem regen
sich in demFürstenTräume von künftiger Seemacht Rumäniens,
während er von derMole auf das bewegte grüneMeer hinaus»
ausblickt, und weitausfchauende Pläne durchziehen sein Haupt.
Der nächste Tag bringt hellen Sonnenschein und damit auch die
ganze Farbenpracht des Orients.Auf dem Markt haltenKamele,
auf denen dieTataren der umliegendenDörfersich und ihre Waare
hergebracht haben. Fast zwanzig Jahre ists, seit der Fürst dieses
geduldige Lastthiersah. ErbesuchtKirchenundwohntauchimBet»
Haus derKaraiten.zwischenTeppichenund anderemreichenWand-
behang, dem Gottesdienst bei. Diese Iudensekte, die den Talmud
verwirft und sich nur an die Heilige Schrift hält, hat inKonstanza
fast fünfzig Anhänger, darunter den russischen Konsul. In der
hellenMondnacht ist Konzert, Illumination und Feuerwerk auf
demBoulevardElisabeth.Das Meer spiegelt den unruhigen künst»

ltchen Lichterglanz wieder, liegt aber weiter draußen träumerisch
ruhig unter dem klarenMondlicht: ein zauberhafter Anblick! In
Tfchernawoda werden die Häuser und Getreidespeicher der eng»
tischen Eisenbahngesellschast besichtigt. Von dort gehts bei ange»
nehm sommerlichem Wetter nachtzirsowa." Im März 1880 wer»
den Braila, Galatz, Tultscha und Konstanz« Freihäfen. Im Herbst
ist Karl in Budapest, empfängt das ungarische Ministerium und
erwidert dem Ministerpräsidenten Grafen Tisza den Besuch.
»Tisza zögert, d en ,Stern von Rumänien' anzunehmen, da er selbst
von seinem König nie einenOrden angenommen habe. Der Fürst
bittet ihn aber, den Stern als Andenken zu betrachten; und be»
spricht dann mit ihm das Verhällniß Ungarns zuRumänien; es
möglichst gut zu gestalten, liege imInteresse beider Länder. Neun
Jahre danach, alsKönig,legtKarl den Grundstein zu derRiesen»
brücke, die zwischen Feteschti und Tfchernawoda ihre mächtigen
Bogen über den Donaustrom spannen und so die Dobrud scha enger
dem Mutterland verbinden,zugleich aber auch den nächsten Weg
von derNordseeansSchwarzeMeer schaffen sollte." (Wie alt ist
der schöneWahn.den einHa>bdutzendBetriebsamersichheutepa»
tentiren lassen möchte!) »Schon 1870hatte er mitAliPascha über
dieseVerbindung(zwischenGiurgiuundRustschuk)schriftlichver»
handelt. Im Jahr 1883 hatte die Kammer die Kredite für den Bau
einer Brücke zwischen beidenNfern bewilligt. Aber erst im Spät»
herbst 1890 konnte dlrGrundstein gelegt werden.DieFreude des
Königs war um so größer, als einheimische Kräfte das Werk voll»
enden sollten und konnten." Lang ists her. Wenn Karl morgen wie»
derkäme, fände er Konstanz« undTschernawoda.wie die denBul»
garen abgerungenen Dobrudschatheile, in der Hand des Landes»
feindesund sähe, wo seine Brücke sich über dieDonau wölbte, nur
noch rauchende Trümmer. Ein großerAufwand, schmählich, ward
verthan. Rumänien glaubte, das Deutsche Reich sei lahm.Oester»
reich-llngarn inOhnm acht hingesunken,Bulgarien zu glimpflichem
Abkommen mit Rußland und dessen Gefährten willig: deshalb
schickte es fein Heer, dessen schneller Ansturm im Bund mit den russt»
schenDivisionen demZarthumFerdlnands und der Orientbahn ge-
fährlich werden konnte, nach Siebenbürgen. Das konnte ihm, wenn
Oesterreich »Ungarn den Kampf aufgab, nicht entgehen. Die
Rumänenstrategie war bis heute derplumpsteFehlerdesganzen

Krieges, ein vom kühnsten Wunsch nicht erhoffter, und brachte
uns einen Glückszufall ohnegleichen. Wer die Mär später lieft»
wird ihr kaum glauben. Rumänienkonnte die Stundefrei wählen,
in der es den Kampf beginnen wollte; ruhig (und mit Riesen«
gewinn fürLandwirthschaft, Gewerbe undtzandel) warten, bis die
Hilfe derGroßenganz nah und ganz sicher war. Ist das arme,ge-
knechteteVolkvonIämm erlingen un dBoudoirstrategen in die Irre
verleitet worden? Die Genossenschaar singt ihm tröstende Lieder.
Montag.
,BöseKunde:DieDeutschen haben Konstanza, Rumäniens
einzigen guten Seehafen, genommen und wohl einen hübschen
Getreidevorrath dort gefunden. Wenn wir nach diefem Trumpf,
nach dieser allen Genossen verfetzten Ohrfeige nicht das zu Ru»
mänien s Rettung Nöthige thun: wann wollen wir dann erkennen,
in welcher Gefahr unser tapferer kleiner Gefährte schwebt? Den
Strauß spielen, die Augen vor nahemllnhetl schließen: Das nützt
nicht. Seit fast zwei Monaten wiederhole ich bis zur Ermüdung,
der deutsche Generalstab werde eine Million Menschen oder an»
derthalb nach Rumänien werfen, weil Deutschland, wenns nicht
in diefe Kornkammer einbricht, im Frühling von Hunger zu Ka»
pitulation gezwungen würde. Nur die Einfuhr aus Rumänien
hat den Deutschen, denen künstlicher Dungstoff und Hände zur
Feldarbeit fehlen.bisher ermöglicht, mit enger geschnalltem Leib»
riemen auszuhalten; sie sind verloren, wenn sie nicht in die rumä«
nische Ebene eindringen, brauchen aber nicht geradezu Hunger
zu leiden, wenn sie über diesen fruchtbaren Boden verfügen. Die
vier Großmächte haben also nicht nur zu bedenken, daß Ehre die
Rettung des von ihnen in den Krieg gedrängten Kleinstaates for-
dert und daßsteGrund haben, Rußland schleunig aus derSperre
zu helfen, sondern auch, daß die ausgehungerten Deutschen sich in
Rumänien den Bauch füllen würden und das Ende des Krieges
dann unabsehbar wäre. Die Russen sind unseren rumänischen
Vettern dieNächsten. Haben sie genug Menschen hingeschickt, min«
bestens fünfhunderttausend, und reicht ihr Muth, ihre Einsicht
bis zu dem Entschluß, die Offensive geg'N Lemberg und Kowel
einstweilen aufzugeben und Alles, was sie an Truppen und Ge»
schütz aufbringen können, in das bedrohte Land zu werfen? Was

läge uns an der EroberungGaliziens.wenn wir sie mit der Ber»
nichtung Rumäniens bezahlen mühten! Wir können, wir West»
ler, schnell, durchs Eismeer, Aerzte, Chirurgen, Offiziere, Schwer»
geschütz, Munition nach Rumänien schicken, wo jeder halbwegs
Gebildete Französisch spricht. Ist der Hasen von Archangelsk zu»
gefroren, dann geh<s über Kola und, nach ein paar Wochen, über
die fast fertige Eisenbahn durch Rußland, tzilfe, die nicht, durch
Langsamkeit, so lächerlich würde, können wir durch Verstärkung
der Saloniki» Armee leisten. Sind die Bulgaren zertrampelt, dann
ist denRumänen wirksam zu helfen. Sarrail muß aber dieMen»
schenzahl haben, die nöthig ist, um die Flügel des Bulgarenhee»
res zu umfassen und es aus seinen stark befestigten Stellungen zu
jagen. An der Spitze unserer Regirung steht Einer, der vor den
meisten Anderen die Wichtigkeit des Zuges nach Saloniki ver»
standen hat; wir beschwören ihn, sich an die Rockschöße der eng»
lischen und italischen Minister zu hängen und sie nicht loszulas»
sen, bis diese Herren begriffen haben, daßSarrailrascheHilfe ha»
den muß und mit kleinenMenschenpacketennichts anfangen kann.
Beim Tadel offenbarer Fehler darf man sich jetzt nicht aufhalten;
darf nicht den Kopf verlieren. Noch ist Unwiederbringliches nicht
verloren. Konstanz« ist eine schlimme Sache. Wir haben, in der
ersten Kriegs seit, aber noch schlimmere gesehen: Charleroi und
Morhange! Wir sind nichtdran gestorben. Much, Vettern in Ru-
mänien! Wir lassen Euch nicht in Stich! Die Deutschen melden
sechstausend Gefangene; eine viel kleinere Ziffer, als wir gefürch»
tet hatten. Auf die Stimmung Frankreichs und seiner Verbün»
beten hat dieser höllische Nahtriß aber übel gewirkt. Deutsche und
Oesterreicher werden neuenMuth schöpfen, Konstantin und seine
Leute sich sagen, daß sie auf dem rechten Weg sind. Wenns we»
nigstens dabei bliebe! Doch ein geschlagenes Heer kommt nicht
leichi über einen großen Strom. WennMackensen, auf derFerse
des Rumänenheeres, bei Tschernawoda über die Donau kommt,
ist Bukarest hart bedroht. Und die deutsche Hauptmacht ist, unter
Falke« Hayn, im Norden. Die zwei Hebel der Eisenzange wollen
offenbar Bukarest in ihrMaul kneifen, während andere, noch ver»
borgene Streitkräfte von Rustschuk oder Widin aus, vielleicht
auch durchs Eiserne Thor, in Rumänien einbrechen werden. Be»
stürzt fragt der Haufe, woher die Deutschen und ihre Bundes»

genossen die für den Einfall nöthigen Leute nehmen. Nicht vom
Mond herab. Uns liefert eine Iahreskiasse 200000, ihnen fast
S00000 Mann; die drei Jahrgänge 1916, 17, 18 uns 600000,
ihnen 1500000. Unsere Achtzehner werden noch nicht, ihre schon
gedrillt; und Oesterreich hat schließlich auch noch zweiundfünfzig
Millionen Menschen. Da sprudelt, gar nicht spärlich, ein erster
Quell. Außerdem Kirschen sie eifrig nach allen Drückebergern und
ersetzen hinter der Front vielfach Männer durch Frauen; 25000
find, wie eine ihrer proßen Zeitungen berichtet, allein in Essen für
ins Feuer geschickte Bergleute eingestellt morden.Und ihrGeneral-
stab, der von Packetchen nichts hält, entblößt einfach jede Front, auf
derer sich inVertheidigung beschränkt.und schleudert eine ungeheu-
re Stoßkraft an dieStellen, wo ermit der Riesenkeule dreinschlagen
will. Jetzt hat ers aufRumänien abgesehen. Da giebts was zu essen.
Drum muß ers haben; mags noch so viel kosten. Die Drohung ist so
verdammt deutlich, daß der russische Generalstab die Absicht des
Feldmarschallstzindenburg nun nicht mehrverkennendürfte.Ir»
gendwoher meldet der Draht, tzindenburg plane einen großen
Schlag gegenPetrograd. Welche Eselei! DaßPetrograd diesmal
Odessa heißt.kann ein Blinder mit dem Krückstockertasten.Der beut»
sche Generalstab hat grobe Fehler gemacht; jetzt aber können die
Generalstäbe unserer Genossenschaft von ihm Entschlußkraft und
Offensivgetst lernen. Wird auch an der Somme und anders»
wo die Siunde verwegener Tyat schlagen? Bis diese Glocke er«
tönt, muß die glanzvolle Wiederaufnahme derSchlacht vorVer»
dun, die Eroberung von Douaumont, die Einbringung von 3500
deutschen Gefangenen uns dieBitterniß der leidigen Konstanz«»
Geschichte ein Bischen versüßen. Daß die Deutschen aber auch
Tschernawoda schon haben, erneut und hitzt unsere Wuth. Und
Falkenhayns Armee hat wieder zweiPässe besetzt und kann die Ab-
hänge beschreiten, die von Kronstadt undtzermannstadt nach Bu-
karest führen. DenRumänen gehts genau so schlimm wie uns im
August1914,nachCharleroi,Mohange,Maubeuge:werdenFran-
zosen diese tt aurigeWahrheit hehlt,ist ein Schelm. Da uns aber das
eigene Elend nicht den Kopf verdreht hat, werden wir auch Rumä»
Niens wegen nicht überschnappen.Unsere Hoffnung,daß da unten
noch nicht Alles verloren sei, wurzelt in festem Grund. Unsere Vet»
tnn haben nicht d te in zwei Kriegsjahren von den Deutschen errun-

geneUebung, sind aber stramme Kerle, haben,nach zweiMonaten,
die Lehrltn gszeit hinter sich, französische und russische Offiziere vor
ihrerFront. Siewerden.wie wir an derMarne.auf dieBeine fallen.
Die sind fest und halten gewiß.bis dieRussen imSchwarm Beistand
leisten. Brusstlows Heer kommt nicht mehr vorwälts, seit dieRu»
mänenfechten;stcherhaterihnentzilfegeschickt.IneinemLand,dem
Frankreichs oderDeutschlandsSchienennetz fehlt, geht derTrans-
port von Mannschaft und Geschütz langsam. Lange kan ns aber nicht
mehr dauern.WennRußlanddieZerschmetterungRumäniens zu-
läßt, verstopft es sichren WegnachKonstantinopelundöffnetdem
Feind dieStraße nach Odessa. Auch wirWestler sindnicht macht»
los: wir können und müssenZSarrails Armee so stärken, daß er
vorzustoßen vermag. NaAsolcher Stärkung hat, im Hinblick auf
Rumäniens Eintritt in den Krieg, ein mir sehr naher einfältiger
Civilist seit einem Jahr sich die Kehle heiser geschrien. Noch ists
nicht zu spät. Daß unsere Reiter westlich von Monastir mit den
italischen in Fühlung gekommen sind, ist ein gutes Vorzeichen:
Rom begreift also.daß derBulgareraschseinetzaue erhalten muß.
Außer dem Oberst Repington und tzeirn Clemenceau sieht auf
unserer Erde nachgeradeJedermann ein, daß fürs Erste die Bal»
kanfront noch wichtiger ist als die arglo-französische. LetzterTrost
im Gram überRumänien: der deutsche Generalstab hat, um alle
erlangbaren Kräfte auf den Balkan zu werfen, die anderen
Fronten verdünnt. SeineKühnheit ist großartig und verdient Be»
wunderung; antwortet man ihm aber, wie sichs gebührt, so kann
er diese fast blinde Tollkühnheit, bei uns und auf der Italerseite,
noch bitter büßen. Mackensens Dobrudscha» Schlag ist nicht von
Pappe. Da wir aber seit drei Monaten an der Somme und erst
gestern wieder vor Verdun die^Deutfchen das Staunen gelehrt
haben, dürfen wir in geduldigem Vertrauen warten, bis auch
Papa Ioffre tüchtig dreinschlägt.« (Genosse tzerve in 1^ Vicwire.
Wo, nebenbei, gemeldet wird.'daßdieRumänenvorihrem Abzug
aus Konstanz« alles gestapelte Getreide und Petroleum ins
Meer versenkt haben. Ilndkwo tzerr Cheradame dem armen Re»
pington wie der Lehrer.'einem verschlafenen Lümmel das Ohr»
läppchen zwickt. Die Berichterstattung des Obersten wimmele von
Fehlern, seine Weissagung werde vom Ereigniß niemals bestätigt
und er verschleppe die Oeffentliche Meinung auf Irrpfade. Sack-

grob. Warum nicht? Herr Wickham Steed, der in den limes die
internationale Politik leitet, hat die Franzosen ja laut gemahnt:
»Redet von der Leber weg! Seid nicht zu höflich! Wir schulden
einander Wahrheit. Beide Völker brauchen offene, ungeschminkt
freimüthige, im Nothfall sogar grobe Rede.")
Die kräftigsten Lungen rufen Trost durch die Lande. ^Unsere
tapferen Gefährten haben mit einem Hieb beinahe alles seit dem
sechsundzwanzigsten Februar verlorene Gelände zurückgewon»
nen. Der verblüffende Sieg beiDouaumont wiegt zwar den Fall
von Konstanz« nicht völlig auf, mindert aber das deutsche An«
sehen und warnt den Feind vor neuer Schwächung seiner West»
linie. Verdun sendet den bedrängten Rumänen die Botschaft:
Bleibet,um jeden Preis, standhaft, bis dieSlundedes Triumphes
schlägt!« (IKe l'imes.) .Das Opfer der Dako-Lateiner war nicht
fruchtlos; unser Kraftaufwand in West nicht geringer als die
Wucht des Feindes in Ost. Auf dem Weg nach Konstantinopel
und Sofia durften wir Besseres hoffen. Schon aber ist das dort
erlebte Leid nutzbar geworden; schon hat es zu Sieg mitgewirkt.
Vorstoß und Ablenkung in den Orient sind, wie Vernunft und
Geschichte lehren, die Bürgen endgilligen Sieges. Wir hatten
Douaumont zweimal, dreimal verloren und wiedergewonnen;
nun flattert dort abermals unser Dreifarbentuch. Rumänien tritt
in d en Kl ieg ein, Deutschland muß, um Oesterreich und Bulgarien
zuretten,einen Frontheil verdünnen: und mitBlitzesschnelle nützt
unsere Heeresleitung den Raum zur Handlungsfreiheit." (Herr
Maurras in I^ction k^ran^sise.) «Die stärkste Feste des Haupt«
feindes: so nannte der Kaiser imFebruar Verdun. Sie steht noch.
In Rumänien nehmen die Deutschen neue Pfänder. Doch sie
meinten, mit diesem Land leicht, spielend fertig zu werden, und
sehen sich nun in harten Kampf gezwungen. Sie glaubten, der
Weg nach Konstantinopel liege offen vor ihnen:und müssen nun,
ihn offen zu halten, in Makedonien, in den Karpathen, in der
Dobrudscha kämpfen. Müssen in Ost die Kraft verzetteln, die
sie in West gemächlich zu ballen hofften. Wenn wir die in un-
serem Lothringen siegreichen Kämpfer rühmen, dürfen wir die
mcht vergessen, die ihnen, durch die Spaltung der deutschen
Wehrmacht, den Sieg erleichtert haben. Rumäniens Fehler
war, daß es gegen Oesterreich-Ungarn, nicht gegen Bulgarien,

vorging. Aber Rußland verläßt den schmächtigeren Gefährten
nicht. Der große deutsch, russische Zweikampf, dessen Walstatt sich
im vqrigenIahr von derOstsee bis in die Karpathen streckte, wird
zwischen den Karpathen und dem Schwarzen Meer weiterwüthen.
Aus der Straße nach Konstantlnopel, wie zuvor auf der Straße
nach Moskau, messen Germanen und Slawen die Kräfte. Wie
in wilder See Wellenberg und Wasserthal, so wechseln in unge»
heuremRingen dieLaunen des Glückes. Deutschlands Angreifer»
wuth gegen Rußland wird aus neuer Front fühlbar. Von allem
Ereigniß der letzten Tage ist dieses das wichtigste. Und es hat
uns mit neuem Band an den russtschenFreund geknüpft." (Herr
Herberte in l^cko 6e Paris) Aus dem Blatt der Sozialistenfraktion
schallt nicht Fanfare. „Wenn die Russen nicht große Massen hin»
senden, ist der Vormarsch des deutschen Heeres wahrscheinlich.
Das russische Riesenreich scheint für die vom Schwarzen Meer
bespülten Provinzen nichts zu fürchten. Und doch brauchen die
Deutschen, Bulgaren, Türken nur dreihundert Kilometer noch zu
durchschreiten: dann stehen sie vor dem Gouvernement Cherson
und bedrohen die große Industrie» und Handelsstadt Odessa."
(l.'ttumänite.) Laut murrt r ur Herr Clemenceau. »DieMarne ist
ein Wunder. Verdun ist auch eins. Damit würde ich mich
gern begnügen, wenn nicht allzu bekannt wäre, daß Wunder nur
Dem nützen, der sich selbst zu helfen vermag. Nicht durch beredte
Großmäuler istDouaumont zurückerobert worden, sondern durch
das unwiderstehliche tzeldenthum namenloser Franzosen, deren
Führer in einem von ihnen, wie schon allzu oft gesagt worden ist,
nichtvorbereitetenKriegErfahrunghartgehämmerthat.Vondem
schönen Sieg ist aber noch weit bis ans Ende. Bei elenden Pa»
radestücken dürfen wir uns nicht aufhalten, sondern müssen, sogut
wirs können, wie unsere lieben Haarigen handeln, die an der
Marne nicht bedachten, welche Kette sie aus Charleroi an den
Ourcq geschleift habe. Aus dem heftigsten Westkamps sind wir in
denOrient abgeschweift,ohne zu fragen,ob dadurch nichtProbleme,
die zuvor als unlöslich galten, in ungeahnte Maße geweitet wür»
den. Das Weil unserer Diplomaten und Strategen müssen wir
nehmen, wie es ist. Ich wag<nur, zu fürchten, daß die Wunder
von derMarne und von Verdun sich an derDonau nicht wieder»
holen werden; denn die Sehnsucht nach Sieg genügt nicht, ihn zu

sichern. Da wir niemals gefragt haben, weshalb es vor Verdun
eine Weile nicht recht ging: dürfen wir von der aus dem Orient
geholten Erfahrung Nutzen hoffen? Ich wills glauben; wir kön»
nen ja nicht die Fähigkeit zu ernster Ueberlegung ganz verloren
haben. Ein Wunder wird da unten nur werden, wenn wir stark
genug sind, es zu erwirken. Die erste Vorbedingung dazu ist: nüch-
terne Grkenntniß des Kriegsstandes. Jetzt ist nicht mehr Zeit, die
Hoffnung auf Wochenweide zu führen. Wir brauchen Wahrheit;
auch solche, die uns nicht schmeckt." (^'ttomme enckäms.)

Dinstag.

„Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe,
Liegt er gelagert am ruhigen Bach;
Und die hüpfenden Lämmer grasen
Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen.
Süßes Tönen entlockt er der Flöte
Und das Echo des Berges wird wach;
Oder im Schimmer der Abendröthe
Wiegt ihn in Schlummer der murmelnde Bach..."

»Solches Gewlnsel reizt zu Vergleich mit Tagen, wo esnoch
richtigen Kaffee mit Milch, mit Sahne und Zucker gab, eine Ente
drei, eine Gansleber knapp eine Mark kostete und drei Bücklinge
für fünfundzwanzig Pfennige zu haben waren. Murmelnder
Bach, lieblicher Knabe mit Flöte und Lämmlein: Das geht jetzt
nicht. Das weckt Erinnerung, dieaufdieweitestenKreifeerbitternd
und aufreizend wirkt. Was heißt denn überhaupt Knabe? Wenn
Einer Schafe anflötet, kann er auch im Feld Abendröihe, mit
allem Komfort neuer Kriegszeit, genießen. Auch DU, mein Sohn
Brutus? Meinetwegen: Manfred; und Chorführer in Messina.
Jacke wie Hose. Unabkömmlich ist der Bengel nur, bis ihn der
Corpsführer am Wickel hat. Wir haben hier nicht die ewigen
Rechte der Kunst, die Würde der Dichtung und andere Seelen»
konserven zu wahren, sondern die militärische Sicherheit. Schiller
oder Wippchen: wer vorzeitige Sehnsucht nach schlaffem Frieden
weckt, lähmt den Willen zum Durchhalten. Solche Flaumacherei
zu hindern, sttzeich hier.« Dem Censor, der so spr äche, dürfte ein Ge»
rechter nicht grollen; zornig nur wider den nach dem Inbegriff
des Gesetzes Verantwortlichen sich aufbäumen, der, sich zu ent»

bürden, dem Schwert die Macht über den Geist zusprach. Wem
frommt der in jedem Vierteljahr unter Wallots Kuppel aufge»
wärmte Schwatz über Belagerungzustand, Schutzhaft, Censur?
Den Schwätzern (deren Mancher in die wohlerworbene Glorie
des, guten Redners" ragt). Die dünken sich selbst und den inNach»
denken niemals eingewöhnten Nachbar vielleicht muthige Wag-
Hälse, weil sie Offiziere, abwesende, hier wehrlose, wie den dümm»
sten Schlingel ausgezankt haben. Dröhnende oder ätzende Rede,
schallende Heiterkeit, stürmischer Beifall: Alles verhallt; und am
nächsten Morgen ists, wie es am vorigen Abend war. Schlimm;
und der deutschen Sache höchst gefährlich. Ein Ziel, das nur derGe-
blendete wählen konnte: sechzig Millionen Menschen sollen über
große und kleineGegenstände eines Sinnes sein oder scheinen.Den
Scheinerwirkt das Verbanden wichtigsten Fragen öffentlich Ant-
wort zu suchen. Keine Beleuchtung alter Fehler, die immer noch
Unheil zeugen.keine Prüfung des Kriegsm sprunges; über die An-
wendungderWehrmittel(Untersee,Luft,vonder Chemiegelieferte
Waffen), überNeutralenrecht,Dauer,nützlichenoder gefährden»
den Ertrag des Krieges, Schwachheit der Freunde und Seelen»
Wandel der Feinde, drängendes Bedürfniß des Kriegers, des
Bürgers.UmpflügungderGefellschaft.llmstimmungderWeibhelt
darf nicht in Freimuth geredet, geschrieben werden. Beträchtliches
wäre ohne so traurigen Zwang anders geworden; und längst
ein internationales Gespräch entstanden, für das kein Regirender
lästige Verantwortung trüge?und dessen Ergebnisse jeder drum,
als für das Reich belanglos, ablehnen könnte. Aufdeutscher Erde
ist nicht Aufruhr, steht nicht in Waffen der Feind. Der sagt selbst
nicht,daßer unserenBoden heute undmorgen bedrohe. Der Bela»
gerungzustand istnichtnöthig.Nichtnöthig, daß dersiebenzigjähri-
ge Dr. Mehring, ein Mann von ansehnlicher Wissenschaft und
Schreibkunst, als Verdächtiger eingesperrt, die im Geist ungemein
begabteFrauLuxemburg inOede verbannt, harmlosen, in Sirius-
ferne von aller Politik lebenden Leuten der Posteinlauf durch»
stöbert und dadurch Tage lang verspätet, eine sittsame Genossin,
weil sie ein Flugblatt weitergegeben hat, zu Huren ins Kittchen
gesetzt wird. Wer ist schuldig? Nicht der Offizier, der den Dienst
im Generalkommando eben so gewissenhaft thut wie im Feld
und selten unklüger ist als Einer aus dem Dutzend der GeHelm»

räche und Abgeordneten. Zu Gehorsam und Befehl ist er, nicht
zu Verhandlung und Personenauslese, erzogen; und hat die
Weisung, den Menschen, der, mit der Feder oder gar aufdem Leip»
zigerPlatz, denFriedensschlutz herbeiwinken will,als einen dem
Gemeinwohl schädlichen Kunden zu packen. Da Sterbliche lang«
wierigeAllmacht kaum je unbeschädigt vertragen und zumWesen
militärischer Befehlshaber gehört, daß sie Irrthum niemals be»
kennen dürfen, schwillt allmählich der Mißbrauch. Schuld aber
wohnt bei der Verantwortlichkeit. Deren Träger ist der Kanzler
des Deutschen Reiches. Aus seinem Haus kamendie, Richtlinien-
und gewichtigsten Verbote. Von ihm muß das Parlament, das
dieSache ernst nimmt,Rechenschaft fordern; ihm,wenn erUnge»
bührliches heischt, Mitarbeit und Gehalt weigern (und, nebenbei,
mit würdiger Strenge die Angeberei Erbärmlicher abwehren, die
für sich Freiheit, für den anders Wollenden Galgen und Rad
erzetern möchten).Was wir bis gestern sahen, war breitgetretener
Quark. Wir wollen, daß Recht, sei es auch nur aus Zufallsgesetz
erwachsenes, herrsche, der saubere Mensch anständig behandelt,
der nur in Freiheit regsame Geist in dieArbeit für Deutschlands
Sache zugelassen, nicht an jedem Wort gedeutelt noch jeder Eigen»
sinn bemäkelt werde. Wir wollen aus dem Munde vonEzcellen-
zen, die nur der Titel, nicht die Leistung, auf ragende Höhe hob,
nicht noch einmal hören, daß es in Frankreich und England, mit
Kriegszustand und Censur, viel schlimmer als bei uns sei und in
Paris und London das Parlament (dessen Mehrheitausfchuß
regirt) von internationaler Politik weniger erfahre als in Berlin.
Denn solcheAngabezeugt von erschreckender Unkenntnitz erweis»
licher Thatsachen. Wir fordern Wahrhaftigkeit und in festem
Wissensgrund vorbedachte Rede; sogar von einemStaatssekretär,
der schon dreiAemterdurchfröstelthat,denTon mitleidigerMen»
schenseele. Nur der Wille bändigt den Willen. Das kräftigste
Heer, ein fleckioses, darf, mit demtzirn feinerFührer.niemals die
Politik eines Staates bestimmen. Sonst gleitet dieser Staat in das
Berhängniß des Militarismus, in Lebensgefahr; sonst zwingt
die Waffe den Geist in Gehorsam und bietet alle Volkskräfte für
den Nothfall auf, der ihr unvermeidlich scheint und dem vorzu»
beugen doch, in Frieden und Krieg, der Staatsmann berufen ist.

Mittwoch.
Auf derFahrt in seinen dritten Krieg (den dritten deutschen,
der, freilich, auf Frankreichs Erde ausgekämpft werden mußte)
hörte Bismarck einen General des Großen Hauptquartiers ju»
beln, diesmal fei die Ausschaltung der lästigen Ctvilisten fest be»
schlossene Sache. Strategie wollte die Politik ducken. Aber der
Staatsmann ließ die wuchtigste und blankste Wehrmacht aller
Geschichte nicht in Militarismus ausarten. Der lebt und stirbt
mit dem Glauben, daß zum Aus trag eines Völkerstreites nur der
Waffenkampf das taugliche Werkzeug, jedes andere unnützlich,
unwürdig fei,und erzwingt in allen tzauptbezirken staatlichen Le«
bens dieser Meinung den Vortritt. Des Strategen Pflicht ist die
Rüstung zu neuem Krieg; im Bann dieser Pflicht kann er einen
durch Verständigung bewirkten Flieden, der ein Staatssystemum-
stürzt und ein wehrhaftes Volk in Friedensvorstellung sänftigt,
mehr fürchten lernen als Niederlage, die ein derLebenssunktion
oder dem Selbstgefühl unentbehrliches Glied aus demReichsleib
reißt und die verstümmelte Macht nöthigt, derWiederherstellung
ihres Körpers und ihres Ansehens jedes Opfer von Blut und
Gut zu bringen. Mehr fürchten: nicht, weil er Barbar, sondern,
weil er, als Kriegstechniker, in den Zauberkreis einer Berufs-
arbeit eingebannt ist, die in der Stunde drängender Gefahr nicht
mehr erfetzt, kaum noch ergänzt werden könnte. Löst er sich unge«
stüm aber aus diesemKreis.dann en tweicht ihm die Kraft derWeihe
und er sinkt ins schwanke Moor der «politisirenden Generale".
Das Schwert sei des Hirnes Werkzeug, der Feldherr des Staats-
mannes Gehilfe. Und wer das Schwert ein verrostetes, neuer
Menschheit nicht mehr würdiges Werkzeug schilt, gelte nicht des»
halb schon als eine lumpige Schneiderseele. Da jederTag die Er-
kennlniß breitet, daß zu gedeihlicher Endung des Grauses Kriegs-
mittel nicht genügen, befiehlt Nothwendigkeit, uns, Alle, wieder
in Vernunft, die Wurzelscholle der Politik, zu gewöhnen. Eng«
land hat sich zur Annahme eines Schiedsrichterspruches bereit
erklärt. Bleibt Deutschland stumm, so wird es schlechten GewissenS
verdächtig. Der Kanzler wird sprechen. Zu den Völkern der Erde,
nichtzuKanzleien und Parteien.DurchdieThateineraus großem
Herzen geborenen,von aller SchlackedesHaders geläuterten Rede
würde sein Fehlen gesühnt und er wäre, im Morgenroth verjüng-
ter Menschheit, unüberwindlich. Wann? Die Woche ist tot.
Herausgeber und »erantwortlicher Redakteur! Mazimilian Karden tn Berlin. -
Verlag der Zukunft in Verlin. — Druck »on Pag « Garleb S. m. b. H. tn B«li».

kZest-Autlagen Antiquar. ^VerKe
Ucbllvllc«. ««l 6,00 jetit^,I^I
Ulklllei Lebten, stzIt S.ov^!: ,?,IU
Aebuncl,, swtt S.00 jctit
üö^II?! ßckllncicn, SI^N l,S0^ct:t 1,1ö
^^^^^^^^^^^^^^ In ^.»ctei'
LiilWkl!
IMkllm A^^^A
v. «.^ein«Kc!'4 w 1 gr
gebuvllc«, swtt ?,00 jc,it
^1>"«tÄ"oo^t2t 111,51!
i.5ü
KZ
»
24, l.it,Ie, Die Ozmc mit 6?»
2?, ^u"cltke, Oer?cckv«ßcl.
!0, Mnäs, 5cKminKe,
»erlin SV. VsuenKienstr. 21 - 24

Warschau und Lublin haben am fünften November 1916
die militärischen Statthalter den Willen derKaiserWilhelm
und FranzIoseph verkündet, «aus den polnischen Gebieten einen
selbständigen Staat mit erblicher Monarchie und konstitutioneller
Verfassung zu bilden", dessen Grenzen später bestimmt werden
sollen. (.Konstitutionelle Verfassung": ein weißer Schimmel und
ein Quadrat mit vier gleichen Seiten; die Wahl zwischen einer
unserem Reichsgrundrecht öh nelnden Ver fassung und Parlamen -
tarischerRegirung sollte wohl offen bleiben.) »Die Organisation,
Ausbildung und Führung des (.eigenen') Polenheeres wird in
gemeinsamem Einvernehmem (mit demDeutschenReich und mit
Oesterreich-Ungarn?) geregelt werden. Die großen westlichen
Nachbarmächte desKönigreichesPolen werden an ihrer Ostgrenze
einenfreien.glücklichenund seines nationalenLebens frohenStaat
mitFreuden neu erstehen und aufblühen sehen " Noch hat dieser
Staat keinen König (das wiedische Erlebniß in Albanien gebie»
tet Vorsicht), noch ist sein Umfang, sind ihm die Grenzen nicht be»
stimmt. 1es?c?e polsKa nie -Zinela? Der gerade hundertzwanzlg
Jahre alteDombrowski-Marsch wird infröhlicheremTempo wei»
terklingen. Noch aber ist Polen nicht gewonnen, nicht auferstanden.
Ein Wunsch ist ausgesprochen worden, der nur nach triumphalem
Sieg der deutschen Sache erfüllt werden kann; nur nach einem
Sieg, der den zwei Kaisern gestattet, die Bedingungen des Frie»
dens zu diktiren. Daß sie auf solchen Sieg am fünften November

„fest vertrauten", wird manches Herz erfreuen. Vertrauen und
Wünsche öffentlich auszusprechen, ist ihr Recht. Artikel 17 der
Rcichsve rfassung lagt: »DieAnordnungenundVerfügungen des
Kaisers werden im Namen des Reiches erlassen und bedürfen zu
ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung des Reichskanzlers, welcher
dadurch die Verantwortung übernimmt.- Da sichs nicht um eine
Anordnung oder Verfügung handelt, durfte die Gegenzeichnung
fehlen; und mich dünkt ungerecht, daß die VerbündetenRegirun»
gen getade't werden, weil sie vorder Verkündung des Monarchen^
Wunsches, gegen den starke Fraktionen Bedenken aussprechen
mochten, den Reichstag heimschickten. Von Amtes wegen hatten
die Verbündeten Regirungen mit diesem Wunschesausdruck gar
nichts zu thun; er wirkt noch nicht ins Staatsrecht, läßt den Zu»
stand, wie er heute ist, und deutet nur an, was aus ihm werden
solle, wenn der Kaiserwille allein zu entscheiden vermag. Im Som»
mer 1866 hatte das preußische Oberkommando in einem Aufruf
seine Achtung vor den geschichtlichen und völkischen Rechten des
»Königreiches Böhmen" betont und gesagt: »Sollte unsere ge»
rechte Sache obsiegen, dann dürfte sich auch den Böhmen und
Mähren der Augenblick darbieten, in dem sie ihre nationalen
Wünsche, gleich den Ungarn, verwirklichen können. Möge dann
ein günstiger Stern ihr Glück auf immer begründenl'ImAuf.rag
der Polenfraktion forderte danach Herr von Lubienskl im Land»
tag.daß Preußen, «daes die Na ionalltätalsberechtigtes Staats-
prinzip anerkennt', das den Böhmen Verheißene den Polen ge»
währe. Bismarck antwortete kühl: »Ich gehe auf diesen Vorgang
nicht ein; denn ich glaube nicht, daß eine Proklamation eines Kom»
mandlrendenGeneials in Feindesland ein geeignetes Aktenstück
ist, um als Unterlage staatsrechtlicher Erörterungen zu dienen."
Das galt eben so für den in Reichenberg von Bismarck empfoh»
lenen »Appell an die ungarische Nationalität'. (»Weltbekannt
ist, daß sich aus ungarischen Kriegsgefangenen hier eine Unga»
rische Legion gebildet hatte. Schon bei Ausbruch des Krieges
wurden uns in der Beziehung Anerbietungen gemacht; ich habe
sie damals zurückgewiesen. Erst als Kaiser Napoleon, nach der
Schlacht bei Sadowa, telegraphisch seine Einmischung in Aus»
ficht stellte, habe ich mir gesagt: Ich habe meinem Lande gegen»
über nicht mehr das Recht, irgendein Mittel der Vertheidigung

und Kriegsführung, das kriegsrechtlich erlaubt ist, zu v.rschmä»
hen, weil ich es nicht darauf ankommen lassen kann, daß unsere
Erfolge durch das ErscheinenFrankreichs auf derBühne wieder
in Frage gestellt würden.Damals also habe ich,in einem Akt der
Nothwehr, die Bildung dieserLegionen nichtgemacht, sondern er»
mächtigt.") Das galt auch für den Aufruf des preußischen Gene-
rals, der im September 1914 ^u den Polen sprach:«Erhebet Euch
und vertreibet mit mir die lusfischenBarbaren.die Euch knechten,
aus Eurem schönenLand,das seine politische und religiöse Frei»
heit wieder erhalten soll.Dasis: derWille meines mächtigen und
gnädigen Kaisers. Gegeben im Königreich Polen." Nun hat die»
ser Wille, noch einmal, mit gehobener Stimme gesprochen. Auch
zu denPolen.die.nachderZusagekünftiger Selbstverwaltung, die
Huldigungadresse an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch be»
schlössen und im November 1914, unter der Führung der Lubo»
mirski. Plater. Radziwill. Rudnicki. Schebeko, Wielopolski. Za»
moyski, dem (von dem Herrn Roman Dmowski verfaßten) Auf»
ruf des warschauer Nationalausschusses zugestimmt haben. »In
diesem Klieg ist die Niederlage der Deutschen unser Sieg. Dem
Wort,das unsereSlellungwahl andculete.antwortete der Inha-
ber derhöchsten lussischenKommandogeroalt mit derVeiheißung,
unser heilgstes Sehnen werde ans Ziel gelangen. Aus dem Westen
kam, vonRuhlands Verbündeten, das Echo: DleserblutigeKrieg
muß Polens Einheit und Entwickelungfreiheit wiederherstellen.
In Jedem von uns lebt nur ein Wille noch: die deutsche Macht
zu brechen und alle Polen unter Rußlands Szepter zu einen."
DieserWille, den damals sogar der SozialdemokratZalewskt be»
kannte, ist, hoffen die Kaiser, mit dem Russenheer aus Polen ge»
wichen. Sie schufen nicht, unzeitgemäß selbstherrisch, neues Recht,
sondern zeigten, durchaus in den Grenzen ihrer Macht, den Kom»
paß ihres Wunsches. Der weist anderen Kurs als im Frühling
des Deutschen Reiches, da der berliner Hof und mehr noch der
im Palast Radziwill regirende Kanzler den Polen die Absicht zu»
traute, ihren Weißen Adler einst wieder auf die königsberger
ErüneBrückezutragen.IndemKapitelüberdenzweitenPreußen-
«nigFriedrichWtlhelm sagt Treitschke: »Die mechanische Staats-
«usfassung der Zelt gesiel sich inKünsteleienzdurch einerkiügeltes
System des Gleichgewichtes, durch willkürlich gebildete Klein»

staaten.die man als Polsterkissen zwischen die großen Mächte ein»
schob, meinte sie den Frieden zu sichern, den nur die innere Ge»
sundheit lebend kräftiger nationaler Staaten verbürgen konnte.
Weder in Wien noch in Berlin war man zu der Erkenntniß ge»
langt, daß die polnische Freiheit nichts Anderes war als die
Fremdherrschaft saimatischer Magnaten und Slachtizen über
Millionen slawischer, litauischer, deutscher, jüdischer, wallachischer
Unterthanen, die mit ihren Herren kein Recht und kein Gefühl
gemein hatten. Oesterreich, dem katholischen Adelsstaat innerlich
verwandt und seit Jahrhunderten beständig mit ihm verbündet,
hoffte, in dem erstarkten polnischen Reich eine Deckung zugleich
gegen Rußland und gegen Preußen zu finden. Der preußische
Staat dagegen war in dem Kampf gegen den sarmatischenNach»
bar aufgewachsen und hatte von dem Wiederaufteben der pol»
Nischen Macht eine schwere Gc fährdung seiner deutschen Weichsel»
lande zu befürchten." Das war einmal. Neue Hoffnung blüht auf.
Die steche auf Sonderfrieden mitRußland ist eingesargt worden.
Denn die Erinnerung an Jahrhunderte wilder Kämpfe wird, auf
dieLänge.jedesRußland hindern, sich miteinemKönigreichPolen
abzufinden, das die Organisation, Ausbildung, Führung seines
Heeres in Einvernehmen mit Deutschland undOesterreich> Ungarn
»regelt". Die Proklamation der Stadthalter lehrt, daß gekämpft
werden soll, bis Zar und Reichsduma sich in Unvermeidliches
fügenzsie wi dvon denFeinden als dieAnkundung einesKampfes,
den man den»rücksichtlosen Unterseekrieg gegen Rußland" nennen?
könnte, aufgefaßt werden und leidenschaftlich lauten WiderhaU
wecken. Winkt dem Kaiserwunsch einst Erfüllung: dann wird-
Deutschlands Volk, Parlament (insbesondere Pceußens Land»
tag) und Presse sich Gehör schaffen und fest auf dem Recht zu Mit»
Wirkung stehen. Noch ist zu grollendem Tadel kein Grund.
Die Woche hat den Franzosen den (von der deutschen Heeres»
leitungerwarteten)RückgewinnderAußenfortsvonVerdunvoll»
endet. Da sonstunaufschiebbarWichtigesnichtzuwägenist.dütfen
wir von Leid und Ruhm des Waffenkampfes Ausgeschlossene«
uns Erholungfrist gönnen und, aus derGeistigem unholdenZeit.
in den Bereich der Kunst blicken, von deren Frucht in Deutsch»
lands dunklen Tagen Seelenkräftigung erhofft worden ist.

Was HabendiestarkendeutschenKöpfe derachtzehntenIahr»
Hundeltwende von demTheater gehofft? AmMeisten, natürlich,
Schiller, der Rousseausproß und Mann idealerForderung. «Die
Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem
denkenden, besserenTheil des Volkes das Licht derWeishelther»
unterstr ömtund von da ausinmil deren Strahlen durch den ganzen
Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze,
reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes;
der Nebel derBarbarel, des fin steren A berglaubens verschwindet,
die Nacht weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in
wenigen Izhren die Duldung der Religionen und Sekten ge»
worden! Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeitund Sanftmuth
in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfasfenwuth
lehrten unsReligionhaßvermeiden;indieskmschrecklichenSpiegel
wusch das Christenthum seineFleckenab,Mit eben so glücklichem
Erfolg würden sichvonderSchaubühneIrrthümerderErziehung
bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich, verstünden es die Ober-
häupter und Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus
Meinungen der Nation über Regirung und Regenten zurecht»
weisen. SozarIridustrieundErfIndungsgeistkönntenund würden
vor dem SchauplatzFeuer fangen, wenn die Dichteres derMühe
Werth hielten.Patriotenzu sein, und derStaatsich herablassen woll»
te, sie zu hören. Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühnezu ha»
ben.sowürdenwiraucheineNation. Die Schaubühneist die Stif»
tung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung,
KurzweilmitBildunggattet.wokeineKraftderSeelezumNachtheil
der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen
wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere
einsamenStundenvergistet,wennunsWelt undGeschäfteanekeln,
wenn tausend Lasten unsere Seele di ücken und unsere Reizbarkeit
unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns
die Bühne: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche
hinweg, wir werden uns selbstwiedergegeben, unsereEmpfindung
«rwacht,heilsame Leidenschaften erfchüttern unsere schlummernde
Naturundtreibendas Blutin frischerenWallungen.DerUnglück»
liche weint hier mit fremdem Kummer feinen eigenen aus. Der
Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt." Höher hinaus
konnte die tzoffnungkaum langen. Freilich:«So lange das Schau»

spiel wenigerSchulealsZeltvertreibist, mehr dazu gebraucht wi d,
die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winter»
nächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßig»
gänger mit dem Schaum derWeisheit, dem Papiergeld derEm»
pfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für
dieToiletteunddleSchänkearbeitet: folangemözenimmerunsere
Theaterschriftsteller derpatriotifchen Eitelkeit entsagen, Lehrer des
Volkes zu sein." Wie lange dieser Zustand währen und ob er je
enden müsse, wird nicht gefragt. Lesfing war nüchterner. «Das
Publikum komme nur, sehe und höre, prüfe und richte. Seine
Stimme solle nie geringschätzig verhört, sein Art heil soll nie ohne
Unterwerfung vernommen werden. Der Stufen find viele, die eine
werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durch»
steigen hat. Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man
nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Ge»
wisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten
werden, weil sie gewisse vorzüglicheRollen haben.in welchen der
oder jener Acieur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft
man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil derTcxt da»
zu elend ist. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus
Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu be»
ga'fen und begafft zu werden, insTheater; und nurWenige und
diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht. Wir Deutsche
bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben.
Ueber den gutherzigenEinfall, den Deutschen ein Nationaltheater
zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede
nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sitt»
lichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen
haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nach»
ahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unter»
thänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen."
Auch hier wirdgefordert; spricht die Hoffnung auf einen Morgen
deutscher Bühnenkunst. Wir haben noch kein Theater, ruft der
Dramaturg des Haniburgischen Schauspielhauses, werden aber
eins haben, ein Theater der deutschen Nation, wenn unser sitt»
licher Charakter erst national geworden ist. Goethes majestic
commonsense mieddieunfruchtbareMühedesWeltverbesserers.
Als Eckermann ihm Kotzebue lobte, stimmte er zu, nannte „Die

beiden Klingsberg' ein gutes Stück und sazte: «Es ist nicht zu
leugnen: er hat sich im Leben umgethan und die Augen offen ge»
habt.Wenn er in seincm Kreiß bliebundnichtüberfeinVermögen
hinausging, so machte er inderRegeletwasGutes.Waszwanzig
Jahre sich erhä't und die Neigung des Volkes hat, muß schon
Etwas sein." An Calderon rühmte er, daß seine Stücke «durch»
aus bretterrechl' seien; «in ihnen ist kein Zug, der nicht für die
beabsichtigte Wirkungkalkulirtwar. Ein Stück,dasnichtursprüng>
lich, mit Absicht und Geschick des Dichters, für die Bretter ge»
schrieben ist, geht auch nicht hinauf; wie man auchdamitverfährt:
es wird immer etmasUngehöriges undWiderftrebendes behalten.
Für dasTheater zu schreiben.ist ein eigenDing.und wer esnicht
durch und durch kennt, Der mag es unterlassen.Für dasTheater
zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein
Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich
nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag
kommen. DerDichter muß dieMittel kennen,mit denen er wirken
will, und muß seine Rolltn Dencn auf den Leib schreiben, die sie
spielen sollen'. Eine gute Thcaterleitung sei nicht leicht zu er«
reichen. «DasSchwere dabei ist.daß man dasZufällige zu über»
tragen wisse und sich dadurch von seinen HSHerenMazimen nicht
ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: elngutes Repertoire
trefflicher Tragoedien, Opern und Lustspiele, worauf man hallen
unddiemanalsdasFeststehendeanfehenmuß.ZudemZufälligen
aber rechne ich: ein neue? Stück, das man sehen will, eine Gast»
rolle und Dergleichen mehr. Bon diesen Dingen muß man sich
nicht irrlciten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire
zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken sc
reich,daß einem Kenner nichtsleichter ist, alseingutes Repertoire
zu bilden; allein nichts ist schwieriger, als es zu halten'. Gelassener
kann keinUnbetheiligter über dieseDinge reden; und Goethe war
Theaterleiter und wollte noch für dieBühne schreiben. Ums Jahr
1825, als Kotzebue und Iffland, Raupach und dleWeißenthurn
dieBretter beherrschten, fand er die Zeitan wahrhaft guten Stücken
reich.Doch er Hit auch geschrieben: »Wennman sich in den letzten
Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches
Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte
man auf eine weniger paradoxe Weise ausDem,was bisher vor»

gegangen,Wie uns dünkt.mltgrößter Wahrscheinlichkeit darthun,
daß es gar kein deutsches Theatergebenwerdenoch gebenkönne."
Goethe lebte noch, als Vctor Hugo die Vorrede zu Oom.
vell drucken ließ, das TheateiProgramm der europäischen Ro»
mantik. Aus diesem üppig schillernden Strauß pf.ücke ich nur ein
paar Floskeln. »Ein neuer Glaube und eine neue Gesellschaft:
aus diesemDoppelgrund müssen wir eine neueDichtungsprießen
sehen. Das Christenthum führt die Poesie zurWahrheit; wie der
neue Glaube, so wird auch die moderne Muse alle Dirige dieser
Erde mit einem Blick betrachten, der von höherer Warte kommt
und in tiefere Schicht eindringt.Die Dichtung wird einen großen
Schritt thun, einen, der Entscheidung erzwingt und, wie eines
Erdbebens Stoß die Bodenfläche, das ganze AntlitzderGeistes»
Welt wandeln wird. Wie dieNatur.so wird die Dichtung in ihrem
Schaffen Licht und Schatten, Groteskes und Erhabenes,Körper
und Geist,Thier und Seele, ohne sie zu verwechseln, einander ge»
seilen. In dem neuen Gedicht wird das Erhabene die durch das
Walten der Christensiltlichkeit geläuterte Seele, wird das Grs«
teske das Menschenthler darstellen. Die unserer Zeit gemäße
Dichtungform ist dasDrama und dessenWesenWirklichkeit.Das
Wirkliche, Reale, aber entsteht aus der natürlichen Mischung
zweier Typen, des Erhabenen und des Grotesken, die sich imDra»
ma, ganz wie im Leben, kreuzen. Was in derNatur ist, muß, Alles,
auch in der Kunst sein. Also: Natur! Natur und Wahrheit!«Ge.
nug?Lest die siebenzigSeiten. Leicht ists nicht; aber lehrreich. Die
Terminologie hat sich geändert, statt des christlichen Dualismus
stolzirt jetzt ein aus der Zoologie stammenderMonismus durchs
papierneGehäus: unddoch bliebs die selbe Weise. Neuer Glaube,
neue Gesellschaft, neue Kunst. Jeder Versuch einerTheaterrefor-
malion fing mit solcher Verkündung an; immer sollte die ganze
Wirklichkeit, die verite vraie, zwischen drei Leinwände gezwängt
werden. Goethe lächelte; verlor manchmal aber auch die Greisen»
ruhe. «Ich hatte einmal den Wahn, es sei möglich, ein deutsches
Theater zu bilden. Ja, ich hatte den Wahn, ich könnte selber dazu
beitragen und zu einem solchen Bau einige Grundsteine legen.
Ich schrieb meine .Iphigenie' und meinen ,Tasso' und dachte in
kindischer Hoffnung, so werde es gehen. Allein es regte sich nicht
und rührte sich nicht und blieb Alles wie zuvor. Hätte ich Wir»

Ikang gemacht undBeifall gefunden, so würde ich Euch ein ganzes
Dutzend Stücke wie die.Iphigenie' und den,Tasso' geschrieben
haben. An Stoff war kein Mangel. Allein es fehlten die Schau»
fpieler, um Dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es
fehlte das Publikum, um Dergleichen mit Empfindung zu hören
und aufzunehmen." Hugos großes Talent erkannte er; die »un»
selig.romar tische Richtung" aber mißfiel ihm gründlich, I^otre-
Dame 6e ?ari8schien ihm »das abscheultchsteBuch.dasjegeschrie»
ben worden ist", und er seufzte über die Zeit, «die ein solchesVuch
nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz
erträglich und ergötzlich findet." Er sah früh auch die Lebensge»
1ahrderneuenBretterprätendenten.»WiesolIteElnernichtschlech-
ter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er
die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahr zwei Tragoedien
und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu ar»
beiten scheint, um ungeheure Geldsummen zusammenzuschlagen?
Zch schelte Victor Hugo keineswegs, weil er reich zu werden, auch
nicht, weil er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist; allein
wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muß er an»
fangen, weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten." Mancher
Moderne sollte diesem Warnerwort ernstlich nachdenken; noch,
wenn der Ruhm des Tages ihn flieht. Noch? Dann erst recht.
Alsdie beaute cie nuit der Romantik (die nach Enzian d, Frank-
reich, Spanien, bis ins Märenland Kalidasas gar gewiesen, dem
Theater die Schatzkammer der Weltliteratur weit geöffnet, aus
ihrer Lenden Kraft aber nicht viel Lebensfähiges gezeugt hatte)
im Lichterglanz welk geworden war, trat das Junge Deutschland
auf den Schauplatz. Ein Geschlecht, das auf Byrons pompösen
Maskenfestin geschwelgt, mit Hugos Sylphen und Gnomen, Sa»
lamandern und Nndinen mystagogisch geschäkert, von der Sand
den Rechtsan pruch der Leidenschaft und aus ferner Lucinden»
zeit dasStichwort von derEmanzipationdes Fleisches übernom-
men hatte. Das wollte nun die Bühne erklettern. Wollte Schle»
gels und Tieck, Fouque und Arnim, Werner und Müllner, die
ErbenKotzebues und Raupachs verdrängen, Goethe und Schiller
selbst herunterzerren. Liberale Weltbürger; Materialisten und
Kommunisten. So wüst war ihr Geschrei und so fest schien ihr
Wille, heute noch die Ehe, morgen die Monarchie und übermor»

gen das Besitzrecht abzuschaffen, daß dem Philister angst wurde
und Wolfgzng Menzel kreischend alle Staatsgewalten zu Hilfe
lief. Gutzkow, Laube, Dingelstedt, Büchner, Griepenkerl, Prutz,
Gottschall: eine ganze Piejade wollte aus dem Theater oder we»
nigstens von demTheater leben. Und schickte bald sich nun inbür»
gerlich wohlanständige Eilten. Denn das Bürgerthum war in»
zwischen vorgerückt (namentlich im deutschen Norden gab auch
schon die jüdische Intelligenz denTon an:heine undBörne.Ra-
hel Varnhagen, Henriette tzerz und deren Gefolge); und wer ihm
nicht gefiel, warb vergebens um das Bretterglück. Wird die zur
Herrschaft aufsteigender Klaffe dem Deutschen, dem sie ein Vater»
land vtrheißt, auch ein NationaUheater schenken? Talente fand
sie. Immermann zeigte inD^sseldorf, was ein gutes Schauspiel-
haus leisten müßte; erkannte auch die Bedeutung des Bühnen»
bildes.das dem Drama erst die Atmosphäre geben sollte, und ge»
wann in den Malern Schirmer und hildebrandt tüchtige Helfer.
Gutzkow wurde Dramaturg des dresdener Hofschauspielhauses,
Laube Direktor des Burztheaters, Dingelstedt in München In»
tendant. Und an brauchbaren deutschen Stücken war kein Man»
gel. Dennoch fand der Importeur Absatz. In hellen Haufen, sagt
Treitschke, «drangen die Lustspiele Scribes und der anderen pa»
riser Boulevarddichter über den Rhein. Das deutsche Publikum
war noch von der weimarischenBühne (Goethes) her an einästhe-
tischesWellbürgerthum gewöhnt undzudem jetzt fürFrankreichs
Fceiheitbegeistert. Soließman sich denndie stümperhaften Ueber»
setzungen Wohlgefallen; man lachte über feine Anspielungen, die
nur an der Seine ganz verstanden werden konnten; man nahm
es hin, daß manche einem pariser Schauspieler auf den Leib ge»
schriebene Rolle dem deutschen Nachahmer höhl ch anstand, —
und das Alles nur, weil diese leichten Stücke doch ein Bild des
wirklichen Lebens gaben. Was in Deutschland an neuen Lust»
spielen erschien, war meist leichte Waare, eben fo flach, nur bei
Weitem nichtsozierlich wie die welschenVorbi!der;fast allein der
Wiener Bauernfeld verstand, durch die Feinheit seiner Dialoge
zu ersetzen, was ihm an Erfindung fehlte. Die Hörer aber ließen
sich Alles bieten, wenn man sie nur in Spannung hielt und ihre
Skandalsucht etwas reizte. Das Theater bildete nicht mehr den
Sammelplatz für die Gute Gesellschaft; die Kenner zogen sich

mehr und mehr von ihm zurück." Wirthschast, Magister Hein»
rich! Von der Guten Gesellschaft und von den Kennern konnte
das Theater nicht mehr leben und durste deshalb auch ihrem Ge»
schmack nicht nachfragen. An helmischen Lieferanten brauchbarer
Waarehats nicht gefehlt, seit das Junge Deutschland geal ert war.
Kleist und Grillparzer waren noch kaum bekannt und Hebbel mußte
sich, trotz Dingelstedls freundschaftlichem Eifer, sein Leben und
sein Dichten vergrämen und vergrübeln. Raimund, Bauernfeld,
Gutzkow, Laube, Grabbe, Griepenkerl, Ludwig, Halm, Frey!«?,
tzeyse, Geibel, Greif, Becr, Redwitz, Moser, Kruse, Hackländer,
Mosenthal, Lindner, Holtet, Benediz, Putlltz, Ka!isch, Wtlbrandt,
Brachvogel: Das sind Namen aus diesen Jahrzehnten; das Al»
les (auch die Birch'Pfeiffer und manches Andere)war auf deut-
schem Boden gewachsen. Konnte man nicht leidlich zufrieden sein?
Man wars auch; so lange man nicht von einer Utop'.a träumte,
nicht Abend vor Abend am Born reiner Kunst zu sitzen begehrte.
Iphigenie und Tasso, Friedlich von Homburg und Penthefllea
lockten nicht so viele Menschen herbei, wie der Direktor für seine
Rechnung brauchte. Zwischen Kunst und Kasse sich durchzuschlän-
geln, war die Aufgabe; wer mit dem Kopfdurch dieWand wollte,
trug Beulen davon. Der Theaterbetrieb, der einst tzo^beamten
und zünftigen Prinzipalen vorbehalten'blieb, war zu einem Ge»
werbegewordev.dasjederKapitalistergreifenkonnte.DieTheater-
gewerbefreiheit vom Jahr 1869 hat diese EntWickelung nur legi»
timirt. Mußte das Bürgerevangelium vom S?gen freien Ange»
botes und freier Nachfrage nicht das Bühnenthor sprengen? Die
Gnadenpforte sich nicht aufthun wie die Bäckerthür, hinter der
Brot verkauft ward? Regalien und Monopole fielen. Die Ge»
Werbeordnung herrschte in Thaliens Reich.Und baldschufen An»
ternehmer und Mischlinge sich haltbare Schutzorganlsationen.
Ungemeines hatten seit Schillers Drängertagen nur winzige
Sekten von der Schaubühne verlangt. Verlangten auch im Neuen
Reich nur einzelne Stimmen. Das Nationaltheater hatte dieBour-
geosie nicht gegründet (wie hätte sies vermocht, da der deutsche
Staat kein Block, sondern ein Mosaiks ebild, der Bayer dem Ost»
Preußen mindestens so fremd schien wie einFranzos?);abereine
stattlicheReihe anständigerSchauspielhäuser erhalten und geschaf-
fen. Dahin ging der gute Bürger nach der Arbeit und vor dem

Nachtessen und war zufrieden, wenn die Handlung der Neugier
oder der Lachlust Stoff bot. ZXe .Produktion" war freilich knapp
geworden.SchillerepigonenundFranzosennachahmertheiltensich
in die Lieferung. Lindners .Bluthochzeit-, Wilbrandts «Arria
und Messalina", Wildenbruchs «Karolinger" wirkten in dieser
Wüste fast wie Tragoedien. Die HerrenL'Airong! undBlumen»
thal.Lindau undLubliner fanden ihrPublikum. Für deutscheren
undderberenSpaßsorgteMoser.Waswollteman?Hauemanns-
kost. «Mein Leopold«, »Ein Erfolg", «Die Frau ohne Geist",
«Das Stiftungfest", «Der Veilchenftesser". Nichts allzu Grelles
noch gar Erlebtem aUzuAehnliches.Schuster.Schriftsteller.Kauf-
Icute, Kavalleristen mußten reden, wie sie in deutschem Land nie
geredet haben, nie reden werden. Der Badekommissar war ein
eleganter, der Kommerzienrath ein täppischer Narr. Die junge
Witwe geistreich wie Scribes Königin von Navarra. Für alte
Frauen waren Fanchons Schwiegermutter, Lorles Bärbel, Be»
ncdixensUlliken,Irmgarden,Thcudelinden Modelle. DerBach»
flsch mutzte unwissend wieIfflandsLandkindundlüsternwie eine
Range Claurens sein. Der Gelehrte zerstreut, völlig weltfremd
(während der deutscheBundzwIschenIndustrie und Wissenschaft
geschlossen wurde). Der Offizier des Heeres, das Skandinaven,
Oesterreicher, Franzosen besiegt hatte, ein parsumirter Geck oder
Salonschwerenöher. Der Kaufmann (im Lande der Ohlendorfs
und Go Scfroy, Krupp und Stumm, Strausberg, Bor sig und Han»
semann) ein schwerfälliger, pedantischer Rechenmeister. Situa»
tionen ersinnen: Das war das Ziel; ängstende oder erheiternde Si»
luationen. Auf die Charaktere kam es nicht an. Die wurden geknickt,
verkürzt oder vergrößert,wenn die Situation es herrisch forderte.
Ein angewöhnter Gestus, eine Redenalt «charakteristrte" einen
Menschen. Wer mehr wollte, hatte dleKlasfiker und deren Nach»
fahren; eine Sophonisbe von Geibel, einen Erich oder Marino
Falieri von Kruse, einen Brutus von Lindner, einen Harold von
Wildenbruch. Und die Franzosen, die «wirklichesLebcn" auf die
Bühne brachten. Das Leben moderner Spieler undHetären;Fa»
milienkonftikte unserer Zeit; Abenteuer aus den Grenzgebieten
des neuen Klassenstaates. Wie steht derBastard, das «natürliche
Kind", zu den Eltern und zur Gesellschaft? Was wird aus der
käuflichen Frau, wenn ein reines Gefühl sie geadelt hat? Muß

das Kind dieMutter ehren, die einst Noth zwang, sich vom Zins
ihres Leibes zu nähren,und die drum geächtet ist?D<nfeinMäd-
chen, das die jungen Sinne von frecher Jugend bethören ließ,
über die Schwelle eines sauberen Hauses als Herrin schreiten?
Wird ein skrupelloser Schürzenjäger, der mit grauemHaar einen
Sohn findet, je ein Vater? Neue Probleme. Nur nicht aus deut»
schem Leben. Herrn Poll ier und den Herzogvon Septmonts, Mar»
guerite Gau tier und Suzanne d'Ange gab es in Deut schland nicht;
auch keinen ?ere prociiZue und ^lonsieur^IpK«nse.Aber Paris war
ja nicht mehr unerreichbar. Von den wohlhabenden Leuten, den
beweglicheren Israeliten besonders, die in Schauspielhaus und
Presse die Stimmung machten, waren viele dort gewesen, wußten
die meisten, was drüben jetzt in der Mode war; und die anderen
ließen sich führen.AnKlassikerabendenblieben dietheurenPlätze
leer. Büchners und Hebbels Genien lebten nicht; sogar der wei»
chere, leichter faßbare und im Fühlen bourgeoise Grillparzer schien
verschollen. Raimunds Komoedien machte Musik schmackhaft.
Dem kirchfelder PfarrerAnzengrubers half der Kulturkampf aus
NorddeutschlandsBretter.Man war zufrieden.Jeder Geschmack
wurde bedient; und das Theater nicht allzu ernst genommen.
Wien war noch die Theaterhauptfladt. Da hatte Laube die
Franzosenherr schaft gesichertes felsfest, daß die Komtessen später
ruhig Mrs.Clarkson, die urtheairisch »Fremde« des zweiten, är»
meren, doch feineren Dumas, und das verführte FräuleinDenise
hinnahmen); hatte Dingelstedts szenisches Genie dieKönigsdra»
men des Briten einzubürgern und sogar Hebbels Nibelungen
durchzusetzen vermocht. Da focht die berühmteste Spielergarde
fürDichterund Stückemacher. Baumeister.Lewinsky, Sonnenthal,
Gabillon, Mitterwurzer, Hartmann, Krastel, Meixner, Robert,
Thimig; die Frauen Wolter, tzartmann, Gabillon, Hohenfels,
Wessely,Mitterwurzer.Da waren, von Schreyvogelbis aufWil»
brandt und Förster, tüchtige, sachkundige Männer an der Spitze
gewesen. Der Gefahr, höfischenWünschen dienstbar, von höfischer
Zimperlichkeit verzierlicht zu werden, war auch die alteBurgnicht
entgangen.Dieses Theater erhielt sich wenigstens aber einewohl»
thätig fortwirkende Tradition und blieb der Ausdruck eines wie»
ner Gefellschaftbedürfnisses. Im Deutschen Reich war der The»
aterbetrieb noch nicht central!sirt. München, Dresden (das, mit

Dettmer und Matkowsly, der Rllich und der Ellmenreich, Jahre
lang das beste Trazoedienpersonal hatte), Hannover.Karlsruhe,
Frankfuit, Leipzig, Maurices Hamburger Tza!iatheater konnten
mit Berlin konkurriren. Im tzofichauspielhaus des Königs von
Preußen fand das bürgerliche Siück (Iffland, Gutzkow, Bauern»
scld.Benediz, Töpfer, Lmdau, Moser, Wichert, Rosen und man»
ches von Scribe) eine dem Verwöhntesten genügende Darstellung;
wurde, mit einer Synthese des wcimarischen (Goethe) und des
hamburgischen (Schröder) Stils, auch das gewichtigere Dr>zma
bewältigt. Hier aber fehlte der Regisseur; die ordnende, Allen
gebietende Persönlichkeit, die den Grundriß einer Dichtung er«
kennen und ihre großenLinien ins rechteLicht setzen kann.Fehlte
der Paedazoge und der Architekt. Herr Botho von Hülsen wurde
bespöttelt, weil er vom Regimentsadjutanten zum Generalinten»
danten befördert worden war; noch Herr Martersteig nennt, in
seinem lesenswerthenBuch über »das deutscheTheaterimneun»
zehnten Jahrhundert", Küstners Nachfolger den »personiftzirten
soldalischen Geist" und sagt über Hülsens Rcgime: «Dramatur»
gen, Regisseure, Kapellmeister und Künstler wurden nach ihren
beamtlichen Qualitäten eingeschätzt. Ihre künstletische Intention
Verlar gte man nicht; und wo sie etwa doch zu brauchen war, hatte
-sie sich der Subordination unter die leitenden Gesichtspunkte einer
vorschriftgemäßen preußischen Paradekunst zu befleißigen." Die»
ses Urlheil scheint mir ungerecht. In Hülsens Zeit standen Nie»
inann,Betz,Fricke,Wachtel,Krolop,Döring.Berndal.Liedtke,Lud-
wig, Vollmer, die Frauen Lucca,Lchmann,Art«t, Brandt, Mal»
linger,Raabe,Flieb, Keßler, Meyer auf der berliner Hofbühne;
Männer und Weiber, an denen mehr zu schätzen war als dieBe»
amlenqualität (auf die ich bei Niemann,Döring.Lledtke nicht ge-
schworen hätte). Hülsen machte den wackeren Fachmann Dm inger
zum Oberregiffeur des Schauspieles und wollte 1868 auch Laube
werben. Trotzdem der fprottauer Apostat den Freiherrn Münch
von Vellinghausen, den neuen Burgtheaterdirektor, laut befeh»
dete und, wider alle Beamtentradition, die Mängel des Hauses
enthüllte, das er gestern geleitet hatte. Am zwanzigsten Juli 1868
schrieb Hülsen an Laube: »Sie sind der rechte Mann für Berlin;
aber (verzeihen Sie meine Offenheit; vielleicht lächeln Sie über
das Folgende) nur im Verein mit mir. Ich bin nämlich der An»

flcht, daß wir uns ergänzen und daß wir, zusammen und redlich im Interesse des Ganzen wirkend, mehr leisten werden als Sie bisher allein im Burgtheater. Ich muß immer wieder um Ver» zeihung bitten, wenn ich offen bin; aber wie ^oll ein Verständniß zwischen uns angebahnt werden,wenn nichtdurchOffenheit?Die Leute von der Feder überschätzen sich so häufig; ihre Ansichten äußern sich so oft inNnsehlbarkeitglauben;undSie,geehrtertzerr Doktor, sind davon auch nicht frei. Ich beurtheile Ihre Leitung des Burgtheaters objektiver und vielleicht um so richtiger, als ich mich selbst und unsere Leistungen sehr streng zu beurtheilen ge» wohnt bin. Geehrter Herr Doktor, glauben Sie mir: Wir ,kochen Alle mit Wasser'; und wenn Sie nach drei mittelmäßigen Vor» stellungen imFrühjahr über uns den Stab brechen wollten.wür» den Sie eben so Unrecht thun, als wenn ich nach den von mir ge» sehenen Vorstellungen und den Leiswngen Ihrer Künstler in Ber» lin das Burgtheater beurtheilen wollte. Sie sind ein Meister des Wortes, und was Sie-darin leisten und zu seiner Verkörperung beitragen, ist überaus bedeutend. Ihnen fehlt aber die Kenntniß des Salons und des Hoflebens; wenigstens habe ich darin im BurgtheaterVerstöße bemerkt,welche auf einer fürstlichenBühne nicht hätten vorkommen dürfen. Ich fürchte, Sie werden diese Er» klärung des ehemaligen Lieutenants mit seiner Kadettenerzieh» ung gegenüber dem Dichter, Schriftsteller und Helden von der Feder mit seinem reicheren Wissen vermessen finden; aber ein Theaterleiter spricht zum anderen und auch ich habe heute sieben» zehn Jahre der Erfahrung (und welcher!) für wich. Ihre Vorzüge erkenne ich wahrlich an und glaube, daß unfer Zusammenwirken ersprießlich sein würde. Nochmals bitte ich, mir meine Offenheit zu Gut zu halten. Sie selbst lieben, solche, wenn auch mit etwas mehrSiegesgewißheit.zu üben.Eben sonachsichtigbeurtheilen Sie meinentzusarenstil-.AnKasexne.Zopfund Gamalchenknopf erin» nert der Ton dieses Briefes nicht. Dem Schreihals des Jungen Deutschland, dem schroffsten Kritiker des entlaubten Burgtheater- slammes wollte der berliner Generalintendant neben sich den Regentenplatz einräumen; ihn nur, freilich,nicht zum Alleinherr- scher machen.Das konnte er nicht; kann,auch wenn ersverspricht, kein Leiter eines Hosinstitutes. Hülsen, für dessen Gescheitheit und Bescheidenheit der Brief zeugt, wollte nur versprechen, was er

halten konnte; und Laube hätte sich mit dem Kondominat wohl
begnügt, wenn nicht aus Leipzig just um die selbe Zeit ein stärker
lockender Antrag gekommen wäre. Der Versuch, eine bureaukra»
tischeTheaterleitungeiner literarischenzuverbinden,mihlang.DIe
Vorzüge des berliner tzofschauspiels blieben im Dunkel. Seine
Schwächen le hrte das Gastspiel der Meininger, klarer die erste Ju-
gend des vonL'Arronge gegründeten, bald, nach dem Schwinde»
der Brettcrsterne, auch regirten Deutschen Theaters erkennen.
Ernst nahm man den Coulissenkramnoch immernicht.Sprach,
wie vonUnvermeidlichem,immer noch vomNiedergang desThe»
aters. Wann und wo that mans nicht? In Frankreich sind über
den Verfall des Theaters hundert Bücher und Brochuren vei>
ösfentlicht worden. In Deutschland nicht weniger. Die Menge
las sie kaum.Amufirte sich undbliebdemWahn fern.vomSchau»
gerüst könne Kulturgewinn zu holen sein. Sie hätte mitleidig, auch
ein Bischen spöttisch gelächelt, wenn sie im Vorwort zu Hebbels
»Maria Magdalena" die Sätze gefunden hätte: »Das Drama,
als die Spitze aller Kunst, soll den je desmaligenWelt.und Men»
schen-Zustand in seinem Verhältnis zur Idee, zu dem Alles be»
dingenden sittlichen Centrum, das wirimWeltorganismus, schon
seiner Seibsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschau«
lichen. Das Drama, das höchste, Epoche machende, ist nur mög»
lich.wenn in diesem Zu stand eine entscheidende Veränderung vor
sich geht; es ist daher durchaus einProdukt der Zeit, aber freilich
nur in dem Sinn, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller
vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zroi»
schen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer
neuen, die beginnen will." Solche Sätze las Herr Omnes aber
gar nicht erst. Das Drama soll! Unterhalten solls, über ein paar
Abendstunden weghelfen; allenfalls auch belehren. ?rociesse et cle-
leckre: Das gilt für dieKlassiker; auch fürBodenstedts Alexander
undDahns KönigRoderich noch.Von Zeit zuZeit läßt man fichS
gefallen; nur nicht zu oft. Nervenreizung und Lachmuskelgym»
nastik blieb die Hauptsache. Bis von Bayreuth der Ruf erging.
Auch Wagners theoretische Schriften hatte man nicht gelesen.
Nun, nach dem Vlertagewerk, horchte man auf. Was will da
werden? Erblüht uns in fränkischer Landschaft eintzellas? „Die
öffentliche Sittlichkeit kann fehr wohl nach dem Charakter der öf>

fentlichen Kunst einer Nation beurtheiltwerden; keine Kunst wirkt
aber so mächtig auf die Phantasie nnd das Gemüth eines Volkes
wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische. Wollten wir
einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen, daß die höchst be»
denkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch denZu»
stand der Sittlichkeit der Nation veranlaßt worden sei, und wollen
wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als mißleiteten öf»
fentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicherheit zu sagen,
daß eine Veredlung des Geschmackes und der nothwendig durch
diesen beeinflußten Sitten auf das Energischste durch das The»
aler geleitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Erwäg»
ungen die Leiter der Nation hingewiesen zu haben, würde nicht
die geringste Genügthuung sein, die aus einem glücklichen Ersolg
meiner htermitangekün digtenUnternehmungmtrerwachsen könn-
te." Das hatte Richard Wagner an die «Freunde seiner Kunst"
geschrieben Wieder Einer, der sich, wie Victor Hugo, den Nabel
der Welt wähnt. Dessen Willensgeboten eine ganze Menschheit
nun aber so gt. Bis auf den bayreuther Festspielhügel. Nichts zu
handeln und wenig zu gajfen: um Kunst zu genießen, kommen
Männer und Weiber; reisen viele Stunden lang, um in der un»
bequemen Enge des Frankenstädtchens Kunst zu schmausen. Der
verlachte Wunsch des kleinen Kapellmeisters ist erfüllt: im eigenen
Bühnenhaus kann er nach eigenemGeschmackseinemTraum das
lebendige Kleid wirken. Die monarchische und die plutokratische
Macht hat er leidenschaftlich befehdet: und Fürsten und Bänker
pilgern zu ihm. Für drei Sommerwochen entsteht am Rothen
Main einAthen.Da bereiten Tausende stchmorgensundmitlags
für den Kunstgenuß, dessen Verheißung sie hergelockt hat. Wird
über den sittlichen, den nationalen Werth des Werkes gehadert,
beim Bier nachts gar gerauft. (Denkst Du noch daran, weiser
Mathematiker, Geheimrath, Akademiker?) So herrlich weit ha-
ben, nach Spontini und Meyerbeer, Deutsche es nun gebracht.
DieseBretter bedeuten die Welt. Was rhythmisch dainunftrOhr
klingt, ist Ausdruck einer Weltanschauung. Daß sie vorgestern
von Feuerbach bezogen, gestern ins Schopenhauerische umge»
modelt worden war, merkte man noch nicht. Freute sich stolz des
Errungenen, das ganz neu schien und doch den Sinn des von den
Romantikern und der^eune^urope Verkündeten nur wiederholte.

»Unheilig acht' ich den Eid, der Unliebende eint; und mir wahr«
lich muthe nicht zu,daß mitZwang ich halte, wasDir nicht haftet:
dennwokühneKräftesich regen, daralh'ich offen zumKrieg." An»
gefähr fo hatte George Sand es gesagt: nur mit ein Bischen an-
deren Worten. Hier fprach der Genius in der richtigen Stunde.
Läutete eine Riesenglocke, an deren Strang alles Hoffen und Seh»
nen einer Zeit sich gehängt hatte. Das Gewand des altgerma»
Nischen Mythos und die Gedanken des neunzehnten Iahrhun»
derts. Ein Gott, der den alten Verträgen die bindende Kraft ab»
sprichtunddenBrecherderGöttergesetzestafeln herbeisehnt; Welt-
herrscher und Revolutionär. Echte Romantikerkontraste... Thut
nichts. Also spricht, von einem Sinai und nicht nur zu Christen,
der Meister: «Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst!"
Nur eine aus dem Geist der Musik geborene? Kunst, die in
Tönen denkt, nur? Unerträglich. Im Welt» und Menschen» Zu»
stand spüren wir eine entscheidende Veränderung: also muß auch
das höchste Drama, das Epochemachende, wiedermöglich werden.
EinneuesReich. Ein neues nationales und soziales Bewußtsein.
Eine Zeitstimmung, die an die großen Kulturkrisen erinnert; an
die Geburtstunden des aischylischenund des shakespearischenDra»
mas. Ist, was wir erleben, anumwandelnder Kraftdenn geringer
als die Ueberwindung des Paganismus und die Reformation?
Uns dünkt es gewaltiger. Demokratie urd Sozialismus. Dampf
und Elektrizität. Darwin und Marx. Materialismus,Determi»
nismus, Individualismus. Monismus. Und, bitte, dieKausali»
tät, liebe Leute! Welcher Tropf zweifelt noch, daß wir eine neue
Weltanschauung haben? Eine endlich, nach Weh undAch, ganz
undgar entgottete, Gottsdonnerwetter! Wir verlangendrum auch
ein neues Drama: ein Wortkunstwerk, das nebenWagners Ton»
gebild bestehen kann. Neu sollte es sein. Hebbels Psychologen»
genie war noch nicht entdeckt. Anzengruber mußte für Witzblätter
fronen. Ibsens „Stützen der Gesellschaft" blieben ein Vorstadt»
eifolg; mit den »Gespenstern" ging später Fontane selbst, derPa»
tron der Sprudeljugend, recht unsänftiglich um. .Kabale und
Liebe", »MariaMagdalena", „Gespenster",»Das vierteGebol":
da war ein Weg, den auch Rebellen beschreiten durften. Erfühlte
durch germanisches Land. Ward er gerade deshalb verschmäht?
DieeinenDichterkrönenkonnten,knietenvor einerTheorie. Einer

vom Westen hergewehten, versteht sich. Aus Paris hallte von
Zolas Feldzügen ein Echo über die Grenze; kam ein Buch, auf
dessen Titelblattder inDeutschland bisher unbekannte Herr Louis
Deprez geschlieben hatte: Involution naturaliste. Andächtig las
der deutsche Jüngling, der als Primaner vielleicht „einen Hohen»
staufen» Bandwurm in Spiritus gesetzt hatte", das Magierwort.
Das also ist das Neuste? Das trägt man jetzt in Paris? Muß
es trauen. I.e tkeätre sem naturaliZte «u II ne sera pas. Natura»
listisch? Das hieß nach der deutschen Terminologie (noch bei
Scherer): unfertig, kunstlos, roh. Naturalistenund Pfuschernennt
der Theaterdirektor Serlo feine Mimen. Drüben hat das Wort
wohl anderen Sinn. Welchen? Leichtists nichtzuerkennen. Dide-
rot, sagt Zola, ist unser Vater, die positivistische Philosophie des
neunzehnten Jahrhunderts unsereMutter.Diderot,deruns,schon
als Schüler Vahles und als Verfasser des Dialoges l,e neveu äe
l^smeau, näher ist als der berühmte IeanIacques, hat der Bühne
kein lebensfähiges Werk hinterlassen; nur graueTheorie. Seine
lustlosenBürgeistückele ttls naturel und l^e pere cle famillewurden
IfflandsundKotzebuesVorbilder. DerStand, meinte er, seifür
die Komoedie fortan wichtiger als der Charakter. «Die Pflichten,
Vortheile, Lasten des Standes müssen in den Vordergrund. Wird
die Charakterkomik nur im Geringsten übertrieben, so sagt sich der
Zuschauer: Das bin ich nicht. Seinen Stand und Pflichtenkreis
kann er nicht verkennen; was er darüber hört, muß er auf sich be»
ziehen." Der großeDialekttker schien winzig, wenn er vomThea»
ter, wunderlich, wenn er über Schausptelerswesen sprach. Und
sollte im Kampf um das Schauhaus nun Führer sein? Immer»
hin: ein revolutionärer Geist. Einer, der metaphysischen Aber»
glauben abgethan hat. Physiologe, nicht Theologe. Den können
wir brauchen. Der weiß, welche Mächte des Menschen Denken
und Thun bestimmen. Bretterkenntniß und Brettertechnik? Un»
sinn. Darüber sind wir hinaus. Der Lorber Scribe s lockt uns nicht.
Das neue Drama soll sich vom alten mindestens so unterscheiden
wie Wagners Gesammtkunstwerk von der Großen Oper. Soll der
höchste und tiefste Ausdruck modernen Empfindens sein.
Des deutschen Empfindens von 1889. Hundert Jahre zuvor
war auch eine ansehnliche Revolution gewesen (und der Mann,
der damals au f den Brettern dasStichwort sprach, Beaumarchais,
12»

hatte nach Diderot Hitzig wider die Armatur des Komoedienwesens
gekämpft, die vom graben Weg Molieres, Lesages, Sedaines
ins Dickicht wirrer Handlung Entflohenen fchroff getadelt: und
schenkte denLandsleutennun.FigarosHochzeit", das heutenoch
funkelnde Muster des Intriguenstückes). Die Revolution der
Bühnenkunst foi dert kein blutiges Opfer; wird, wie die jakobi»
nische, aber eine neue Welt schaffen. Eine Welt ohne konventio»
neUen Trug, in der ein Gefetz nur gilt: Sei wahr! Eine Macht
nur herrscht: die große, grausame Natur. ,Wtr sollen imAesthe»
tischen, wie im Sittlichen, nach meiner Aeberzeugung nicht das
Elfte Gebot erfinden, fondern die zehn vorhandenen erfüllen;
wenn Einer nur die alten Gesetztafeln wieder einmal n>it dem
Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem
allerlei unlautere Hände den Grundtext übermalt haben, vertilgt,
bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Verdienst." Das hatte
Hebbel geschrieben. Sein Rath war längst überholt. Keine Korn»
promisse! Walvater Wotan selbst hat aller Tradition ja das
Todesurtheil gesprochen. Alles muß anders werden. Wir haben
keinDrama. Die Stücke, die man unsaufbaut.sindausderSplel-
zeugschachtel. AnserLeben soll, unverschwächlicht undunvernied»
licht, nun aufs Schaugerüst; der Mensch unserer Tage, mit all
seinem Jammer. Vehmet die Mächler, die dem Volk vorlügen,
dasTheater habe sein eigenes Gesetzbuch. Das alte Theater viel-
leicht, das Vergnügungstätte war; das neue, von allen Kon»
ventionen gesäuberte, nur der Naturwahrheit dienstbare soll die
wirksamste Kulturmacht werden. Ernst nahm mans nun; wie die
wichtigste Angelegenheit der Nation. Höhnte das Elend der wel-
kenden, pries die Pracht der werdenden Bühnenkunst. Schickte
Siegesberichte ins Land, das dem hauptstädtischen Geschmack
mißtraute und lange spröd blieb. Aus Berlin kam das Licht.
Seit demWeinmonat des Jahres 1889 sollten wir glauben,
die Bretterwelt werde neu, wie von des Heilands Wort und
Wandel die Erdveste. Krieg aller Konvention. Krieg dem Thea-
tertelos. Menschen darzustellen, ist der letzieZweck Dramatischer
Kunst. Handelnde Menschen, deren Wllle sich sieghaft bäumt
oder splitternd bricht? Auch ruhende, die nicht mehr kämpfen oder
nie gekämpft haben. Objektive Darstellung ihres seelischen Zu-
standes genügt uns; ist werthvoller, einster Betrachtung würdi»

ger als das vieux jeu Eurer .Handlung". Ilm Menschen zu sehen
und erkennen zu lernen, gehen wir ins Theater. Alles Mensch»
liche (auch Wenns inunserem verkünstelten, verheuchelten Leben
falsch« Scham demBlick birgt) taugt aufs Schaugerüst. Und was
uns nicht menschlich dünkt, dem Alltagsspektakel nicht in jedem
Zug ähnlich, ist nur iür die Barbaren noch gut genug. Lange,
sorglich gefeilte Sätze? Die spricht Keiner. IIsts sicher?) Mono»
löge gar? Die hält Keiner. (Ists sicher?) Mit der Nothwendig.
keit einer Konvention undmitdenGrenzen der Gattungen bleibet
uns vom Leib; solches Wagistergerede hat noch nie die Verjün»
gung einerKunst gehemmt. HerrOmnes läßt sichs gefallen. Nach
dem ersten Schreck über dieRoheit derBringer neuentzeils. Ein
trunkener, halbnackter Bauer, der seiner Tochter für Liebkosung
Geld bietet, sie „mit der Plumpheit eines Gorillas umarmt und
dabei unzüchtige Griffe macht", von dem Mädchen „Schwein"
genannt und mit derbem Stoß auf die Erde geschleudert wird:
Das ward auf der Bühne noch nicht gesehen. Nicht gehört, daß
einem Fräulein, als es zu einer gefährlichen Entbindung den
Axzt holen will, von einem Verwandten zugerufen wird: »Was
ist denn bei Euch los? Ihr habt wohl Schweineschlachten?" Da
tobte man ein Weilchen; gewöhnte sich aber bald an den Ton.
Das Ueberraschende macht Gück. Herr Omnes ist immer sroh,
wenn er hoffen darf, zu einer Weltwende mitzuwirken. Und
dann: so hatte es ja stets angefangen. Räuber, Götz, tzernani,
Lucinde, Lohengrin, Gefilde der Seligen: so oft in neuen Lauten
ein neuer Genius fpro ch, hatte die Masse sich mit ihrem rückstän-
digenUrtheil unsterblich blamirt. Und die Rezensenten zunft erst!
Lest doch, was Karl Philipp Moritz anno 1784 in der Vossischen
Zeitung über „Kabale undLiebe"gesagthat! „Wiedereinmalein
Produkt, das unseren Zeiten Schande macht. Mit welcherStirn
kann ein Mensch doch solchenUnstnn schreiben und drucken lassen
und wie muß es in Dessen Kopf und Herz aussehen, der solche
Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! So
schreiben, heißt, Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten;
und darin hat denn der Verfasser sich selbst übertroffen. Aus
einigen Szenen hätte was werden können; aber Alles, was dieser
Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und
Blase. Ich bin müde, den Unsinn abzuschreiben. Bios der Un»

Wille darüber, daß ein Mensch das Publikum mit falschem
Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streut und auf solche
Weise den Beifall zu erschleichen sucht, den sich ein Lesstng und
Andere mit all ihren Talenten und dem eifrigsten Kunstfleiß
kaum zu erwerben vermochten, konnte zu dieser ekelhaften Be»
schäftigung anspornen. Nun Hei es aber genug; ich wasche meine
Hände von diesem schillerifchen Schmutz und werde mich wohl
hüten, mich je wieder damit zu befassen." Da habtIzrs; und
dieferMann galt für einen großen Kritikus, warKonrektor eines
berlinischen Gymnasiums und wird von Manchem noch heute
als ein Aesthetiker geschätzt. Da habt Ihr all das alberne Ge»
schimpf, das danach Kleist und Byron, Hugo und Schlegel,
Wagner undBerlioz,Manet und Böcklin zu hören bekamen und
das jetzt wieder den neuenCitherklangüberschreienmöchte. Doch
wir sind nicht so dumm wie die Ahnen. Uns soll die Nachwelt
nicht für Esel halten. Wir sind für das Allerneuste. GegenTheo-
logie und Teleologie. Für Monismus und Kaufaliiät. Für den
hellen Tag und die große, unerbittlich grausame Natur. Rata-
plan! Die Abhärtung begann. Grobe Worte, wüste Bilder ge»
fielen (car les bour^eois airnaient trop qu'on les ckawuillät, en avant
I air 6e les bousculer, hetßts schon in Zolas Oeuvre). Nie hatte die
Sexualität sich so protzig in den Vordergrund der Bühne ge»
drängt; nie solches Gesindel sich auf dem tzolzrund getummelt,
das einst nur die Großen der Erde beschreiten durften. Doch auf
jeden Frühling folgt ein Herbst. Schon fünfzehn Jahre spater
sollten die selben Leute, die auf Natürlichkeit drefstrt und an-
muthigem Theaterspiel streng entwöhnt waren,inAndacht einem
Wortgetändel lauschen, das die Reformatoren von 1889 als den
verächtlichsten Rückfall in die Modergrube der Konvention be»
spien hätten. Sollten wieder bewundern, was ihnen so langeals
ein jämmerliches Philisterplaisir verekelt worden war: Einfäde»
lung, Knotung und Lösung einer Intrigue, zierliche Rede, Witz,
komische Wirkung einer künstlich geschaffenen Situation.
Als er einen Richard Gloster, eintzistorien»Dramades (ver-
gessenen) Herrn Weiß, rezenstrt hatte, schrieb der hamburgische
Dramaturg: «EinDichter kann viel gethan und dochnichts damit
verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns
hat: es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zu»

kommen; esmuß diese vornehmlich haben und alle anderen können
deren Mangel auf keine Weise ersetzen, besonders, wenn die
Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit
ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie
weiter nichts als solche Wirkungen her vorbringen wollte, die durch
«ine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Galtung eben so
wohl zu erhalten wären. Gin Bund Stroh aufzuheben, muß man
keine Maschinen in Bewegung setzen? was ich mit dem Fuß um»
stoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich
muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu ver»
brennen. Wozu die saureArbeit der dramatischen Form? Wozu
ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse
gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? Wenn ich
mit meinem Werk und mit dessen Ausführung weiter nichts her»
vorbringen willalseinigevon den Regungen, die eine Erzählung,
von Jedem zu Haus in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch
hervorbringenwürde?" AlsSaicey (erst 1869) dietzamburgische
Dramaturgie entdeckte, ward ihm wie Einem, der unter alten
Leinwänden in der Rumpelkammer das von einem Meister ge»
maltePortrait eines Ahnen gefunden hatund es nun in frommer
Rührung betrachtet. «Dem ähnele ich ja; von Dem stamme ich."
Und war stolz darauf, daß feine Theatertheorie sich als von fo
altem Adel erwies. Bei uns aber hieß, wer lessingisch sprach,
lange ein Tropf, der nicht mehr in die Zeit passe. Sollte neben
Denen am Pranger stehen, deren blödes Auge den Genius der
Manet und Rodin nicht erkannt, deren Geifer den Iungmeistern
Angewandter Kunst denWeg besudelt hatte. Undankbares Amt
<orum spreizte just das winzige Volk, das ohne Applaus nicht
leben kann, sich bald höchst modern). Ungerechter Spruch. Welcher
Pinselrebell hat jegeleugnet, daß für ein dem Salon zugedachtes
Tafelbild anderes Gefetz gilt als für ein Gemälde, daß die Decke
eines Monumentalbaues schmücken soll? Wollte Manet, daß
sein Spargel, wie die Fabelkirschen des Zeuxis, dem Beschauer
eßbar scheine? Baumeister und Möbelreformatoren haben
Mancherlei versucht. Doch weder ein Haus ohne Dach noch ein
fensterloses Zimmer gebaut; nie das Gesetz der Gravitation be»
stritten noch behauptet, derTtschderZukunftbrauche keinePlalte.
Jeder Starke hat gewünscht und gehofft, mit seiner Kunst das

Ererbtemehren zukönnen; dochkeiner gewähnt, erdürfedenüber»
lief« tenFormenschatz lächelnd verschmähen. Nur au > demTheater
sahenwir solches Erdreisten.WeilEpigonenundMächlerschlechte
Stücke geschrieben hatten, weil manche Mittel (Rekognition, Ver-
wechselung, Selbstcharakteristik) nachgerade veraltet schienen,
sollte kein Gesetz mehr gellen, keine Konvention noch derAchtung
würdig, nur von einem anarchischen Zustand dastzeilzuerhosfen
sein. Daß von Praxiteles, Buonarorli, Leonardo, Velazquez,
Verrocchio, Rubenö, Rembrandt, Dürer, avch vonIngres und
Delacroiz, von Schadow, Schlüterund Schinkel noch Etwas zu
lernen ist, das Wesentliche des Könnens, leugnet kein mündiger
Sezessionist. Der kommendenBühnenkunstsolltekeinsder Gesetze
taugen, die, von Aischylos bis auf Ibsen, alle Dramatiker ge»
bunden hatten. Wer zweifelt, ist einPedant, Schulfuchs, Regel»
anbeter. Bewußte oder unbewußte Entstellung? Schicket die ent-
kräftete Theaterkunst, wie abgearbeitete Bureaumenschen und
bleichsüchtige Mädchen, aufs Land und erprobet, ob sie im Urständ
der Natur genesen kann. Vehmet jede entbehrliche Konvention.
Glaubet nicht, daß unsFallen gestellt, unsere Nervenstränge ge»
spannt werden müssen, damit wir zufrieden seien. Stellet die
Schwachheit,Dummheit, Gemeinheit desMenschenunverzierlicht
so dar, wie die in der Landluft geschärften Organe sie Euch er»
kennen lehlten. Gebt uns sowenigIntriguewieMollöre insetner
Typenkomoedie, wie Lesage im lurcaret, Sedaine im PKilosopKe
Sans le savoir, so wenig, wie (germanische Muster sind kaum zu
finden) Diderot und Beaumarchais in trotzigenDogmen befahlen.
Lassetin Eurer Schöpfung denmodernsten Geist walten. Sprechet,
mit Moliere, getrost: l^esÄnciens sont les ancienZ et nous sominesles
Zens g'auj«urä'Kui. Haltet nicht Alles für heilig, was die Farbe
grauer Vorzeit trägt. Ersetzet, nach Zolas Rath, das Fatum durch
unserem Glauben nähere Schicksals mächte oder nennet es wenig»
stens mit einem Modenamen (Milieu, Hereditäi). Kümmert Euch
um die Physiologie mehr als je vor Euch ein Dichter. Entthronet
den Herrgott selbst, wenn Euch titanischer Drang treibt. Keine
Vision wird uns schrecken. KeinWagniß zuprüdem Pfauenschrei
reizen. Nur wähnet nicht, daß alle Konvention abgetragener
Plunder ist. Nur richtet Euch in den Grenzen des erwählten
Kunstbereiches ein. Nur verachtet das Handwerk nicht, ohne das

IhrDauerndes doch nicht zu wirken vermögt. «Für dasTheater
zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein
Talent, das man besitzen muß; Beides ist selten, und wo es sich
nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag
kommen." Das sprach keinMagister: sprach Goethe. Die Bretter»
bühne hat ihr eigenes Lebensgesetz. Nur die Nachzügler und
Troßknechte des Naturalismus leugnen es heute noch. Die An»
deren lächeln, wenn sie die guten alten Stichworts hören. .Na-
türlichkeit", «Freiheltvon Regelzwang": derScholarch von Me»
dan hatte es lange genug mit dem Bakel gepredigt. Strenges
Gesetz undAbkehrvon leidig grauer Wirklichkeit wird nun wieder
die Losung. Herr Andre Gide, der den Ehrgeiz hat, immer im
letzten Boot zu sitzen, schrieb vor zwölf Iahren: «Kunst ist stets
das Resultat eines Zwangszustandes. Wer glaubt, ihre Höhe
sei von ihrer Freiheit bedingt, könnte eben so gut glauben, die
Schnur hindere den Papierdrachen, himmelan zu steigen. Ohne
Schnur käme er aber nick tin die Höhe. Nur kränkelnde Kunst strebt
nach Freiheit; mit der Kraft kehrt ihr auch die Freude am Kampf,
an der Ueberwindun gdes Hindernisses zurück. Hellas ächtete Den,
der die Lyra mit einer neuen Saite bespannte. Die Kunst ent»
bindet sich dem Zwang, lebt vom Kamps, stirbt an der Freiheit.
Wollt Ihr das Theater dem Episodismus entreißen, so zwingt
ihm zuerst wieder Regeln auf. Wollt Ihr, daß es Euch wieder Cha-
ra ktere zeige, fo müßt Ihrswie der vomLeben en tfernen. EinDram a
soll ein Drama sein und nichtnachdemScheineinerRealitättrach»
ten, der, wenn er erlangt wäre, neben der Wirklichkeit nur einen
Pleonasmus entstehen ließe. Das kühne Werk des Pygmalion
und des Prometheus kann (im Bezirk der Dramatik) nur Denen
gelingen, die zwischen Bühne und Leben, zwischen Schein und
Wirklichkeit mit Bewußtsein einen tiefen Graben ziehen." Das
klang anders als das oft zuvor (und manchmal danach) gehörte,
immer verdächtige Lob: vor Hinzens neuem Meisterwerk habe,
weils gar so menschlich, dem im Leben Sichtbaren so ähnlich war,
Dagobert Kunz, Doktor der Presse, «ganz vergessen, daß er im
Theater saß." Er solls nicht vergessen. (Hat je selb st ein Schwärmer
gehofft, der Brutus Buonaroltis oder Permeers Sterngucker
werde ihn ansprechen, Mona Lisa die Lippen zu sittsamem Rath,
Helene oder Saskia ihre zum Kuß öffnen?) Er h ats auch niemals

vergessen; hat Oedipus und Hamlet, Gretchen und Wallenstein,
Julia und Falstaff, Hjalmar und Rosmer, Tolstois Fedja und
Strindbergs Gattungboxer, Lies Lindeltn und Wedekinds Lulu
stets als Kunstgebilde empfunden. Nur das Kind und derBarbar
wünscht sich völlige Täuschung; möchte denBöfen vonderBühne
prügeln und die argloseUn schuld vor ihm warnen. Dem Erwach-
senen, Kultivirten ist Kunst Symbo . Manchen Glauben aber hat
die Terminologie, die der Pfaffheit eingewöhnte Sprechweise,
überlebt. Wieder schäkern »Die beiden Klingsberg" zwischen be-
malten Leinwänden. Der Naturalismus ist aus der Mode. Nur
seine Worthülsen werden von Müßigen manchmal noch aufge»
blasen. Und als sein deutscherVater, endlich, vom Bühnenthron
herab zu Ohr und Auge deutscher Menschheit sprach, jauchzte fle
nicht demBringer täuschenden Wirklichkeilscheines:jauchzte dem
Dichter, der «Musik hat in sichseIbst".SahetIhr,denen dasGlück
ward,imDeutschenTheaterdie feinsterWunderoolleAufführung
von Lenzens «Soldaten" zu erleben, nach jeder bildhaft gefaßten
tzandlungschnitte am Bühnenvorbau rechts und links die Licht»
drillingpaare aufglühen? Führet Ihr nicht jedesmal blinzelnd
auf.als bleiche jähes Erwachen dieTraumwelt der Seele infahle
Wirklichkeit? Der genialischeEinfall (einer von hundert, die diesem
Werk fruchtbarwurden)desBretterprosperoMaxReinhardt zog
zwischen Schein und Sein den tiefen Graben; lehrte, auf dem
kürzesten Weg, durch das Auge, ahnen, daß hier, im bunten Thal
der Lüge, schönen und wüsten Wahnes, andere Ernte zu hoffen
ist als von dem hölzernenAcker, dendieunverehelichte Rose Bernd
im Schweiß ihres zwiefach mißbrauchten Leibes bestellt.
Den Vater des »deutschen Naturalismus" nenne ich den
livländischen PfarrerssohnIakobMichaelReinholdLenz. 1772:
Lessings Emtlia Galotti. 1773: Götz. 1774: Lenzens Komoedie
«Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung'. 1776, im
Geburtjahr des wiener tzof» und Nationaltheaters: «Soldaten".
Schnell folgen Klingers «Sturm und Drang" und Wagners
«Kindermörderin"; erst 1731 «Die Räuber", 1784 «Kabale und
Liebe". WederGötz (das schöne Ungeheuer nannte Wieland das
Drama; und aus Wielands «Shakespeare", Klopstocks Her»
mannsschlacht, Mösers deutschen Geschichtstudien kam der
Keim des Werkes, den «antizipirte Erkenntnitz mannichfacher,

nicht erlebter menschlicher Zustände' reifte) noch der Major
vonTellheim oder Leisewitzens Julius von Tarent sinddieAhnen
der Moor und Spiegelberg, Gianettino und Miller. Und Gersten»
berg hatte im „Ugolino", in Dantes Bann, nicht, wie ers in dem
»Schreiben an Herrn Weiße" verlangte, das Leben so gemalt,
„daß der Zuschauer hingerissen werde, zu glauben, er sehe das
wahre Werk der Natur". Lenz war ein Anfang; war, wie man
damals sagte, ein»Originalgente", trotzdem er die »Schaubühne
Englischerund FranzöstscherKomoedianten",Plautus,Gottsched,
Hamann, Herder, Gellert, Diderot, Rousseau, Ltllo, Richardson,
Goldsmith, Poung, Rabener, Zacharias wohl kannte. Als Drei»
undzwanzigjährigerschasft ereinWerk,vondemdieRäuberfzenen
den Ton, Millers Stube und Klärchens Umwelt die Atmosphäre
empfangen und dessen musisch zwischen Volkslied und grasser Bal»
. ladeschwingenderWirbeluns heute in Entzückungberauscht. Nie
wieder gelingt ihm, der noch achtzehn Jahre lebt, Großes. Er
wird verschrien, dann vergessen. And war dennoch: Lenz>
»Lenz beträgt sich bilderstürmerisch gegen die Herkömmlich»
keit des Theaters und will denn eben allund allüberallnach shake»
spearischer Weise gehandelt haben. Da ich diesen so talentvollen
wie seltsamen Menschen hier zu erwähnen veranlaßt werde, so ist
wohl der Ort, versuchsweise Einiges über ihn zu sagen. Ich
le«nte ihn erst gegen das Ende meines straßburger Aufenthaltes
kennen. Wir sahen uns selten; seine Gesellschaft war nicht die
meine, aber wir suchtendochGelegenheit, uns zutreffen, und theil«
ten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge,
ähnliche Gesinnungen hegten. Klein, aber nett von Gestalt, ein
allerliebstes Köpfchen,dessen zierlicherForm niedliche,etwas ab-
gestumpfte Züge vollkommen entsprachen, blaue Augen, blonde
tzaare,kurz,einPersönchen,wie mir unter nordischen Jünglingen
von Zeit zu Zeit eins begegnet ist; einen sanften, gleichsam vor»
sichtigen Schritt, eine angenehme, nicht ganz fließende Sprache
und ein Betragen, das, zwischen Zurückhaltung und Schüchtern»
heit sich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anstand. Klei»
nere Gedichie, besonders seine eigenen, las er sehr gut vor und
schrieb eine fließende Hand. Für feine Sinnesart wüßte ich nur
das englische Wort vKimZical, welches, wie das Wörterbuch aus»
weist, gar manche Seltsamkeiten in einem Begriff zusammenfaßt.
Er hatte einen entschiedenenHangzurIntrigue.undzwarzurIn»

trigue ansich, ohne daß er eigen! licheZ wecke.verständige, selb stische,
erreichbare Zwecke, dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er sich im»
mer etwas Fratzenhaftes vorzusetzen und eben des Vegen diente
es ihm zur beständigen Unterhaltung. Auf diese Weise war er
zeitlebens ein Schelm in der Einbildung, seine Liebe wie sein haß
waren imaginär, mit seinenVorstellungen und Gefühlen verfuhr
er willkürlich, damit er immerfort Etwas zu thun haben möchte.
Durch die verkehrtesten Mittel suchte er seinen Neigungen und
Abneigungen Reali lät zu geben und vernichtete sein Werk immer
wieder selbst; und so hat er Niemanden, den er liebte, jemals ge»
nützt, Niemanden, den er haßte, jemals geschc det; und im San»
zen schien er nur zu sündigen, um sich strafen, nur zu intriguiren,
um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.Aus wahr»
hafter Tiefe, aus unerschöpflicher Produktivität ging sein Talent
hervor.in welchem Zartheit.Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit
einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durch»
aus kränkelte; und gerade diese Talente sind am Schwersten zu'
beurtheilen.Man konnte in seinenArbeiten große Züge nicht ver»
kennen; eine liebliche Zärtlichkeit schleicht sich durch zwischen den
albernsten und barockestenFratzen.die manselbst einemsogründ»
lichen und anspruchlosen Humor, einer wahrhaft komischen Gabe
kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zu»
sammengesetzt, dem er durch seine Rührigkeit eine Bedeutung zu
geben wußte, und er konnte um so mehr vieleStunden verschlen»
dern, als die Zeit, die er zum Lesen anwendete, ihm, bei einem
glücklichen Gedächtniß, immer viel Frucht brachte und seine ori»
ginelle Denkweise mit mannichfaltigem Stoff bereicherte. Man
hatte ihn mit livländischen Kavalieren nach Straßburg gesendet
und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der
ältere Baron (Kleist) ging für einige Zeit ins Vaterland zurück
und hinterließ eine Geliebte (Kleophe Fiebich), an die er fest ge»
knüpft war. Lenz, um den zweiten Bruder, der auch um dieses
Frauenzimmer warb.undandereLiebhaberzmückzudrängen und
das kostbare Herz seinem abwesenden Freund zu erhalten, be»
schloß nun, selbst sich in die Schöne verliebt zu stellen oder, wenn
man will, zu verlieben. Er setzte diese seine These mit der hart»
näckigstenAnhängltchkeit an das Ideal, das er sich vonihrgemacht
hatte, durch,ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die

Ilebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Desto
besser sü> ihn! Denn b ei ihm war es auch nur Spiel, welches desto
länger dauern konnte, als sie es ihm gleichfalls spielend erwiderte,
ihn bald anzog, bald abstieß, bald hervorrief, bald hintansetzte.
Man sei überzeugt, daß, wenn er zum Bewußtsein kam, wie ihm
denn Das zuweilen zu geschehen pflegte, er sich zu einem solchen
Fund recht behaglich Glück gewünscht habe. Aebrigens lebte er,
wie seine Zöglinge, meistens mit Offizieren der Garnison, wobei
ihm die wunde, samen Anschauungen, die er späler in demLustspiel
,Die Soldaten' aufstellte, mögen geworden sein. Kaum war Götz
von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläufigen Auf»
satz zusendete, auf geringes Konzeptpapier geschrieben, dessen er
sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand, weder oben
noch unten noch an denSeiten, zu lassen. Das Hauptabsehen dieser
Schrift (.Ueber unsere Ehe') war, mein Talent und das seinige
neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zusubordiniren,
bald sich mir gleich zu setzen; das Alles aber geschah mit so
humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die
er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine
Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang,
daß er aus dem formlofen Schweifen sich zusammenziehen und
die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer
Fassung benutzen möchte. Einigermaßen auffallend war mir, daß
er in einem lakonischen Vorbericht zu seinen .Anmerkungen über
das Thealer' sich dahin äußei te, als sei der Inhalt dieses Aufsatzes,
der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war,
schon vor einigen Iahren als Vorlesung einer Gesellschaft von
Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit also, wo Götz
noch nicht geschrieben gewesen. In Lenzens straßbmger Ver»
hälmissen schien ein literarischer Cirkel, den ich nicht kennen sollte,
etwas problematisch; allein ich ließ es hingehen und verschaffte
ihm zu dieser wie zu seinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne
auch nur im Mindesten zu ahnen, daß er mich zum vorzüglichsten
Gegenstande seines imaginären Hasses und zumZiel einer oben»
teuerlichen und grillenhaften Verfolgunz ausersehen hatte. Als
ich die Handschrift von,Götter, Helden und Wieland' an Lenz
nach Straßburg schickte, schien er davon entzückt und behauplete,
das Stück müsse auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem

Hin» und Widerschreiben gestand ich es zuund ergab es in Straß»
bürg eilig unter die Presse. Erst lange nachher erfuhr ich, daß
Dieses einer von Lenzens ersten Schlitten gewesen, wodurch er
mir zu schaden und mich beim Publikum in üblen Ruf zu setzen
die Absicht hatte; wovon ich aber zu jener Zeit nichts spürte noch
ahnete." (Sätze aus drei Büchern von „Dichtung und Wahrheit".)
Gewiß: nichts auch nur ahnete; noch im Sommer 1773, da Goethe,
auf dem Weg in die Schweiz, wieder in Straßburg einkehrte,
schrieb er in Lenzens Stammbuch: «Zur Erinnerung guter Stun»
den, aller Freuden, allerWunden, aller Sorgen, aller Schmerzen
in zwei tollen Dichterherzen, noch im letzten Augenblick lass' ich
Lenzgen Dies zurück." Lenzgen: dem «allerliebsten Köpfchen".
Später, aus dicht umschattetem Gedächtniß, schrieb Goethe
über Lenz:, Er hatte sich nach meinerAbreise im Haus der Friderrke
Brionintroduzirt.von mir,was nur möglich war.zu erfahren ge-
sucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe gab,
meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden.
Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in
sie gestellt, weil er glaubte, Das sei der einzige Weg, hinter die
Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie, nun gewarnt,
scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er
es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords,
da man ihn denn für halbtollerklären und nach der Stadt schaffen
kann.Frtderike klärt mich über die Absicht auf.mir zuschoben und
mich in der Öffentlichen Meinung un d sonst zu Grunde zu richten;
weshalberdenn auch damals dieFarcegegenWieland hatdrucken
lassen. Seltsamstes und indefinib elftes Individuum. Neben
seinemTalent, das von einer genialen, aber barockenAnsicht der
Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, Alles, auch
das Simpelste, durchIntriguezulhun, dergestalt, daß er sichVer»
Hältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische
Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. Wobei ihm, in Ab»
ficht aufBeurtheilungundImputation.immerfeinetzalbnarrheit,
ein gewisser von Jedermann anerkannter, bedauerter, ja, geliebter
Wahnsinn zu Statten kam." ImApril 1776 war Lenz plötzlich in
Weimar angelangt. Goethe sondert ihn bald nach Berka ab; meint,
der Leidende sei «in unserem Wesen endlich lieb und gut gewor»
den", und schreibt im September an Charlotte von Stein, die den

Wunderlichen Fremdling in ihr Schloß Kochberg eingeladen hat:
»Ich schick'Ihnen Lenzen; endlich Hab' ichs über mich gewonnen.
Er soll Sie sehen und die verstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart
die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide! Er soll
mit Ihnen sein! Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück an»
kündigte. Er war ganz in Thränen, da ichs ihm sagte; bittet nur,
ihn in seinem Wesen zu lassen. Lohns Gott, was Sie für Lenzen
thun!" An Merck: «Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind; wir
wiegen und tänzeln ihn undgeben und lassen ihm von Spielzeug,
was er will."Wieland,der ihmtzohn undSchmähung verziehen,
das brüderliche Du gewährt hat, heißt ihn einen guten Jungen,
der nach jedem dummen Streich selb st staun e, wie eine Gan s, wenn
sie ein Ei gelegt hat. Auf Kochberg währ t die Freude sechs Wochen.
Lenz erzählte nach seiner Rückkehr, er habe dort dem jungen Herzog,
der aus dem Kahn in den Schloßgraben fiel, das Leben gerettet.
Am ersten Dezember muß er dastzerzogthum verlassen, „ausge»
stoßen aus demHimmel, als ein Landläufer, Rebell.Pas quillant!"
Weshalb? Völliger schreibt:»Goethes Fortuna zog zuerst Lenzen
nach Weimar, der geradezu als Hofnarr behandelt, aber,
als er einmal zwischen der alten Herzogin und der begünstigten
Liebhaberin, der Frau von Stein, eine Klatscherei gemacht hatte,
plötzlich fortgeschafft wurde und von Kalb noch einige Louisdor
Reisegeld bekam; er hatte auf des Herzogs Unkosten sein Genie»
Wesen getrieben und war inAllem aus der herzoglichen Schatulle
erhalten worden. Eines Tages war er, sehr zerlumpt und abge»
rissen, im .Erbprinzen' angekommen; an Goethe, der dem Herzog
in einerUnpäßlichkeitlInterhaltung leistete, schickte ersogleich eine
Karte desInhalts: ,Derlahme Kranich ist angekommen. Ersucht,
wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.' Goethe lachte laut auf, als er
dasBillet erhielt, und reichte es dem Herzog, der sogleich befiehlt,
Lenz solle geholt werden." Scherer:, Goethe mußte selbst den über»
legenen, kühlen,ja, grausamen tzosmann spielen, als der unglück»
liche Lenz an den weimarischen Hof kam, gehegt und geduldet
wurde wie ein krankes Kind und zuletzt durch einen thörichten
Streich, ähnlich wie Tasso durch die Umarmung der Prinzessin,
sich eine unwiderrufliche Verbannung zuzog. Lenz und Goethe
fließen im Tasso des Trauerspieles zusammen." (Auch Antonio
ist Goethe.) Lenz stirbt, als Tasso ins deutsche Leben tritt.

Nachts, auf der Straße, stirbt Lenz Der Balte, der Deutsch,
lands Dichtern auf einen Gipfel vorangeschritten war, stirbt im
finsteren Schoß des Stiefmütterchens Moskau; der Sänger der
keuschen Sienesin Katharina in der Hauptstadt der mit Bewußt»
sein unkeuschen Kaiserin, der die Branicki, Poniatowski, Potocki
heimlich just die zweite Theilung Polens vorbereiten.Von Seß-
wegen über Berlin, Straßburg, Weimar, die Schweiz, Baden
nach Moskau: «Ich aber werde dunkel sein und gehemeinen Weg
allein." Steinigen, durch Dornengestrüpp schmal sich windenden
Weg. Der Theologe entläuft der königsberger Hochschule, wird,
selbst noch fast ein Knabe, Hofmeister der Brüder Kleist, übersetzt
und modelt flink Pope, Plautus, Shakespeare, wird Aesthetiker,
Dramaturg, Erzähler, Lyriker, Dramatiker, Stratege, Rufer zu
neuer tzeereseinrichtung, Geschlechtssitte, Erziehung, Satiriker
des Lebens und der Literatur: und bricht nach sieben Iahren so
ungestüm wirrenPlanensundSchasfenssiechzufammen.Meophe,
Friderike, Henriette von Waldner, Goethes Schwester Kornelia
Schlosser hat er in diesen Iahren des Rennens durch die Welt
heftig geliebt. DiedünneKerze seinerLebenskraftvon beiden En»
den desLeuchtfadens aus thöricht verbrannt. EinArmer, feit der
Trennung von Kleists oft Hungernder, den Nikolai, der berliner
Gefchmäcklerpfaff, abwies und die anderen Verleger dürfng
löhnten. Aus Weimar flieht erzuSchlossers nach Emmendingen,
in die Schweiz, wieder zu Schlosser, der Witwer geworden
ist, abermals nach Zürich und Winter thur, in den Elsaß (wo er,
wenn er sich zu zähmen vermöchte, als Vikar des Pfarrers Ober»
lin bestallt würde), nach Emmendingen. Dort läßt Klinger, der zu
Besuch kommt, den Kümmerling abends, nur in einen Mantel
gehüllt, an den Brettenbach tragen und zehn Minuten lang im
kalten Wasser strampeln. Danach schläft der arme Kerl; erstarkt
aber nicht. Auch nicht durch Körpersarbeit beim Schuster, beim
Förster. Endlich holt Bruder Karl, der inIenastudirt.aufSchlos»
fers drängendeBitte den seelisch und leiblich Kranken nach Haus.
Kühl empfängt der hochwürdige Generalsuperintendent den Ver»
lorenen Sohn. Der wandert aus dem Baltikum riachA.trußland.
And verschmachtet, gewiß in Elend, noch elf düstere Jahre.
Goethe hat sich um den Einblick inLenzr ns Seele nicht mehr
als später um den inKleists bemüht; nichtmehr alsMontecatino

zuerst um den Eindrang in Tassos Wesen. Er sp:icht über den
Anreger, Stürmer, Schöpfer wie Bismarck über tzany Arnim
(kaum überRobertGoltz); unzärtlicher fast als Schiller von Bür»
ger. Talentvoll, manchmal genialisch, doch niemals groß, immer
nur niedlich, allerliebst,komisch; und imAlltagswandel unwahr»
haftig, ein Heuchler, Zetteler, tückischer Gesell. Die Literaturge-
schichte hat ihremAbgott dasUrtheil nachgelallt. »Mitempören»
der Schamlosigkeit werden in den .Soldaten' alle niederträchtig»
sten Wüstheiten des Garnisonlebens geschildert. Was soll man
zu diesem Stück sagen?" (Hettner.) »EinWachtstubenabenteuer,
so ekel wie möglich, stellt sich in dem verrückten Stück dar." (Ger-
Vinns.) Und so weiter, bis über Scherer hinaus. War Goethe als
Lenzens Richter an manchem Tag zugleich Partei? Der hübsche
Livländer sprang ihm zu oft, zu nah ins Gehege. Wi, bt um Fride-
ttke,wirdvonFrauRathbemuttertund als Taufgevatter begrüßt,
von Sophie La Roche gestreichelt, von Schlosser hitziger noch als
die anderen »beim Schwager durchgefallenen neuen Genies" be»
wundert und inKorreliens inniges Vertrauen eingelassen. Weil
in all diesen Häusern mit dem Gast über den Einzigen geredet,
auch wohl über sein Menschlichstes gehechelt wird, gieb s unbe»
quemen Tratsch. ^So war er schon als Kind. Eisig wie ragender
Gletscher. Im tiessten Grund nur mit sich beschäftigt; unfähig zu
fromm sich bescheidender Einkehr in anderes Wesen. InSelbst»
sucht erstarrt. Nun garein schmiegsamerHofmann." So(ungefähr)
mag getuscheltworden sein.Daraus wird Entgottung. Und immer
vor Lenzens Ohr. Der schwärzt den Marmor wohl noch. Will
vor dem Götz sich in götzischen Trotz wider morsche Ordnung und
verjährte Regeln aufgebäumthaben.(Das that er; hatte aberden
Zorn über »die so erschröckliche, jämmerlich berühmte Bulle von
den drei Einheiten" und ähnliches Erdreistendem hamburgischen
Dramaturgen abgelauscht.) Ein neidischer Bursche und hämischer
Narr. AuchMajestät kann irren.Wer Lenzens Werklesengelernt
hat, schüttelt, wie Sommers Greisenhaar, den hartenSpruch des
sanft Gewaltigen ab. Lenz hat Kleophe, Friderike, Kornelia in»
brünstig geliebt; in Verzückung zu lieben geglaubt. Und tapfer,
bis ihn die Psychose zermürbte, in klare Erkenntniß des eigenen
Wesens, Unwesens gestrebt. »Den leichtsinnigen, eitlen, seines
Triumphes bewußtenKnaben sah, statt des entzückten,leidenschaft-

ltchenAnbeters.ihrBlick;mitVerachturig wandte sieihrAugevon
mir und nachher hat es mich nie wieder beschienen. O wie edler,
gerechter Stolz war in dieser Verachtung! Wie fühlte ich meine
Kleinheit! Ein unempfindlicher, ohnbärtiger Bube, der sich nur
das Ansehen von Empfindbarkeit zu geben wußte! Und dochwar
allDas bei mir nurLeichtsinn, nicht bösesHerz.Ichbin zum Nar-
ren geboren und deshalb ist mein Leben ewZusammenhang von
den empfindlichsten Leiden und Plagen, die dadurch nur noch
empfindlicher werden, daß ich sie keinem Menschen begreiflich
machen kann." Nicht einmal dem Schöpfer desWerther,Clavigo,
Fernando.Wilhelm Meister, Euphorion, Tasss. Der sogar nimmt
den Poeten moralisch; bindet den von Phantasie Trunkenen, der
die Nächsten seinem Traum anähneln will und, wenn sie unter
eingebildeter Hoheit und holder Würde bleiben, aus wüihender
Enttäuschung sich, mit heiserem Gebell, von ihnen wendet, vc> s
nüchterne Wäger« und Forscherauge. (Welches Urlheil sprach:
Faustens Famulus über Helenas faustischen Knaben?) Derbe»
greift nicht, dag sein hoch und tief durchsonntes Schicksal, seinebau-
meisteriiche Mannheit in der nächtigen Seele des armen Freun»
des gegen den lauteren Willen zu Bewunderung den geduckien
Schwarzalbenneid aufrecken und wajfnen muß: und entschließt
sich, einen listig wühlenden,im Gebüsch hetzendenFeind undErz-
schelm in dem völlig ihm Hingegebenen zu sehen, der die «Nacht»
schwörmerei" und das «Pandaemonium Germanicum" von sich
gab, das schrilleLied vomAllumfasserGoethe. Auch, freilich, das
kleineDramavon Tantalus, der am olympischen Hof nur, als putzi-
ges Persö^chen.geduldetwird und «den GötternzurFarcedient".
... Erholungfrist? In den Wunsch, öas Bild des livlschen
Peer Gynt.tzjalmar und (dennoch, Allerhalter!) Tasso ins Tan»
talische auszumalen, gellt des Fernrufs Klingel. »Nicht Wilson,
sondern Hughes gewählt." Der aus Britanien stammende Bap»
tist, Republikaner, steifeMAe und KandidatRooseveltszderaber,
schon als fro mmer Mann, den Frieden so lange wahren wird, wie
Gewissen es ihm erlaubt. Warum er und nicht der vielfach wür»
dig Bewährte, dem Ansehnliches gelan g ? Vielleicht, weil die Bür»

ger der Vereinigten Staaten den Erdfriedenwiederherstellen und
zu so hehremWerk einen Stifter küren wollten, denBosheit selbst
nicht als Befangenen mäkeln darf. Zu dem in Gefühlsschwelge»
rei heimischen Roberttzot spricht inLenzens»dramatischerPhan-
tasei ,Der Engländer'ein Priester: «Bedingungen mit Ihrem
Schöpfer? Bedenken Sie, daß der Himmel Güter hat, die Ihnen
noch unbekanntsind uud die alle irdischenso weit übertreffen, wie
die Sonne das Licht der Kerzen übertrifft. Wollen Sie denen
entsagen, um einen Gegenstand, den Sie nicht mehr besitzen
können, zu Ihrer Marter auf ewig im Gedächtniß zu behal»
ten?" .. Wir müssen es für diesmal unterbrechen. Wer dieTra»
gikomoedie „Soldaten" (Goethe nennt sie Lustspiel, Lenz wollte
sie, zu spät, Schauspiel nennen) noch nicht gesehen, gehört hat,
gehe ins Deutsche Theater. Eine nicht nur aus edlem Stoff ge»
fügte und drum nie in ganz retner Klangpracht tönende Glc cke,
deren Klöppel von allem Wollen und Sehnen wirrer Zeit
bewegt ward: Das ist uns Lenz. Der Johannes, dessen Wurf»
schaufel die Tenne säuberte, auf die Goethes Ernte eingebracht
werden konnte; und derUnselige, aus dessen geborstenem Seelen»
gefäß, in Knäueln, Rümpfen.Jratzen, in Weihestunden aberauch
mit wundervoll lichtem Scheitelglanz, in Wüstheit freilich viel
öfter als in Schönheit, die Welt hervorquoll, die Lessing nur ge»
malt hatte und die heute noch des Dramatikers Kosmos ist. Ein
Dichter deutscher Menschheit, dessen ungesur d hitziger Geist den
Sinn, die Ordnung, den tiefsten Zweck desLcbens zu ergründen
strebt; der die Grenzsteine deutscher Dichtung verrückt hat und
dem (ihn von mannichfacher Mißgunst zu entschädigen) Natur
die Tatze des Theatermenschen gab. «Soldaten": sein Meister»
stückzdas einzige Welk, in dem sein Schöpferdrang sich ganz, ohne
Bruch, Verstümmelung, Nahtriß, auszuwirken vermochte. Zwei
Menschengruppen: ein müßig lungernder, mit Bewußtsi in ge»
wissenloser Söldnerklüngel und ein wacker geschäftiges, doch
durch steten Druck verderbtes, seine Knechtschaft wie Seligkeit
schlürfendes Bürgerlhum. Nicht gleichförmige, gleichfarbige, aus
vorgefaßter Meinung gesehene Massen, sondern von eigenen
Wasens Gnade lebende Gebilde zweier durch die Entstehungart
geschiedenen Erdschichten: nicht Typen, sondern Menschen. Ein

Mäde.lschicksal schlingt die zwei Gruppen in bunten Reigen. Der
Dichter giebt nur den Extrakt des Geschehens, nur den Auszug
all der tätlich seinenKräste,diesachtdenU«tergang einesschönen
Mädchens und seiner Sippe erwirken. Lenzens Poetenstlm führt,
mitdertzasteinesFiebernden.derdasVeisickernderKraftfürchtet,
nur aus Gipfelpunkte und duldet auch da kein Verweilen; zwingt
die Phantasie des Schauers undtzörers.überKlüfteund Sümpfe
hin selbst sich geschwind Not hbrücken zuzimmern. DleserStiirmer
und Dränger hält sich bei der Herstellung bequemer Uebergänge
nicht aus; scheint Alle, die sie nicht selbst ertasten können, herrisch
aus seinem Reich zu weisen. Er ist wortkarg; doch ein Schöpfer,
der das Leid der Kreatur hefiig mitfühlt: also Dramatiker und
Lyrikerzund voll oonFigur.vonMusik. Weilersoist,kein Schwel»
ger in Rednerei, verwegen, in herrlichstem Sinn frech, mit ge»
blähten Nüstern noch in verhunzter.zerschundenerMenschlichkeit
nach Größe schnuppernd: des halb lic ben wir ihn; rügen nicht den
(hundertfach schon gerügten) Mangel desWunden, Siechen, sor»
Kern heißen ihn, gerade jetzt, herzlich willkommen. Ein armer
deutscher Dichter, der aus derIrrfahrt eines Jahrhundert?, end»
lich, heimfand; eine von andächtigem Künstlerernst besonnene
und, mitten im Kriegsdrang, schlackenlos gestaltete Aufführung:
ists nicht Ereigniß? Einem vor der Reife welken Genie half ein
Bühnenkunstmeister spät noch in stärkste Wirkung. Bis ins Tiefste
hat dieses Spiel mich ergriffen und ernstlich beglückt. Hier ist
mehr als die von Schiller ersehnte Gattung von Kurzweil mit
Bildung. Vergnügen mit Unterricht: viel mehr als nachgestüm»
perte »Wirklichkeit". Hier tönt, heilig und schrill, zart und gewal»
tig, d!e Musik strauchelnder, ringender,siegender, himmelan stei»
gender Menschenseelen. «Die Leute denken nicht. Sonst thäten
sie Niemand Unrecht. Der Mensch ist ein Geschöpf Gottes: man
soll ihn in Ehren halten.« Habt Ihr Ohren? Zwei Lustren nach
dem Frieden von tzubertusburg, ein Jahr nach der ersten Thei»
lungPolens wurden dieseSätz' geschrieben. Neumode kam und
ging.AufbebenderErdesteht.imIilncrstenohneRiß unverwittert,
das Schaugerüst. Und über ihm wölb! sich, wie am Schöpfungtag
herrlich, des bunten Bogens Wechsels, u:r noch unserem Auge.

Herausgeber und verantwortlicher Ncdakteuri Maximilian Harbin in Verlin, —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pag « Garleb öi, m, b 5 in B.'rlin,

DeutscKen Krieger-ttilk5bunö, öerlln, liocKstrslZe 6/7
8ts«tU«K genvkmigt für 6i« Leß«Iun,r Ser Krieg«« <,I>^ss,Krts-
Xrüstun ^ur IZrlUIIung unserer iuuiun»Ieii ^>,fg»I>s bei.
SdrIIcKer «iagestdeitrs? >1K, 5,N«.
Wagners^

Vn?ig in seiner> cKi^.
rassig, blllniig Us,^ oußewröeiMch
bekömmlich.

n, 6.
vir ZuKunst, — 11, govkmlikr IS
Klsuriscdes Orsms in 5 ^Kten von ?^ul LcKvin^s
Iiii^r
, >>,invr
vis HkuSIuvA spielt äuk 6er ^IKsindrn i» 8s>^>i>ieu üur L>^i,^?eit 6er Klnurev
Lustspiel in 3 ^Ktsn
2 ^la/-5, m?ö?,nck« Z Ms^>b
risrdei, ttcrd«! I>,r
>,->,' u!«K lieb
tlins politisoks Keös su 6ss IDeuisetie Volk unck eive lieäo über Keli^ioo

I >. llovkinker IUI«. — Die Zukunft. —
yr. «.
Dss lilersrischer Ereignis!
gMllsii cisr Ued« von gem^loli ScKodkr.
^^^^ ^«)^ ^/gl^^z^
Aufruf!
Deutsche Männer!
Deutsche Frauen!
««ei
Mit hohem Stolz erfüllen uns alle die herrlichen Kampfe unserer
Tapferen. Vertrauend und siegessicher blickt das ganze deutsche Vol, auf
fein gewaltiges Keer und auf die fruchtbare Tätigkeit seiner Flotte.
Dank in Wort und Schrift unseren tcnferen Kriegern abzustatten,
scheint jedem Deutschen selbstverständlich, Liebesgabe» sind freudig und
reichlich ins Feld gesandt worden, für die Kriegsbeschädigte» und Ämter»
bliebenen sorgen unzählige treffliche Organisationen; aber die schönen und
tiefgefühlten Worte des Dankes und die Gaben aus persönlicher Freund»
schnft sowie die bisher getroffene Fürsorge reichen nicht aus, um die große
Notlage, in der sich hunderttausende in die Keimst zurückkehrende Krieger
befinden, zu lindern und zu beseitigen. Ein großer Teil unserer Millionen»
hecre besteht aus Arbeitern, Angestellten, Privatlehrern, Handwerkern und
kleinen Gewerbetreibenden, die meist völlig mittellos und vielfach siech in
die Keimst zurückkehren. Die alte Stellung können diese Männer nicht
wieder antreten; das frühere Geschäft mußten sie schließen; sie haben vor»
laufig keine Möglichkeit, neuen Erwerb zu' schasse». Diesen schwer gesebädig»
ten entlassenen Vaterlandsvecteidigern wollen wir helfen. Es ist Ehren»
Pflicht, hier zu helfen, es ist aber auch ein Gebot wirtschaftlicher Klugheit,
zu sorgen, daß die schon aus dem Keercsvcrband entlassenen oder später
nach dem Kriege zurückkehrenden Kampfer für des Reiches Ehre und
Macht möglichst bald wieder ihr sicheres Einkommen haben, so daß sie sich
und ihre Familie ernähren können.
Durch eine großzügige Organisation, insbesondere Errichtung von
Ortsgruppen in alle» Teilen des Reiches, wird eine zweckdienliche und
sachgemäße Verteilung der eingegangenen Spenden bewirkt werden; auch ist
Möglichst eine Angliederung an die bereits bestehenden örtlichen Fürsorge»
stellen beabsichtigt.
Es darf keinen Verzweifelnden bei nns geben! »Es darf kein
heimkehrender Krieger der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen!
Deutsche Opferwilligkeit und Kilfsbereitschcift wird auch in diesem
Falle nicht verfugen, sie muß den mittellosen Kriegern bare Beihilfen
gewähren, damit sie eine so neue Existenz gründen können.
Wir müssen helfen, und wir wollen helfen! Jede, auch die kleinste
«Pende wird herzlichst dankend angenommen.
Einzahlungen erbitte» wir auf Postfcheck»Konto Berlin 2Z27I,
«der direkt an die Geschäftsstelle des
Deutschen Krieger-Hilfsb,mdes, Berlin 8>V «8,
Kochstraftc «7.

I>ie ?»K»ns>.
II. November l»'«.

Bekanntmachung.

Die Zwischenfcheine für die S° « Schuldverschrei-
bungen und 4' 2 /«Schatzanweisungcn der IV. Kriegs-
anleihe könne,, vom
6. November d. Is. ab
in die e> dgültigen Stucke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Mmtauschstelle für die Kriegs»
auleihen", Kertiu ^V8 Krhrenttrasze SS, statt. Außerdem übernehmen
sämtliche Reichsbankanstaltcn mit Kassenelnrichtung bis zum 17. April 1917
die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Ze tpunkt könne»
die Zwischenscheinc nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für
die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwijchenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den
Beträgen und innerhalb dieser nach der Nnmmernfolge geordnet ein»
zutragen sind, während der Vormittagsdicmtstundcn bei den genannten
Stellen einzureichen. Für die ö°/° Neichsanlcihe und für die4'/z?6 Reichs»
schahanweisungen sind besondere Nummernverzcichnisse auszufertigen; For»
mnlare hierzu sind bei allen Reichsbankanstaltcn erhältlick).

Firmen und Kassen haben die von ilmen eingereichten Zwischen»
scheine rechts oberhalb der Stücknninmcr mit ihrem Firmenstempel
zu versehen.

Von den Zwischenschcincn für die l. und III. Kriegsanleihe ist
eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den
bereits seit l. April 1915 und l, Oktober d. Is. fällig gewesenen Zins»
scheine» umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese
Zwischcnscheine. in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der ,,!lm»
tausrhIlrUe für die Kriegsanleihen", jZrriin W8 Kehrenftratze Ls,
zum Umtausch einzure^che,»,

Berlin, im November 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Ravenstein. v, Grimm.

Des Lebens Fackel.

ie aus New Port allen Erdtheilen zugeschriene Kunde, im
Wahlkampf derVereinigten Staaten habe dieRepublikaner-
partei gesiegt, kam aus Irrthum. Herr Dr. Woodrow Wilson ist
wieder zum Präsidenten erwählt worden. Wenn er nicht stirbt,
zurücktritt oder abgesetzt wird, befiehlt erim Zeitraum dernächsten
vierIahre allen Streitkräften derVereinigten Staaten, leitet deren
internationale Politik,überwacht dieAnwendung der Gesetze, er»
nennt alleBeamten derBundesregirung; zum Abschluß binden»
der Staatsverträge braucht er die Zustimmung zweier Senats»
drittel. Der Wahlsieg ist ein ungemeiner Erfolg; mehr der Per»
sönlichkeit als der Demokratenparlei. Einer, den kein Deutscher
beklagen darf.DersteifeRepublikanerundRichtertzughes.Baptist
aus Britenblut, hätte als Präsident unseren Erzfeind Roosevelt
zum Staatssekretär, an Lanflngs Stelle, ernannt oder für das
Kriegssckretariat und die rasche Mehrung der Landwehrmacht
verpflichtet. Was die Feinde des Deutschen Reiches von dem
Mann hofften, verrieth der Jubel, der die Trugbotschaft von seiner
Wahl umheulte. Herrn Wilson kennen wir; müßten wir jetzt, end»
lich, kennen. Wir haben keinen Grund, ihn uns zärtlich befreun»
det, keinen, ihn deutschem Wesen ungerecht, in Grimm gehässig
zu glauben. „Durch den Austausch geistiger Güter können alle
Völker nur gewinnen. Amerikas Volk ist dem deutschen Geist für
reiche Befruchtung dankbar und horcht in stolzer Freude auf, wenn
es hört, daß eines Amerikaners WerkinDeutschland beachtet wird

und Lob erntet/ Ein Jahr vor dem Aue bruch des Krieges hat
Herr Wilson der deutschen Ausgabe seines (vielfach aus dem Quell
deutscher Forschung gespeisten) Buches »Der Staat, Grundbe»
griffe politischer Geschichte undPraxis" diese Sätze vorangestellt.
Nicht lange zuvor hatte er wichtigere, über das Wesen seiner Hei»
math, gesprochen. »Der Fremdling, der in unser Land einwan»
dein will, hosft, wenn er die Küste Amerikas erblickt, in ein Erden»
Paradies zu gelangen, wo er, fern aller Kümmerniß, allem Ty»
rannendluck Einzelner und begünstigter Klassen, ohne hemmende
Schranken als freier, redlicher Mensch fortan unter Brüdern
Hausen wird. Die Männer, dieAmerika fchusen, haben das Ban»
ner freier Menschlichkeit in seinen Boden gepflanzt. Seitdem
hat Tyrannei sich ins Gewand des Fleißes, sogar der Güte ver»
kleiden gelernt. Was ist Freiheit? Mir zeigt sie sich in dem Bild
einer großen Maschine, deren Theile so geschickt und behutsam
zusammengesetzt sind, daß nirgends ein Theil die Bewegung
des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht
still. Wenn derGang einesSchisfes derWindstärke vollkommen
angepaßt ist, fährt es leicht durch die Wellen und man sagt von
ihm, daß es srei laufe. Auch der Mensch ist nur da frei, wo
alle Kräfte und Interessen, der Einzelnen, der Stände, der Ver»
waltenden und Regirenden, zu richtiger Handlung ineinander»
greifen: woMänner und Frauen von Allem entbürdet sind, was
ignen erschwert, das Beste zu wollen.zu leisten und frohes Hoffen
in Wii klichkeit umzugesta'ten. Sind wir in solchem Sinn heute
noch frei? Ist unsere Heimath noch das Land der Hoffnung, in
dem derRcchtschaffene eine höhere Lebensstufe ersteigenkann als
irgendwo unter anderem Himmel? Wir stehen vor der Gefahr
völligen Versagens, tragischer Mißwende: und retten kann uns
nur der muthige Entschluß, die neue Tyrannis nach Gebühr zu
behandeln. Die Macht des Großkapitalismus ist hier so erstarkt,
daß sie unsere Entw'.ckelung beherrscht. Dürfen wir den wi»
drigenZustand abwarten, der uns eine in Sonderintenfsen ver»
strickte Regirung brächte, oder müssen wir in das Licht aufstre»
ben, das die Freiheit des Menschen, seines Wollens und Un»
ternehmens ausstrahlt? Meiner Neberzeugung ist es ein von Got»
tesWink geschaffenes Himmelslicht. Wir wehren unsgegen jede
Form der Vormundschaft und begnügen uns, im Land freier

Menschen.nichl mit der leutsäligen GeberdethronenderIndustrie»
tönige. Noch dermenschenfreundlichsteTrustherrscher wirkt schäd»
lich: weil er dem Eigennutz, der Gruppengewalt Kräfte dienstbar
macht, die nur in Freiheit das Gemeinwohl zu fördern vermögen.
Wir müssen den Betrieb des Politikergeschäftes so läutern, daß
der boss und das Sonderinterefse darin keine Stätte mehr finden
und jeder Redliche ohne Scham, jeder mit gleichem Recht, darin
mitarbeiten kann. Wir müssen jedem Menschen jede Arbeitmög'
lichkeit, bei gerechtem Lohn und würdiger Behandlung, verbür»
gen.Weil große Völker vergessen hatten, was Freiheit, des Glau»
bens und Denkens, des Wollens und Handelns, ist, kamen einst
Europäer in diesen Erdtheil und begannen den zähen Roder»
kämpf gegen die Wildniß. Die Ideale dieser Männer leben in
«nserem Herzen; doch erst, wenn sie wieder bestimmend aus das
Handeln der ganzen Nation einwirken, kannAmerika leisten.was
es derMenschheit verheißen hat. Dann erst werden alle nützlichen
Kräfte erlöst, alle edlen Herzenstriebe beflügelt, der neuen Frei»
heit alleThoie geöffnet werden. Aus ihr weht derAthem des Le»
bens, um sie die reine Luft, deren Kraft die Schiffe des Colum»
bus westwärts bewegte. Schisse mit köstlicherFracht: mitderVer»
kündung gleicher Pflichten und Rechte, freier Bahn für jedenBe»
thätigungdrang und einer Glücksverheihung,deren Einlösung die
Aufgabe Amerikas in derGemeinschast dürstenderMenschheit ist."
Aus solchen Sätzen wurde Hellhörigen längst das Wesen des
Mannes erkennbar, über den in den letzten Monaten, Iahren
1o manche Rede ging. Thörichte und, leider, auch zum Erbarmen
Ichamlose. »Ein verstaubter Dutzendprofessor." »Ein verbissener
Deutschenfeind, der geschworen hat, Englands Niederlage mit
<IllenMiltelnzuhindern." »EinvonEnglandgekaufterLump." Sc
Ichwatzt.ausdem Kittel einesPatterjotenthumes.das mit heilig«
Vaterlandliebe nirgends Gemeinschaft hat, faule Unwissenheit
Verbrennet, endlich, neunundneunzig H undertstel aller in Kriegs-
deckel gehefteten, amKrieg schmarotzenden.Literatur', liefert al
dieseGedichte,Reden,Romane,Abhandlungen,Prahlereienund
Traktätchen dahin, wo alleinfie noch nützen können: in die Papier»
mühlen; und weidet Euch wieder an Büchern, aus denen die klare
Rede wachenGkistesinTureneinströmt.Dannkehrt sacht vielleicht
leine Vernunft in ihre tzeimath zurück und weckt die Pflicht zur

Achtung fremder Menschenwürde. Weh uns, wenn wir sie nicht
schleunig lernten! Herr Wilson, derGelehrte und Politiker, wäre
noch keinWicht.weilerdeutscherVo'ksartundStaatßsitte englische
vorzöge. Daß ers je that, ist durch irgendein Anzeichen niemals
erwiesen worden. Ob der Präsident der Vereinigten Staaten ein
Adler ist, wird zu beurtheilen sein, wenn er zu Hoch fl ug die Schwin»
gen gespreitet hat. Sicher: ein Mann hohen sittlichen, hohengcisti»^
genRanges. Auf den wir,wenn er unser wäre, stolz sein dürften.
Heute ist er, mind-sstens, einFichteAmerikas. ImStaatVirginia
hat eineIrensprossin ihn einem Schottenenkelgeboren. Von Blu»
tes wegen hat also der fast Sechzigjährige nicht die Vorbestim»
mung zu blinder Verhimmelung Englands.Als Schüler der Prin-
ceton»Universität schreibt er gegen die»Kabinets regiruri g"; tadelt
muthig die Heimlichkeit und Verantwortungscheu, die im Staats»
geschäft waltetundden Volksdrang nachthätigerMitwirkungvon
Jahr zu Jahr fester einschläfert. Dem Review. Aufsatz folgt ein
Buch über ,Kongreszregirung«,das ihm denRuf auf einen Lehr»
stuhl der jüngsten Frauenhochschule einträgt. Aus dem Präsidi»
um der Princeton» Universität (die man, als dieLieblingstätteder
vornehmen und reichen Jugend, das Bonn Amerikas nennen
könnte) scheidet er nach achtjähriger fruchtreicher Amtswaltung»
weil ein Vermächtnis; von zwölf Millionen an Bedingungen ge»
knüpft worden war, von deren Annahme der Präsident ernste
Schädigung seinerHochschule (durch Vertiefung desKlassenspal»
tes) fürchtet. Um seinIdeal.dasGebild seinerDenttraft, nicht be»
sudeln zu lassen, geht er. Und wird, als der klug tapfere Bekämpfe?
häßlichen Mifzbrauches,zum Gouverneur des Staates New^er»
sey gikürt. Den löst er aus dem Joch, in das ihn die Trusts ge»
beugt haben. Vertritt, wider die eingewurzelte Unsitte, die dem
Gouverneur in schriftlichen Verkehr mit dem Landtag beschränkt»
seine Reformpläne persönlich im Parlament, auch in derWähler-
versammlung und in der Presse; zögert nicht, die Namen der wl»
derstrebendenAbgeordneten laut ins Land hinaus zu rufen. Und
drückt, mit der Hilfe leidenschaftlichen Volks willens, seine Ent»
würfe durch. Er hat das Leben Washingtons, die Geschichte des-
Amerikanervolkes, das Wesen des Staates in guten Büchern dar»
gestc llt und in der Aufsätzesammlung »Nur Literatur" über den
Politiker, Dichter, Schriftsteller so Gescheites ausgesprochen wie

jn zwei Welten seit manchem Jahr kaum ein Anderer. Dann, als
Neuling auf dem höchsten Sitz der Republik, weithin sichtbare
Fehler gemacht. Im Kreis derStaatshäupter nur er? Dieser liebt
feinVolk und hat den Willen, es bergan zu führen, aus Morast
auf die Höhe des Ideals. Der Leute, die ihn, weil'Schmieriges
in der Zeitung stand, begeifern, muß Deutschland sich schämen.
Weil die (trotz dem albernen Voiurtheil manches Europä»
«rs) von kindhaft fröhlichem Idealismus im Gemüth bestimmte
Menschheit der Vereinigten Staaten für die Stunden der Erd»
trifis einem reinen, gründlich gebildeten, nunauchschondurch Re-
gentenerfahrung belehrten Menschen mit starkem Herzen undern-
stem Willen zu würdiger Fliedenswahrung, nicht unbewähiten
Wortmachern und Drohfuchtlern, die Reichsmacht anvertrauen
wollte: deshalb hat sie, ohne bis ins Einzelne dem Demokraten-
programm nachzufragen, tzerinWilson wiedergewählt.Der wird
<nicht nur, weil zwar ein geschwächtes Europa, doch nicht eins mit
völlig zerrütteter Wirthschaft und KaufkraftdenAmerikanern will-
kommen wäre) Friedensstiftung versuchen, sobald aus den See-
len her ihm ein solchem Unternehmen günstiger Wind zu wehen
scheint; und,wenn kein holdes Lüftchen erwacht oder der Versuch
mißlingt, seinem Lande die Macht zu sichern streben, die einem
neutralen England am Ende des Krieges zugefallen wäre: die
Macht, durch die Einsetzung eigenen, neuen Gewichtes eine Wäg«
schale zu senken und zwischen Müden Entscheidungzuerzwingen.
Diese Möglichkeit bedenke, wer öffentlich, in Rede, Schrift, Zerr»
bild,Meinung ausspricht;Jeder auch,daßPräsidentWilsonnie-
mals Schiedsrichter, srbiter mllncti, fein wollte noch könnte, son»
dein stets nur Vermittler, der den Puls der Parteien, ihr Wol»
len, behorcht, der ehrliche Makler, der ihre Wünsche und Ange»
böte notirt und sie, wenn ihn Geschäftsabschluß möglich dünkt,zu
«ntgrollter Aussprache zusammenführt. An solche Arbeit taugt
der so falsch Gesehene, so dumm Geschmähte wie kein anderswo
heute Sichtbarer.(SeinBuch über den Staat lehrt, daß er dieGe«
schichte, Verfassung undRechtsnormenPreußens und des Deut-
schen Reiches eben so genau wie Britaniens kennt) Wann ruft
das Geläut der von Hoffnung angesträngten Glocke ans Frie»
denswerk? Erst, wenn überall auf das unnützliche Mühen ver»
zichtet Wordenist, durch plaictoirie, durch advokatorischzugerichtete

Reden und Schriftsätze, die im besten Fall halbe Wahrheit be»
leuchten, das »Recht" des Streit! heilcs zu erweisen, dem derAn-
walt vermiethet ist.Wenn der bürgerliche.nicht mit dem Schwert
umgürtete Muth zu Wahrhaftigkeit Herrscher geworden ist und,
ohne Hinte? halt und Deutellücken, ausspricht, was ist, nach dem
Willen des Redners sein soll und muß. „Wir wollen nicht An-
nexion, sondern achten die Selbständigkeit jedes Staates": Das
sax,t wenig; denn Annexion ist jetzt in Formen möglich, die der
Begriff des Wortes nicht deckt, und hinter dem Scheingerüst der
Se bständigkeit kann ein Staat dennoch in die Gewalt des stör»
kercnNachbars gegebensein. »Wirwünschen internationaleFrie»
densbürgschaft": derSatz bleibt hohle Hülse, bis in ihn der Ent»
schluß zu bündiger Verständigung über den Umfang der Wehr»
macht eindringt.,Wir scheuen kein Tribunal": Das heißt, gar im
Rahmen einer an Massenthing und Menschheitjury gerichteten
Anwa'tsrede, nicht: Wir stellen unsgern undsofort vor das vom
Feind vorgeschlagcneSchtedsgericht,das, «unparteiisch und un»
befargen", die Ursache des Krieges,Anlaß und Anstoß, erg'ün»
den und die Schuldfrage klar beantworten soll. Das Ziel der (nicht
oller Vernunft entbundenen) Feinde ist: die Einordnung des
Deutschen Reiches, das, mindestens in ihrer Vorstellung, noch
die Spuren des kriegerischen Feudalismus trägt, in das System
westeuropäischer Politik; Mehrung des Volksrechtes zur Mit»
bl sttmmung des Reichsschicksals (Parlamentarische Regirung);
als Folge dieses Wandels Politik, in deren Sehfeld und Absicht
nicht mehr derNothfall, der Krieg, vornan, in dei Mitte, steht, son»
dein, aufrecht, der starke Wunsch, zur Vermeidung dieses Noth»
falles alle tüchtigen Kräfte aufzubieten; statt rastlosen Wettrüstens
vertraglich feste Begrenzung der Streitkräfte zu Land und zuSee
nach dem Verhältnis der Staatsbürgerzahlen; statt des Rechtes
der Macht, die sich helmlich insUn geheure waffnen, im Dunkel ver-
bündeln und plötzlich, auf Schwächere, dreinschlagen kann, die
Machtdes Rechtes, verkörpert ineinemvonallen Staaten, großen
und kleinen, beschicktcn Schiedsgericht? Hof, der internationales
Gesetz giebt und dessen Vollzug, geg.n Widerstrebende mit Ge»
walt, zu sichern vermag. Ein großes Herz, das den frohen Ent»
schluß zu solcher Weltwende den feindlichen und den neutralen
Völkcrn (nicht nur den Kanzleien) kündete, fände, noch ehe die

dritte Kriegs Weihnacht wird, den Eingang in ernstes.Frucht der»
heißendes Gespräch über hallbaren Frieden. Die Stunde fordert
ein großes Herz, nicht, wie Thorheit wähnt, einen listigen oder
brutal strammen Mächler; ein Herz, dem unaus.rodbare G<wiß»
heit ist, daß inThierheii sank, wer in dem Begriff der Menschheit
nur eine Fratze oder Faxe begrinst. Dem Entschluß muß die ge»
wissenhaste Prüfung jedes von Feindeshirn erdachten Pro»
grammpunktes vorangehen. Welchen erzwänge nach jedem Frie»
densschluß das Gebot der entkräfteten Wirtschaft? Ist von mi»
litärischenMitteln noch die Endung des Kneges zu hoffen? Giebt
der Weise nicht gern in Zahlung, was des Geschickes Macht ihm
doch bald abpressen würde? Sucht er Morsches, Loses mit Leim
oder Kitt zu festen oder stößt ers, frischem Trieb Raum zu schaffen,
in raschen Fall? Auf welche Punkte überredet den weit voraus»
blickenden Staatsmann das Bedürfniß, morgen schon unauf»
schiebbares, des Reiches? Das allein darf entscheiden.
Einstweilen wird für das Bedürfniß langerKriegsdauervor»
gesorgt. «Civildienstpslicht-: ein schiefes, in gefährliche Miß»
deutung neigendes Zeitungwort, fast so sinnlos wie das häßliche
,Neuorientirung",das nur oonderGnadedes mephistophelischen
Satzes lebt: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn ernurWorte
hört,es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.'Da offen»
bar geworden ist, daß die Feinde trachten, durch die Ueberfülle
ihrer Geschütze und Geschosse im Frühling zuerst Deutschlands
Kampfgenossen, dann Deutschland selbst zu erdrücken, muß, wenn
eindurchVerständigungzuerwirkenderFriedensfchluß noch nicht
gewünscht wird, die Herstellung eben so starken Kriegsgeräthes
erstrebt werden. Dazu ist(wie hier schon im ers!er,Kriegsjahr, so-
gleich nach dem Marne-Verhängniß und Kitcheners nüchterner
Dceijahrprognose, gesagt wurde) die Mobilmachung aller brauch»
baren Kräfte unentbehrlich; ist, besonders nach den Verlusten
unsererGefahrten,nöthig, daßAUes,was kämpfen und Geschütze
bedienen kann, für die Fronten frei, also in Stäben, Etapen,
Schreibstuben, Gefangenlagern, Fabriken, Schachten, Hütten,
Kontoren, tzeimarbeitstätten jeglicherArt durch ntchtkampsfähige
Deutsche ersetzt werde. Der Versuch kommt spät; doch er kommt.
Welche Mittel er anwenden, ob er den Verzicht auf allen Luxus
desLeibes und Geistes erzwingen, in Gemeinschaftspeisung, Ge»

Die Zukunft,
meinschaftzcitung führen werde,ist noch nicht deutlich erkennbar. Diese EntWickelung wird aber dem nicht mit Bewußi sein Blinden unter jedem neuen Kriegsmond wahrscheinlicher. Der Eisenbahn» oerkehr kann beträchtlich geschmälert,dieErlaubniß zurFahrt an den Nachweis derNothwendigkeit gebunden, Vergnügen (»Lust» barkeit": zu der Harmlose ja die Presse zählen), Lebenskomfort, Bedienung durch Hausgesinde, privater Nährmittelkauf und Schmaus verboten werden. Dadurch würden viele Männer und Frauen für waffenlosen Wehrdienst »frei«; unzählige Individuen demStaatsjweck unterthan.DerWeg weist ins alte,von denDo» rern besiedelte Lakonien zurück; zu den Spartanern, denen Herr Wilson nachrühmt, daß in ihrer Staatszucht kräftigeWeiber und gewandte, wortkarge Männer gediehen. Von dieser Zucht wissen wir mehr, als der Amerikaner erwähnt. Der Staat nahm den Eltern die Knaben, zwang die geschaarten in karge Lebensweise und schulte sie, auf Turnplätzen und im Kriegsspiel, zu Waffen» dienst. Dem blieb die tzauptarbelt der Jünglinge und Männer zugewandt;auch die ineigenemHausstandlebendenschliefenund speisten gemeinsam und mußten in jeder Stunde zum Ausmarsch bereit sein. Obdach und Mahlzeit, auch für die Frauen und Kin» der der Wehrdienstpflichtigen, bezahlte der Staat, der dafür ein Zehntel vom Fruchtertrag jedes Ackers empfing. Die Staats» öcker wurden von Mnoiten, die in Einzelbesitz erworbenen Land» strecken von Kiaroten bestellt. Als Herr dieser Hörigen durfte der allerEtnkunftsorgeüberhobeneDorervon sich sagen: »Schwert, Speer und Schild sind das Werkzeug, mit dem ich pflüge, ernte und Trauben keltere." Bildung des Geistes, farbiger Schmuck des inneren und äußeren Lebens war verpönt. Die Gesetzgebung (die unser Gedächtniß an den Namen Lykurgos knüpft) duckte je» den sinnlichen, jeden übersinnlichen Wunsch unter die Pflicht, den Bedarf der Phrura, der Landwehr, zu decken. Der Staat läßt alle Neugeborenen untersuchen; schwächliche oder verkrüppelte Kin» der werden imTaygetos ausgesetzt (und dürfen nur bei denPe» rioiken, den Umwohnern, aufwachsen), gesunde als tzauskinder anerkannt und nach dem Eintritt in das siebente Lebensjahr in Staatszucht genommen. Waffendrill, Festtanz, Chorgesang lehrt Unterordnung, Einfügung in den Gesammtzweck, Verzicht aus Sonderfreude, Sonderleistung, Sonderruhm. Jede der dreihun»

dert dorischen Kameradschaften ^ebt wie ein Bienenschwarm. Ge»
meinsame Arbeit, Herberge, Mahlzeit. Je Fünfzehn an einem
Tisch; die Kost, trotzdem die Könige mitschmausen, so einfach, daß
sie auch imFeld erlangbar bleibt Mit dem zwanzigsten Lebens»
jähr beginnt, mit dem sechzigsten erlischt die Wehrpflicht. Der
Dreißigjährige darf Heirathen; auch derFamilienvaler sich aber nie
dem Männermahl entziehen noch, selbst im eigenen Hausstand,
aus der Lagergewohnheit gleiten. Glich das Spartanerland im
Euroiasthal. zwischen Taygetos und Parnon, nicht einem von
Posten bewachten Lager? Niemand durfte ohne Erlaubniß hin»
ein noch heraus; dem heimlich Entschlüpften drohte, als einem
aus der Pflicht gelaufenen Krieger, der Tod. Erst der Greis konnte
sich das Dasein nach persönlichem Geschmack einrichten. Auch er
aber, bei Todesstrafe, nicht Gold oder Silber besitzen; der Staat
gestattete als Zahlmittel nur Eisengeld, das hinter dem Lagerwall
Kurs undKauskrastverlor.Dichtung,Mustk,Ziergeräthsür Seele
und Körper: der Staat bestimmt, was davon eindringen dürfe.
‚Der Spartaner lebte wie der Soldat in der Kaserne und gehörte
dreiundfünfzigIahre lang demStaat, nicht sichselbst." (Wilson)
«Befehlen und gehorchen: Das war die Wissenschaft des Sparta»
ners; seme Rede knapp, sein Fest selbst militärisch. Das Land schien
eingroßerExerzirplatz, derStandort eines schlagfertigen Heeres,
das in einer unlerworfenen Landschaft lagert. Solcher Staat
brauchte nicht vieleBeamteznurstren^ePolizeiaussicht.die jedem
Aaflauf.jedem gefähr lichenTumult tmLager vorbeugt. "(Curtius.)
Das lykurgische Lparta lebte in Militarismus. »Wo das in
Heer und Flotte natürliche und wohl noth wendige Empfinden auch
das Hirn der Bürger, besonders Derer, die das Denken der Na»
rion stimmen und färben, beherrscht, da ist die Geistesverfassung
des Militarismus unbestreitbar. Je weiter sich diese Militarist»
rung dehnt, desto sch verer wird den zur Staatsleitung Berufenen
die Ei füllung derPflicht, militärisches hinter politischesBedürf»
«iß zu stellen. Thun sie es nicht, sondern entheben der Erwägung
des Politikers die Gewichts wucht, so militaristren sie selbst den
Staat." Das hat der amerikanische Professor Munröe Smith ge>
lagt. In solches Sparta wollen, dürfen,brauchen wir nicht zmück.
Dessen Tag ist für immer verdämmert. Wir Hausen nicht in ärm»
licher Enge; und Eroberung brächte Deutschen heute nicht mehr

Nutzen, auf dessenDauer zu bauen wäre. Weitab sind wir längst
auch von dem dorischen Kreterstaat, dessen Glanz aus P'atons
Idealgebild bis zu uns strahlt, dem Staat der drei Klassen: der
weisen Lenker, der wehrhaften Wächter, der Nährer und Händ»
ler. Gern wird jeder Dkulsche sich in den Dienst des gefährdeten
Vaterlandes hingeben; die ganze Kraft und den freudigen Willen.
Nur fordert nicht Unkluges, nichts unklug von ihm! Schon dem
Spartaner, der an jedem Vollmondstag die wichtigsten Staats-
fragen mit Ja oder Nein zu beantworten hatte, war das Recht
kaum knapper zugemessen als die Pflicht. Wo sind die Ephoren,
denen wir Mißbrauch und Uebermuth derAemter melden könn»
ten, die, ohne Ansehen derPerson, das Vergehen, den inPerga»
ment vergrabenen Trug der Mächtigsten, sogar der Könige, ahn-
den und die selbst, nach dem Ablauf ihres Amtsjahres, für Irr«
thum und Untreue den Folgern hastbar bleiben? Die Erneuung
diefes Dorerbrauches würde demDeutschenReich frommen; durch
seine Herzkammer den breiten Weg bahnen, der, nach dem Wort
desTerpandros.dieWohnftatt lakonischer Gerechtigkeit ist.Scheu-
et diePflichtenhäufung.derdasBürgerrechtnichtgeschwindnach»
wüchse! Deutschland hat nicht ein widerspänstiges tzelos gebän»
digt; und würde derTotsünde schuldig, wenn es seine Bewohner
in privilegirteVollbürger und rechtlosetzelotenschiede.Wir wol»
len nicht murren, wenn von den Syssitien, dem nur im Gedräng
der Städte und dicht bevölkerten Dörfer möglichen Massenmahl,
derBauerausgenommenwird;abernichtdulden,daßderstädtische
Taglöhner, weil er für den Kriegsbedarf fchanzt, unters Kriegs»
recht gestellt und in Knechtsgehorsam verstricktwerde. Löblich (nur
allzu lange verspätet) ist der Entschluß, den Gewinn der Leute zu
kürzen, die Kriegsgeräth liefern (und mit zornig funkelnder Erz»
stirn uns, den klaglos vom Krieg in Verlust Gerissenen, lauteren
Patriotismus predigen oder von Wischlingen einbrüllen lassen).
Bliebe im dritten Kriegsjahr der Profit, wie er seit dem Sommer
1914 war, dann rönnen die Bleibsel des Nationalvermögens in
drei, vier Provinzen, deren unüberwindlicher Wirthschaftmacht
alle anderen unterthan würden. Und mancher Säckel platzt mor»
gen von der Fülle des Segens. Neidlos gönnen wir den Groß»
wdustriellenundGloßgutsbksitzern.ohnederenLeistungderKrieg
nicht bis gestern zu führen war, das Eingeheimste sammt reich.

licherNahrung. Nun aber wird derAusgleich mit demtzaushalt
Derer nöthig, die Verlust nicht auf Kundschaft abwä'zen.von all»
täglicher Mehrausgabe Nirgends Entschädigung erlangen ton»
nen. Für die Kriegszeit, die dem Landsturmmann, dem Familien»
Vater dreiundfünfzig Pfennige als Taglohn beschert, müßte der
Unternehmergewinn in ein Sechstel desWerthes begrenzt,.vom
Sold der Stabsoffiziere, Generale, Marine» und Civil-Ercel»
lenzen die Kriegszulage gestrichen werden. (Soldum ordnung, die
imIahr zwölf Millionen Mark erspart, ist nicht derMühe Werth:
so viel kosten achtzig Minuten eines zwölfstündigenKriegstages.)
Bedenket,daßDeutschland,wennmorgenFriede würde, ausBür-
gersabgabe in jedem Jahr fünftausend Millionen Markmehr auf-
bringen müßte, als es bisher aufgebracht hat. Und daß den Volks-
genossen spartanische Zucht und Nothdurst nur zumuthen darf,
wer, statt fünfzig» bis hunderttausend Mark als Iahreseinkunft
vom Staat zu empfangen, selbst die Schwarze Suppe mitlöffelt.
OhneGeräusch kann die UmpflügungdesWirthschaftbodens
nicht beginnen; jedes Feindesland also dem deutschen Versuch
nacheisern. Der Schwatz von unübertrefflicher Organisatorenfä»
higkeit schillert wie Seifenblase; ist als Schaum erkannt und drum
nicht ganzso schädlich gewordenwie anderes eitleLangenin Selbst-
vergottvng.Auch unsere Organisation ist Menschenwerk und war
an höchst wichtige« Stellen, nicht nur civilen, leidig fehlbar. Wir
dürfen dernoch hoffen, daß der »schippende Privatdozent", den
ein in Kriegs Hypnose Entschlummerter neulich als eine Errun»
genschaft giotzerZeit rühmte, nur überseheneAusnahme von klu-
ger Regel ist; daß die Heeresleitung dieAuslese der zu bestimm-
ter Ar beitTauglichstenfördern.dieGesammtsummedesKö mens,
nicht die Knochen des Mannes nur, nützen,den Hochschullehrer,
Roman» oder Zeitungmacher in einBehördezimmer, einen Stab
lieber als in den Schießgraben weisen werde. Sonst würde der
Zustand wie inFigarosFrankreich,wo das dem Rechner gebüh»
rende Amt dem Tänzer zufiel. Ein fern vom Elternhaus abzudie»
nendes«PflichtjahrderMädchen":keinWacherplantsolchesVer-
brechen wider den tzeilicen Geist derWeibheit.derVolkheit.Der
Rath, Knaben un d Weißköpfe, Sechzehn» und Fünfundsechzigjäh-
lige, in«Civildienstpflicht"zu zwingen, wäre nur drollig zu nen»
nen.wenn ernichtdieFeindein dentzoffnungwahn verleiten müßte,

ausrathloserOhnmachtgreifeDeutschlandinhastigemAngslsprung
nach denMittelnVerzweifelnder.Eben so trügerisch wäreoerGlau-
be, dernichtWehrfähige.also nichtVollkräftige sei zu bestimmter,
nicht in seine Wahl gestellter Arbeit dem Staat »sittlich verpflichtet«
und bleibe, trotz höchster Steuerleistung, trotz der (nie nachzuholen»
den) Mehrung des Geistesgutes, Schuldner des Staates, dem
er nicht als Granatendreher, Schipper, Brotmarkcnvertheiler,
Lageraufseher, Hundewärter dient. Auch die Frau, die ein Kind
trägt, gebärt, stillt, aufzieht? Auch der Mann, der einen Haus»
stand, einen Steuerborn, erhält, ein Geschäft, eine Wirtschaft»
zelle,vorVerfallbewahrt, durch ElsindungoderVerbindung dem
Staat reicheren Nutzen schafft als ein Troß stämmiger Rekruten
undStacheldrahtwalzer?DieStraßeführtüber schwanken Grund
in neueNothwendigkeit.DamitdieUnheilsgefahr ins Erträgliche
schrumpfe, muß der Entschlußkraft Behutsamkeit voranleuchten.
Sollen noch gewaltigereWeiberheere mobilistrt, derenKinder in
Nebengelaß der Fabriken geschaai t, belehrt, gefüttert, durch Spiel
beschwichtigt, die letzten Bande der Familie gelöst, hinter dem
Rücken der Kämpfer billigere «Hände" herangebildet werden?
Würde Deutschland je wieder, was es einst war, wenn der Staat
dieIndividuen, diePersönlichkeiten zu Dauerwaare ausschlachten
und in Blechbüchsen stopfen ließe, die nur er löten und stempeln,
aufbrechen und in den Gemeindetrog leeren darf?
Jede Flamme, jedes Flämmchen leuchte dem Vaterland.
Jede Laufbahn öffne sich breit dem Talent. Neuer Pflicht geselle
sich neues Recht ungefähr gleichen Gewichtes. Dem Volk, das
ohne Seufzer front und darbt, lohne Vertrauen, das die Schick»
salsschmiede nicht mit Schutzmannschaft umstellt, und Wahrhaf»
tigkeit, noch auf düsterem Pfad und in Gewitter; lohne, endlich,
nun auch die Entknebelung der Geister, die, unbeamtet und un»
bepfründet, in Freiheit auf ihre Weise der Gemeinschaft nützen
könnten. Das Ansinnen, nur dieVolksmasse solle sich ins Engste
bescheiden, würde, früh oder spät, vonGrimm gerächt. Nicht aus
dem lykurgischen Militarismus, sondern aus dem Kampf gegen
dieTyrannis sproß Spartas unverwk lklicher Ruhm. Und an der
Spitze des Staates, ders überwuchs, stand der Politiker, der nicht
ins Feld, nachMegara und Salamis, zog; stand Solon, der die
Verantwortlichkeit der Beamten in Gesetz einätzte, die Volkslast

erleichterte, dem Volkswillen die Entscheidungzwischen Krieg und Frieden gab und dessen ersteThat dieNeberredungderAlkmalo» niden zur Hinnahme eines Gerichtsspruches über ihre Schuld oder Unschuld an dem grausen Blutverlust athenischer Bürger» schaft war. Ein Helfer Solons, der kraftlos Gleitendes niemals halten, stets nur in schnelleren Fall stoßen wollte,wurde der kre» tische Arzt, Priester, Prophet, Weisheitkünder Epimenides, den Goethe die Nacht deutschen Jammers, wie in der Knosos-Höhle das Halbjahrhundert, verschlafen und dann Hohn hören ließ:

„Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden,
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Epimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät, zu früh erwachen.
Ich war von reinem Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober.
Ich habe der Deutschen Juni gesungen:
Das hält nicht bis in Oktober,"

Niemals wieder welke, wie nach Leipzig und La Belle Alli» ance einst, Enttäuschung deutschen Sommers Prangen in dürren Herbst! Nie wieder weiche das große Herz dem schlauen Schie» der, der Staatsmann dem Militaristen; und freier Fürstenwille wäge, ehe er in Drang keucht, dem Volk in gleichen Schalen das Recht und die Pflicht. Athen lehrt nicht Anderes als Washing. ton..Freiheit zeigt sich in demBild einerMaschine, derenTheile so geschickt und behutsam zusammengesetzt sind, daß nirgendsein Theil die Bewegung des anderen hindert; sonst verbiegt sich die Maschine und steht still.« Sparta tötet den Epimenides.

Farbiger Abglanz.

DeriWiderhall amerikanischer Wahlmär riß mich neulich aus dem Versuch, den Weg europäischer Schauspielwandlung nach» zuzeichnen. Das Bild muß vollendet sein, ehe Ares die Rampe löscht, die Künste, wie anderen Luxus, in stumme Finsternitz weist und vor Kriegshoheit zittern lehrt. Schicket auch von Apollons schon dicht umbrandetem Eiland das Auge zuerst gen West.

Vor vierzig Iahren träumten die SweUs der londoner In»
telligenz von einem neuenFrühlingbritischerTheaterkunst. Man
war so reich gewesen und nun so arm gt worden; so schmählich arm.
England hattedermodernenWeltdasDramageschenkt. Englische
Komoedianten waren im Triumphmarsch durch Skandinavien,
durch Deutschland gezogen und ihr Wirken hallte bis ins späte
Puppenspiel deutscher Jahrmärkte und Kinderstuben nach. Ist
dieser Ruhm sür immer zum Teufel? Nicht zu ertragen, b/love!
Eine Nation, die den unermeßlichen William hatte, Lilly, Mar»
lowe, Green, Kyd, Ben Ionson,Beaumont,Fletcher,Masstnger,
all die baumstarken Kerle und süßenSchlingelausdenTagendcr
MaidenQueen.DannDiyden,denFranzösling,OtDay,denpasto»
ralenAddison, Lillo, denDide?otderBritenbühne,daslustigfun»
kelnde Dreigestirn Fclding, Foote, Sheridan, Loid Euphorion
Byron, Robert und E.izabelhBrowning, Swinburne, Knowles,
Tennyson. Nnd nun nichts mehr? In dem Lande, dessen Boden
Swift und Defoe, Richardson und Sterne, Burns und Words»
Worth, Shelley und Keats, ScottundMoore.DickensundMaiy
Anne Evans geboren hat? Nichts mehr als noch immerBulwer
Lytton, Tom Taylor und Robertson und die trüben Sonnenauf»
gänge von Barrie, Arthur Jones, Pinero? Leere Bretter. Kein
Hauch kraftvollen LebensdringtaufsSchaufgerüst. Nette, sinnlos
jolle Burlesken sieht man; undpariserDutzendwaare.dieaberfür
den Anspruch des cant bearbeitet und so entpökelt sein muß, daß
der empfindliche GeschlechtsstnndcsLordChamberlaindenVer»
schleiß gestattet. Shakespaere wird manchmal noch aufgeführt.
Nichts für den Swell. An dem Ausstattungprunk, den Charles
Kean eingeführt hat, sah er sich längst satt. Wunderkinder wie die
Schwestern Bateman, derenTricotbeinchendemDrittenRichard
einen Erfolg bereitet hatten,ziehenauchnichtmehr. Weraus,dem
Westend nach Islington geht, um in Sadler's Wells ein shake»
^pearisches Drama zu sehen, unternimmts wie ein Abenteuer.
Phelps, der Direktor undProtagonist, pfaucht nicht mit dem Athem
derEarrickundKemble.EdmundKeanundMacready. Geschmack
hat er (hüllt, zum Beispiel, den Elsenspuk des Sommernachts-
traums in einen Gazeschleier, dessen dünnes Gespinnst das Auge
nie vergcssenläßt, daß es ineinTraumreich blickt); dochihmfehlen,
dem Direktor und dem Mimen, den das Publikum am Liebsten

den Weber Zettel spielen sieht, die großenMittel. Und seine Zeit
war nun auch schon lange um. Kein Tragoede in Sicht? Sind
wir auf denFranzosenFechterangewiesen.dem für Macbethund
Othello die volle Wucht mangeltunddereigentiichnur als Hamlet
der Elite gefällt? Ringsum der alte Schund. Ueber Gilbert kann
manlachen;und seitersich Sullivanverbündet hat, haben auch wir
Ewas wie die Sozietät Meilhac, HalevySOffenbach. Das riecht
ober ein Bischen nach Boulevard. Wer mag immer Patience und
pinäkore hören? Aus dem Vorhoffehnt man sich in den Tempel. IKe
pslm^ cla^s, tKe Kälc^on äa/s müssen einmal doch wiederkehren. Das
Drama.die Bühnenkunst großen Stils kann nicht tot sein; im Land
glorreicherErinnerungnurschlummern.WannnahtderErwecker?
Ein Schauspieler langt nach derdankbaren Rolle. Henry Ir»
vingwarschonalsvierzehrjährigerKaufmannslehrlmgundSchü»
ler der Qty elocution class im Dilettantenfpiel aufgefallen. Drei
Jahre später zu Pro oinztheatern gelaufen und, nach langer Lehr»
zeit.inderHauptstadt bekanntgeworden. ZuerstalsVorleser.dann
in der Glanzrolle des Melodramas Ike öells(l,e juif pc>wrläis) von
Eickmann'Chatrian. Leben in Deutschland noch Leute, die von
Karl Seydelmann gehört haben? Die könnten sich von Irving ein
Bild machen. Mehr klug als stark; wenigerLeidenschaftals Ver»
sland;dieBildnerkraftvomtzirnerzwungen,nichtvoneinerreichen
Seele lächelnd gewährt. Kein Liebreiz, keineDämonengewalt,kein
St'mmklang, der rasch die Herzen bezaubert; um die Mängel zu
verdecken,erarbeitet rastloser Fließ sich eine besondere, dem We»
sensbedürfniß angepaßte Technik. Dabei derWunsch, alles Erlern-
bare zu lernen, sich in die Front der Gebildeten einzureihen, nicht
als Komoediant gehätschelt, sondern als guterBürger und Mann
von Welt geachtet zuwerden; undeinsichererInstinktsürdieFor«
derung des Zeitgeschmackes. Er setzt sich, nach hartem Kampf, im
Lyceumtheater als Hamlet durch; spie!t ihn fast sieben Monate
langAbend vorAbend. Ueberwindet als Richelieu (indemAnek»
dotenstück von Lytton Bulwer) Macreadys Schatten. Trägt nls
Richard der Dritte den Ring Garricks nnd das Schwert Keans:
und ist,« it diesen Hei rschaftinsignien, fortan wirklich der König der
Szene. DieMimenschaarder dreiInselnihmunterthan. DasLy»
«um seine Residenz. Nie vielleicht hat elnTheatermensch so emsig
gea.beitet. Direktor, Regisseur und Slar. Jeden Abend auf den

Brettern. Romeonnd Lear, Benedikt und Kardinal Wolsey. Das
winzigste Detail der Ausstattung prüft er selbst; billigt oder ver»
wirft. Studirt, wie ers gerade braucht, Geschichte.Trachtenkunde,
Volkswirthschaft. Liest von Gibbon bis aufRuskinAlles.wasin
seinen Kram gehört. Giebt denKameraden eine acting eclition der
shakespaerischen Dramen. Schreibt Artikel und Monographien
und liest sie in der Aula dertzochschulenvor. 1867warerinParis
gewesen und hatte gesehen, was in der domecZie-^ran^ise seit
tzoussayes Tagen für das Bühnenbildgethanwurde. Nachzuah»
men, erniedrigt einen Mann von Kopf. Das wollte Irvingnicht.
Auch nicht denPomp überprunken, an den CharlesKean dieKund«
schaft gewöhnt hatte. Sondern jedem Gedicht nur geben, was ihm
gebührt: nicht ein Flitterchen mehr. „Der Regisseur hat der Diener
des Werkes zu sein und dessenEindruckzuvertiefen; seine Arbeit
darf nicht auffallen. DleInszenirung muß die Schauspieler indas
Millieu stellen, das sie brauchen, und ihnen eine Atmosphäre
schaffen, in der sie athmen können. Ihre Aufgabe ist negativ: sie
muß verhüten, daß Wesen und Kleid des Gedlchtesdtsparat schei-
nen. Sobald sie mehr thun will, wird steschädlich." DashatIrving
geschrieben. Ob er sich im LyceumimmeranseineVorschriftgehal-
ten, derSchaulustnieunziemliche Konzessionen gemacht hat? Aus
feiner Feder kam auchder Satz: „NnsereKunstkannnur gedeihen,
wenn unser Geschäft geht." Ein verständiger, tapferer Satz, zu
dessen Nüchternheit mancher kokette Kunstpächter up w äate sich
nicht herabließe. Als Irvings Geschäft schlecht ging, hat auch er
wohl den Willen gekrümmt; ungern: nur, weil eben nichtanders
durchzukommen war. Jedenfalls hat er seiner Kunst, die er, allzu
stolz, der des Dichters, Malers, Meitzlers ebenbürtig wähnte, in
Britanien wieder einen Rang erstritten. Nicht sich selbst nur, der
sich Sir Henry und Ehrendoktor gar nennen durfte: der Schau»
bühne und der Mimenzunft. EinVierteljahrhündert langsaßIr»
Ving ohne Wank auf seinem Thron. Shakespeare „zog". Und der
Brite war, endlich, wieder stolz auf sein Shakespeare Theater.
Wars aber die erträumte Reformation? Schon 1379, als
die domecZje.^ran^äise, mit der Bernhardt, der Favart und der
Croizette, mitGot undCoquelin, Mounet-Sully, Delaunayund
Bressari t, nach London gekommen war, hatten die Sachverständi»
gen erkannt: Das habenwirnicht; weder die Persönlichkeiten noch

das Zufammenspiel; auch nicht die Stücke, die den mit britischer
Tugendlitanei Eingelulltenoftaufscheuchen, denwachen, erwach»
fenen Menschen mindestens durch ihreSittenschilderungaber stets
interessiren. Das Gastspiel war ein ungeheurer Erfolg; den die
l'rutKfrecherManagerschlauheitund welscherart «f pufkinZzuschrei-
ben wollte, der von weiter tragenden Stimmen aber ernsthaft ge-
würdigt wurde und lange nachwirkte. Warum, hieß es, haben wir
nicht solche Spieler? Antwort: Weil uns alle Tradition fehlt. Weil
von Kemble bis auf Irving jeder Starke sich seinen eigenen Stil,
seine eigene Manier geschaffen hat. Weil wir ein paar große Ta»
lente hatten, nie aber eine Schauspielkunst. Frankreich erzieht sich
seinen Nachwuchs. Das vielgefchmähteKonservatorium hat kraft-
volle Jugend nie gehindert, zur Individualität auszureifen, und
dem achtbaren Mittelwuchs die Krücken geliefert, die vorwärts
helfen. InFrankreich lerntderZöglingderstaallichenBühnenvor-
schule (nach einerdem nationalen Geschmackbehagenden und des-
halb unantastbaren Konvention) sprechen und gestikuliren; lernt,
wie die Besten die Rollen des repertoire gespielt haben: und hält
sich an dieses gute Muster; muß sich dran halten, wenn er nicht
das Zeug zum Schöpfer neuer Tradition hat. Deshalb sind diese
Leute, so verschieden der Wuchs ihres Talentes sein mag, soleicht
zusammenzustimmen: sie kommen aus dem selben Lehlkllma. Des»
halb sieht man auch auf kleineren Bühnen selten ganz schlechte:
auf den Krücken humpelt flchs leidlich ans Ziel. Bei uns in Bri»
tanlen, wo die Zahl der Spielfähigen ohnehin geringer ist, pro»
birt Jeder, was ermag; fängt fürIeden die Bretterweltgeschichte
von vorn an; ist zwischen Ellen Terry und dem Luzusmädchen,
das ihre Zose spielt, nicht die Spur einer Kulturgemeinschaft zu
finden. Bleibt der Durchschnitt zum Erbarmen steif und mimisch
<nm. Hat selbst Irving die häßliche Haltung der Anfängerjahre
sich nie abgewöhnt. Und warum haben wir nicht solche Stücke?
Warum zwischen Tennhsons fleischloser Feierlichkeit und Gil»
berts bunterAusgelassenheitnur schaleSchwänke,Rührschmarren
mit Blutgerinnsel und Tränensauce, in verqualmten Meßbuden
frostige Pantomimen? Antwort: Well wir uns fürchten, in den
Spiegel zu blicken; nicht den Muth haben, im Schauhaus, wo wir
zu Fünfzehnhundert eng beisammen sitzen, die abgekürzte Chronik
unserer Zeit aufzublättern. Wie Liebe zwischen Reichthum und

Armuth die Kluft überbrückt: Das sehen wir gern. EdleMänner,
keusche Frauen, neckische Mägdlein. Nehmen auch HIstorienex»
trakt hin, wenn wir, wie vor Tennysons «Jueen iVlar^ und Lecket,
ganz sicher sein dürfen: So wars; was wir schlürfen, rann aus
Her reinstenQuelle. Nur nichts brennend Modernes.DerSchmach
ihr getreues Bild zeigen, dem Jahrhundert und Körper der Zeit
den Abdruck seiner Gestalt: dafür danken wir schön; mags auch
Shakespeare empfohlen haben. Der pariser Spiritus, den wir vi»
Dover beziehen, muß erst denaturirt sein: sonst taugt er uns nicht.
WenndieFranzosen herüberkommen, mögen sie,inihrer Sprache,
dasAeußerstesagen, Oemi-lVIoncie und iVlariaZe ci'OI>mpe spielen.
Wer aus unserer societ^ Schandbilder bringt, ist ein Verleumder.
Weh ihm, wenn er die Pinselei nicht im Kasten behält! Wir sind
ein sntlsames, in 8exualibu8 sauberes Volk (was in derPallMall
Gazette über den londonerIungfernzins steht, ist dreist erfunden>
und fest entschlossen, die Fälschung unsererWesenszügenienmls
zu dulden. And in der Festung dieses Vorurtheils träumt Ihr von
einem Nationaltheater? Weil Shakespeare, mit feinen Kostümen
und starken Stimmungeffekten, mit derNachhilfeIrvings und der
charmanten Terry, im Lyceum die Kasse ebensofülltwieinDrury
Lane ein blutrünstiges Melodrama? Lasset Euch einen Richard
Gloster und König Klaudius, einen Iago und Aron, eine Ger»
trud und Goneril, Lady Macbeth und Tamora von heute, mit
Eurem Modekleid, im Rampenlicht gefallen: dann wollen wir
weiter reden. Dann erst wäre, im Lande der musiokalk, an eine
in Tiefen langende Reformation der Theaterkunst zu denken.
Erst nach einem Wandel der Bretterweltanschauung also.
Den erwirkt am Schnellsten wohl die Kritik. Zola hatte in der pa»
riser Zeitung I^e dien public für den naturalisme au tneätre gefoch»
ten, in dem Band i>Ic>s auteur8 äramatiques Alles abgeschlachtet,
was, von Hugo bis zuSardou.vorn auf geweihtenBrettern stand;
hatte auchdenFeldzug im^iZar« hinter sich.InTainesGeschichte
der englischen Literatur war der Verfall des Angelndramas als
unaufhaltsam erwiesen worden. Anaufhaltsam? Solche Wörter
stehen nicht im Lexikon der Sprudeljugend. Die glaubt, alles
Schädliche hemmen, alles Nützliche ans Sonnenlicht fördern zu
können. Die hielt zu Zola und sträubte sich gegen Taines düsteres
Dysangelium. Nach Henry Irving rüstete Herr William Archer

sich für die Retterrolle. Der war im l.«nZ«n ssiZsroderNachfolger
des gescheiten und erfahrenen Theaterkritikers Clement Scott
(Beide zeichneten ihre Feuilletons mit dem Preßkriegsnamen
Almaviva); wollte abernichtNachfolger, sondern Vorgänger sein.
Für die britische Bühne thun, was für die deutsche einst Lessing
that. An der Themse mindestens leisten, was an der Seine, für
sich und sein Fähnlein, Zola zu leisten versuchte. Shakespeares
Schatten konnte helfen: «zu reinigen die oft entweihte Szene zum
würdigen Sitz der alten Melvomene". Doch die Shakespeare,
schon die Marlowe und Mas flnger sind überall rar; und das Thea»
ter muß leben, braucht also tägliches Brot. Herr Archer, der die
Dramaturgie derToten und der Lebenden durchaus studirt hatte,
durfte sich eines fröhlichen Sinnes und eines weiten Herzens rüh»
men.DiemagistraleUngerechtigkeit, die Gotthold Ephraim im(all-
zu siegreichen) Kampf gegen Sie französische Klassik bewährte (und
die, hier wie in jedem Krieg, als Panzer und Waffe nicht zu ent-
behren war), hätte dieser William nicht aufgebracht. Auch nicht
die Tollkühnheit, breitspurig und mit wildem Geschrei, wie Emile
von Medan, sich auf ein gestern in die weiche Erdrinde geramm»
tesDogma zu stellen. Er war undblieb derMann heitererDuld»
samkeit und robusten Menschenverstandes. Posse muß sein.Me-
lodramen sind zu ertragen. Nur darf unser Theater nicht gegen
das Leben abgesperrt bleiben. Wir gießen Wasser auf ausge»
brühte Teeblätter; und wenn der fade Trank nicht mehr mundet,
lassen wir über den Kanal flink Kaffee und Cognac kommcn. Da-
von kann man auf die Dauer nicht leben. In einem gutenDrama
müssen drei Elemente gesellt sein: ein Gemälde, ein Urtheil, ein
Ideal; hats die und lehrt uns obendrein noch beobachten, was
wir im Alltagsdrang übersehen, so will ichs preisen, auch wenn
sich am Schluß nicht das Laster erbricht und die Tugend zu Tisch
setzt. Daß Ihr, liebe Landsleute, solchen Abschluß verlangt, die
Guten belohnt und die Bösen bestraft sehen wollt, ist unklug. Er-
blickt Ihrs denn im Leben ? Soll das Spiegelglas die fahle Wange
rosenroth färben? Logik ist die Moral des Dramas; dem An»
spruch der Sittlichkeit, die Kunstnorm sein kann, genügts, wenn
seine Psychologie keine Sprünge und Brüche zeigt. Wächst auf
unseren Inseln heute nichts Genießbares, so müssen wirs impor»
tiren. Ich will Euch die Wege weisen. Werde aber nicht dulden,

daß Ihr die eingeführte Waare mit Surrogaten fälscht und mit
EurenMusterzeichen bekleb t.Wie si e aus demBezugsland kommt,
muß sie verbraucht werden; sonst laßt sie lieber schimmeln... Herr
ArcherhatseineSachepftfflg angefangen: public opinion.die selbst
ein Starker nicht imFrontalsturm über den Haufen rennt (Byron
und Wilde, Gladstone und Chamberlain Habens erfahren), sacht
und artig überredet,einBlschen sich, um nichtgarzu trägzu schei»
nen, vom Platz zu bewegen; und ist auf dem frei gewordenen
Raum mit bedächtiger Schnelle dann vorgedrungen. Seinem
Fleiß, feinem spornenden, von keinem Fanatismus je geblende»
ten Eifer dankt die Britenbühne Mancherlei. DasP ublikum lernte
von ihm wieder hoffen und heischen. Die Modedramatiker, de»
nen er nach jedem sanften Hieb ein dickes Stück Zucker gab, ge»
wöhnten sich in ernstere Anstrengung und schrieben, Henry Ar»
th ur Jones, Sydney Grundy, Arthur Pinero, wirklich bald b ?ssere
Dramen. Scribe galt nicht mehr als das große Muster, das Nach-
eiferung weckt und durch sein Gesetz das Urtheil bindet. Ibsen
wurde von Edmund Gosse entdeckt, von Archer, Walkley, Shaw
den Briten gepredigt, vonBeerbohmTree endlich sogar aus dem
lndepenäent I'neatre nach tzaymarket geholt.Da blieb der Magus
nicht lange.Beschritt aber andere londonerBühnen (die mit klei»
neren Tageseinnahmen auskamen) und warb sich im Schimpf»
Hagel eine treue Gemeinde. Seine hörbarste Botschaft erging ja
an die Bourgeoisie, die in England herrscht, und sein Finger be»
klopfte prüfend Werthe, die auch im Inselreich streitig geworden
waren. Ihm strebte Jeder nun nach, der auf sich hielt. Aus Vlam-
land kam Maeterlinck, aus Erin Oskar Wilde. Jones gab den
juäan, Pinero die Leconä lVlrs. lanquera^, Chambers denlokn-a-
Oream8, Phillips den Herodes und die Fancesca. Die Censur
wurde milder; die Heuchelei lerntesich schämen; die Bühnenpforte
war entriegelt und ließ das Leben hinein. Das ganze Leben mit
Blut und Koth?Das verbittet sich Mrs.Cant. Einerlei. Endlich
naht der Lenz. Jones, den die Sehnsucht ins Land der Mystik
zieht, spricht von der rena8cence ok tue clrama. Die Zeit ist erfüllt.
EinVierteljahrhuvdert hat diese EntWickelung gewährt. An»
sehnliche Talente haben sie gefördert. Die Demokratisirung des
Landes schien ihr günstig. Und danach?Irving ist tot. Wie Beer»
bohm Tree, der nach HeniysKrone dietzand streckt,Shakespeare

spielt, sahen Berliner selbst schaudernd. Schöne Menschen in schö»
nemGewand.Ritter.die eine Rüstung tragenkönnen,undFrauen,
um die zu fechten lohnt. Die Ausdrucks fähigkeit gering. Architek»
lur und Malerei prächtig, doch altmodisch; schon die Meininger
verstandens besser.auch an ihrenschwächerenAbenden, hatten in
derSpielzeugheimath nur dasAuge nicht so zur Freude an zarten
Farbentönen erzogen wie die Küstenmenschen des Nordwestens.
Der unsterbliche Text ward uns verstümmelt, bis zur Anverständ»-
lichkeit entstellt. Motivirung undPsychologie nach Willkür durch»
brechen, in Fetzen gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodra»
ma herausgeschält und ins Gräuellichtder Fuhrampe gerückt. Vor
das KönigsdramaRichards des Zweiten drängen sich für lange,
endlos lange Minuten vier gepanzerte Pferde. Die Nilschlange
mutz sich zumKlümpchen ringeln, das Nildrama desRömers zum
Kitzelkrampf schrumpfen: denn dertzerrRegisseurbrauchlfürdas
'Schiff und das Zechgelag Marc Antons und für eine langwie»
rige Rauschpantomime seines tzetärengefolges Platz. Malvolio
spreiztsichso unvei schämt, stolzirt mit so widrig albernerTrabant»
schaft, datz Olivia ihn nicht dreiTage in ihrem Schloß leiden würde.
In solchem Stil spielt man unseren Kindern kindischeWeihnacht»
stücke. Olivier s Narr spendet aus den gepflegten Resten einer Ope«
reltentenorstimme, die das Schmettern noch nichtverlernthat.eine
Bravourarie und wiederh olt, weil geklatsch twird, am Souffle m kä-
sten die letzte Strophe. Die Komiker sind gut; Männleinund Weib«
lein von echter, gesunder, unverschüchterter Lustigkeit, die mit allen
Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet das nationale Genie
mühelos(für steisund mürrisch hält dieBriten nurEiner.der noch
an Heines dummes Zerrbild glaubt oder in Schweizerhotels die
reisenden Schneider und Schlächter in Heller Wuth, just wie sies
wünschten,fürBaionetsundCounts nahm).Tragoedie geht über
ihrVermögen; wie der meistenNoidländer.Diescheuen auch auf
osfenem Markte das Geräusch derbsten Spatzes nicht und rülpsen
in der Trunkenheit munter; schämen sich aber des Wehs, zügeln
im SchmerzMuskel undNerv und taugen nicht für die Gefühls»
Prostitution,ohne die aufdenBretternnichtzuhausen ist.(Wenns
Einer kann, geschieht ein Wunder: Fleck und Ludwig Devrient,
die Schröder und die Wolter, Anschütz und Baumeister, Frau
Sorma und Frau höflich;Zufall ists aber wohl nicht, daß auf un»

seren Bühnen so viele Juden, Slawen, Südösterreicher zu sehen
sind. Auch in Matkowskys Adern, unseres letzten Tragoeden,
pochte polnisches Blut.)Diese englischen Schauspieler Haben nichts
Rechtes gelernt; sie deuten die Leidenschaft nur an, bieten stattdes
Wirbelwindes eine ungefährliche Brise und ihre Mimik ist dürf»
tig wie dertzalmwuchs auf bespülterDüne.Ganzsoschlimmwars
beiIrvingnicht. Der wolltejaUeberlieferbaresschaffenund grün»
Hete drum eine Schule. Viel besser wars auch nicht. Ein etwas fei»
neres Quartier im selben Haus. Eine Truppe, die den Corneille
so pompös verhunzte, würde in Marseille, wahrscheinlich in Cler»
mont ausgezischt. Wo man mit dem ehrwürdigsten Erbe so um»
springen darf wieTree mitShakespeare.giebts keine Theaterkultur.
Herr Archer steht noch auf festenBeinen.Ob erzufrieden ist?
Die Sucht, sein Wirken groß zu sehen, wäre menschlich. Ward Un°
gemeines aber erreicht? Die Zustände sind nlchtsojämmerlich wie
im zweitenDrittel des neunzehnten Jahrhunderts. Aufjede Ebbe'
solgt eine Fluth. Valeurs sind auch heute selten. Die Mädchen»
Paraden in Empire und^IKambra haben den stärksten Zulauf. Der
Censor läßt eher mit sich reden und der Dramatiker guckt leichter
in das Gesellschafteckchen hinein, das er schildern will. Bei Tree
und Windham, wohl noch anderswo, werden Salonstücke und
Rührkomoedien gut aufgeführt. Ibsen ist Sektenheiliger geblie»
den; er «macht nichts". Die alten Tragiker, die neuen von Cal»
deron bis auf Hebbel leben nicht auf britifchem Schaugerüst. Und
was in England wächst, verträgt den Export nicht. Wilde und
Shaw sindIren. Der arme,seit derZuchthauszeit vervehmteOs-
kar, den auch feine Köpfe lange nur als Dandy, als Nachfahren
derBrummel,D'Orsay,D'Aurevilly gelten ließen, wurde drüben
ja wieder gespielt; behutsam noch, damit Mr. Cant sich nicht etwa
jäh entsetze. Doch dieserDichter von Gottes Gnade hat, außer der
Salomefiebervision und einem Florentinerspuk, dem Theater
nichts Kostbares geschenkt. Wer ihn nach den losen Plauderkv'
moedien beurtheilt, thut ihm Unrecht. «Meine Stücke sind gar
nicht gut", sagte er in Algier zuAndreSide; »amusiren die Leute
im Theater aber sehr. Die meisten schrieb ich, um eine Wette zu
gewinnen, und ich mache mir nichts aus ihnen. Auch den Dorian
Gray schrieb ich nur, weil ein Freund gewettet hatte, ich könne
keinen Roman schreiben. Nach ein paar Tagen war das Ding

fertig. Die Schreiberei ist so gräßlich langweilig! V«ule? vous sa-
voir le Zrancl cimme cle ma vie? lüdest que j'ai mis mon Zenie ctsns ma
vie; je n'ai mis que mon talent 6ans mes oeuvres." Die dennoch, Ge»
dichte und Märchen, dauern werden. Auch Bernard Shaw stieß
inEngland lange auf Widerstand. Er ist vielleichtder geistreichste
Mensch, der heute sichtbar lebt, der witzigste, der nach Heine ge-
lebt hat. Nur: seine Pyrotechnik ermüdet das Auge schnell. Wie,
Aach Hegels Wort, die Französische Revolution, stellt auch dieser
Kelte Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf; und das Ver»
gnügen, die vonAngstschweiß feuchten Socken der Helden zu ric»
chen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu sehen, währt nicht
lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich wundreißen, in
Wintersnoth sich nicht wärmen kann. Einer, der aus dem Buch,
von Hirn zu Hirn, stärker wirkt als von der Bühne her. Einfachen
Seelen bietet er höchstens in »Candida' nahrhafte Freude. Den
Philister zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel.
Drum Sozialdemokrat, Britenverhöhner und Shakespearessser z
drum immer neue Vermummung. Doch der Geistreichste über»
lebt seinen letztenTagnicht, wennEinfaltihnnichtimtzerzenhegt,
nicht die Mutter zum Kind spricht: Der war mir ein Tröster.
So sah es gestern aus. Merzig Jahre nach dem Traum des
Eerebralswells hatte Wesentliches sich nicht geändert. Fünfzig
Jahre nach Taines Wehruf ist aus der Wüstenei nicht fette Weide
geworden. «Die englische Komoedie verglimmt; nur die Posse
leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der
Raynolds und Gainsboroughistdahin.aberwir lachen nochüber
den ?unck. Englands Bühne ist leerer als die irgendeines an»
deren europäischen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre
Schauspielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Ge»
sellschaftform und die Geistesart, von deren Gnade die Bühne
gelebt hatte, verschwunden sind. Der strotzende Ueberreichthum
blitzschnell konziptrender und assoziirender Hirne fandseinen na»
türlichenAusdruck in einer von redenden Menschendargestellten
Handlung und schuf drum das Britentheater der Renaissance.
Die Komoedie des stebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem
Bedürfniß einer polirten Gesellschaft gefördert, die an höfische
Repräsentation und Salonschaustellung ihrer Künste gewöhnt
war und auf der Bühne gar zu gern ihre Luzuszimmer und ihr

zierliches Geschwätz wiederfindenwollte.DieHofpracht verbleicht^
die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der
wahren Komoedie ists seitdem aus; nicht die Bühne ist nun ihre
Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie
im gestickten Kleid die Herzoge Ludwigs des Vierzehnten und
Karls desZwelten.vorAllerBlicken, sondern in derFamilie oder
voreinem Arbeitstisch; und in derZeit, wo die bürgerliche Lebens»
weise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater er»
setzen.« Muß? Diese Sätze trippeln über die Oberfläche hin und
sind allzu summarisch; dennoch erwägenswerth (und nicht etwa
nur, weil Taine sie würdig fand, das Kapil el über die Restauration
zu schließen). Der Versuch, das Theater von draußen her zu refor»
miren, ist nie gelungen und kann nie gelingen; so wenig wie der,
unter nordischemHimmelTropenfrucht zu züchten odervon leich»
tem Boden zu ernten, was nur schwerer trägt. Das Theater ist
das Produkt einer VoWwirthschaft, ideeller und materieller,und
deshalb nicht von eiferndem Willen zu erzwingen noch w seines
Wesens Grund zu ändern. Wie des Baumes Frucht, wie Ge»
danke und That des Menschen ists nothwendig; sonst fehlt ihm
die Wurzel, das Fundament und nach kurzenTagen erkünstelter
Herrlichkeit sinkt es in Trümmer. Nicht daraus kommts an, ob ein
Irving Dieses ersehnt, einArcherIenes erschmeichelt; auch darauf
nicht, ob ein Jones mit sicherem Ton verkündet, der Realismus
sei für die Bühne tot, nur für die Material sammlung und die
Skizze noch zu brauchen und das Theater wieder die Hochburg
der Phantasie und Mysterienstätte geworden. Sondern nur auf
die Antwort, die derFrage gefunden wird: Wie sieht die Gesell»
schaft aus, die im Theater sitzen, es ernähren, sich seiner freuen
soll? Nur darauf; mögen tausend Artisten, Dilettirer, Reform»
kleidermacher noch so laut widersprechen. Dem Hellenen war das
Theater Tempel und Volksfestplatz. Dem Britenadel Elisabeths
Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinkenden Welt.
Dem Hof des Louis die hohe Schule der Passionen und ein leckeres
Dessert nach schwerer Kost. InAlhen, im London der vielgeliebten
Iungsernmajestät, in der Residenz des Sonnenkönigs hatte das
Theaterpublikum (wenn mans so nennen darf)einenPulsschlag;
wars im Wollen und Weigern einig. Die selbe Rasse, der selbe
Glaube, die selben sozialen und kulturellen Lebensbedingungen.

Nnd das Theater war nicht auf das Geld dieses Publikums an-
gewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die taufend Einzelne auf
denKassentisch legten.InAthenMassenweihefest, inLondon und
Paris Elitevergnügen; später noch hier frommes Mysterien» und
Krippenspiel, dort Meß» und Vorfastenkurzweil. Immer und
überall so, wie die Kunden, die Abnehmer der Spielwaare, es
wollten; wolltenmußten. Solls heutenunanders sein? Bei Beer»
bohm Tree, Windham, Fordes Robertson und ihren fetten und
mageren Konkurrenten sitzenMönner, die den ganzen Tag hastig
gearbeitetundmorgens,mittags,abendsZeitungengelesen haben.
Depeschen aus allenZonen. Rebellion inIndien. Revolution in
Persien. Krieg in Afrika. Krach in Amerika. Ein Schlachtschiff
gesunken; drei Millionen Pfund, zwölfyundert Menfchen in die
Tiese verscharrt. Mißernte, die morgen vielleicht das Vermögen
halbirt. Eisenbahnkatastrophe. Massenstrike.Aussperrung. Alten-
tat. KommtRußland zu Ruhe? Wagt Japan die Expansion nach
Westen? Findet der Witwatersrand nie wieder einen Markt?
Wird im Herbst das Geld noch theurer? Läßt die Weltkonjunktur
wirklich nach? Mord, Elend, Pestilenz, Feuersnoth, blutige An»
zucht: wohin das Auge fällt. Vor hundertIahren schrieb Schiller
mahnend, auf ihrer Schattenbühne müsse auch die Kunst jetzt
höheren Flug versuchen, „soll nicht des Lebens Bühne sie be-
schämen." Und was erfuhr in Weimar, was in Berlin selbst der
Bürger! Wie langsam sickerte ihm von Bonapartes Sieg und
Preußens Niederlage die Kunde zu! Wie eng war seinem Blick
das El drund begrenzt! Heute (in der fetten Zeit vor dem Krieg)
blitzts von allen Kontinenten herüber. Wird von früh bis spät an
allen Nervensträngen geklingelt. Da sitzen sie (die paar Müßig»
gänger zählen kaum). Haben sich von den Spuren des ÄruZZIe ge»
säubert; das Abendkleid angezogen, gegessen und getrunken;stch
insAutomobilgesetzt;durchWagengeknäuelundMenfchendickicht
den Weg gebahnt; wie auf unsichtiger See wars, wenn im Nebel
die Sirenen heulen. Hier wird eine neue Nachtausgabe ausge»
rufen; was mags wieder fein? Dort biegt derChauffeur in der
letzten Sekunde n och dem einherdonnernden Benzinomnibus aus.
Endlich. Die dritte Loge. Händedrücke. Politisches aus dem Klub.
Börsenschlußberichte. Jakob Schiff für chtet, daß Japan wild wird?
Morgans Cancern wetzt die Fänge ... Das Spiel beginnt.

Was soll es bieten? Gitreue Abbilder des Lebens, gemei»
ner Wirklichkeit? Die Herren (auch die Damen, die in anderem
Interessenkreis wohnen, deren Kopf aber nicht freier, deren Ner»
vencentrale nicht minder belastet ist)würden sich schön bedanken.
Vom Leben haben sie gerade genug. Die Aestheten nur, die am
Schreibtisch geschwitzt, beim Liebchen gegirrt oder im Kaffeehaus
gelungert haben,fordern die tranckes saiAnantes cZe W vie. DieAn»
deren nicht; weder Unternehmer noch Lohnarbeiter. Was also?
DieLösung kosmischerRäthsel? Zu müde. Literatenpsychologie?
Langstielig. Sozialkritik? In der Fabrik, auf der Werft hat mans
zum Ueberdruß. Ibsen und Ibsens Geschlecht? Düfter undmo»
noton; keine elegante Frau; Familiengerippe, daß man sich vor
dem Nachbar schämt; ein Weibchen, das Wechsel fälscht und der»
herrlicht wird; eine Lady, die ihrem Mann, einem Kammerherrn,
entlaufen ist, sich was drauf einbildet und nur bedauert, daß der
stramme Pastor sie damals nicht als Bettschätzchen wollte. Un»
möglich. Heitere oder dröhnende Musik. Hübsche Mädchen in
theuren Kleidern. Glanz und Feierlichkeit. Bunte Bilder aus der
Historie. Oder starke Effekte, deren Gedräng die Hemmung im
Hirn ausschaltet. Riesenmaschinen oder niedliche Sächelchen.
Wagner: da dämmert man lange Strecken hin und wird mit der
Faust aufgerüttelt, wenn der Feuerzauber, das Schmiedelied,
der Trauermarsch anhebt. Opern, auf die man erst zu hören braucht,
wenn die Stars aus der Coulisse treten. Shakespeare sogar: da
ist was zu sehen und was zu lächeln, ist viel Musik, bunte Kom»
paiserie und (bei so alten Sachen) keine Aufregung mehr. Oder
Flirt in einem behaglichenDrawing Room. Oder eine wilde Ge»
schichte mit Suggestion undyalluzination, Hängen und Würgen.
Dieses Schauspielhausist keinTempel.keinVolksfestspielplatzzauch
nicht die Vergnügungstätte der Privilegirten. Dieses Publikum
ist im Glauben und Wollen nicht einig; scheint gar nicht von dem
selben Stamm. Der Mann von der Straße, der aufs Nachtmahl
verzichtet und ein Galeriebillet erkämpft hat, ist dem Paar in der
Loge ferner als ein reicher Russe, Kleinasiat oder Peruaner; an
Bildung, Gewohnheit, Gefühlsinhalt fremder. D'Israelis zwei
Nationen. Und Allen soll dochdasaufgetrageneGericht munden:
denn Aller Geld muß in den Kasten. Schmeckls auch nur einem
Theil nicht, dann bleibt der Saal halb leer. In Athen, noch im

Globetheater und im engen tzausMolieres gings bequem. Das
Volk oder dessen souverainer Herr bezahlte die Zeche. Die war
nicht hoch. Heute kostet jeder Abend viertausend Mark und noch
mehr. Die müssen herein;denn »unsereKunst kann nur gedeihen,
wenn unferGefchäft geht.- AlsoMassenspeiseunddoch einTafel»
Oerath, das dem Verwöhntesten imponirt. Ibsen und Maeterlinck?
Am dritten Abend muß man die theurenPlätze verschenken; und
«in Stück, das nicht einen Monat lang auf dem Zettel steht, gilt
als Niete, nach der Keiner langt. Nichts zu Reales und nichts zu
Subtiles. Nervenpeitsche und Lachmuskelmassage; Augenweide
oder Opium. Das lockt und zieht. Die zweite Frau Tanqueray
war Modesache (»Wir haben auch unseren Naturalismus") und
blieb immer noch Schnürbodenarbeit, blieb derbes Theater. Das
wird verlangt. Wers weigert, kann die Bude schließen und seinen
Leuten den Monats lohn schuldig bleiben. Wirthschaft, tzoratio!
Ungefähr um die selbe Zeit wie die Briten träumten auch ein
paarFranzosen von d er Theaterreformation. Deren Traumgebild
hatte freilich andere Form und Farbe. Frankreichs alteTheater»
kultur ward ja nie unterbrochen. Als Bonaparte auf dem Thron
der Louis saß, blieb Talma sein Günstling und Anstandslehrer.
In Moskau gab der im Kreml Frierende der Lomeclie die Ver»
fassung. Auf Sankt»tzelena sprach er wie ein Lungiste über Vol»
tairesgedunsenenPropheten und AlmavivasKammerdiener.Fast
jeder Franzos lebt die pariser Bühnenvorgänge mit; fast jeder
war, noch am Mekong und in Neukaledonien, verstimmt, wenn
der1'emp8mitSarceysTheaterchronikmalausblieb. UralteUebe -
lieferung, die im Blut sitzt. Plötzlich aber in die Müllgrube sollte.
Nur der Tragikomiker, der die Typen des Geizhalses und des
Heuchlers, des Misanthropen und der Pretiösen geschaffen hat,
blieb in der Glorie; beinahe alles Andere war Werth, zu Grunde
zu gehen. Boxendetzunde, riefGoncourt, werdenunfereSchand»
stücke verdrängen, die ich mit meinen (fügte er, laut genug noch,
hinzu) so gern doch längst verdrängt hätte. l.es plancKesZoni vig«,
schrie Zola, als er Jeden, der je einmal auf diesen Brettern stand,
niedergesäbelt hatte. Das Konservatorium kastrirt die Talente oder
lähmt sie wenigstens für Lebenszeit durch Kafernendrill. DieDra»
matiker sind, von Hugo bis zu Dumas und D'Ennery, schlaue
Schwindler.DasTheaterforderteineSpezialbegabung? Unsinn.

Ein Gorilla hat, um die bebrillten Enkel zu foppen, die Legende
von dem 6«n äu tkeätre erfunden. Ein Stück braucht nicht gemacht
zu fein. Solls gar nichts. Sonst taugts für Tabarins Puppenspiel.
Nur Natur brauchts, den rauhen Hauch der Wirklichkeit: dann,
fragt nur ein Schulfuchs noch nach der Mache. WegdieBindfa«
den, die groben oder feinen Intriguen, den elenden Krimskrams^
einerspannendentzandlungZStraßenkehrergeschmack.Wirwollen,
Menschen sehen, wie wir sie kennen, ihrReden und Thun an unserer
Lebenserfahrung messen;dieverttevraiepackenundaufdie Schau»
bühne Meppen, die ganze grasseWahrheit des Alltages, und nicht
ruhen,bis das illuminlrteBtld in jedemZug derWirklichkeitgleicht.
Dann wird im Theater Jedem die Erinnerung an das Theater-
schwinden. (Das istunferhöchstes Ziel.) Dann pfeifen wir aufdie
Kniffe derLieblinge von gestern und heute. Dann wird das O von
Holz zur Arche, aus der das Leben kribbelt, auf deren Bord daK
Menschengethiel sich en plein air paart, gebiert und verreckt. ^nnc>
tzernani wars („romantisch")immerhin glimpflicherzugegangen.
Ein Schlachten wars. DochwieoftdieMetzger auch vor den.
Gaffern dietzände wuschen: kein Kadaver deckte den Anger. Pa-
pierneTodesurtheile, die nievollstreckt wurden. Tinte, nichtBlut
floß. Die fcharfeZunge traf, nicht des Schwertes Schneide. Den
wildenMännern öffnet sich da und dort leis ein Bühnenpförtchen.
Weder Goncourt noch Zola konnte zwischenLeinwänden wirken.
Therese Raquin schien ungeschickter D'Ennery und Zolas putzi»
ger«öouwn äe rose«,das künstlich aufgezärtelteRosenknöspchen»
das Vaudeville eines witzlosen Kopfhängers, welkte imRampen»
licht. Der Putsch kam von anderer Seite. Alles Gelärm der Ar»
listen und der Krypl oromantiker, die sich für Naturalisten gaben,
schmälerte den Dumas undAugier, Sardou und Pailleron nicht
den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf,
der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von
dem Glanzbezirk der Anerkannten, derMächlerund Massenliefe»
ranten. Der Anterbeamte Antoine gründete das ^Keätre-^ibre.
Ein Barbar? Ein Theatertalent ersten Ranges. Einer, der
zum Herrn geboren war, nicht zum Diener; undaufunbegangenem
Pfad deshalb schnell die Höhe erklimmen wollte. Ein Finder»
Erzieher, Organisa! or von fast untrüglichem Bretterinstinkt. Das-
blieb noch lange verborgen. Ein Wunder schiens: und der WunsH

zeugte geschwind nun den Glauben. Spielte diese junge Truppe,
die sich aus Amtsschreibernund Kaufmannsgehilfen, aus Laden-
mädchen und Portiertöchtern rekrutirt, nicht eben so gut wie jede
durchs Conservätoire gesiebte? Nicht besser? Viel besser. (Dabei
wurde erstens vergessen, daß sie einen genialen Drillmeister hatte;
zweitens, daß jeder Entschüchterte, wenn er nur weislich an die
nichtige Stelle gebracht wird, in einem Naturalistenstück seinen
Mann steht; daß dazu eben nichts gehört als der Muth, sich mit
all seinen Unmanieren und Wesenswarzen zu geben; daß noch
das älteste tzoftheatermöbel solche Stelle brav aus füllt.) Und diese
Dramen! Die überstinken ja noch das Leben. Nach Sardous Leim»
«eruch und Feuillets Veilchenseifenparfum eine wahre Wonne.
Solche Werke führen die großen Theater nicht auf? Natürlich.
Wäre ja das Ende der geschminkten Herrlichkeit. Die alte Ver»
schwörung der Mittelmäßigen gegen das Genie. Die Direktoren
nehmen nur, was die renommirte Firma liefert. Die Kritiker lo»
bens und lassen dieIungen nicht aufkommen. Das Publikum hat
keine Wahl und löffelt die Bettelsuppe herunter: sonst bliebe der
Magen ihm leer. Jetzt aber wlrds anders. Endlich. Die Freie
Bühne lehrt bald auch die Blinden sehen. Was sind Mounet»
Sully und Coquelin neben Antolne? Schwaches Fabrikempire
neben dem Meisterstück aus einer Künstlerwerkstatt. Wie sehen
die Feuillet, Dumas, Pailleron neben unseren tzennique, Ancey,
Iullien aus? Wie mottige Perrücken neben derMähne des jun»
gentzelden. ^II«n8, enfznts... DieGroßeRevolutionistauchheute
noch längst nicht zu Ende; wieder dämmert ein Thermidortag.
So weit wars, als das Jahr 1890 begann. Nach dem Zu»
sammenschluß wurde flink ein nutzbares System bereitet. Die Ju-
gend hatte sich nicht nurin derHeimath organisirt, sondern auch mit
dem Ausland Assekuranzverträge geschlossen. Schema: Wie Du
mir, so ich Dir; lobt Ihr uns, so loben wir Euch. Im Zeichen des
raschen Weltverkehres wars möglich. Die Alten, Lamartine so
gut wieKeller, Carducci sogut wietzeyse, waren draußenfast un-
bekannt geblieben. Jetzt ging an der Donau das Gegacker los,
wenn ausMontmartre einEigelegtwar;ehe nochIemand wissen
konnte, welches Thierchen aus der Schale kriechen würde. Ein
Moderner: Das genügte. And während es von Ost und West
Hymnen hagelte, thaten die Jungen, als seien sie gevehmt, ver»

einsamt, »m jede Gelegenheit zum Siege geprellt. Das gehörte
zum System. Zu dem der Bretterprätendenten noch Mancherlei.
Die Alten sind Hosenmätze. Haben nie was gekonnt und verstei»
nern nun in ihrer fruchtlosen Oede. Bilden mit ihren spitzen Ell-
bogen aber noch immer eine Knochenkette, die uns den Durch-
bruch wehrt. Die Kritiker sind von ihnen bestochen. Deshalb plär-
ren sie jedeWoche das Lied vonden unverjährbaren Regeln und»
den gut gemachten Stücken. Als ob die starke Persönlichkeit je
Regeln anerkannt, ein echter Künstler sich je in Mache erniedert
hätte! Regeln sind für Herrn de la Palisse, dessen Schirm naß
wird, wenn er im Regen spazirt: wir schassen sie ab. Hat das
Drama bisher seine besonderen Gesetze gehabt: wir werfen den
Plunder in die Rumpelkammer. Aristoteles und seinNachtrab?
Könnte uns passen. Die Technik des Dramas hat sich in Jahrtau-
senden kaum geändert? Schlimm genug. Wir fackeln nicht lange.
Sophokles.Shakespeare, Racine hattenihreZeit. Jetzt kommt ur»
sere. Sind die Stücke bisher über einenLeisten geschlagenworden:
wir machen sie, wie uns beliebt. Und damit Basta, Banausen!
Hinkönnte sich einMißverständnlß einschleichen.Dasfran»
zöstsch e Drama der achtziger Jahre war nicht etwa stark, nicht etwa
als Gattungmuster vor Tintengerinnsel zu schirmen.Zu vielKon»
vention und zu wenig ernste Kunst. Die Drähte zu dick und die
Psychologie zu dünn. Hinten und vorn Paristanismen und nir»
gends urwüchsige Menschlichkeit. Genug also zu tadeln. Durch»
schnittsernten. Da Niemand gehindert ward, Talent zu haben,
konnte der nächste Lenz den Erlöser bringen. Der hätte dann
durchsBeispiel gezeigt, wie ein starkes Drama aussteht. Das bis
heute eine Rarität war. Wie viele reiften denn seit den aischyli»
schen Tagen? Das große, durch die Zeiten dauernde Drama ist
ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen
darf. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein
tägliches Brot beschieden sei. Und ranzig war die pariser tzius»
mannskost nicht.Dumas kils: der Vorredner moderner Kunst; kein
Bildnergeist, doch ein kluger und tapfererMann, der sich vordem
schwersten Problem nicht duckte und das sozialpsychischeBedürf-
nih von übermorgen witterte; die Kameliendame gehört zu den
kräftigsten Theaterstücken der Weltliteratur, Oemi-^oncle giebt
eine allerliebste Sittenschilderung und Francillon ist als Typus

cincs Dichters würdig. Augier:ein wackerer tzandwerksmann;
auf den Brettern der Exponent des jungbürgerlichen Liberalis»
mus; alsVater Giboyers undPoiriers für ein Jahrhundert un«
sterblich; ein Erfindertalent, von dessen Erbe unsere Sudermän«
ner noch heute zehren. Feuillet: süßlich, aber gewandt; der jeurie
Kommepäuvre hat Millionen Herzen gerührt; und ist der Mann von
Eisen nicht ein ganz stattlicher Ahn des blonden Konsuls Ber-
nick?Pailleron:werdieamoralische altetzerzogin unddenRoose-
velt> Professor Bellac geschaffen hat, kann sich sehen lassen. Sar-
dou: einTheatergenie, das die Coulissensterne Heller glühen lehrte;
I^ ttaine ist ein achtbares Drama, Rabagas steht nicht allzu tief
unter Figaro, die ersten beiden Akte von Oivorcons sind Charak«
tekkomoedie großenStils;und welche anständige und anmuthige
Lustigkeit in I^os intimes, ?attes cZe moucke und manchem anderen
Plauderstück! (Daß er starke Mimen gut bedient hat, würde der
hamburgische Dramaturg an ihm loben, nicht rügen.) Meilhac:
ein Salonsatiriker, wie wir keinen je hatten, und manchmal der
Grenze des aristophanischen Reiches sehr nah. Noch Andere wä-
ren zu nennen. Am Ende doch mehr, als «ineDurchschnitts<?rnte
bringt.Daß sie nicht Shakespeare noch Moliere seien, durfte man
den berühmtentzerren (die sich übrigens selbst nicht dafür hielten)
getrost immer fagen. Wars gerecht, sie als unfähige Gauner an«
zuprangern? Jedes Boll kann froh fein, wenn der Theatertrog
solches Futter bietet. Das Geschäft ging und die Bühnenkunst
(die man nicht mit der Dramenliteratur verwechseln darf) gediey
recht stattlich. Das bestritten die Jungen. Fochten auch nicht über«
lebte Konvention an, sondern die Lebensbedingung des Theaters,
das nur als Massenkunst ein Recht des Daseins hat. Warum?
Weil sie diese Bedingung nicht erfüllen konnten unddoch da herr-
schen wollten.wo die lästigenAlten noch thronten.DerMasse,der
Volksgemeinschaft hatten diese Aestheten nichts mitzuthetlen: also
mußte das Theater intim werden.ein Esoterikervergnügen. Eine
Handlung vermochten sie nicht zu erfinden und vonderThalsohle
auf den Bergscheitel zu führen: also mußte die Handlung verpönt
und zumNothbehelf frecher Spitzbubenkunst geb andmarkt wer«
den Brunetiere hat ihnen damals geantwortet. »Menschenbil»
der giebt uns derMoralist und derPsychologe,Bourdaloueuni>
Labruyere so gut wieMoliere; die Satire kann die Lächerlichkeit

geißeln und so die Sitten bessern; Darstellung derLeidenschaftist
die Aufgabe des Romans, Ivwis ce qui n'äppartient qu'au tkeätre,
ce qui Kit s trsvers les äZes I'unitö permsnente et continue 6e I'espece
ärumatique, si j^ose ainsi parier, ce que I^Kistoire, ce que la vie rrieme
rie nous montrent pas toujours, c'est le äeploiement 6e la volonte, et
voilä pourquoi I^ction ciemeurers, la loi äu tkeätre, parce qu'elle est
enveloppee äans son ictee meme.« Wer demDrama die Handlung,
äußere oder innere, nimmt und es, mit frevler Berufung aufgroße
Namen, in die Pflicht der Zustandsschilderung pfercht, bricht ihm
das Herz aus. Nebenschößlinge mag es dann noch treiben; zur
Kronenhöhe aber wächst es mit solchem Siechthum nie empor.
Was in Paris geschehen ist, braucht nicht so ausführlich er»
zählt zu werden wie ein londoner Erlebniß. Jeder Zeitungleser
weiß, daß auch dieser Reformatorenversuch mißlungen ist. Das
Gräuelstückkam, die schamlose comeclie rosse; dannvonZeitzuZeit
ein kecker Symbolistenversuch. Ein Häuflein, Ernste und Snobs,
ließ sich peitfchen. ins Gesicht speien, mit Unflath traktiren, von
Spaßvögeln imMystagogenwald anpfeifen.Nicht lange. In den
großen Theatern war Alles in alterOrdnunggeblieben. Der Fran-
zose ist in seinen Gewohnheiten hyperkonservativ. Er baut sein
Haus, wie der Großvater seins baute, war für Möbel mociern stvle
nicht zu haben und schüttelte den Kopf, da er hörte, das Schau»
spielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthierkäfig, Richtstatt und
Sektentempel sein. Die Schlammfluth verrann und das Häuflein
lichtete sich. Wer spricht noch vontzennique, Ancey undIullien?
Antoine, der schon in seinemHaus richtige, tüchtige Theaterstücke
gab (Lear, »Die Ehre«, «Alt-Heidelberg-; jedes Kaliber), wurde
Direktor desOäeon; derRebeULeiter des Staatstheaters für die
reifere Jugend. Brieux, Lavedan, Wolff, die sich ein Weilchen
absurd geberdet hatten, lernten längst einsehen, daß im Dramen»
bezirk die Gesetze stärker sind als alle Menschenwillkür. Statt der
Dumas, Sardou, Pailleron herrschten die Donnay, Mirbeau,
tzervieu. Ihre Stücke waren nicht stärker als die der Vorgänger;
auch nicht naturalistischer; hatten nur den Ton anderer Gesell»
schaftmode. Rostands Cyrano kam aus demLande des RuyBlas,
erinnerte an Scarron,an die Musketiere des Papa Dumas: und
ersuchtelte mit seinemRaufdegen doch den größten Erfolg langer
Jahrzehnte. Capus war ein pariserisches Bauernfeldchen (ohne
die altwiener Gistunkräuter) und wurde an rosigen Nichtigkeiten

steinreich.Nichts war imWesensgrund verärgert. Nur ging das
Geschäft nicht mehr ganz so glatt. Aber das Theater hatte auf
der ganzen Linie gesiegt. Dem Sturm der Schaar, die es enlthea»
tralisiren und dann für sich belegen wollte, widerstanden. Und,
nach kurzer Wtrrung, denWeg in die Gunst der Kundschaft, ohne
deren Geld es nicht lange leben könnte, wiedergefunden.
In London, in Paris; und (nach Irrgängen, die noch einRück-
blick betrachten soll) in Berlin, Höret drei deutsche Stimmen. «Der
Dramatiker muß das Leben so malen, daß der Zuschauer hinge»
rissen werde, zu glauben, er sehe das wahreWerk der Natur, in»
dem dessen bloße Vorstellung auf seine Gesinnungen und Leiden»
schaftcn alleWirkungen äußert, welche dieNatur selbst nicht anders
hätte hervorbringen können, als wofern sie in ein dem Zweck des
Dichters untergeordnetes Ganze wäre konzentrirt worden. "(Der
Nordfriese Gerstenberp, dessenUgolino einst neben den Götz ge»
stellt worden ist, 1763.) »Wenn Diesen Langeweile treibt, kommt
Jener satt vom übertischten Mahle. Man eilt zerstreut zu uns,
wie zu den Maskenfesten, und Neugier nur beflügelt jeden Schrii t.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel, Der eine wilde
Nacht an einerDirneBusen." (Goethes derberTheaterdirektor.)
„DerGrieche fühlte sich vor sein erBühne mit sostarken,so außer»
ordentüchen Empfindungen begeistert, daß er denAugenblicknicht
erwarten konnte, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen
wir uns vorunsererBühne so schwacherEindrückebewußt find, daß
wir es seltender Zeitundoes Geloes Werth hzlten.sie uns zu ver»
schaffen. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode,
aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und
begafftzuwerden,insTheater;und nurWenige und dieseWeni»
gennur sparsam aus anderer Absicht/ (Lessing.)DreiVorstellung»
Welten? Intzellas war d as Schauspiel einWeihefest der inEmpfin-
dung undWollen etnigenVollsgemeinde; die Szene einTribunal,
wo über die großen Gegenstände der Menschheit verhandelt,nach
alter,fester Göttersatzung derstttlicheWe rth geprägt wurde.Neuen
Glauben und neue Moral zu lehren: in so Fürchterliches durfte
sich der einsame Denker erdreisten, niemals der Dichter, der zu
Taufenden sprechen, den dunkelsten Hirn enseinen Lebensabglanz
einleuchten wollte; Weh ihm, wenn er die von hohen Ahnen ge»
fügte Schranke brach und in das kühne Unterfangen vorstürmte,
zu zeigen (nicht dumpf nur ahnen zu lassen), hinter welcher Berg-
ig

Halde zwischen dem Sittengesetz und demBrauch allzu menschlicher
Schwachheit der Abgrund gähne!Alte Bühnendichtung hat, von
Alschylos bis auf Lope,Moliere,Goethe,kaum je verheißen,von
ihrem Werk werde die Bretterwelt neu, wic von eines Heilands
Erdenwandel dieihmaufgeschlosseneSeele. Solches Wunderbe»
gehrten und kündeten erst die (nachLenausWort) »Neuen,Ver»
drießlichen'.Waswurde aus ihrem Schweiß? Verschmitzte Tech»
nik, die uns vor Leinwand den Ruch des Lebendigen, Wirklichen
vorl Züschen wollte: und drum.weilimSchauspielhausprokrustisch
in drei Stunden gepreßt werden muß, was im Lebenswirbel Mo-
nate, vielleichtIahregewährt hat.ohnedenNothbehelfverkürzen-
der.injedem Sinn verderbenderBühnenkonvention doch den einen
Vorgang, der, wie kein anderer, das Wesen und dieWandlung be-
stimmter Menschen erhellt,nichtzu klären, zu dichten vermag.Un»
ten?DieAlltagskost stank zum Himmel: weildieMenge.der alles
ihrem Gaumen Schmackhafte verekelt werden sollte, imtzeißhun»
ger alles scharf Gewürzte, Sud aus Gipsmehl TheerstoZf, Pferde-
fett, ,Kunstfleisch° sogar gierig hinunterschlang; weil die ehrwür»
digüberlieferteRegel.diedasUrtheildesHaufens.wiederKsthor-
nos denWuchs des griechischen Tragoeden, erhöht hatte, durch»
löchert, veriufen war. Diaphanie, die das Schöpfervermögen der
Zeit, den Kultur stand des Volkes erkennen lehrt, ward vonkeinem
Auge erspäht; aus den seit der Reichsgründung geschriebenen
D. amen konnte Keiner errathen, was Deutschland in vier Jahr»
zehnten geleistet hat und geworden ist. Die tönende, in Farben
schwelgende Seele des Herrn Reinhardt, der niemals um Wort»
kunst warb, that, mit Einbildnerkraft und Gestalterwillen, für das
Drama und das Theater mehr als ein Stückmacherschwarm; so
viel.wle.nach dem ernstenWitz des lesstngischentzofportraitisten,
ein Rafael ohne Hände für die Malkunst zu thun vermocht hätte.
Sein Athern weckte Sophokles, Shakespeare, Möllere,Lenz, den
jungen Schiller, Hebbel, Raimund, die Magie Ibsens, Strind»
bergs, Tolstois; rief Wilde, Maeterlinck,Wedekind, Eulenberg,
Schmidtbonn, tzofmannsthal, Beer» Hofmann, Shaw und den
bestenHauptmann, den aus Traum sinnirenden, in dasjeder Per»
sönlichkeit holdeste Licht. Dann wurde derKriegzund das Theater
die Zufluchtstätte bangen Gemüthes. Die Söhne, die Väter zogen
hinaus... Stirbt nur Patroklos und kehrt Thersites zurück?
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb G. m. b. H. in Berlin.

Bücher von Rudolf Vresber
Der Ziubin der Herzogin.
Humorist. Roman. H2, Aufl,
M 4.-/ gcb,M Z,-
BerlinerTngcblatt: Das
Buch wird sicher ein großes
iinv dankbares Publikum
ftnden, denn dieser Roman hak
die Kraft, den Leser der blutigen
Gegenwart zu entrücken
und ihn für eine kurze Spanne
in cineheitere, buntbcwcgte, fried-
liche Welt zu versetzen.
Der Son Juan der Vella
Riva. Novellen. 6/Auflage.
MZ.-, gcb. M4."
Vel Hagen und Kissings
Monatsheften Es ist das
Sympathische an presber, dasz er
immer auf feiten eines gesun-
den, warmen, natürlichen
Gefühls steht und von hier
aus Modetorheit, Gesellschafts-
läge, Korrektheit, und Eitelkeit
liebenswürdig hechelt.
Die sieben törichten Jung-
frauen. Novellen. 7, Aufl.
M 4>-, geb.M 5.-
Hamburger Nachrichten:
Das Buch sollte man allen
Hypochondern untersKopf-
kissen legen, oder besser, man
sollte sie dazu verurteilen, es aus-
wendig zu lernen, und wenn sie
dann noch kopfhängerisch sind,
dann schicke man sie dahin, wo
ein gewisses Gewürz wächst,
Der Tag von Damaskus.
Novellen, 5, Auflage.
M Z.-, geb, M4--
Hamburgischcr Eorrespon-
d cnt- DcnReichtum presberschcr
Gestaltungskraft unterstützt reiche
Erfindungsgabe, die klug beob-
achtete Menschen und Milieus
in Szenen von oft überwäl-
tige n d e r K o m i k packt und in
ihren Schwächen enthüllt.
Sie bUNte Kuh. Humoristischer
Roman, II. Auflage,
M^.-, geb, M6.-
Das Literarische Echo: Der
quellende Humor des Autors
läfzt sich nicht an drastischen
Schilderungen, Spässen, an
Wortwitz geniigen/ er schürft in
Tiefen der Menschlichkeit
und fördert aus ikncn die Eöcl-
pcrlcn der Güte, die untrennbar
damit vcrschwistcrt ist.
Von Ihr UNdIhm. Dialoge.
7. Auflage.
M Z.-, geb, M4.-
Die Hilfe: In Viesen fein-
geschliffenen, pointierten
und witzigen Dialogen zeigt
sich prcsbcrs reicher Humor wie-
der von seinen besten Seiten,
Von Kindern und jungen
Hunden. Novellen, 14,Aufl,
MZ,5«,geb^M4,5«
Heimgarteni Man lese — und
man wird sich darüber klar sein,
an Rudolf presber einen deut-
schen Mark ?wain zu besitzen,
aber vielleicht einen verbesserten.
Von Leutchen, die ich lieb
gewann. Ein Skizzenbuch,
ZZ.Aufl. M Z.ZO, geb. M 4.50
Hochland: Diese prächtige»
Skizzen gehören zum Besten,
was mir in dieser Art seit
Jahren unter die Augen ge-
kommen ist.
Aus zwei Seelen. Gedichte,
2,Aufl, M Z,-, geb, M4,-
Neues Wiener ?agblatt:
Jedes seiner Bücher bedeutete

A u f stieg undSie g. Dieser
neue lyrische Blülenkranz über-
rascht nun öurcb einen besonders
vcrinnerlichten Ton,

LuteM billige KiieKenn kiößMMöii!
Li I>t><:Iimei', VII>., I>eutseKe VolKstrsoKten.
gl l'ürbendrn^Ktideln mit vielen Kundert «rizzi-
nellen VoNoI v>,en »us:i>Isn Legenden Oeutscb-
I.^nds, nebst ei liiuterndsm I'ext Hl. 75,— kür Hl. 1«,—
Itillie»: I)ui^>> g»n^ Italien. Ksmml. v, 2000
^utvtvvien itidi^n. ^Vnsieliten, VolKstz psn und
Xunstseliütxe, m. erlitut. I'ext 480 Leiten snf
feinstem KunstdrucKn!,nier, tjnerkoliu , . .Hl, 42,— kür Hl. -5,—
— L i nu s kl u g n » e b ltl, Iien . <>UU ^nsic^Iiten
der HäuntseliensxvürdigKuiten, mit Kurzem I'sxt,
!>ut tsinstem KunsIdiiii'Knilnier. (juerfolio . Hl. 18,— kür Hl. 3.—
Der I'Ieriie«pni t. Ons goldene IZueb des lienn-,
lieit- und 'l'rnbersnoites, Hlit 18 Kunsttäfsln,
t'bromobildein u, ötlg ntiotogr I'!>i Stellungen HI. M,— kür Hl. L5,—
»U!>t,mnuii, liilderbuen »us der Liesekiekte
der Ltadt I>eip?ig, I,uxus!,»sg«be, nur in
250 IZxempI. Iiergestellt. in rot ^luektenledergsb. Hl. 25,— kür Hl. 15,—
KKein: ^n den Ickern des Rbeins. Vom
Lodensee bis /.u den Kiederlttnden. »50 ^o-
bildungen nu,</>i vbvtc,gr, ^ufnulun., mit 'I'ext Hl. 15,— für Hl. 7,20
I>i« neue » eil. ^nmmlung pliotogr, .^Vuknnbmen
der groizürtigen Kutur« under, !>>i><iteu, Hleister-
n^erke von Xord-, Zentral- und LinIinnsriK».
Hlit 'I'ext von Lteiu HI. 12,— kür Hl. «,S0>
lirol, ^alxdm ^ lind Obei K» vei n. 325 ^.nsi, bten
nacdi neuestln <>rigi,udn» tn,il,,nen nuftein^tem
I<un!,tdrui K,^i,,i, r Hl. 20,- für Hl. 12,50
!>>>!t«ive!s, I)>r .^llmeister Hlün,d,cner Kunst von
I'rof, Hb de - IZsrn » v«, bilügv ^u>g^be mit
17,!; Lildsrn, I'ttm,bldnd mit Iii0 Leiten ... Hl. 4,—
«!><>r« Dnumier. L, in 1Ia>/se>>nittvverK, lext u,
Kutttlog von ^Itliur ttümnnn mit 150 ^.b-
bi><iungen, I!>14 ei>,.i,i,„e„, ff. IlnIulederkKnd Hl, '^S,— für Hl.
Voge1«tbin, Von frnnxösiselier IZuelimslerei,
mit 77 Abbildungen in,t L8 l^iebtdi'uektiit'eln,
in ILiIbneigninent ge!>unden HI, 2'ü,— für Hl. 17,—
!>>l:Il»Ix, Italien isvlie ^Kte,5t)I'«f,in l,icl,tdruelv Hl. 30,— kür HI. 15,—
^ItHoIIäiiil, eingeleitet von Ilr, .Vndro volles,
mit L44 ^,bbi>,l, L!n ttünd in (,!iotz 4« ßebund. Hl. 30 — kür Hl. 2L,Sl>
^lt-DiiiiemurK, ber.iusg. v. !>,-, Ld^vin üodslob,
Direktor de» stiidt. Hluseuins in Arfurt, mit
3L« ^bdildunffe». ei» IZund in «roü 4° gobd. Hl. 30 — für Hl. W,w
Iis» Ii »n«iisisv>>e <^!e»ei ül^tubsn ei K über den
Lrie? 187I>.7I. HViUire» und I'-dselies von
von L«K,nid,'0bsi>tIeutnant. IZ^nd 1—S HI I8, - für Hl. 7,S0
üredt, Die ^V!>,en »,>,! iin-e HIi>ie,', mit
153 Abbild,, , in pi!».I,tvoil, s >V^eiK gebunden Hl. 7,50 für Hl. 4,5«
Ltervlieig', Die KüeKu in <Ier KI»ssi>e>>en
Klnlsrei, mit 30 ^dbüdungen, bros<^Ine,t , . Hl, 7,— für Hl. 4,5l>
LekWinsnn s Verlag
rlinksuk v. wertvollen Berken ?u guten k'i-eisen, Ankauf gsnier öiblio»,e!<en,
Leltcniieilsn, rlsn^elolinungen sllei' u, moclei ner IVIeistel', Kuriositslsn us«.

ISI«.
Ar. 7.
— Pik ZuKunst. —

Ar. 7. — vir Z„K»„fl, I« Novem
Lvtliaei'VVaggoniabl'ili
!
'IN
Miön-lZö86l!8l:Kaft.
Hier6urcn Is6en vir 6!s Aktionäre unserer (ZesellscKast ?u 6ei sm
29. »lovember- 1916, vormittags M
im „Notel WUnseKer" in UotK» ststt5in6en6en
XVIII. MMeKen öölIMlvörLMiiiIiiiiß
ein.
?s^esorclnun^:
1. Vortrag 6es (ZescKältsbeiicbtes,
2. Lenedm gung 6er Lilan? un6 6er Levinu» un6 VerlustrecKnuns »nct
LescKIuLassuvg über Verven6ung 6es Reingewinns lür 1915/Ib,
3. Lvtlastung 6es ^ufsicktsrstes un6 Vorstsn6es,
4. WsKIen ?um ^ussiüntsrst.
6, Le?cKIuösassui>g über LrdüKung 6es <Zrun6Kspit»ls um >l. 1 ODO OlZO,—
Vorzugsaktien unter ^usscbluö 6es gesetelickev Le^ugsreedtes.
b. ^,bänklerungen 6es (Zesellscbaltvertrages un6 zvar:
a) 6er 4 un6 34, ^ir7, 2, 6urcK Lenennuvg 6er Vorzugsaktien
als Aktien unter gleickieiliger ^Kän6erung 6es H 4 entsprecdeo6
6em LescKIuö ?u 5 6er Lsgesor6nuvg;
b) cles H 8 6uicK eine nusäl?!icke Lestimmuvg, vovsck 6ie Ausgabe
von Aktien ?u einem Köderen Lelrgg als clem Nennbetrag sts >
Kalt ist^
c) 6es H 2b KinsicKtlicK an6erveiter l?estsel^ung 6er Vergütung an
6eo ^ussicktsrst.
^ui l'eilnakme su 6er LenersIverLamrli'ung sind diejenigen ^,Ktic,vä,e
berecktigt, 6ie ikre Aktien spätestens 6,ei l'sge vor 6er Versammlung bei
6em Vorstan6 svgemeI6et Kaden,
Lei Legion 6er (Zeneralversamrnlung sio6 6ie angemeldeten Aktien
oäer LescKeinigungen über ikrs Uinterleguug zum IVacKveis 6er Lerec^itigung
?ur leilnadme vorzulegen.
Tur Untgegenoabme 6er Hinterlegung un6 Ausstellung von öescoeim^
gungen darüber sin6 zuständig 6er Vorstand, Notare und ferneri
in dotns 6is SsnK kür IsKüringen vorm. IZ. IVl. Ltrupp ä.»U.x
Filiale «otns,
6ie virektion 6er Privatbank 2v UotKs,
, Kerlin die Lank tür ttsndel und Industrie,
„ 6is Direction der I»sconto»QeseII»cn«tt,
„ „ 6ie ^itteldeutscne OreditKsnK,
„ , 6ie I>l»tlonald«nlc kör Deutscnlsnd,
das IZsnKKsus ^drsnsm Lcnlesinger,
, IZreslsu 6ie Sreslsuer viskontobsnk,
„ IZrkurt 6ie privstdsnk ?u dotds, pilisle Lrkurt,
» I^eipsig 6ie Allgemeine veutscke Oredltsnstslt,
„ IVlelvingen 6ie Sank kür ?Küringen vorm. S. M. Strupp ^.»<i.,
„ ^lüncken 6ie ösnlc kUr Nsnäel uncl Industrie, PNI»Ie AluncdeNx
, Weimar 6ie üsnk tür ?Kürinzen vorm. K. Ltrupp ^.»<I.>
PHIsIe Welmsr,
, , 6ie privstdsnk ?u dotks, pllisle Weimar,
sovie snöere 6em ^ulsicktsrst geeignet erscKeinen6e Ltellen.
LotKs, 6en 6. !^uvembi!r 1916,
(ZotKser WaLL^llksdriK
^. «»n6t.

Berlin, den 25. November 191K.
Bürgertragoedie.
!e Politik ist zum Chaos geworden. Die Schuld ist in der
flüchtigen Unruhe zu suchen, womit KaiserIoseph seit dem
Tod seiner Multer (Maria Theresia) persönliche Geschäfte und
internationale Politik betreibt.Weil erin dem König vonPreußen
den schlimmsten Feind seiner ehrgeizigen Pläne sieht, will ihm der
Kaiser Ruhland abspänstig machen, um ihn durch die Trennung
von einem so wichtigen Bundesgenossen zu vereinsamen, damit
er der österreichischen Monarchie nicht mehr gefährlich werden
könne. Zu diesem Zweck ist der Kaiser nach Rußland gereist, hat
dort die phantastischen Pläne der Kaiserin, die ihren jüngsten
Enkel auf den Thron von Konstantinopel setzen wollte,kennen ge»
lernt und sich dadurch bei ihr lieb Kind gemacht, daß er ihrer Eitel»
keit schmeichelte und ihr gegen die Türken den Beistand seiner
ganzen Kraft versprach. Da er Patiomkin und Woronzow (den
Präsidenten des tzandelsamtes) für sich zu gewinnen verstand,
hat er, ohne Rücksicht auf den wiener Brauch, mit Katharina ein
Bündniß geschlossen. Er vergaß nur, daß Frankreich die Vernich»
tung der ihm verbündetenTürkei nicht zulassen darf. Des Kaisers
Ziel ist, nach derTrennungRußland mitPreußen zu verfeinden,
das man mit vereinten Kräften dann niederwerfen könnte. Weil
er, in ungeduldiger Hast, immer hundert Dinge zu gleicher Zeit
unternimmt, hatte er von den Holländern die freie Schiffahrt auf
der Scheide gefordert (was durchaus gegen den Sinn desWest»
Mischen Friedens ist) und durch dieseUngerechtigkeittzolland zu

entschlossenem Widerstand gezwungen. Das fragte, von Frank-
reichs Schwächlichkeit enttäuscht, ob es vonPreußentzilfezu hoffen
habe. Der König ließ (durch den Kabinetsminister Grafen Fincken-
stein) antworten, da Preußen nicht zu den Bürgen des Westfä»
lischen Friedens gehöre, weder mit Holland noch mit Frankreich
verbündet sei und sich in fremden Streit nicht einmischen wolle,
müsse Holland sich an Frankreich halten, das ihm Beistand schulde.
Wahrscheinlich aber wird es in Angst sein und den Holländern
eben so feige Rathschläge geben Wiegestern den ihm auchverbün»
detenTürken. Weil Frankreich durch unverzeihliche Schwachheit
sich um alles Ansehen bringt, kann der König von Preußen sich
mit einer Macht von so schnell verbleichendem Glanz nicht ein«
lassen. (Trotzdem Prinz Heinrich, desKönigsBruder.dasBünd»
niß mit Frankreich empfiehlt.) Wer dieLage inRußland bedacht
hat, muß erkennen, daß der König den Weg wählen mußte, den
Klugheit ihm vorschreibt. Seit dem Tod ihres Günstlings Lanskoij
ist die Zarin in tiese Schwermuth versunken und kümmert sich nicht
mehr um die Geschäfte; bleibt sie in dieser Stimmung und rafft
sich nicht wieder in den Plan zur Eroberung Konstantinopels auf,
so wird ihr Bündniß mit Oesterreich sich rasch lockern. Großfürst
PaulPetrowit sch aber, ihr Sohn,steht uners chütterlich zuPreußen.
Daswürdealsothörichthandeln.wenneseinsonützlichesBündniß
löste, um mit Frankreichs heruntergekommener Macht ein neues
zu knüpfcn.DieKön!gin(MarieAntoinette)vonFrankreich würde,
als Schwester des Kaisers von Oesterreich, durch ihren Einfluß
alle Vereinbarungen beider Mächte über gemeinsame Kriegs»
führung vereiteln. Preußens Staatswohl und unverjährbare
Interessen wären den Ränken der versailler Höflinge und Weiber
ausgeliefert und abhängig von den Launen der Königin und den
Schranzen Ludwigs des Sechzehnten. Wie die Dinge heute liegen,
wäre ein Bündniß mitFrankreich ein üblerNothbehelfund höch»
stens rathsam.wenn anderswo keinBundesgenosfe zu finden wäre.
O Richelieu,Mazarin, MerzehnterLouis: was würdet Ihr sagen,
wennIhr die Schmach EuerNachfolger sähet und hörtet! Frank»
reich folgt sklavisch der Königin und läßt sich von Oesterreich be»
herrschen. I n Rußland sind die Bakunin, Besborodko, Woronzow
bis in die Fingerspitzen österreichisch und wir können, wenn wir
uns nichts selbst Etwas vormachen, nur auf den Thronfolger.

rechnen. England, dessen Regirung noch keine feste Gestalt ge«
Wonnen hat und dessen Staatsmaschine (durch die Kriege gegen
die amerikanischen Kolonien, Frankreich, Spanien, Holland) ge«
schwächt ist, wird sich fürs Erste nicht auf große Dinge einlassen.
Schweden und Dänemark sind kraftlos. Man müßte i.inen Bun s
deutscher Fürsten schaffen, dessen Zweck wäre, das bestehende
Relchssystem zu erhalten. Kommt es zumKrieg,so muß man alle
Reichs surften hineinziehen, ihnen Subsidien zahlen (was nicht
unmöglich wäre), mit ihrertzilfe uns aus der Klemme lockern und
in diesemBund denVölkermassen, die beide Kaiserhöse gegen uns
ins Feld schicken würden, die Stirn bieien. Ein anderes Mittel
will mir nicht einfallen. Einem Pferd kann man zwar die Haare
einzeln ausreißen,aber denSchwanzmuhmanimGanzenpacken.
Der Fürstenbund, den ich vorschlage, soll Jedem seinen Besitz
sichern und einenehrgetzlgen.untelnehmunglüsternenKaiserhin-
dern, die deutsche Verfassung Stück vorStück zu zerstören. Lassen
die Fürsten ein paar Ihresgleichen erdrücken, dann kommt schließ»
lich die Reihe auch an die Anderen, denen nur das Vorrecht bleibt,
in der Höhle des Polyphem zuletzt verspeistzu werden. Wird der
Bund geschaffen, so kann die Stimme der vereinten Reichsstände
den Kaiser vom Mißbrauch seiner Macht abhalten; ist er wider-
spänstig, so hat er eine Partei, die sich mit seiner Kraft messen
kann, gegen sich; und das Deutsche Reich kann zur Vertretung fei»
ner Interessen Bundesgenossen finden. Wir wollen nicht einen
Krieg beginnen, sondern uns nur gegen Rechtsbrüche und Län»
derraub des Kaisers schützen. Man muß die auf ihren Sonder»
interessen eingeschlafenenStaaten aufrütteln.Legen wir die Hände
in den Schoß, dann ist so sicher, wie zweimal Zwei Vier giebt,daß
dem Kaiser freie Hand bleibt, zu thun, was ihm gerade beliebt."
Diese Sätze schrieb der zweiundsiebenzigjährige KönigFritz
(den, nach derMeinung des einst in den Deutschen Reichstag ab»
geordneten Herrn Daniel Blumenthal, nur Schmeichler groß nen-
nen) über den Zustand Europas, die Bündnißmöglichkeiten des
eingeklemmten Preußenstaates und die Pflichtschanze eines deut»
schen Fürstenbundes. Die Hoffnung, daß der Thronwechsel in
Rußland die Klemme seines Staates lösen werde, hat sich ihm
nicht erfüllt. Katharina überlebte ihn um zehn Jahre; und als Zar
Paul Petrowltsch den Grafen Panin nach Berlin fchickte.um das

Bündniß mit Preußen zu erneuen und zu festigen, hatte Fried»
rich Wilhelm der Zweite sich im Baseler Vertrag und in demZu»
satzarlikel vom fünften August 1793 fest an Frankreich gebunden
und sein Folger klebte an der Politik, die von den RheinqueUen
bis nach Jena geführt hat. Das anzlo »russische Bündniß, das Flitz
nicht ungern gesehen hätte, wurde durch Katharinas Tod verhin»
dert und, als Sir Charles Whitworth, der petc rs burger Gesandte
des Brltenkönigs Georg, es später durchgedrückt hatte, unter
Paul nicht mehr wirksam. Während Fritz, sechs Jahre nach Vol-
taires Tod, in Sanssouci den Plan zum Fürstenbund bebrütet,
roeittt Busfon seineNaturgeschichle,IäßtBeaumarchais,der einst
die Töchter der fünfzehnten Lilienlouis, Uesäames cie Trance, das
Harfenspiel lehrte, die freche Komoedie «Figaros Hochzeit-, den
Sturmvogel der Revolution, aufflattern, sucht Kant den Begriff
der «Aufklärung" zu entnebeln, mörtelt Herder die Mauer sei»
ner Ideen zur Philosophie der Menschheitgeschichte, fordert Mo»
ses Mendels söhn in seinem«Ierusale m" die Trennung der Kirche
vom Staat, verblutet Schillers luziferisch schöner Fiesko unter
dem Republikanerstahl, dringt Goethes in Ketten, in Europäer»
Hoheit trotziger «Prometheus", der große Erleuchte?, ans Licht,
sammelt Myller die seit dem zwölften Jahrhundert in Deutsch»
land entstandenen Mythen und Epen.schreibtVoß das beschau-
liche Gedicht von Luise, Kortum das Hohe Lied vom Kandidaten
Jobs, Aloy? Blumauer die Abenteuer des frommen Helden Ae-
neae.FritzensSchach gegen Katharina; von Kant, Buffon, Her-
der bis zur Travestie der tzellenenwelt, Fiesko, Flgaro, Prome»
theus, Siegfried, Hagen, Walther, Wolfram, Jobs: üppiger war
wohl selten ein Jahr. Goethe sitzt in Weimar und berichtet ansei»
nen Herzog Karl August über Schachte und Stollen, Gewerkschaft
und Schneidemühle, Wolle und Holz. Der Apotheker Buch holz,
der schon eine Weile vergebens «die Lüfte peinigt", läßt einen
Ballon steigen und streckt sich vergebens in Wetteifer mit den Brü»
dern Montgolsier. Der tzofdichter bereitet sich fürs Hüttenwesen
vor, will seine mineralogischen Ideen aufklären und bestellt bei
demnordhäuser Wetterpropheten Rosenthal ein Baro-und Ther»
mometer. Schmidt, der Geheime Assistenzrath und Jugendfreund
Klopstocks, «kam in einen patriotischen Eifer und sprach viel, wie
unseren Finanzen sollten die Reifen stärker angetrieben werden;

es ist recht schade, daß Sie nicht wenigstens hinter dem Schirm
zugehört haben. Er ist wirklich ein Mensch, dem es Ernst ums
Gute ist. Viel Glück auf Ihren Wegen und Stegen; ich bin auf
Ihre Rückkunft sehr begierig.' Schließt sich der Kreis deutschen
Lebens ? Der zweite Herzog Karl vonPfalz-Ziveibrücken hat sich
dem Franzosenkönig veipslichtet,der ihm einen Theil seinerRie»
senschulden bezahlt hat.Damitderlrotzdem nochtmmervon Gläu-
bigern Bedrängte sich nicht auch anOesterreich verkaufe, läßt ihm,
hinter Fritzens Rücken, der Kronprinz von Preußen durch den
Herzog von Weimar Geld anbieten. Zu spät: Frankreichs Beutel
ist dicker. Auf den heimlichen Wegen und Stegen dieser Reise ist
Karl August, der dem Fürstenbundesplan auf seine Weise eifrig
gedient hat.Mir, schreibt Goethe, »ist jetzo doch sehr lieb, daß Sie
die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in
der Folge entweder sich zurückziehen oder aus eigener Erfahrung,
Trieb und Ueberzeugung handeln. Ihre Frau Mutter war an
ihrem Geburtstag vergnügt und munter. Alle dichterischen Feder-
kiele hatten sich geregt und allerlei kleine harmlose Gaben waren
dargebrachtworden.PrinzKonstantinverherrlichtedasFest durch
seine Gegenwart. DieStein hat mich wieder verlassenzsieschleppt
andemkochbergerWirthschaftkreuzundtheiltblosdasUebel,ohne
es heben zu können. DasFünfleBuchvonWtlhelm Meisterhabe
ich indessen beendigt und muß nun warten,wie es aufgenommen
wird. Emen Brief an Sömmering (den kasseler Anatomen) über
den famosenKnochen(das os intermaxillare, das er, als,denSchluß-
stein zumMenschen', imMärz 1784 entdeckt hatte), dessen Man»
gel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe
ich auch geschrieben und werde ihn ehestens mit den Zeichnungen
abgehen lassen. Wenn Sie nach Darmstadt kommen, haben Sie
doch die Güte, den Herrn Schwager (Erbprinzen Ludwig vontzes»
sen)höflichst auf die zwanzigLouisdorzuerinnern,die eraufseine
Kuxe (vom ilmenauer Bergwerk) zurücksteht. Er hat mir nicht ein-
mal geantwortet oder den Empfang melden lassen. Wenn er mit
unseren unterirdischen Operationen nichts zuthunhabenwill und
die Erinnerung an das iimenauer Leben ihm das Geld nicht aus
der Tasche locken kann, so wünschte ich nur, daß er die Gewähr»
scheine zurückschickte und sich lossagte. Das Vertrauen des aus»
wältigen Publici wächst immer, indessen unser inländisches sich

gutmüthig mit Fatalitäten beschäftigt, die uns zufallen sollen. Neu
lich haben sie zugleich das Werk ersäuft und die Arbeiter durch
Schwefeldünste umgebracht.Wie sich auchIhrGeschäft (amzwei»
brücker Hof) wendet: betragen Sie sich mäßig und ziehen sich, wenn
es nicht anders ist, heraus, ohne sich mit Denen zu überwerfen,
die Sie hineingeführt und kompromittirt haben. Bei uns wohnt
Friede; wenigstens äußere Ruh. Die Holländer haben durch einen
wunderbaren Gesandten Subsidien anbieten lassen. Noch weiß
Niemand mit einiger Wahrscheinlichkeit zu folgern, was kommen
werde. Die Zweideutigkeit Frankreichs (in dem Scheldehader, den
die österreichischen Niederlande gegen Holland begonnen hatten)
machtIeden verwirrt. Wir fahren indessen mit unserenAmeisen»
bemühungen fort, als wenn es gar keine Erdbeben gebe. Vom
Steigen und Fallen der Frucht, von zu befürchtendem Mangel
und nothwendiger Sperre ist viel Fragens und Redens, vieler.ei
Meinung, Rath und kein Schluß. Auch ist es, leider, eine Ange»
legenheit, in der ein kleiner Staat fast nichts beschließen kann.
Gotha hat, unter dem Schein zustimmenden Wohlmeinens, einen
sehr eigennützigen Vorschlag gethan. Insofern es die Umstände
erlauben, lebe ich nach Vorschrift meines Genius und befinde mich
wohl. Mich heißt das Herz das Ende des Jahres in Sammlung
zubringen: ich vollende Mancherlei in Thun und Lernen, bereue
mir die stille Folge einer Thätigkeit aufs nächste Jahr vor und
fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreis meiner Be»
stimmung liegen. Ich habe oft bemerkt, daß, wenn man wieder
nachtzaus kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustand, den man
findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weitnaus der man
kommt, ausdehnen möchte; und wenn Das nicht geht, sucht man
doch so viel wie möglich von neuen Ideen hineinzubringen und
zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und
passen oder nicht. Mich zusammenzuhalten, kostet mich mehr, als
es scheint, undnurdieÜeberzeugungderNothwendigkeit und des
unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen kön»
nen.an der ich jetzt so fest hange. Die Aufmerksamkeit unseres Pu»
blici wird durch Frau von Reck beschäftigt. (Die seit drei Iahren
geschiedene frommeDichterinElisa von derR« cke.geboreneReichs-
gräfin von Medem, die Deutschlands berühmteMänner aufsuchte,
zu Cagliostro in engem Verhältniß stand und ihn später entlarvt

hat.) Die Urtheile find verschieden nach Verschiedenheit derStand-
punkte, woraus dieser schöne Gegenstand, der auch verschiedene
Seiten haben mag, betrachtet wird. Ich kann gar nichts von ihr
sagen, denn ich habe sie nur ein einzig Mal gesehen. Jedermann
behauptet aber, Sie würden nach Ihrer Zurückkunft derDame die
Cour machen (um mich dieses trivialenAusdruckes zu bedienen)
und die Dame würde nicht abgeneigt sein, galantfürstliche Gesin^
nungen zu erwidern. Denn ob sie gleich ein Muster der Tugend
uv d (ungeachtet einer manchmal seltsam scheinenden Bekleidung,
durch welche selbst Wieland zu viel vom Nackten gewahr wird) ein
Muster der Ehrbarkeit ist, so hat sie doch gestanden, daß ihr tzerz
ihr schon einige Male Streiche gespielt habe und daß sie eine be»
sondereFreundinundVerehrerinvonFürstensei,dieihreMensch-
heit nicht ausgezogen haben. An einer Schlittenfahrt wird mit
großem Eifer gearbeitet; bis jetzl haben sich die verschiedenen Mei»
nungen nicht vereinigen lassen. Die Komoedie(BellomosTruppe
gab seit dem Januar in dem neuen Redoutehaus Vorstellungen)
schleicht in einemTorpor hin, der nur bei unsererNation möglich
ist. Ihre Frau Gemahlin befindet sich nach den Umständen wohl
und das Prinzchen habe ich gestern munter im großen Saal her»
umrutschen sehen. Langen Sie bald wohl und vergnügt in dem
Kreis an, der Ihnen doch der nächste ist und bleibt."
Wo Goethe spricht, Geschehenes und Werdendes aus seiner
Umwelt berichtet,da hemmt selbst dertzastige gern denFuß. Und
rundet sich dem von der Weimarer Warte Ausblickendennicht wirk»
lich der Ring deutschen Erlebens, an dessen stählerner Buchtung
er Fritzens Schwert mitschmieden sah? Der Ungeheure, der mit
dem Kyklopinhammer einst den dünn vergoldeten Stahlreif spren-
gen wird, sitzt noch auf der Marterbank oerpariser Militärschule:
der fünfzehnjährige Napoleon Bonaparte schwitzt auf dem Weg
zu dem Lieutenantspatent, das ihn ins ArtillerieregimentLafere
führen soll. Sterne sinken, Sterne steigen. Wie arm scheint unter
so reichemtzimmel eine nur zuZerstörungundWiderstand rüstige
Zeit.dieManchen doch großdünkt! Fritz,Katharina,Joseph, Bo»
naparte, in der Enge des Musenhofes Karl August; Voltaire,
Rousseau, Buffon, Diderot, Helvetlus, Grimm, Condorcet, Che.
nier, Beaumarchais, Carnot, Sieyös, Danton, Robespierre, Pitt,
Fox. Nelson, Wellington, Hertzberg, Stein, Hardenberg, Blücher.

Die Zukunft,

Gneisenau, Scharnhorst, Boyen, Kant, Herder, Lesfing, Goethe, Schiller, Lenz, Klinger, Leisewitz, Gerstenberg, Wagner, Wieland, Lavater,Mendelssohn,IohannesMüller,Wtnckelmann,Archen» holz. Bürger, Jean Paul, tzeinse. Miller, Pestalozzi, Hippel, Boß, Musäus, Dalberg, Iffland.Kotzebue, Schröder, Arndt: noch sind nicht alle Planeten und Nebengestirne hier aufgezählt. Um und in Deutschland wird Gewaltiges: Revolution (des kosmogno» mischen und des staatlichen Lebens), Krieg, Industrie. Fürsten schachern, lüdern, ersticken in Schulden. In Süd, West und Mitte des Erdtheiles entwurzelt (nur in Preußen nicht) der Landadel sich der Scholle, verliert die Herrschaft über dasBauervolk, zieht in die Hauptstadt und wird, nach versailler Muster, Hofgesinde undHofschmarotzer. Deutschlands stärkster Schöpfergeistundwelt- männischster Dichter müht sich um die Hebung des Bergbaues und derLandwirthfchaft und beendet dieAbhandlung, die aus der ver» gleichenden Knochenlehre erweifen soll, «daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen T Hieren ge» mein sei". Schleicht die Komoedie, des Lebens abgekürzte Chro- nik, überall in Toipor hin? In Weimar mag, seit Sophie Acker« mann, die Erste Liebhaberin und Sängerin, krank ist, der Gang schläfrig geworden sein. Die Pariser hören am siebenundzwan» zigsten April 1784 Figaro gegen den Adel, dessen einzige An» strengung war, daß er sich gebären ließ, toben, die Beamtenschaft und Censur höhnen, das Iammerschicksal des armen, rechtlosen Bürgers grimmig beschluchzen: und ahnen, daß aus den Erz» stacheln seiner Worte, seinem Satansgelächter schon (nach Bo» napartes späterem Wort) die Rüstung zur Revolution klirrt.

Zwölf Tage zuvor hatte auch Deutschland sein Theaterereignitz gehabt. Kursürst Karl Theodor, der zwischen der pfäffischen Un» du ldsamkeit seinesBeichtvaters Frank und der stets willigenDuld» samkeit eines tzofhurentrosses einhertaumelnde Herr Bayerns und der Pfalz, dessen Heer im Siebenjährigen Krieg wider Fritz, focht und gegen dessen Bereitschaft, für das österreichifche Belgien dem Kaiser Joseph in sein Reich Bayern hinzugeben, die Spitze des Fürstenbundes sich richten sollte, hatte in Mannheim, nach dem wiener Vorbild, ein Nationaltheater geschaffen, dem er die Be» stimmung vorschrieb, «zum allgemeinen Vergnügen sowohl als zu? sittlichen Bildung des Publikums zu dienen.' Die Leitung.

war dem ReichsfreiherrnWolfgangHeribert vonDalberg ander»
traut. In den geradlinigen, nach dem Winkelmaß gezeichneten,
vom Schloß beHerr schien Straßen lebten, zwischen denKirchender
Jesuiten, Kapuziner, Karmeliter, ruhige Leute, die zwar das Leid
und die Wuth der Brüder Moor für eine Weile ausBürgersbe»
haglichkeit aufzurütteln vermochte, denen abe r Fies kos listig freche
That und Verrinas Verschwörung nicht dieWand dertzerzkam»
mer erwärmte. »Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein
Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name. In Berlin wurde der
Fiesko innerhalb dreier Wochen vierzehnmal gefordert und ge»
spielt. Aber in denAoern derPfälzer fließt kein römisches Blut."
Aus grauer Stimmung schriebs Schiller. Nun hat Dalberg ihn
zum Kursürstlichen Theaterdichter bestellt,ihm die Einübung des
Bürgerlichen Trauerspieles «Kabale und Liebe" gestaltet; und
am fünfzehnten April wird es »mit aller Vollkommenheit, deren
die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den hef»
tigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben." In einer Loge (die
er selbst bezahlt hat) sitzt, neben dem treuen Freund Streicher, der
vierundzwanzigjährigeDichter. «Mit röthlichemHaar, gegen ein»
ander sich neigenden Knien, Augen, die, wenn er lebhaft opponirt,
schnell blinzeln, während des Sprechens oft lächeln, einer fchön ge»
formtenNase und einem tiefen, kühnen Adlerblick, der unter einer
sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtet." Heute lächelt
er noch nicht. Sitzt still, in sich gekehrt; und harrt doch in ruhiger
Heiterkeit des Spieles. «Als nun aber die Handlung begann:
wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der un»
terengegendieOberlippe,dasZufammenziehen derAugenbrauen,
wenn Etwas nicht nach Wunfch gesprochen wurde, den Blitz der
Augen, wenn aufWirkung berechnete Stellen diese auch hervor»
brachten, — wer könnte Das beschreiben!" Nach dem ersten Akt
öffnet er die Lippen. »Es geht gut." Als nach dem wilden Auf»
tritt in Millers Haus, wo der Bürger trotzig sich gegen die Will-
kür des adeligen, hochbetitelten Schinders, der reinen Herzens
strebende, redlich schwärmende Sohn sich gegen den Verbrecher»
willen des mächtigen Vaters aufreckt, der Vorhang gefallen ist,
schnellt die Menge vom Sitz und löst die Spannung des Gemü»
lhes intosendenBeifall derLungen und Hände. Der Dichter dankt
durch Neigung dcsKovIes.,Dietzuloigungließihnwie berauscht

zurück. In seinen Mienen, in seiner edlen,stolzen Haltung zeigte
sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, und die
Zufriedenheit, daß seine Verdienste mit Auszeichnung beehrt wur»
den. Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines
bedeutenden Menschen sich plötzlich ganz uv verhohlen und na»
türlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung festhalten
können. Dies würde einen Charakter leichter durchschauen lassen,
als durch beschreibende Worte möglich ist.' Streicher sagts; er
fühlt, daß der Freund erst jetzt, im Theater, das Klima gefunden
hat, »in dem er lebt und webt.' Und wähnt vielleicht, hier und
heute sei gelungen, was im freien Kunstreich ewig gelten müsse.
Doch Schiller selbst hat, freilich in stillerer Stunde, das ernstlich
bedachte Wort gesprochen: „Wer die Kur.st als Etwas, das im»
mer wird und nie ist, betrachtet, kann gegen jedes Produkt gerecht
sein, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Cha»
rakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird und daß sie
die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der
Theologie gemacht haben,gleich in einSymbolüm hineinbannen
müssen. Deshalb gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Ver»
derben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der
strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese
Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei; unddoch ist über allen
Werken dieKunst.die nurin stetemFortschritt ihrtzeil finden kann.'
Als ein Werk der Kunst das Drama von der Millerin und
ihrem Ferdinand inbrünstigzu loben, würdenur dem eingeschlum»
merten Gewissen heute noch leicht. Die Geräusche deutschen Le»
bens, das war, sind darin. «Die sittliche Welt hat den Verfasser
als einenBeleidiger der Majestät vorgefordertzfeine ganze Ver»
antwortung sei das Klima, unter dem sein Werk geboren ward":
der zur Vertheidigung des Räubergrauses geschriebene Satz
könnte auch sür das Bürgerliche Trauerspiel gelten. Ein Herzog,
»der mit dem Talisman seiner Größe jeden Gelüst eines Frauen»
Herzens, wie ein Feenschloß, aus der Erde rufen kann, der den
Saft von zwei Indien auf die Tafel setzt, aus Wildnissen Par«'
diese ruft, die Quellen feines Landes in stolzen Bögen gen Himmel
springen, das Mark seiner Unterthanen in einem Feuer werk hin»
pusfen läßt",der seinesLandesKInder,ihrerWehklage taub.spa»
nischen oderamerikanischenWerbernverschachertundmitdenaus

dem Erlös eingehandelten Diamanten und Perlen den duften den
Brustspeck seiner Maltresse umhängt, in zaumloserWaidmanns-
lust den vom Schweiß des Bauers gedüngtenAcker zertrampelt:
tm Schwaben Karls, im PfalzbayernKarlTheodors war solcher
Fürst jedem Auge sichtbarer Gräuel. Selbst der gute Karl August
gönnte sich im ettersberger tzosjagdbezirk die tzegung von Wild»
schweinen, die kein Gatter eingrenzte; undmutzte «wegen der wüh»
lenden Bewohner des Ettersberges" von Goethe bittere Rüge
hinnehmen. «Von dem Schaden und dem Verhältniß solcher
Heerde zu unserer Gegend sage ich nichts; ich rede nur von dem
Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts
so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme.
Gutsbesitzer, Pächter, Unlerthanen, Dienerschaft, die Jägerei
selbst, Alles vereinigt sich in dem Wunsch, diese Gäste vertilgt zu
sehen.KönntenmeineWünsche erfüllt werden,so würden diese Erb»
feinde der Kultur, ohne Iagdgeräusch, in der Stille nach und nach
derTafelaufgeopfert.daßmitderzurückkehrendenFrühlingssonne
die Umwohner des Eltersberges wieder mit frohem Gemüth ihre
Felder ansehen könnten. Man beschreibt den Zustand desLand»
mannes kläglich; und er ists gewiß. Mit welchen Hebeln hat er
zu kämpfen! Ich habe Sie soManchem entsagen sehen und hoffe,
Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrs»
geschenk machen. Für die Beunruhigung des Gemüthes, die mir
die Kolonie seit ihrer Entstehung verursacht, bitte ich mir nur den
Schädel der gemeinsamenMutter des verhaßten Geschlechtes aus,
um ihn in meinem Kabinet mit doppelter Freude aufzustellen."
So manDas thut am grünen Holze, was will am dürren werden?
Brunst, dieSodomund GomoriavomErdbodentilgen soll. Schrill
heult dieFeuerglocke durch Schillers Gedicht. «DenHerzog kosten
diese Brillanten keinen Heller. Gestern sind siebentausend Lands»
kinder nach Amerika fort. Die zahlen Alles. Lauter Freiwillige!
Es traten wohl so etliche vorlaute Bursche vor die Front heraus
und fragten den Obersten, wie theuer derFürst das Joch Menschen
ve? kaufe. Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter
auf dem Paradeplatz ausmarschiren und die Maulaffen nieder-
schießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf
das Pflaster spritzen und die ganze Armee schrie: Juchhe! Nach
Amerika! Am Stadtthor drehten sie sich um und schrien: Gott mit

Iüngstei
Euch, Weib und Kinder! Es leb' unser Landesvater ? Am Jüngsten
Gericht sind wir wieder da!" In Amerika gilt schon Menschenrecht.
Hänge Dich, Figaro; aus Deinem Mund kam nie so geller Ton.
Nur: dieGestaltenstndaus dem Menschlichen ins Gespinnst
der Kinderträume von Engeln und Scheu salen verzerrt. Leset die
Steckbriefe, die der Dichter, derAnkläger und Richter, den Böse»
wichtern nachschickt. Sekretär Wurm ist, schon von außen, »ein
widrigerKerl mit kleinen, tückischenMausaugenund brandrothem
Haar.dasKinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur von
purem Gift über das verhunzte StückArbeit den Schlingel angö"
faßt und in irgendeine Ecke geworfen hätte." Der tzofmarschall
trippelt, lispelt, trägt zwei Uhren, ist putzig fristrt, fliegt mit gro»
ßem Gekreisch ins Zimmer und verbreitet einen Bisamgeruch über
das ganze Parterre. Höret das Homunkelgeschlecht reden. Der
Präsident, den wir für teuflich klug halten und dem wir glauben
sollen, daß von feinem Tritt das Herzogthum zittert, schwatzt dem
Schreiber, den er als Fälscher und Schuft kennt, nicht nur das
gefährlichste Trachten ins Ohr, sondern schleift auch, vor solchem
Mausblick, dieGeschlechtsehrederStandesgenosseninKoth.,Im
hiesigen Adel wird selten eine Mariage geschlossen.wo nicht we»
nigstens ein Halbdutzend der Gäste oder derAufwärter das Pa»
radies des Bräutigams geometrisch ermessen kann. "Dem Würm»
chen, das er selbst gemästet hat, plaudert er aus, daß er, sich die
Macht zu erhalten, seinem Sohn die Maitresse vermählen wolle,
der, nur zumSchein.nur für denWonnemond ebenbürtiger Ehe>
der Herzog den Abschied geben werde. Dürfen wir staunen, da
diesen Staatsmann der Federfuchfer einen dummen Bösewicht
nennt? Rasend, Pfau cht Wurm, »bin ichzso will ichjetzt auch han-
deln wie einRasender." SeinerRasereiistDieser,höchst vernünf-
tig, bewußt. »Gerichtsdiener, bindet mich! Ich will Geheimnisse
aufdecken, daß Denen, die sie hören, die Haut schauern soll. Arm
in Arm mit Dir zum Blutgerüst! Arm in Arm mit Dir zur Holle!
Es soll mich kitzeln, Bube, mit Dir verdammt zu sein!'Eine Probe
von der Redeweise des jungen Fritz Schiller. Eine zweite aus
dem Munde der Kunstpfeiferstochter. »Ich fürchte Ihre Rache
nicht, Lady. Die arme Sünderin auf dem berüchtigten Henkerstuhl
lacht zum Weltuntergang. Wenn selbst die Gottheit dem Blick
der Erschaffenen ihreStrahlen verbirgt.daß nicht ihr oberster Se»

-raph vor seiner Verfinsterung zurückschaure: warum wollen Menschen so grausam» barmherzig sein? Wie kommt es, Mylady.daß Ihr gepriesenes Glück das Elend so gern um Neid und Bewunderung anbettelt? Hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie? So gönnen Sie mir doch eine Blindheit, die mich al» lein noch mit meinem barbarischen Los versöhnt! Fühlt sich doch das Insekt in einem Tropsen Wassers so selig, als wär' es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Welt» mcer erzählt, worin Flotten und Walfische spielen!" Leinte snnc, 1784 ein blondes Bürgermädel solche Sprache in der höllischen Pestilenzküche der Belletristen? Der sie entriegelte,Luisens Fer» dinand.der im zwölften Jahr Fähnrich war, im zwanzigsten Ma» for ist.bläht denWorlschaumin noch dickeren Schwulst. Das Lieb» chen soll ihm gemubr, des Herzogs britische Freundin angetraut werden. Wie brüllt Flaumbartsleidenschaft auf?.Im Angesicht des versammelten Adels, des Militärs und des Volkes: Um» gürte Dich mit dem ganzen Stolze Deines England?, — ich verwerfe Dich, ein deutscher Iiwglingl Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Konvenienzen zerfallen ist. Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit aus dem Platz bleiben wird!" Die albernste Zettelung, die irgendwo je ein hungernder Schnürfadendreher erdacht hat, hetzt den <a la suite der Phrasenjäger gestellten)Major in Eifersucht auf den kreischenden, Bisam dünstenden welken Gecken, dem kein Kha» lifer schätz Luisens Leib kaufen könnte. Welches Wort stammelt, knirscht, donnert der im Brennpunkt entzündete männische Zorn? ,Richter der WeltlDortwinseln Millionen Seelen nachDir.dorthin kehre das Auge Deines Erbarmens; mich laß allein machen, Richter d«Welt!,DasMädchen ist mein. Ich einst ihrGolt, jetzt ihr Teufel! Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geflochten, Augen in Augen wurzelnd, Hzare zu Berge stehend gegen Haare, auch unser hohles Wimmern in eins geschmolzen; und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten und jetzt ihr vorzu« singen ihre Schwüre! Gott! Gott! Die Vermählung ist sürchter» lich,aber ewig!" Das kommt nicht aus jungemBlut;istBlase aus dem Kessel, worin Leinölfirnitz und Ruß zu Buchdruckfalbe auf» gekocht ward. Der Schlechte ist bis ins Knochenmark schlecht, nur auf Nied erträchtiges, noch imBrautbett, erpicht, der Edle noch im

Entleeren des Darmes das hehre Ebenbild leuchtender Gottheit.
Der Kriecher heißt Wurm, der Dummkopf Kalb, der im Staat
Mächtigste Walter. Zürnet Ihr, Ehrbare, der Fürstenbuhle?
Auch sie ist fürstlichen Geblütes, aus dem Geschlecht des unglück>
lichen Thomas Norfolk, der fürMaria vonSchottland einOpfer
wurde. Ihr Vater war Oberstkämmerer, das böse Britenpaila»
ment (gewiß saß schon ein Grey drin) hat ihn des Landesverrathes
zu Gunst Frankreichs geziehen, den Unschuldigen geköpft, feine
Habe dem Krongut zugesprochen, feine Familie von den Inseln
verbannt. Am Tag dertzinrichtung ist dieWitib gestorben; zuvor
hat sie der vierzehnjährigen Tochter ein Kästchen mit Juwelen in
die Hand, ein Familienkreuz in den (frühen) Bufen gesteckt und
den in allen Zonen gedeihenden Letzten Segen aufs Festland mit»"
gegeben. Der will nicht recht wirken. Johanna von Norfolk darbt
in Hamburg, wo noch nicht die Goldene Vierzig, doch schon an»
dere Fleischlieferungfirma die von Nolh nackte Eva in Sold, den
von Entbehrung gierigen Adam in Lust winkt. »Ich spazirte da»
mals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom und fing eben an,
zu phantasiren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste
wäre. Der Herzog sah mich, verfolgte mich, fand meinen Aufent»
halt, lag zu meinen Füßen und fchwur,datz er mich liebe. Alle Bil»
der meiner glücklichen Kindheit wachtenjetztwiedermitverführen»
demSchimmer auf.Schwarz wie dasGrabgraute mich eine trost»
lose Zukunft an. Mein Herz brannte nach einem Herzen. Ich sank
in das seinige. Jetzt verdammen Sie mich! Die Wollust der Gro»
ßenistdlenimmersatteHyäne.diesichmitHeißhungerOpfer sucht."
Und sie da schnell findet, wo das Liebchen nicht mehr will als Di»
amanten und Perlen. War in dem Hamburg, dem Schröder die
Tragoedte Shakespeares in das vom hansischen Kaufmannsma»
genVerdauliche einfchmorte, nicht ein Guanokönig, Kaffeehänd»
ler, Rheder, Frachtmakler, tzafenbas, derIohannen vonNorfolk
zurtzausfrau und Heimgehilfin begehrte?Oder brannte ihr fürst»
liches Herz nur nach einem in Edelsteinflimmer gefaßten und sucht,
wie ein berliner Listendirnchen, im Hinweis auf Leibesnolhdurft
nun Entschuldigung von der Lakensünde? Einerlei. Der auf die
steilste Hintertreppe gefcheuchten Tochter des Oberstkämmerers
zürnt der Sittsamste, die züchtigste Muhme nicht mehr. Solche
Wunder vermag das Theaterklima, in dem dieser Friedrich lebt

«nd webt.DessenMenschen sind pechschwarz oder schneeweiß,erklä-
ren,w!e ihre Farbe ward, und reden wiein Ehrenvergilbte Bücher.
Das heißt eine Welt? Aus Papier. Lettern, Leinöl. Ruß
ward sie, nicht so schnell wie die von Sintfluth unzerstörbare
lebendiger Menschheit, geschaffen. Kaum ist aus dem Waidgehege
anderer Literatur noch ein so scheckiges Stück aufzubirschen. Alle
VFode der wirren Zeit, die noch von Drang ächzt, schon von Sturm
schnaubt, hat zu dem schlissigen Stoff des Trauerspieles, dessen
Titel so kindisch stolzii t, Bänderund Zier knöpfe, Spitze und Flicken
geliefert. Der Stoff kam aus Westeuropa. In dertzamburgischen
Dramaturgie, auf deren oft morastigem Weg der Pilger aus Be»
wunderung in Abscheu stolpert, erNiedert, wie in unserer Kriegs»
zeit zwischen Pregel und Bodensee mancher dem Nimbus redlicher
Weisheit für immer Entkleidete, Lessing sich in öde Fremden»
schmähung. Nicht, freilich, wie heute Zünfiige und Anzünftige,
um Konjunkturgunst zu nützen und in der Mumme des Teut schen»
ritters den Absatz einer Scharteke zu steigern; muß aber dem auf
hellemGrund als leichtfertig oder unwahrhaftig Entlarvten nicht
auch ins Dunkel, in den Bezirk, für dessen untrügbartn Herrn er
sich gestern ausgab, nun auf derber Sohle Mißtrauen nachstamp»
fen? Darf ich von Einem, der über Staatsaktion, Kriegsvorgang,
Nährmittelnoth, über Dinge, die ernster Wille leicht nachprüfen
konnte, wissentlich log oder lüderlich für sein Pfründendes Tage-
blatt schwatzte, unverfälschte Erkenntnißrkitik hoffen? Nie wieder;
seine Bücher, die ehrwürdig schienen, hat Dieser selbst makulirt
und den Lober das Schämen gelehrt. In so schwere Schuld hat
Lesfing sich nicht verstrickt. Immerhin sagt er, ders besser wissen
könnte und müßte, daß die Franzosen von dem Bürgerlichen
Trauerspiel »keinMuster unter sich selbst haben und diese Gattung
bei ihnen wohl auch nicht besonders in Schwang kommen werde.
Die Nation ist zu eitel, ist in Titel und andere äußerliche Vorzüge
zu verliebt; bis auf den gemeinsten Mann will Alles mit Vor»
nehmeren umgehen; und Gesellschaft mit Seinesgleichen ist fo
viel wie schlechte Gesellschaft." Kein Franzosenfresser hats ärger
getrieben.Fühlen in feinerem SinnDeulsche jetzt endlich.welchen
unaus pfluglichen Schaden solche Entstellung fremden Volks»
Wesens gestiset hat? 1767. Das Geburtjahr Minnas von Barn.
Helm. Deren Dichter stand im Schatten, während Voltaire sich

m Fritzens Sonne satt weiden durfte. Mutz die Erinnerung an
Unbill den Kritiker täuben und blenden? Rabelais, Ronsard,
Malherbe, Montaigne, Blaise Pascal, Moliere, La Fontaine,
Boileau,Le Sage, Montesquieu, Marivauz.AbbePrevost, Vol»
taire, Rousseau, Sedaine haben gewirkt;Bayles Oictionnaire Kis-
torique et critique ist erschienenunddie^ncyclopeäie begonnen. Wo
hat gegen Macht, die mächtiger als eines tzauplpastors ist, Lessing
gewagt, was Pascal, Montaigne, Moliere,Montesquieu,Vol»
taire, Rousseau wagten? Zeugt deren Werk von der Eitelkeit
ihrer Nation, von der Verliebtheit in Titel und anderen äußer»
lichenVorzug? Ist in Argan, Orgon, Arnolphe,Harpagon,Dan»
bin, im Tuc raret des La Sage, in Sedaines Anbewußtem Philo»
sophen nicht der KeimzumBürgerlichenTrauerfpiel?Nicht schon
mehr als Keim in Diderots Natürlichem Sohn und Familien»
oater, die der hamburgische Dramaturg so gut wie den Spieler
Regrards gekannt hat?InFrankreich,sagt er,will der gemeinste
Mann nur mit Vornehmeren umgehen: und gegen die V ornehmen
schaaren sich dort die Gemeinen zum Kampf um die Rechte des
Dritten Standes; der Dreiklang vonFreiheit, Gleichheit,Brüder-
lichkeit wird Volkslosung; Adelsköpfe fallen wie auf dem Feld
Halme vonMäherssichel; derEnkel des Heiligen Louis muß vom
güldenen Sitz in dentzenkerskarrenz mitdem König wird derGott
abgesetzt; auf den himmlischen Thron klettert, in grauem Kattun»
kittel, Vernunft und aufdenirdischenwird sich morgen ein bürger»
licher Artillerist räkeln. Nathan warnt das Gipfelchen vor dem
Wahn, daß es, allein, der Erde nicht entschossen sei, und salbt die
von Reisestaub rauhe Kehle zu der Mahnung: »Nur muß der
Eine nicht den Andern mäkeln; nur muß der Knorr denKnubben
hübsch vertragen. "Lessing dachte nicht dran. Im Bilde desPrah»
lers und Hochstaplers Riccaut sieht er Frankreich; und vergißt,
was es in hundert Provinzen der Menschheit geleistet hat.
Goethe vergißts nie; und stets ist ihm auch gegenwärtig, wie
solches Land durch Erfahrungfülle und Erlebnißmöglichkeit den
Künstler und Gelehrten fördert. «In Paris erinnert jeder Gang
über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangeheit
und an jeder Straßenecke hat sich ein Stück Geschichte entwickelt.
Seit drei Menschenaltern ist durch Männer wie Moliere, Vol»
^taire, Diderot und Ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in

Kurs gesetzt, wie sie auf der ganzen Erde sich, auf einem einzigen
Fleck, nicht zum zweiten Mal findet. In Deutschland führen wir
im Grunde doch ein isolirtes.armsäliges Leben. Aus dem eigent»
lichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen und unsere
Talente und guten Köpfe sind über das ganze Land ausgesät. Da
soll Einer es wohl bleiben lassen, so jung etwas so Reifes her»
vorzubringen wieMerimee. Wahr ist.daßSchillerrechtjung war,
als er die Räuber, Fiesko, Kabale Und Liebe schrieb. Doch diese
Stücke zeugen mehr von dem außergewöhnlichen Talent als von
der Bildungreife des Autors. Daran ist aber nicht Schiller
schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große
Schwierigkeit, die wir erfahren, uns auf einsamenWegen durch»
zuhelfen. Damit ein Talent sich schnell und freudig entwickele, muß
in feinerNationvielGeist und tüchtigeBildung inKurssein.Wir
Deutsche find von gestern. Wir haben zwar seit einemIahrhun»
dert ganz tüchtig kultivirt; aber es können noch einpaarIahrhun»
derte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und
höhere Kultur eindringeund allgemein werde, daß man von ihnen
wild sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen/
Auch Schiller weiß wohl, was er dem großen Denis Diderot (in
dessen Dienst Goethe, alsUebersetzer des Rameau, sich zu bücken
geruhte) zu danken hat. Der stirbt 1784; hat aber 1758. in dem
Schauspi«l „l^e pere cZe Kmille«, den zwischen Gesellschaftklassen
und Ständen klaffenden Spalt auf der Bühne gezeigt. Als den
»Hausvater* brachte ihnLesstng (hat er selbstDieses vergessen?)
auf das deutscheTheater; und ließ dem vierzehnIahre alten da»
hin Odoardo Galotti folgen. Seit Der über das Schaugerüst pol»
rert, wimmelts von Murrköpfen, die ihre Töchter ingrimmig lie»
ben, mit derbem Maulwerk deren Iungferschaft vertheidigen
und ringsum Kuppellust, Schlangenrath, geilesGelüsten wittern.
Lenzens Galanteriehändler Wefener, Wagners Kutscher Walz
und Metzger tzunbrecht, der Maler im »Deutschen Hausvater"
des Freiherrn von Gemmingen: Ahnen des Stadtmustkus Miller.
Alle, sogar der wilde Galotti, sind aus dem Samen, denDlderot,
über Calais und den Aermel, von dem londoner Juwelier und
Dramatiker WilliamLillo, dem Zeuger des «George Barnwell",
bezog und mit forttreibenden Keimchen aus Molieres und Se»
daine s Flur mischte. Luise Miller ähnelt derTherese Millers (aus

der in Werthers Empfindenskreis erbrüteten, 1776 veröffent-
lichten Klostergeschichte.Siegwart"). Lady Milford der Gräfw
Amaldi Gemmingens mehrmals dem lebenden Vorbild Franzisks
vontzohenheim; auch von Lesflngs Fürstenmaitresse und Klingers
»Leidendem Weib' leiht sie Züge und weckt nicht durch beton»
tes Britenthum nur die Erinnerung a» den Engländer, den, ihr
gleich, Lenz auf fremder Erde in Gefühl schwelgen, in Gefühls»
Überschwang vergehen lie ß. Ist Wurm nicht ein Winkel-Marin« lli,
des Herzogs Kam merdiener nich t in der Gemüthsfarbedem Kabi»
netsrath vonGuastalla, Kalb dem Stadtklatschhöker Gemmingens
nah und Frau Miller der Frau tzumbrecht verschwistert? .Ihr
Vater kam mit zwei Jägern in unser« Hof angesprengt. .Bist Du
die Hure?' Zu mir rief ers herauf. ,Ist Er der Amimann? Er ist
ein Schurke! DaßErsweiß! ErwillmeinenSohnverführen! Das
ist wohl das saubere Mensch da, an der er den Narren gefressen
hat?' Mein Vater, der auch hitzig sein kann, wenn man ihn erst
ausbringt, sagtIhrem Vater, ermöchlemit solchen Beschimpfungen
einhalten;« sei ein ehrlicher Mann und ich ein ehrlich Mädchen.
Um des Adels Ihres Herzens willen habe ich Sie, Theurer, ge»
liebt, nicht, weil Sie von Adel sind." MillersTherese schreibt es
an ihren Jüngling; Schillers Luise könnte es, nach dem Gewitter
in Millers Wohnung, fast wörtlich fo an ihren Ferdinand schrei»
ben, wenn er der Traufe fern geblieben wäre. Ihn, um feines
adeligen Herzens willen, und ihren Vater zu retten, schreibt sie,
der Bestimmung des Briefes unkundig, unter Wurms Wort»
fuchtel, wie zuvor Clavlgo unier dem Zorn dampfenden Willen
des (von Goethe für die Bretter geputzten, geschminkten) Beau»
marchais schrieb. Das scheckigste aller starken Gedichte; bunt
gefleckt wie eines Bardels süß duftendes Fell. Nicht nur die
Wesensart der Franzofen hat, während der breitbrüstige Knabe
Danton schon Volksaufstand spielte, Lessing verkannt; auch den
Stammbaum derBürgertragoedie. Die war vor Sara Sampson.
Die konnte Deutschlands Bühne beherrschen, seit Fritz zwi»
schen Windhündchen undBütteln vergrämelt, das Besitzrecht, der
Wildstand, die Lustweide kleinerer Fürsten streitig geworden war.
SeitüberdenRheinderWindweht.derimGraurothdämmernden
Morgens Sturm werden und aufMöwenftttich die zwei bissige»
Fragen, zwei kralligen Antworten des entkutteten Kanonikus
Sieyes bis aufIosephs Hofburg, bis in Katharinens immer hoch-

zeitlich geschmücktes Bett tragen soll: »Was ist der Dritte Stand?
Nichts. Was müßte ervonRechteswegensein?Alles.«Schonist
der Ton in dem Lufttanz der Atome. Mannheim, das die genuesi»
schenRepublikaner kühl begafft hat, fängt Feüer von Millers, Lui-
sens, Ferdinands Gluth und ersehnt seinem Kurfürsten ein Aphro»
ditlein, das dieSeelengrötze, dieMitleidswallung derMilford,die
Abkehr der Geläuterten von glitzerndem Tand am he llen Tag h öfi»
schen Lungerns erneut. Der Bürger wird Herr des Theaters, ehe
er die Mächte staatlichen Lebens niedergerungen hat. Und das
Werk, das seinem Langenrostige Thorriegel sprengte, sinktinVer»
gessen: die Tragikomoedie« Soldaten" von Jakob Michael Rein-
hold Lenz. Im berliner Deutschen Theater ist es auferstanden;
und steht dort nun, in dem von neuer Bühnentechnik gewebten
Kleid, neben «Kabale und Liebe". An Kunstwerth in Allem und
Jedem reicher: schlichter und reiner in jeglichem Mittel zu wahr-
scheinlicher Gestaltung und Handlung; nicht bombastisch und den-
noch, ohne ellenhohe Wortsocken, in den dürstigen Lappen echter
Menschlichkeit groß. Stünde vor Luise nicht Schiller, das femig
große Subjektum aus Herzog Karls Militärakademie, Hebbels
heiliger Mann: die Millerin würde neben der Wesenerin fahl.
Das bunt gefleckte, geflickte Donner» und Wetter-Stück aber
schillert und duftet wie in uraltem Volkheitglauben derMythen»
pardel, der allen Menschen und Thieren hold, nur dem Drachen
und Teufelsgewürm erzfeindlich ist. Lenz blitzt nicht; aus dem
kaltenHimmel noch nicht überwundenerWeltordnung weintleife
des kranken Dichters Zorn: und als Schneeslocken sickern seine
Thränen in diePrimelkelchejungerHoffnung. »IhreinzigerFeh»
ler, liebes Kind, war, daß Sie den Unterschied nicht kannten, der
unter den Ständen herrscht. Wie kamen Sie doch dazu, über Ihren
Stand heraus sich nach einem Mann umzusehen? Wo dachten
Sie hinaus? Wie glücklich konnten Sie einen rechtschaffenenBür»
ger machen!" Trotzdem ein adeliger Offizier sie verführt hat. Vor
dem Trauerspiel, das Schilleren schlechtem Stoff, doch »illuminirt
und fresko", seinem Bretterklima einstimmt, giebt Lenz Tragiko»
moedie. Die aber wird dem Bürger erst, als Danton dem Bona»
parte gewichen ist und der neue Caesar von seiner Bühne den Völ»
kern gekündet hat, Gottes, des nun wieder thronenden, unerforsch»
licher Wille habe stets nur den Würdigsten zum König gekrönt.

Meyers Renaissance.

Vas Werk Conrad Ferdinand Meters. Renaissance-Empfinden
und Stilkunst. Oskar Beck in München. M. 6,50.

Die historische Renaissance wird dekadent in Meyers Bild und
er verinnerlicht sie mit dem Widerschein seiner protestantisch-nor-
dischen und überzarten Seele.

Die Dekadenz des Renaissancechzrakters ist Folge zweier Um-
biegungen: der Stilisirung und der Intellektualisirung. Meher macht
die Formell der Kunst zur Lebensform seiner Menschen. Die große
repräsentative Menschheit der Renaissancekunst ist das Borbild seiner
Menschendarstellung. Meyer stellt mit seinen Menschen Lebende
Bilder. Seine Gestalten wissen, was sie sich als Renaissancemenschen
schuldig sind: sie leben aus Pflicht der Bedeutung, die die Renaissance
für uns hat. Ihr Kleid ist ein Amt und ijhre Rede eine Rolle: sie
sehen sich im Spiegel. Meyers Renaissancebild ist eine Spiegelung:
eine leise Theatralik, eine gewollte Feierlichkeit und schöne Traurig-
keit kennzeichnet die Menschen. Intellektualisirung und Stilisirung
bewirken die Dekadenz des Renaissancecharakters, den Verfall der
Gesten. Bei Meyers Menschen ist bewußter Stil, was einmal aus
dem Leben gekommen und Nothwendigkeit gewesen war. Sie haben
ihr Leben als Schicksal geerbt und geben ihm eine neue Motivirung,
Nicht an Carotos berühmtes Condottiere-Gemälde und nicht an
Tizians Avalos-Portrait, das einen Feldherrn aus Pescaras eigener
Familie zeigt, wird man denken, will man Meyers Menschen mit
Augeu schauen. Bronzinos und Franciabigios Bilder werden auf-
tauchen, auf denen die Enkel schwerttragender Ahnen in schönen Hän-
den kostbare Bücher halten.

Der Verfall der Gesten ist die Umbiegung, die Berinnerlichung,
die Bereicherung, die jdie Renaissance in Meyers Bild erfährt,
Mchers Helden haben ein „vorlautes Gewissen". Die Gebundenheit
der anderen Menschen ist ihnen nicht Stütze und deren Freiheit kein
Flügel. Aus ihrem Inneren holen sie das Gesetz ihres Handelns und
der Stimme des Gewissens müssen sie gehorchen. Den Pescara bin-
det nicht spanische Königtreue und befreit nicht italienischer Mac-
chiavellismus: in wägender Selbstbesinnung und Selbstbestimmung
muß er seinen Weg finden, „Ich glaube nicht an solches Binden und
Lösen. ^. . Das ist vorbei seit Savanarola und dem germanischen
Mönche."

Die Geschichte erzählt von Angela Borgias Hochzeit mit
einem Anderen in Jahresfrist nach der durch sie verursachten Blen-
dung Giulios. Meyers Angela vergeht ob ihrer schuldlosen Schuld

in Reue, die selbst dem! Opfer Giulio unbegründet erscheint. Ihr
gegen die Kirche unbotmäßiges Gewissen beruhigt keine kirchliche
Buße: Sühne dünkt sin nur das Opfer werkthätiger Liebe. Im Na«
men der erbarmenden Liebe, die Angela zu ihrem Opfer erlesen und
dem im Kerker büßenden Giulio die Ruhe gebracht, die ihm bei
keinem Genuß werden konnte, segnet der Franziskanerbruder das
Paar. Protestantisches Gewissen und des Heiligen Franz Liebe werfen
ihr erlösendes Licht auf die Gräuel der Renaissancenovellen.
Nur die Nebengestalten verkörpern in Meyers Novellen die
historische Renaissance; seine Helden wachsen unter der Wucht ihres
Schicksals hinaus über die Zeit, hinauf zu einer edleren Menschlich«
keit. Sie sind im Sinn Hebbels »organische Uebergangspunkte der
Jahrhunderte". Die leidgeborene Wandlung ihres Charakters ist das
Gcburtweh einer neuen Menschheit. Die Weihe des Todes veredelt
Pescara; die Gnade der Liebe Angela und Giulio. Ihre geläuterte
Menschlichkeit verurthcilt die Renaissance. Angela Borgia ist schon
durch ihr Dasein Herausforderung und Vernichtung der Renaissance.
Der Kampf, den ihr Erscheinen in der Renaissancewelt entfacht, zer-
bricht und läutert diese schöne, diese leidenschaftliche, diese gewissen-
lose Zeit. Im Angesicht Lucreziens, der Leib gewordenen Renaissance,
staunt Angela: „Wie bin ich eine Andere!"
Die neue Menschheit, zu der Meyers Renaissancehelden empor-
streben, verkörpert sein Hutten. Sein Menschenideal und sein Lieb-
ling ist jdieser Renaissancemensch mit der protestantischen Seele.
Dieser Mann der That und der Ritter des Geistes, der kraftvoll freie
und doch innerliche Mensch ist ihm der symbolische Vorkämpfer unserer
Zeit. Unmittelbarkeit und Anbekümmertheit und Bodenständigkeit
des instinktsicheren Renaissancemenschen sind in Meyers Gestalten
durch Wissen und Gewissen übertrübt. Seine Gestalten sind Enkel
der historischen Modelle. Das Leben der Väter erbten sie als Schicksal
und von protestantischen Müttern haben sie ihre Seele.
Die Renaissance vollendete sich in dem selbstherrlichen Indivi-
duum. Meyer hat den in sich gekehrten Menschen als höchste Ent-
wicklung hingestellt, die sich in seinem Renaissancemenschen anbahnt.
Er kündet immer das Ssbäols der Renaissance: das dsdsols des In-
dividualismus in der Hochzeit des Mönchs, das der Leidenschaft in
Angela Borgia, das des Macchiavellismus im Pescara. In Meyers
Bild ist die Renaissance von der Reformation angekränkelt und beseelt,
Meyers Renaissancebild ist Gestalt gewordene Lebensbeichte.
Seine von der Sehnsucht nach dem Leben und der Einsicht in sein
Schicksal bestimmte Abrechnung mit dem Leben wird Gestalt im Bilde
der Renaissance. Das Renaissancebild ist das bedeutendste und um-
fassendste Symbol des Grunderlebnisses des Dichters: aus seinem
Lebensschicksal ist dies Bild geboren. Die Musik dieses Schicksals
greift an unser Herz, wenn wir das Bild schauen, und die Melodie
klingt nach, wenn das Bild versunken ist. -,

Der Dichter ist der gegenwärtigste Mensch: er schafft aus Zwang
und aus Fülle. An der Vergangenheit liebt er das Gegenwärtige:
das Immer-Gegenwörtige, das Ewige. Die Geschichte ist ihm ein
ideales Beispiel: die Verwirklichung höchster Möglichkeiten der
Menschheit. Alle Vetgatkgenheit ist nur ein Schatten, den das herz»
blut seiner Bekenntnisse zum! Leben erwürmt, ein Symbol, in dem sich
sein Erlebnis; zur Gestalt erlöst.
Meher liebte die Renaissance als ideales Beispiel sinnfälliger
Schönheit und leidenschaftlicher Bewegtheit. Er liebte sie als Mensch
und er liebte sie als Künstler: mit der begehrenden Sehnsucht des
Menschen und mit der Liebe des Künstlers, der bor der Schönheit
entsagt. Er liebte sie, wie der Bürger den Adel, wie der Künstler den
Helden, wie der nervös-intellektuelle tzalbmensch den Nebermenschen
liebt. Die Renaissance verführte ihn mit jener unheimlichen Sehn-
sucht, mit der sich Gegensätze lieben, die einander-ausschließen, rich-
ten und vernichten. So liebt Angela Borgia den Giulio d'Este, den
sie verurtheilt; die strenge Jungfrau liebt, gebannt von seinen schönen
Augen, den Wüstling, „den gewissenlosen König des Lebens". So
liebt der unbeirrbare Richter, der Stoiker Ercole Strozzi, in Lucrezia
Borgia das unbekümmert-gewissenlose Laster, „den strahlenden
Triumph über Gesetz und Sitte"; er unterliegt der dämonischen Ver-
führung feines Gegensatzes: diese Leidenschaft muh ihn vernichten.
Meher war „ein verirrter Bürger und ein Künstler mit schlech-
tem Gewissen". Me im Blut sitzenden Vorurtheile des Bürgers ver-
darben ihm die Künstlerfreiheit und die Verführungen des Künstler-
blutes machten dem Bürger das Gewissen schwer. Dieser niemals
ganz überwundene Zwiespalt führt zu einem ewigen Schwanken. Ruch-
los nannte er die Renaissance, und obwohl er es verschwor, wandte
er sich doch ihr immer wieder zu. >Es reute ihn, das; er im Heiligen
das Ethische ins Helldunkle gerückt hatte; der Pescara sollte es mit
Posaunen und Tubenschlägen verkünden. Trotzdem heißt es nach dein
Pescara, jetzt würde er den Ienatsch wilder gemacht haben (Aeuße-
rung von 1890). Früher war ihm schon dieser zahme Ienatsch „un-
erbaulich" gewesen,- später aber brannte es ihm doch, „Lucrezia den
Professoren aus den Händen zu nehmen und in alle ihre authentischen
Frevel wieder einzusetzen" (Briefwechsel I, 100). „Sein Pescara sagt,:
,Ich habe eine italienische und «ine spanische Seele/ Das ist eine
Maske; es drückt die Doppelheit der Empfindungmöglichkeiten aus,
die als ein immer wieder erscheinender Gegensatz im eigenen Inneren
des Dichters schlummern. Was dort gesagt blieb, tritt in Lucrezia
und Angela noch einmal gestaltet gegen einander auf. Die Wage
schwankte bisher zwischen den beiden Welten, es scheint, als wenn
sie sich hier der Welt der Hingebung, der Barmherzigkeit, des Ge-
wissens zuneigte" (Erwin Kalischer: CAIMeher in seinem Ver-
hältnis zur italienischen Renaissance).
Mährend der schweren Krankheit und der Einkehr im Jahr 1888

Mochte sich die Auseinandersetzung zwischen Mensch und Künstler
mit prinzipieller Klarheit vollzogen haben. Wohl hatte Meyer von
Anfang her dem Leben entsagt. Jetzt aber wurde der Verzicht Schick»
salsstimmung, eine befreite, gelöste Lyrik, aus der sein Schaffen auf»
stieg. Sobald sich der Mensch im Werk, des Künstlers zur Entsagung
bekannte, konnte der Künstler seiner Freude am Leben, die nicht mehr
verführte, Ausdruck geben.
Erst in der Borgianovelle hat er in der Gestalt Lucrezias eine
^Zenaissancenatur in den Vordergrund gestellt. Auf Lucrezm und
«uf die Renaissance goß er die volle Schale seiner Künstlerphantasie
und seiner Künstlerliebe aus, jetzt, wo er mit Angelas Gestalt be»
kannte, das; sein Wesen und sein Schicksal ihn trenne von dieser Welt
der Kraft, der Schönheit und des Glückes.
Meyers Verhältnis; zur Renaissance ist sein Verhältnis; zum
Leben. Nietzsche sehnt sich nach dem Leben, das sich ihm versagte;
Slaubert haßte das Leben, das ihn enttäuscht hatte; Meyer hat dem
Lebe« ohne Haß entsagt. Getragen von den Flügeln seiner Sehnn»
sucht, berauscht von der Gluth seiner Metaphern, meinte Nietzsche,
Z«n Abgrund zu überfliegen, der den Zuschauer von dem Herrn des
Lebens trennt; er glaubte, das Leben zu besitzen, von dem ihn gerade
seine Sehnsucht ewig schied. Meyer wußte, daß er verworfen war,
daß er der leidgekrönten Menschheit zugehöre, wie sein Heiliger. Er
lehnte die Leidenschaft, die Brutalität und die Gewissenlosigkeit ab,
Ivie der Pescara, wie Angela Borgia.
War Meyer muthiger und männlicher als Nietzsche? Hatte er
mehr Muth zur männlichen Abrechnung und Selbstbesinnung? Oder
war vielleicht Nietzsches Leid und Leidenschaft größer? War seine
^Phantasie so glühend, seine Sehnsucht so verzehrend, daß sie alle
Hemmungen sprengten, alle Erfahrung überschrien, alle Besinnung
übertäubten? Oder war nicht Nietzsches Rausch ein immer gesteiger»
ter verzweifelter Sehnsuchtschrei des unfruchtbaren Künstlertempera»
ments? Weil Nietzsche den Uebermenschen nicht schaffen konnte,
mußte er sich an der Verherrlichung berauschen. Nnd Meyers Ge»
saßtheit ist vielleicht einfach die Entspannung der Künstlersehnsucht,
die sich in der Gestaltung erlöst.
Flaubert verlangte mit unersättlicher Gier, die keine Wirklich»
Zeit stillen kann, und er haßte das Leben ob der Enttäuschung,, die
es ihm bringen mußte und brachte. Sein Werk, mit dem er sich den
Haß vom Leibe schrieb, war eine Rache am Leben. Meyer hatte die
doppelte Freiheit: die Freiheit des Künstlers, der die Schönheit
schafft, und die Freiheit des Menschen, der ohne Haß entsagt.« Darum
ist in ihm nicht das krampfhaste NebernM der Liebe zur Welt wie
in Nietzsche und nicht das des Welthasses wie in Flaubert. Nietzsches
Liebe ist versteckter Haß, die Uebertäubung des Hasses seiner eigenen
Voraussetzungen. Flauberts Haß ist enttäuschte Sehnsucht: die zu»
rückgetretene Liebe des Verächters und Hassers. Meyer hat die Liebe,

die nicht mehr begehrt. Er liebte das Leben und grüßte es ehrerbietig
von weil. So lieben Menschen, die nur als Zuschauer im Parterre
gesessen haben, die Helden auf der Lebensbühne. Die bewundernde
Liebe ist die einzige. Mehr gegen Vorzüge, die wir nicht besitzen.
Die Wehmuth der entsagenden, die Traurigkeit der unfruchtbaren
Liebe ist die heimliche Lyrik, ist der größte Zauber, mit dem Meyers
Renaissancebild wirkt.
In der Poesie müsse jeder Gedanke Gestalt und Schönheit werden:
so faßte Meyer die Lehre, die ihm die Kunstwerke ber Renaissance
gegeben. Der Schmerz seiner Lebenserfahrung ist Schönheit, seine
Schicksalsstimmung ist Gestalt geworden in Lucrezias verderbnißvoll
beglückender Schönheit, in dem wehmüthig entsagenden Pescara und
in Angelas erlösender Demuth.
Franz Ferdinand Baumgarten.

Weizenweltbilanz.

soll (nach Feststellungen des Professors Lexis) zur Zeit des
WA? Demosthenes einer jährlichen Einfuhr von 800 000 Medimnen
Weizen und Gerste (etwa 30 000 Tonnen zu 1000 Kilogramm) bedurft
haben. Sie kam zum größten Theil aus dem Pontos, aber auch aus
Thrakien, Egypten, Lhbien, Sizilien. Für eine Zeit ohne Silos,
Dampfkräne, Schienenwege, Grobhandelsschiffe wars eine ansehnliche
Leistung. Fn Kriegsstürmen wurde die für diese Transporte erforder-
liche Handelsflotte von bewaffneten Schiffen begleitet; daraus wurde,
was wir Oovvoi nennen. Beamte hatten darüber zu wachen, daß alles
auf den griechischen Märkten angebotene Getreide nach den gesetzlichen
Borschriften verkauft wurde. Der Müller mußte das Mehl gemäß dem
Gerstenpreis (gesetzlicher Mahllohn), der Bäcker das Brot geinäß dem
Weizenpreis (amtliche Brottaxe) abgeben. Auch im frühen Mittel»
alter finden wir strenge staatliche Vorschriften für den Getreideverkehr!
später sorgten die Städte für die pünktliche und zureichende Einfuhr
der nothwendigen Nahrungmittel. Ein „Marktrecht" entstand.. Viel«
fach wurde die Getreideausfuhr aus der Stadt verboten, ‚die Einfuhr
durch Prämien begünstigt, Lagerung und Verkauf von Vorräthen in
privaten und öffentlichen Magazinen geregelt. Dl die Naturalwirth»

schaft noch nicht der Geldwirthschaft gewichen war, auch geeignete Verkehrswege und Transportmittel fehlten, konnte der Privathandel sich nur in engem Raum regen.

Erst seit dem achtzehnten Jahrhundert wird aus dem „Verwaltungobjekt Getreide" ein Handelsgegenstand. Nach der schnellen Ent-Wickelung der Großindustrie wurde aus dem lokalen bald ein internationaler Verkehr. Die vielen Polizeimaßregeln und staatlichen Hemmungen galten nun als lästig und überflüssig! sie mußten nach und nach dem „freien Spiel der Kräfte" weichen. An die Stelle der staatswirthschaftlichen Organisation, deren Endzweck die Sicherung der Volksernährung zu, „gerechten Preisen" gewesen war, trat die privatwirthschaftliche Bethätigung des Händlers. Zuerst hatte dieser Welthandel in Holland, später in England seinen Hauptsih.

Im Gegensatz zu der merkantilistischen hält die moderne Getreide-Handelspolitik der meisten Staaten die Schaffung niedriger Getreidepreise nicht mehr für ihre wichtigste Aufgabe; sie sucht meist sogar durch hohe Einfuhrzölle, Musfuhrerleichterungen und besondere Eisenbahntarife für den Export den heimischen Preis zu heben. Die Parole lautete in den letzten Iahren: Schutz der Produktion; früher: Schutz dem Konsum.

Ter französische Volkswirth Turgot schätzte 1766 den "Umfang des internationalen Getreidehandels auf 10 bis 11 Millionen Hektoliter (Vs bis s/t Millionen Tonnen). Im Jahre 1913 bezifferte sich die Menge des vom Welthandel umgeschlagenen Getreides (und Mehls) auf etwa 6S Millionen Tonnen. Diese Ziffer deutet nur die Neber» Muß- und Bedarfsmengen an, die durch Vermittelung des Handels der Aus- und Einfuhrländer umgesetzt worden sind. Die eigenen Ernten der einbegriffenen Gebiete wurden nicht mitgezählt. Auf dem Weltmarkt für Brotversorgung steht der Weizen vornan? sein Umsatz ist größer als der aller übrigen Feldfrüchte sammt dem Futtergetreide. In Roggen, der in den überseeischen Gebieten nicht oder kaum an» gebaut wird, war bis zum Kriegsausbruch Deutschland der stärkste Exporteur; es versorgte nicht nur sich selbst, Skandinavien und Hol» land, sondern gab in den letzten Jähren sogar an die nördlichen Ge» biete des Roggenausfuhrlandes Rußlands und Polens beträchtliche Meugen ab. Trotzdem Getreide an Quantität und Werth im Welkhandel die erste Stelle einnimmt, sind nur wenige große Länder daran betheiligt? mit reichemj Ueberschuß Nordamerika (Vereinigte Staaten und Kanada), Rußland, Rumänien, Argentinien, Austra» lien und Indien, als Einfuhrländer Grotzbritanien, Deutschland, Italien, Belgien, Frankreich, und, in weitem Abstände, Holland und Skandinavien., Deutschland war bis 1870 Gerreideausfuhrländ und brauchte deshalb in Kriegszeit nicht Mangel zu fürchten. Erst der Krieg von heute konnte die Frage beantworten, ob das Problem der 'Versorgung Deutschlands, trotz seinem ins Ungeheure gesteigerten Zu» suhrbedarf, lösbar sei.

In Großbritanien hatte schon im Jahr 1903 ein Parlamentsaus»
schusz die Getreidezufuhr im Kriegsfall erörtert. Nnter widrigen Um-
ständen, fand er, könnte eine Noth entstehen, die das Kriegsende be-
schleunigen müßte. Borsorge großen Umfanges wurde trotzdem nicht
beschlossen; und doch ist Großbritanien, bei der schmalen Eigenproduk-
tion von nur 20 Prozent seines gesammten Weizenbedarfes, vom Aus-
land abhängig.
Deutschland (und Oesterreich-Ungarn) ist im Kriege „geschlossener
Handelsstaat", Getreide wieder Verwaltungsgegenstand geworden,
A uch die Westmächte haben zwar einzelne beschränkende Anordnungen
(besonders für die Versorgung von Heer und Marine) erlassen, im
Ganzen aber dem Handel seine Funktion bewahrt. Erst die durch den
Krieg bedingte EntWickelung hat in die Erkenntnis) geführt, daß der
„unproduktive" Stand der deutschen Getreidekanfleute seine Volks»
wirthschaftliche Aufgabe in Friedensjahren, trotz vielen Schwierig-
keiten im Inneren (Börsenkämpfe, Zollpolitik) und im Ausland (eng-
lisches Kontraktsystem, betrügerische Qualität» und Ouantitätminde-
rungen), geräuschlos und musterhaft erfüllt hat.
Das europäische Erntejahr umfaßt die Periode vom August»
beginn bis zum Juliende. 1914 und 15 hatte das nordamerikanische
Getreidegebiet, die Kornkammer Westeuropas, so reichliche Weizen»
ernten, daß die Versorgung der Westmächte nicht einen Augenblick
gefährdet war; allerdings stiegen, unter dem Einfluß des dringlichen
Bedarfes, in allen Exportländern die Preise; und die bekannte
Steigerung der Seefrachtsätze und Versicherungprämien (für Schiff
und Ladung) vertheuerten den Importländern den Einstandspreis
darüber hinaus noch beträchtlich. Was durch die Dardanellensperre be»
dingte Ausscheiden der beiden einzigen europäischen Exportländer!
Rußland und Rumänien, die in Friedenszeit neben Argentinien in
ernster" Konkürrenz mit Nordamerika sind, hatte der Neuen Welt fast
in ein Monopol geholfen. Freilich sind auch die nächst England wich-
tigsten Einfuhrgebiete Deutschland und Belgien aus dem Kreis der
Abnehmer gestrichen. Die zwei Import» und die zwei Exportländer
schieden also für die Kriegsdauer aus der Weltbilanz. Die Wieder»
eröffnung der Dardanellen würde Rußland und Rumänien die Mög»
lichkeit zum Absatz ihrer Getreideüberschüsse schaffen und jeder Roth
der Entente ein Ende bereiten oder sie doch mindestens mildern. Doch
wir haben keinen Grund, zu vermuthen, daß der Dardanellenriegel
während des Krieges zurückgeschoben wird.
In dem neuen Wirthschaftjahr liegen die Dinge anders als Auöor>
Die Vereinigten Staaten und Kanada hatten schlechte Ernten und
müssen die Ausfuhr enger einschränken. Das Ernteminus (gegen das
Jahr 1915) beträgt 1S,Ä Millionen Tonnen Weizen; 13,2 waren im
Erntejahr 1V15/1S 'exportiert worden. Auch Mais, der in Nord-
amerika in allen möglichen^ jFormekn als Menschenspeise dient, ist
viel rarer geworden. Die Schätzung der großen Bestände in Land»

wirthschaft, Elevatoren und Mühlen ergiebt, daß mit einem Aeberschuß
von höchstens 5 Millionen Tonnen nordamerikannischen Weizens
für das kommende Wirthschaftjahr zu rechnen ist. Europas Import»
bedarf ist nach den Erfahrungen der ersten Kriegsjahre auf mindestens
1,5 Millionen Tonnen, wahrscheinlich aber höher, einzuschätzen. Zwar
hatten England und Frankreich (nach englischer Darstellung) magere
Ernten; dafür waren sie in Italien und Skandinavien recht gut.
Die Weltversorgung mit Getreide gleicht einer kaufmännischen Bilanz,
aus deren Habenseite die Ausfuhr, auf deren Sollseite die Einfuhr
steht. Diese am ersten August 1916 aufzumachende provisorische Bilanz
würde stth,. nach vorsichtigster Berechnung, ungefähr so gestalten:

In Millionen Tonnen

Soll		Haben	
England. . . .	6,5	Nordamerika	5,0
Frankreich ...	3,1	Plus der nach Europa schwimmen» den Weizenflotte am ersten August	0,6
Italien ...	3,2		
Neutrale ...	3,2	Aus kleinen Ausfuhrländern er» hältlich	0,4
		Saldo .	9.0
	15,«		15,0')

Dieser Saldo von 9 Millionen Tonnen kann nur von den drei großen
Erportländern Argentinien, Australien und Indien herangezogen
werden. Zwei Fragen drängen sich dem unbefangenen Beobachter auf.
Erstens: Sind diese 9 Millionen Tonnen Weizen in den drei Ueber»
schuszländern vorhanden oder nicht? Zweitens: Wäre eine annähernd
so große Menge in den bereiten Frachträumen zu rechter Zeit nach
Europa zu schaffen?
Nach englischer Darstellung wird die argentinische Ernte, die im
Dezember zum Schnitt kommt, auf 4,6 Millionen Tonnen bei 1 Mil»
lionen. Tonnen verfügbaren Borräthen und 2 Millionen Tonnen,
Eigenbedarf geschätzt. Die im Winter schnittreife australische Ernte
wird auf 3,3 Millionen Tonnen bei 2 Millionen Tonnen Borräthen
und einem Eigenbedarf von 1 Million Tonnen angegeben. Die Aus»
sichten der indischen Ernte, die nicht vor April zur Verladung kommen
kann, gelten als leidlich; die! Bestände sind klein,; und nach sachkundiger
Meinung wird nur mit einem geringen Ueberschuß, etwa 0,6 Millionen
Tonnen, zu rechnen sein. „Rechnungmäßig" wären also zur Ber»
sügung:

") In der Ausgabe des Jahres 1915 von „^Ks Statssinsn's ?ssr-
Look", einem Seitenstück zu dem deutschen Statistischen Jahrbuch, fand
ich auf der ersten Seite in deutscher Sprache als Motto das goethische
Wort: „Man sagt oft: Zahlen regiren die Welt. Das aber ist gewiß:
Zahlen zeigen, wie sie regirt wirb"

von Argentinien ... 3,6 Millionen Tonnen
„ Australien .... 4,3 „ „
„ Indien . . 0,6 » „
zusammen 8,5 Millionen Tonnen.
Die Ausfuhr der drei genannten großen Exportgebiete umfaßte im
Wirthschaftjahr 1913M 3,8, im Jahr 1914/15 noch 3,4, 1915/16 nur
2,8 Millionen Tonnen.
Für den Importbedarf außereuropäischer Gebiete sind von den,
errechneten 8,5 Millionen Tonnen mindestens 20 Prozent abzuzweigen.
Daß die exotischen Exportländer mit ihren schwankenden Ernteergeb-
nissen den Ueberschuß bis aufs letzte Korn herausgeben'und ohne
Reserven in die neue Ernte gehen werden, ist nicht anzunehmen.
Argentinien muß obendrein Weizen vielfach als Ersatz für Mais
verwenden. Doch ist wiederum zu erwägen, daß der hohe Preisstand
wahre Wunder zu wirken pflegt und eine Verbrauchseinschränkung
in den feindlichen Ländern immerhin möglich ist. Die Brotkarte geht
nur in Deutschland und Oesterreich-Ungarn um.
Vor der Antwort auf die Frachtraumfrage ist zu bedenken,
daß der Weg von Argentinien und Indien nach Westeuropa fast ums
Doppelte, der von Australien ums Zweieinhalbfache größer ist als der
von den atlantischen Häfen nach Westeuropa. Das selbe Schiffsgefäß,
das im ^Linien- oder Trampverkehr sonst diesen Verkehr besorgte,
braucht zur Aus- und Heimreise von und nach Australien viermal
mehr Zeit für die gleiche Leistung. Daß der Frachtraum von Monat
zu Monat sich verringert und durch Neubauten nicht voll ersetzt
werden kann, wird von allen englischen Fachzeitungen zugestanden.
Wird die englische Handelsflotte, trotz Allem (selbst nach der Beschlag-
nahme unserer Schiffe und bei wirksamer Unterstützung der neutralen,
Kauffahrtei) die ungeheure Aufgabe bewältigen?
Die Werthsteigerung der Waare, die Preistheuerung der Fracht-
und Versicherungsätze wird gewiß, namentlich von England, mit
Ergebung hingenommen werden; ein beträchtlicher Theil der beiden
zuletzt genannten Kostenelemente Meßt in^die Taschen! englischer Rheder
und Versicherungsgesellschaften zurück. Der Weizenpreis Englands
ist nicht einmal sonderlich hoch!; 1812 wurde in England, während der
Kontinentalsperre, 126 Shillings (560 Mark für die Tonne) für den
Weizenquarter bezahlt: und dieser Preis übersteigt den von heute um
mehr als das Doppelte.
Das Vertrauen auf den „unintsrrupteg strssm" der englischen
Getreideeinfuhr ist geschwunden. Die feindlichen Westmächte stehen
im neuen Wirthschaftjahr vor Problemen, deren Lösung als eine
organisatorische und technische Riesenleistung zu rühmen wäre. Sind
sie nicht lösbar, dann kommt das Ende des Krieges in Sicht.
Leonhard Neumann.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian garden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S. m. b H, in Berlin.

Strasburg i. Lls.
6er srn IV^ontsg, cken 4. veTemder IYI<5, vormittags
1« vnr, im (ZescnsltsloKsle TU StrsLburg i. Lls.»l^insolsneim,
LtsttKn6en6en
siedieklite« orägIltlicken lZeoeralverssmmluuz
1ä6en wir Kier6urcK unsere Aktionäre ergebevst ein.
1ägesor6nuvF^
1. Vorläge 6er Lilan? un6 6er IZeriebte 6es Vorstän6es un6 6es
^uksiodtsrats.
2. Lesedlusskassung über 6iese LerieKte sowie über 6ie Ver»
weo6unA 6es Reingewinns.
3. Lntlastung 6es ^.ukiebtsräts un6 6es Vorstandes,
4. ^uw^Klen 2urn ^uksiedtsrat.
5. Lonstiges.
Die Aktionäre, welebe an 6er Oeners,lversärnmlung teilnedrnen
^vollen, bsben ibre Xktien spätestens «m «Zritten Werktage vor
<Ier Verssrnmlung vor 6 vnr sdenlZs bei eivein iXotsr «6er bei
<Zer (ZesellscKsttsKssse 06er
in Sei»Iiin be e vsuts«Ken SsnK,
in r>snkfur1 g. IVI. bei 6er veulsoksn ösnk, Filiale ^snkfll5t,
in IVIsnnKöim bei 6er stkelnisvken OreäitbsnK,
in Lti'sssblll'g i. tlls, bei 6er stkeikiisoksn Oi'öllilbgnK, ^ilisls Lti'sss-
bui'g i. ^>s.
2N Kmterlegen.
StrsLburgi. LIs., 6en 7. IVorernber 1916.
Der /Xufslctitsrut,

25 N«"mbkr 1916.
?r. 8.
— Die ZuKunst. —
UKsrnimmt Verlag »uror», I?rle<>ev»lck»
Oresckeu.
llieprostitulio»
von vr, »,««1. Iv»« SlocK. My s, ?rei»
gen. «IK. 10.—, geb, »K, Link«.
lieben vorn Verl»^ ^«uls lisrvns.

Wagners ^
Saar Schaumwein
^ ^n?ig in semer'^t-.
Leiche rassig, blumig unö nußersröesittich
bekömmlich.
üvi- Kultur- unll 8itt«ng«8onisnle stsrk Kei-sbgescl-t, ^U8iiälime,?7eisi
Luropas Hörsten im Altenspiegel öer IksriKstur
von Lu,t»v Xsdii. Nit4S8?extiIIustr»tionen und 72 farbigen üunstblntten, In?r»oKt'
dsnd gebunden statt Hl, 25,— nur >l. 7,SS.
^ ^ Den fesselnd gesekriedenen ?ext ergänzt ein^bein»be uderreiebes
Kolorierten Xuvkern us^v, sind von bleibendem ^ert,
gas Militär in llsr IlsriKatur
von prsni >c««rln?. Kit 72 raekrksrbigen Lunstblättsrn und 488 Illustrationen. In
kerner besonders vreis>v«rt:
LnKliscKe Litten - LesedleKte
'«u l>r. Los. DiiKren. Die neue ^,un»ge des groben VerKe» über das „(Ze»eble«Kts>
leben in England' l^^^kasser ist der bekannte Berliner ^rut Or. I»»n Lloed), Li»
»nerdittlick «abre» Spiegelbild der engliseben Sitten, ?ur jeden Lebildeten üdernu»
re,ckkaltige und kesselnde QeKtllre, 2 Lände rnit über IM« Seiten. radellos erb, Kern,-
t-iemvl, ,t»tt dI«Ker l». 2l.— kür nur «, 12 — per p«»to»Ket tr»»K«
Le^ug gegen KsoKnaKme oder Liusendung <»ued in SobeineoZ durek Verlag
. 8eKvei?«r S O«, ^dt. 62, «erlln NW 87, rZ>Ic« v. KepKovpI^ts 5.

SoldatenKeime an der 5ront.
Soldatenbeim — ein trautes Wort —
Wie warmer Platz im Winterfrost,
Wie schattend Srün, wo alles dorrt,
Wie Mantelschutz bei scharfem Ost.
Oabeim im Krieg und fremden Land —
Ein Widerspruch, ein I^atseld'mg,
Oetz Lösung dock die Liebe fand.
Die mit der Sorge suchen ging.
Die Heimat spricht: Ich Komm' zu dir,
Du müder Held; nun sei mein Last,
Ich bring für Leib und Seele dir
Erquickung in die Kurze I^ast.
vurck's 5enster äugt der 1od Kerein —
Hier schweigt und endet seine Mackt!
Das mutz ein großer Segen sein,
Sn Kraftquell für die wilde Schlackt. . . .
Sckon winkt manch' Heim im West und Ost
Dis wo des Islams Herrscher tbront;
Oer Seist von oben würzt die Kost,
Nnd Keitzer OanK die Mübe lobnt.
Helft weiter! Wem es Kommt zugut —
5ragt nickt; was ibr beglückt, besckwingt,
Ist unser Keimisch fleisch und Vlut,
Das uns um Heil und Brieden ringt.
Victor IZlütKgen.
Oer (Zesamtaufloge dieser Nr. liegt eine Beilage der
„Spende für deutscke Soldatenkeime an der §ront" bei, auf
die wir besonders aufmerksam macKen.

Die feierlichste Stunde.
Von Sturz zu Sturzen.
^!?eu>schland bezieht etwa ein Drittel bis ein Viertel seines
Weizenbedarfes und ein knappes Zehntel seinesRoggen»
Vedarfes aus dem Ausland. Im Fall eines Krieges soll nun die
Gefahr bestehen, daß uns diese nothwendigen Zufuhren abge»
schnitten werden und daß Deutschland, selbst wenn seineArmeen
unbestegtandenGrenzenStandhielten,wieeinebelagelteFestung
durch den Hunger bezwungen werden könnte. Ich weiß nicht, ob
es militärische Autoritäten giebt.die solcheAnstcht vertreten; aber
ich glaube, daß dietzochachtung vor dem deutschen Militär solche
Annahme von vorn herein ausschließt. Gerade bei derGestaltung
der deutschen Grenzen ist dieMöglichkeit einernachhaltigen Unter-
bindung der Getreidezufuhr so gut wie ausgeschlossen. Wir haben
so viele Nachbarn, erstens das große Meer, dann Holland, Bei»
gien, Frankreich, die Schweiz, Oesterreich, Rußland, daß es gänz»
lich undenkbar scheint, daß uns all die vielen Getreidezufuhrwege
zuWasser und zu Land auf einmal versperrt werden könnten. Die
ganze Welt müßte gegen uns imBund sein; undeinesolcheMög»
lichkeit überhaupt nur einen Augenblick fest ins Auge zu fassen:
Das heißt doch unserer auswärtigen Politik ein grenzenloses Miß»
trauen entgegenbringen." Diese sechs Sätze hat, vor sechzehn Iah»
ren, Herr Dr. Karl tzelfferich gesprochen und für ein Sammelbuch
redigirt, das bei Duncker S tzumblot erschienen, heute aber (warum
wohl?) auf dem Wege des Buchhandels kaum noch zu erlangen
ist. Der neunundzwanzigjährige Herr Helfferich, Landsmann,

Schüler, Schützling des klugen Freihändlers und Cobdeniten
Ludwig Bamberger, Feind agrarischenZollschutzes, Bewunderer
britischer Staatsweisheit, Wirthschaftreferent in der Kolonial,
abtheilung des Auswärtigen Amtes, hatte das Wort von der
«Ruchlosigkeit englischen Aushungerungplanens", das ihm jetzt
geläufig ist, noch nicht in seinen Sprachschatz aufgenommen; da er
nur europäisches Festland als Getreidelieferanten erwähnt, war
ihm offenbar, wie den ersten Kanzlern des Reiches, Gewißheit,
daß im Fall deutsch-englisch en Krieges Bl itanien sofort die Meere
sperren und überseeischeZufuhr hindern werde.Und nureinganz
und gar Verruchter, der aus „grenzenlosem Mißtrauen- aus
Deutschlands internationale Politik blickte, konnte, nach derMei»
nung des imAuswärtigenAmt bedienstetentzerrnHelfferich, mit
derMöglichkeit eines Zustandes rechnen, der »uns all die vielen
Getreidezufuhrwege zu Wasser und zu Land auf einmal ver»
sperrt." Dieser Zustand ist nun anL.bensmonaten so alt, wie der
Redner, der vor der Thorheit warnte, ihn »überhaupt nur einen
Augenblick fest ins Auge zu fassen", an Iahren war: und der so
»ausgiebig" widerlegte Prophet gilt, den Matthaeus, Marcus,
Lucas, Johannes zum Trotz, noch in seinem Vaterland. »Alles
ist in steter Wandlung und mit Allem wandeln auch wir uns":
der erste Römische Kaiser Lothar, einst auch eines Ludwigs Lieb»
ling,sprach,als er aus demPurpurin dieMönchskuttegeschlüpft
war, das Wort, dem aus dem Lateinerkleide dannFlügel wuchsen.
Der Kolonialreferent wurdeRath, Wirklicher, Vortragender, Di»
rektor der Anatoiischen Eisenbahnen, der DeutschenBank, Reichs»
schatzsekretär.tzerr imReichsamt des Inneren; und schon aus der
Mauerstraße sickerte der Einfluß feines geschäftigen, bis heute nie»
rnals vonSchöpferkraft bedientenWollens so reichlich in das Aus»
wältige Amt, daß ich im Frühjahr 1914, nicht zum erstenMal.hier
davor warnen mußte. Er hat sich gewandelt und neuerAufgabe ge»
schmeidig angepaßt; wenn er dem Ruf in die staatswissenschaftliche
Fakultät der bonnertzochschule gefolgt wäre, hieße er vielleicht noch
jetztin derZeitung ein»namhafter Vertreter derGoldwährungund
dervonRichard Cobdenüberliefertentzandelslehre". War rings
um ihn Wandlung? Die internationale Politik des Deutschen
Reiches ist auf dem Weg, dessen gefährliche Kurven früh erkennbar
waren, weitergeschlittert und in Drang geralhen, dessen Wahr»

ffcheinlichkeit hier.ohneFurchtvordemtäglichvonallenMeinung»
Pflanzstatten geerntetenTadel«übertreibenderSchwarzseherei",
Hundertmal angedeutet wurde. Richthofen, Tschirschky, Schoen:
. verschiedene Nummern des selben Fadens, den der Kanzler Bü»
low in ber Hand hielt und in allerlei Nadelöhre schob. (Als er,
H907, sich bestimmen ließ, den Herrn vonTschirschky und Bögen-
dorf, der noch 1906 die Politik Holsteins andächtig bewundert,
. den Unbequemen bald danach aber, nicht dem eigenenTrieb ge»
Horchend, aus dem Amt geärgert hatte und als Staatssekretär
unmöglich geworden war.nachWien zu schicken, schrieb ich:,Die
/Deutsche Botschaft in Wien ist kein Sanatorium; das ungemein
wichtige Recht, am Hof des einzigen Verbündeten das Reich zu
Vertreten, sollte nicht,wie eine Unfallprämie,Entgleisten gewährt
werden." Der kränkelndeTschirschky,den schonEbiReuß als sei'
^nen jungen Sekretär für Wien unpassend fand und drum weg»
schickte, hat sich fleißig gemüht, doch nie eine in der Hofburg, am
^Sallhausplatz, im Hochadel starke Stellung erlangt; und noch an
seiner Gruft muß gesagt werden, daß ein Havpttheil der dort ge»
machten Fehler auf das Schuldkonto des Botschafters, nicht der
berliner Amtshäupter.zu buchen ist.) Warum Kiderlen, trotz der»
den Talenten, in der Wilhelmstraße versagen mußte, habe ich im
Januar 1913 erklärt. »Erstens nur Diplomat (Balkankaliber),
nicht Staatsmann; unter Bülow für bestimmte, deutlich abge»
grenzte Aufträge sehr gut verwendbar, doch völlig ungeeignet zu
lelbständigerInstruktlon und stetigerZügelführung. Ein bestaun»
4erAnekdo.'enerzähler,der auch auf den Gipfeln derPolitikdurch
Änekdota Ruhm werben wollte. Zweitens, als er nach sechzehn»
lährigem Exil aus Posten, die ihn nicht beschäftigen konnten, zu
Macht kam, schon verwüstet und morsch; mit Krankheltkeimen, vor
deren grausiger Ausreife in eine Psychose vielleicht nur der Tod
ihn bewahrt hat. Hemmunglos ließ er sich in jede Laune gleiten;
leugnete, was nicht zu bestreiten, bestritt, was erweislich war;
nußte, wenn er die Wanderstiefel anzog, nie, wohin er gehen
wolle; war heute sackgrob, morgen der nettste Kumpan und über»
morgen süßsauer wie eine zu früh vom Strauch gepflückte Stachel»
Heere. Daß Deutschland endlich wieder den Willen zu kräftigem
Handeln zeigen müsse, ward ihm noch klar;nicht mehr, daß diese«
Wille anderen Ausdruck heische als einen durch unhöflich pol«

ternde Worte. Den Westen kannte er nicht. Wollte nie einsehen,
daß durch sein Fuchteln die lockere Triple» Entente zu einem fürs-
Nächste festen Dreibund geworden, Italien nach Tripoli getrie»
ben und die gewaltsame Liquidation des Osmanenreiches be-
wirkt worden sei; niemals, daß feine laute Ankündung, Deutsch»
land wolle die Möglichkeit des Einspruches in das französische
Vorkaufsrecht auf den Kongostaat erlangen, Belgien in das La»
ger derWestmächte ge drängt und zu rasch er L tärkung seinerWehr»
macht aufgescheucht habe."DerkrankhaftLaunischehat argesUn»
heilgestiftet; und derDuft des Vermächtnisses, das vonihm blieb,
reizte Verwöhnte nicht, auf den leeren Stuhl sich vor das ange»
richteteMahl zu setzen. Dreimal hat Herr Gottlieb vonIagow ge»
fleht, ihn in dem Römerpalast derDeutschen Botschaft, dem tzim»
melsblitz fern, zu lassen. Wer zwang ihn auf steilen Pfad?
Er wollte nicht nach Berlin. Seltsam: mit einem Buchhalter,
der nicht Prokurist, einem Hausdiener, der nicht Pförtner werde»
will, verhandelt der Gescheite nicht länger; da er allzu oft erlebt
hat.daßLeute sich mehr zutrauen, als sie können.achtet er den sich
selbst mißtrauisch Bescheidendenundhütetsich.ihn in Selbstsicher»
heit zu überreden. Herrn von Iagow aber, der, dreimal, rief, er
tauge nicht ins Staatssekretariat, wurde durch sanften Zuspruch
die Amtslast aufgezwungen, für die er selbst seine Schultern zu
schwach fand. Dürfte man ihn tadeln, wenn Hoffnung, der er ab»
gewinkt hat, nicht erfüllt worden wäre? Daß er jetzt, nach dem
Rücktritt, von Leuten, die jeden hoch Beamteten mit Schmeichelei
mästen, gescholten,wie der dümmste Tropf heruntergehunzt wird,
wundert mich nicht; gehört ins Kapitel der erbärmlichen Sitten,
die unser politisches Leben Mitwirkern und Zuschauern verekeln.
Und wird obendrein durch die Käme iiWsouvie erklärt, die von drei
manchemZeitungmacher noch wichtigen Stellen aus gerade Herrn
Gottlieb vonIagow umzüngelte.Mir scheint auch in diesemFall
vernünftig, das Ilrtheil zu wiederholen, das über den auf feinem
ThrönchenSitzenden hier gefällt wurde. ImMai 1914 hatte der
Staatssekretär, der mühsam und leise spricht, im Reichstag eine
Rede gehalten. »Eine nette,ungemein sorgsam auögefeilteRede,
in der nicht jeder Satz nach den Friseurdüften der tzzmmannei
roch, die nichts Albernes, nichts täppisch sagte. Die anständige
Acbeiteines feinenKöpfchens,dasdieNothwend!g?eitvon heute.

die Pflicht von morgen erkennen möchte; eineswohlerzogenen Di-
plomaten, der sich Tage langum jedesWörtchenabgeplagt hatund
von dessen Leistung die Zunftgenossenschaft nun rühmend spricht:
.MoutonBerchtold; so verständig, leise,klar und artig ist inBer»
lin lange schon nicht geredet worden.'Nirgends blinktdas kleinste
Fünkchen eines Schöpfergeistes auf; doch der schmächtige Ton,
die Bescheidenheit des Wollens und die fromme Absicht auf Kir
xlsy vei bieten auch dem vom Reiz solcher Tugend Unbefriedigten
schroffen Tadel. In der gemeinen Wirklichkeit ist jaAlles anders
als auf dem Film, der uns, unter Kunstlicht, vorüberflimmeit.
Daran aber sind wir mählich gewöhntworden. Die Grundbegriffe
internationaler Politik sind verschüttet, sind erst wieder auszi:»
graben und in die dann leere Gruft istdeiWohn zubestatten, stete
Selbsttäuschung (die in ehrlichen Herzen dem Versuch, Andere
zu täuschen, vorangeht) könne über Schwierigkeit hinweghelfen.
Was heute getrieben wird, ist Fibelpolitik sür Kinder. Herr von
IagowistaUs derSchule, deren Zöglinge niemals zu zeigentrach«
ten.was ist, sondern immernur.was sie wünschen.Daswird durch
Wmtbiider erleichtert, die alle Stümpergräuel der Kubisten und
Synchromisten insGedächtniß zurückrufen. ‚Die allgemeine Ent»
spannung hat Fortschiitte gemacht.' .Durch große Umwälzungen
«ntstandeneD,fferenz<nwerden auf demWeg der Verständigung
ausgeglichen/ ‚Wir haben keinen Grund, die allmähliche Konso»
lidirung des albanischen Staates als eineUtople zu behandeln.'
‚DIe Grundlagen, von denen die deutsche Politik sich leiten ließ,
werden uns auch inZukunft als Richtschnurdienen.'Das ist nicht
ZufaUsentgleisung: ist das Echo aus kahler, nur mitWorten noch
möblirter Begriffswelt." Herr von Iagow pries die kuge Politik
'RumäniensundgabderZlveksichtAusdruck.daß^die Anlehnung
<In alteFreunde' dauern werde. »DieRumänen, denkter, werden
Dankbar solches Zav berwerknaschen. Vielleicht;d och die Kn abber-
lust wischt nicht die Thatsachen aus demGedächlniß: daßderRu»
«räne in demFranzosen das Musterbild feiner Kultmmenschheit
bewundert;daß er auf die Freundschaft derSlawen, desSüdens
«nd des Nordens, heute, als aufUnentbehrliches angewiesen ist;
daß sein Großrumänien nurauf Oesterreichs und Ungarns Kosten
entsteht nkann.Das ist;und wer über dieseWirklichkeit einenWort-
ßchleier webt, darf sich nicht in den Glauben brüsten, ihm sei eine

That gelungen.-Noch wunderlicher klingtuns heute der Satz(den
ich schon damals den schönsten, unhaltbarsten derRede nannte):
»MitGenugthuung dürfen wir feststellen.daßwähren d derBalkan-
ereignisse die berecht gten Interessen der verbündetenMonarchien
in vollemUmfange gewahrt worden sind." Was noch? »Freund»
schaftliches Einvernehmen" mit der Petersburger Regirung, die
entschlossen ist, der Preßtreiberei nicht zu achten und »an dem al»
ten freundnachbarlichen Verhältniß festzuhalten. "Mit England'
werden die Verhandlungen (über Kleinasien und Afrika) „in dem?
freundschaftlichen Geist geführt, der auch sonst in unseren Bezie»
Hungen zu Großbritanien herrscht." Mai 1914.Meiner Antwort
habe ich mich nicht zu schämen. »Alle sind uns, wir sind Allem
inniglich befreundet:deshalbbrauchen wir imtzeilöjahr1914für
unsere Wehrmacht fast dreitausend Millionen Mark. Durfte ich
sagen, die gemeine Wirklichkeit biete uns ein ganz anderes Bild>
als der Kurbier im Wallotkino? Regt sich in unseremLandetapfe-
rer Menschheit nicht endlich die Schaar, im Gelände derPo-
litik das trügende Fliinmerspiel herrisch verbietet? Wir sind we»
derdenRussennochdenBlitenbefreundet;undfindendenDrang,
die Behauptung solcher Freundschaft an jede Ecke zu Plakatiren,
mit der Würde des Reiches nicht vereinbar. Unsere internatio»
nale Politik ist schlecht: denn sie bringt von gewaltigem, schmerz-
haft drückendem Aufwand keinen Ertrag. Sie ist blind: denn ihr
Ziel, die Erhaltung des deutschen Besitzstandes, könntest? mit der
Hälfte des Kraftaufwandes erreichen. Sie ist thöricht: denn sie
schafft selbst sich die Schwierigkeit, die sie dann zu überklettern,
öfter zu umgehen sucht. Wollen wir nichts Anderes als die Siche-
rung unserer Habe: morgen ist sie um den Preis der Wehrmacht-
begrenzung, die uns dann ja nur nützlich sein könnte, von der
Triple« Entente zu erkaufen. Der Dreibund? Ich bin überzeugt,
daß kein König und kein Minister das Italeroolk zu einem Krieg
den Oesterreichern gesellen könnte; daß die Macht der in Rom
Regirenden schon sehr groß sein müßte, um nur zu hindern, daß,
der nationale Zorn sich nicht, wie Springfluth, auf das in Krieg
verwickelte Oesterreich stürze. Ob Italien zur Hilfeleistung (durch
den Wortlaut seines Vertrages) auch nur verpflichtet wäre: die
Antwort auf dieseFrage hinge von der Gewandtheit derKriegs»
regie ab." Im Mai 1914 waren diese Sätze hier zu lesen.

Als Herr von Iagow im Amt heimisch geworden war, blieb
nicht mehr viel zu retten; die Beschuldigung, daß er viel verdor»
den habe, ist ungerecht. In den erstenIulitagen war er auftzoch-
zeiturlaub und wurde von dem Unterstaalssekretär vertreten, der
jetzt sein Erbe geworden ist. Später stand er im Schatten der Ent-
schlüsse, die dem Generalstab und dem Kriegsministerium noch»
wendig schienen. Nur dadurch ist die Haltung zu erklären, in die
er sich am siebenundzwanzigsten Juli schickte.DemBotschafterIu«
les Cambon, der ihm Greys Vorschlag, England, Frankreich,
Deutschland und Italien zum Werk derFriedensstiftung zu ver-
einen, drängend empfahl, antwortet er, in den au stro» russischen,
nicht aberin den austro-serbischen Zwist sei vermittelnder Eingriff
möglich. Cambon: «Aus demzweiten ist der erste Zwist entstanden
und unsereAufgabeist,zuverhüten, daß durch neuen Vorgang ein
Zustand geschaffen werde, der Rußland zu Einmischung nöthigt."
Iagow:«Wir müssen die Pflicht erfüllen, die wir Oesterreich schul»
den." Cambon: «AberSiebrauchen ihmdoch nicht mit verbünde«
nenAugen überallhinzu folgen! Gewiß haben Siejadie Antwort-
note Serbiens gelesen, die der serbische Geschäftsträger Ihnen
heute früh vorgelegt hat." Iagow:»Dazu habeich noch nicht Muße
gehabt." Cambon: «Das bedaure ich. Sie würden aus der Note
erfahren, daß Serbien, bis auf kleine Nebensachen, sich durch»
aus unterwürfig zeigt. Da Ihr Beistand den Oesterreichern also
Genugthuung verschafft hat, können Sie ihnen rathen.sich damit
zu begnügen oder wenigstens sich mit Serbien über den end»
giltigen Wortlaut der Note in Ruhe zu verständigen.Will Deutsch-
land denn den Krieg?" Iagow: «Ganz und gar nicht! Ich weiß,
daß Sie uns diese Absicht zutrauen; aber IhrVerdacht ist unbe»
gründet." Cambon: «Dann müssen wir auch danach handeln. Im
Namen der Menschheit beschwöre ich Sie, die serbische Antwort
zu lesen, jeden Ausdruck in Ihrem Gewissen zu wägen und nicht
einen Tyeil der Verantwortlichkeit für Katastrophen auf sich zu
nehmen, deren Vorbereitung Sie dulden." (OocumentZ äiploms.
tiqueg; 1914 I. I^Io.74.) Die Behauplung, daß er die Serbennole
noch nicht gelesen habe, ist dem Behutsamen sicher nicht leicht ge»
worden. Wer ihn sür beschränkt hielt, hat geirrt. Ein kullivirtcr
Mann, der nichtforsch.imTonfchlechterBurschenschaft.alsKiüst-
prahler auftreten mochte und alles Rasseln und Grimassiren cl^

Gräuel empfand. Zweimal hat der feine kleine Herr auch »Civil»
courage" gezeigt, die bei uns, leider, selten geworden ist und in
die er sich nicht aufzuschwingen vermochte, als er, statt die Staats-
bürde abzuschütteln,sich in einAmt verleiten ließ.für das er selbst
sich nicht tauglich glaubte. Er wollte so lange, w!e es die Würde
des Reiches irgend erlaubte, Streit mit den Vereinigten Staaten
meiden und war deshalb gegen dieForm des Tauchbootkrieges,
für die seine Standesgenossen ihre ganze sichtbare und geheime
Macht einsetzten. Ihr Tadel schmerzte sein Iunkerherz tiefer als
jeder andere. Doch er blieb standhaft; und war entschlossen, das
Amt lieber als die Ueberzeugung zu opfern. Noch einmal, als
Fragen aus den von deutschenTruppm besetzten Ländern zu be»
antworten waren, hat er sich gegen die militaristische Auffassung
gewehrt. And ist, von ruheloser Arbeit müde, gegangen.
Die Nachfolge ist nach dem Dienstrang geordnet worden. Daß
der neue Staatssekretär nicht adelig ist, hat die alte Wehklage
über die «Zurückstellung der Bürgerlichen in der Diplomatie" er«
neut. Kinderklage. Gehört der Sohn des wormserFabrikbefItzers
August Echoen, weil er heuteFreiherr ist,demAdel an?Kommen
die Mühlberg, Kiderlen, Mumm, Kühlmann, Lucius, Stumm
und manche Andere, die jetzt im Adelsbuch stehen, nicht aus dem
Bürgerthum? Wird Einer, dem gestattet ist, die drei Buchstaben
vor seinen Namen zu setzen, dadurch Edelmann? Und hat echter
Adel nicht,vonBismarck bis zutzatzfelot.Radowitz.Bülow.Lich-
nowsky, dem Deutschen Reich brauchbare Diplomaten geliefert?
So lange Bürger in der Adelung ihres Strebens Ziel sehen und
nicht erfassen, daß Adel nur als Ausdruck alter Geschlechtszüch»
tung Werth hat, so lange die Sitte herrscht, den in hohem Amt
Schaltenden nach einer Anstandspause auch »in denAdelsstand
zu erheben", ist Klage undSonderung thöricht. Einstweilen müs»
sen wir uns mit dem Gelöbniß des Kanzlers begnügen, daß jeder
Amtsplatz dem Tüchtigsten zufallen werde. l.s carriere ouverte au
Klent: Bonapartes undBethmannsGrundsatz.ImAuswärtigen
Amt ist dieNachfolge vomDienstrangbestimmtworden.Wernun
nichthoffen lernt, »mühteunserer aus wärtigenPolitlkein grenzen»
loses Mißtrauen entgegenbringen." Die leitet, allein verantwort-
lich, der Kanzler des Deutschen Reiches. Der Staatssekretär ist
sein Erster Gehilfe und Vortragender Rath. Kann ihm aber auch

nur als Ballast gelten, den der Gefährdete auswirft, um sich auf der Höhe zu halten. Manchmal ists im Fluge gelungen. Nicht immer.
Kaiser von Oesterreich.
KaiserFerdlnandvonOesterreich hat Metternichs Sturz nur um ein Halbjahr überlebt. Nach der wiener Mairevolte war er nach Innsbruck, nach dem Oktoberaufstand, dessen Opfer der Kriegsminister Latour wurde, aus der unterwühlten Hauptstadt ins stille O.mütz geflohen. RadetzkysSieg bei Custozza, der dem Kaiserreich die Lombardei zurückgewann, hatte den gutmüthigen Schwächling ermuthigt, aus Tirol, nach dreimonatiger AbWesen» heit, in die Hofburg helmzukehren. Bald aber häuften sich wieder die Hiobsposten.Windisch'Graetz hatte in Prag mit Schwert und Feuer dieFügung inalteOrdnung erzwungen; doch in derAsche, den rauchenden Trümmern glomm derFunke fort und überSla» wenrümpfe reckten gekrampfteFinger sich zum Racheschwur him» melan. In Ungarn hatten Zrinyis Enkel sich, die gedrückten Kroa» ten, unter ihrem Banus Iellacic gegen den Nebermuth derMa» gyaren erhoben; der Erzherzog Palatinus Stephan war aus dem Land gescheucht, der vom wiener Hof aufgelöste Reichstag ver» sammelt geblieben und Ludwig Kossuth herrschte, als Präsident des Landesoertheidigungausschusses, wie ein König hinter der Leitha. Kaum hatten die Truppen, die Iellacic, zur Stärkung seiner Macht, nach Ungarn rief, Wien verlassen: da prasselte das Feuer wieder auf; und war nun nicht so rasch wie im März noch zu löschen. DerReichsrath, der als conZtituante gedacht war, wurde vertagt und für dieNovembermitte nachKremsier berufen. Win-disch» Graetz sollte wieder helfen; zuerstWien, dann Budapest mit dem Schwert beruhigen. Fürst Felix Schwarzenberg bildete,mit Stadion und Bach, ein neues Ministerium (in das später auch Schmerling eintrat). Trotz allem Mühen wollte aber nichtRuhe werden. Schon weissagte Mancher leis den Zerfall des Habs» burgerreiches. Da hatte ein Weib den Muth zu schwerem Eni» schlich. Friderike Dorothea Sophie, die dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich vermählte Tochter des erstenBayernkönigs Maximilian Joseph, hatte erkannt, daß weder der schwerkranke Kaiser Ferdinand noch, als der nächste Agnat, ihr braverMann fähig sei, Oesterreich aus der Wirrniß zu retten. Die kluge, starke

und ehrgeizige Frau hat mit der Stachelpeitsche ihres Wortes
beideMänner zurAbdankung getriebenundihremältestenSohn,
dem achtzehnjährigen Franz Joseph, am zweiten Dezember 1848
die Krone gesichert. Aus Olmütz schriebGrafProkesch vonOsten,
der in Athen Oesterreichs Gesandter gewesen war.am drittenMärz
18^9 an seine Frau: »Die Erinnerung an die Haltung der Kai»
serin (Anna) in den Tagen des gewaltigen Entschlusses umgiebt
sie mit der Glorie einertzeiligen. Sie trat fest für die Abdankung
auf, ,Der Kaiser hat Schmach erlitten, er kann nicht mehr Kaiser
bleiben': dieses Thema focht sie aus und halte dabei die vor»
nehmste Haltung, eine kaiserliche Würde, eine strahlende Schön»
heit.Die viel verkannte Erzherzogin Sophie mit ihrem gehobenen
Herzen und sicheren Verstand führte den Thronwechsel durch. Die
Monarchie ist ihr großen Dank schuldig. Sie weicht von ihrer Heu»
tigen Stellung neben ihrem Sohn nicht; und sie hat vollkommen
Recht darin. Unter den ordentlichen Leuten ist nur eine Stimme
über sie. Alles achtet ihren Verstand, ihren Charakter und Muth.
Der Bonus (Iellacic) hat wirklich großartige Momente gehabt.
Seingrößterwarvielleichtder,alser,mitEhrenundLobüberhäuft,
Innsbruck verließ und z veiTage darauf in den Zeitungen feineEr-
klärung zum Hochverräther las, die dem Kaiser (Ferdinand) ab»
gerungen worden war." Das war einmal. Ueber den neuen Hof
schreibt Prokesch:»Ich wartete dem Kaiser auf und wurdezurTafel
geladen. BeiTisch machte die Erzherzogin Sophie dietzonneurs.
Der Kaiser sitzt zwischen Vater und Mutter (FranzKarl und So»
phie), neben Dieser Fürst Felix (Schwarzenberg); die jüngeren
Erzherzoge sitzen nach. Die ganze Haltung ist militärisch, aber
ohne Zwang. Das Fünftel» und Tinterlwesen der Höfe ist weg»
geblasen und dieWürde und dieKraft ist in den Ernst derganzen
Haltung gelegt. Ich bin überzeugt, daß dieser Hof auf Jedermann
einen Zauber ausübt. Alles jung.Alles ernst; die Bedeutung der
Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges,
vertrauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen ge»
nannt. So schwer auch unsere Lage ist: ich hoffe das Beste. Der
Glaube an das neue Oesterreich mutz außen erst sesrgesteUt werden.
Oben ist es hell; aberderZopfistnochinallenBureaux.Einneues
Geschlecht muß heranwachsen." Drei Jahre danach (Preußens
Schwachheit hatte dem jungen Franz Joseph in Olmütz seitdem

fröhlichere Tage bereitet; die in Kremsier bewilligte Verfassung
war aufgehoben, Ungarn durch russische Hilfe gebändigt, Felix
Schwarzenberg gestorben und durch Buol ersetzt) so h den Kaiser
der Mann, der im frankfurterBundestagProkeschs stärkster und
rücksichtlosester Gegner werden sollte. Im Mai 1832 ließ Fried-
rich Wilhelm Herrn von Bismarck aus Frankfurt nach Potsdam
kommen und sagte ihm huldvoll,« sei bestimmt, inWien, auf der
HohenSchule derDip'omatie, wo er zunützlicherFortsetzungsei»
ner Studien die beste Gelegenheit finde, fortan Preußen zu ver»
treten. In dem (vom König selbst geschriebenen) Einführungbrief
stehen dieSätze: »Herr von Bismarck» Schönhaussn gehört einem
Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren
Marken seßhaft,von je her und besonders in ihm seine altenTu»
genden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreu»
lichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir seinem
furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst
verflossenen Jahre. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß
Eure Majestät einenMann kennen lernen, der bei uns imLande
wegen seines ritterlich-freien Gehorsams und seinerUnoersöhn»
lichkeit gegen die Revolution bis in ihreWurzelnhineinvonVic-
len verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und
treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen, sympa»-
thischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner tzandlungweise,
meines Willens und (ich setze hinzu) meiner Liebe zu Oesterreich
und zu Eurer Majestät nach Wien. Herr von Bismarck kommt
aus Frankfurt, wo Das, was die rheinbundschwangerenMiltel»
staaten mit Entzücken die Differenzen Oesterreichs undPreußens
nennen, jederZeit seinen stärksten Widerhall und oft seineOuelle
gehabt hat, und er hat diese Dinge und das Treiben daselbst mit
scharsem und richtigem Blick betrachtet. Ich habe ihm befohlen,
jede darauf gerichtete Frage Eurer Majestät und IhrerMtnister
so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet." Bis»
marck fand in Wien das »einsilbige" Ministerium Buol.Bach»
Bruck; erst inBudapest den Kaiser. Am dreiundzwanzigsten Juni»
abend schrieb er an die Frau: »Ich habe heute viel Uniform ge»
tragen, in feierlicher Audienz dem jungenHerrscherdiesesLandes
meineKreditive überreicht und einensehrwohlthuendenEindruck
von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer, mit besonnenerRuhe

gepaart. Er kann sehr gewinnend sein: Das habe ich gesehen. Ob
er es immer will,Weißich nicht; er hat esauchnichtnöthig.Jeden«
falls ist er für dieses Land gerade,was es braucht; und mehr als
Das für die Ruhe der Nachbarn, wenn ihm Gott nicht ein fried»
liebend Herz giebt."Zwei Tage danach an Leopold von Gerlach:
»Der junge Herrscher diefesLandes hat mir einen sehr angeneh»
men Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde
und Besonnenheit reifen Alters gepaart; ein schönes Auge, be»
sonders, wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck
von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser
wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die
Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er
ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet/ In
Stuttgart versucht späterKönigWilhelm derErstevonWürttem»
berg, den Preußen gegen Franz Joseph einzunehmen. «Der König
ließ mich gleich nach meiner Ankunft rufen. Er war sehr bitter
gegen Oesterreich. Er hält nicht nur Buol, sondern auch den jun»
gen Kaiser für einen Mann von fehr engem Gesichtskreis, dessen
Erziehung durch Bombelles eine jesuitisch oberflächliche ge»
Wesen sei; er habe unglaublich wenig gelernt und derMangel an
positivem Wissen mache ihn von fremdem Artheil abhängig. Er
habe sich früher niemals rechtschaffen ausgetobt und seit seiner
Verheirathung (mit der Prinzeisin Elisabeth von Bayern) lebe
er nur dem Vergnügen und scheue die Geschäfte. Aber wenn er
bei Alledem nur ein Mann von einigen Geistesgaben wäre, so
könnte Buol immerhin nicht so verkehrt mit Oesterreich wirthschaf»
ten, wie er es jetzt thue. Dabei sei der Dienstherr von Bach und
Bruck so wenig wahrheMebend, daß fein Nachbar inBayern, der
lange von ihm dupirt wsrden sei, jetzt erklärt habe, er werde ihm
nie wieder ein Wort glauben. Der König sagte, mit Oesterreich
sei nur zu verkehren, wenn es im Unglück stecke; Im Glück sei es
treulos. Das Unglück werde nicht ausbleiben: und dann werde
Deutschland einig sein; eher nicht.« Dieses boshafte Urtheil des
gekröntentzerrnBruders undVetters hat inBismarcks majestä»
tischemMenschenverstand nicht lange nach gewii kt. Der Greis ge»
dachte des Kaisers, gegen den er Krieg geführt hatte, in freund»
sechster Ehrerbietung und sagte, wenn er derGenesis seinesRei»
ches nachgesonnen hatte, manchmal, Sophie habe, als sie ihrem
Aeltesten früh aufdenThronhalf.Oesterreichs Großmachtgerettet.

Die drei Koburger.die in Europa laut damals cie omni re sci-
bili et ciuibuscZam Ms mitredeten, waren imNrlheil über den jun»
gen Kmser nicht einig. Ernst von Sachsen» Koburg und Gotha,
der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Io»
sephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinen Takt
undsein Talent fürMilitärwifsenfchaft undSprachenundnannte
ihn einen vielversprechenden Mann. »Entschieden liegt in ihm
ein organisatorisches Talent, das durch eine rascheAuffassungs»
gäbe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird.
Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und
wäre ihm gestattet worden, im übrigen Ausland und besonders
in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrich-
ten, er würde schon jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervor»
treten. Ich war ei staunt über die Präzision und Sachkenntnis
mit der er jeden Gegenstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut.
In allen ritterlichen Uebungen ist erMeister und sticht auffallend
von allen übrigen Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und
ruhige Betrachtung derDinge scheint sich in ihm mit Entschieden»
heit und Festigkeit in der Aussührung zu verbinden. So frisch
und frei er aber in die Diskussion einzutreten Pflegte, so bestimmt
schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er
persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details
pflegt er auf dieMinisterzu verweisen. Ich bestärkte mich imVer»
kehr mit ihm immer mehr in derUeberzeugung.daß ereinhervor»
ragendes Regententalent besitze und eine große Bedeutung für
den alten Habsburgerstaat erlangen werde." Leopold, der erste
Belgierkönig, schrieb an seineNichteVictoria: »Den jungen Kai»
ser habe ich gern. Wenn es die Umslände gestatten, zeigt er eine
liebenswürdige Heiterkeit und der warme Blick seiner blauenAu»
gen zeugt von Gemülh und von Muth. Er ist schlank, graziös und
hat sehr gute Manieren; gleich weit von linkischer Schüchternheit
wie von großspurigem Wesen. Er ist einfach und braucht nicht auf
seine Autorität zu pochen, um Alle im Zaum zu halten. Man
merkt sofort.daß er derHerr ist und die Herrschergabe hat, die sich
nicht erlernen oder erkünsteln läßt.Er kannsicher.woesnöthigist,
strengseinundausseinerganzenArt.stch zugeben, sprichtsurchtlose
Tapferkeit." Unfreundlicher urtheilt Ernsts Bruder Albert, der
Prinz>Gemahl.«Viel kann man ja nicht voneinemHerrn erwar-
ten, den die Jesuiten erzogen haben. Die halten die Menschen'

Search in this volume

Search in this text [ ] Find

Die drei Koburger.die in Europa laut damals cie omni re sci-
bili et ciuibuscZam Ms mitredeten, waren imNrlheil über den jun»
gen Kmser nicht einig. Ernst von Sachsen» Koburg und Gotha,
der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Io»
sephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinen Takt
undsein Talent fürMilitärwifsenfchaft undSprachenundnannte
ihn einen vielversprechenden Mann. »Entschieden liegt in ihm
ein organisatorisches Talent, das durch eine rascheAuffassungs»
gäbe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird.
Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und
wäre ihm gestattet worden, im übrigen Ausland und besonders
in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrich-
ten, er würde schon jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervor»
treten. Ich war ei staunt über die Präzision und Sachkenntnis
mit der er jeden Gegenstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut.
In allen ritterlichen Uebungen ist erMeister und sticht auffallend
von allen übrigen Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und
ruhige Betrachtung derDinge scheint sich in ihm mit Entschieden»
heit und Festigkeit in der Aussührung zu verbinden. So frisch
und frei er aber in die Diskussion einzutreten Pflegte, so bestimmt
schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er
persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details
pflegt er auf dieMinisterzu verweisen. Ich bestärkte mich imVer»
kehr mit ihm immer mehr in derUeberzeugung.daß ereinhervor»
ragendes Regententalent besitze und eine große Bedeutung für
den alten Habsburgerstaat erlangen werde." Leopold, der erste
Belgierkönig, schrieb an seineNichteVictoria: »Den jungen Kai»
ser habe ich gern. Wenn es die Umslände gestatten, zeigt er eine
liebenswürdige Heiterkeit und der warme Blick seiner blauenAu»
gen zeugt von Gemülh und von Muth. Er ist schlank, graziös und
hat sehr gute Manieren; gleich weit von linkischer Schüchternheit
wie von großspurigem Wesen. Er ist einfach und braucht nicht auf
seine Autorität zu pochen, um Alle im Zaum zu halten. Man
merkt sofort.daß er derHerr ist und die Herrschergabe hat, die sich
nicht erlernen oder erkünsteln läßt.Er kannsicher.woesnöthigist,
strengseinundausseinerganzenArt.stch zugeben, sprichtsurchtlose
Tapferkeit." Unfreundlicher urtheilt Ernsts Bruder Albert, der
Prinz>Gemahl.«Viel kann man ja nicht voneinemHerrn erwar-
ten, den die Jesuiten erzogen haben. Die halten die Menschen'

natur edler Gefühle und Gedanken nicht für fähig, setzen immer
die unlautersten Motive voraus undfehen in ihrenMitmenschen
nur das Schlechte." Der gassenläusigeIesuitenhaß, der vonWe»
sen und Zweck desWeltordens nichts ahnt undnichts ahnenwill,
hat dieses Urtheil diktirt. «Ueber den Kaiser von Oesterreich und
dessen Politik sprach er überaus ungünstig": schreibt,nach einem
Tischgespräch mit dem Prinzen Albert, Chlodwig Hohenlohe in
sein Tagebuch. Und lernt selbst, der ewig Blinde, ewig Unwahr»
haftige, Franz Joseph nie richtig sehen. Nach dem Galadiner zu
Ehren des preußischen Generals von Werder, der die Thronbe»
steigungWilhelms des Ersten in der Hofburg angezeigthat, spricht
derKaiser elnpaarMinuten mit dem Schillingefürsten. Dergeht
heim und notirt: »Bei der freundlichen und natürlichen Art des
Kaisers, zu sprechen, bedauerte ich innerlich, daß er diese Gabe sei»
nenUnterthanen gegenüber so wenig zu brauchen versteht. Es ist
ihm nicht möglich, sich durch herablassendes Wesen pzpulär zu
machen, was bei einemkindlichenVo'k,wie die Oesterreicher sind,
von großerBedeutung wäre. Beim Bürgerball erschien der Hof ge»
rade, als wir ankamen. Der Empfang war lautlos. Man merkte
im Publikum die absichtliche Gleichgiltigkelt und eine Art Unzu«
sriedenheit.Der Kaiser blieb lange, stand aber immeroben auf der
Galerie und sprach mit dem Bürgermeister, statt im Saal herum»
zugehen und mit den Bürgern zu reden, wie König Ludwig und
König Max (von Bayern) es, zu ihrem großem Vortheil, thun."
Ein Jahr später in Frankfurt, wo Franz Joseph dem Fürstentag
präsidiren soll: « Um Sechs kam der Kaiser in einer offenen zweisitzi«
gen Kalesche.Da man geglaubt hatte, er werde mit großem Gefolge,
mit acht Pferden kommen, so erkannte ihn Niemand und er fuhr
ohne Hurra vorbei. NurFrauvonBethmann auf unserem Balkon
warf einigeBouquetshivunter.die aber,glücklicherWeise für den
Kaiser, nicht in den Wagen fielen." Immer der leise Wunsch, be»
Welsen zu können, daß FranzIoseph sein Regentengeschäft nicht
verstehe und dem Volk ein gleichgiltiger, unfreundlich betrachte»
ter Fre mdling sei. Bis zu der Stunde, da er, in Ischl, aus des Kai»
sersMund überBismarck das Urtheil hört: «Es ist traurig, wie
ein solcher Mann so tief sinken kann", und über Caprivi: «Go<t
gebe, daß dieser Mann noch lange auf seinem Posten bleibe!"
«Generösist er": dieses Wort Julien s von Benedek sagt über

den Kaiser nicht so viel wie dieLobredenderVetternundDiener:
sagt vielleicht aber mehr. Das Verhältniß zu Ludwig von Benedek
fülltimLebenFranzIosephseindüsteresKapitel.WersollteOester-
reichstzeergegenPreußenführen?FeldzeugmeisterBenedek hatte
dlesenKlieglängstgefürchtet;hatteschon1836zumingelfinger Kraft
zu Hohenlohe gesagt, erwürbe darin das größte UnglückfürOester»
reich sehen.DessenArmee schien ihm für solchenKampf nicht gerüstet.
.Alte, schwache oder bequeme Kommandirende Generale oder hö»
here Kommandanten überhaupt sind absolut vom Uebel und ich
kann amTnde meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen und
sogar bis zur Settatur wiederholen, unser AUergnädigster Kaiser
und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht seines edlen
Herzens überwinden und in den höheren Chargen seiner Armee
gründlich ausräumen. Die besten Armeen brauchen, besonders in
Zeiten wie jetzt, eiserne, aber gelenkeHändeinallenhöherenKom«
manden." Die Reform kam nicht; und das Heer, dessen Führern
er fo mißtraute, sollte Benedeknungegendenstarken Feindführen.
Nicht im italischen Krieg, für den er vorbereitet war, sondern im
deutschen Feldherr, Hort und tzoffnungfein; in ihm fast völlig un»
bekanntem Gelände. Ihm ging es, sagt derpreußische General oon
Schlichting, »wie eine m Lotsen, der sein Leben lang kleineren Fahr»
zeugen mit unübertrefflicher Geschicklichkeit undLokalkenntniß in
seiner Heimathbucht sicher über alle Untiefen hinweg und an allen
Klippen vorbeigeholfen hat und nunplötzlich ein Schlachtschiff Er»
s'er Größe in weiten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll,
die er bis dahin nie gekannt." Warum ward er erkürt? Weil Erz»
Herzog Albrecht, der andere Kandidat, seit seinem Kommando im
wienerStraßenkampfunpopulär, auch in Ungarn von seiner Statt«
halterthätigkeitherunbeltebtwarzweilseineErnennungzumOber-
seldherrn des böhmischen Krieges in derMengedenGlaubenge»
nährt hätte, der bürgerliche Feldzeugmeister werde dem Prinzen,
der Sohn des oedenburgerArztes dem Habsburgischen Erzherzoz
geopfert; und weil, wie im Ministerium Belcredi Graf Moritz
Esterhazy nicht ohne Grund immer wieder betonte, der Dynastie
die Möglichkeit erspart werden sollte, daß es später heiße, ein Sohn
des Hauses Habsburg°Lothringen habe Oesterreichs Mannschaft
ins Unglück geführt. Venedek hat sich gegen dieUebernahmedes
Amtes, dem er sich nicht gewachsen fand.mitzäherBeharrlichketi

gesträubt; understnachgegeben.alsFranzIoseph (Herr Dr. Hein»
rich Friedjung erzählts in seinem guten Buch «Benedeks nach»
gelassene Papiere") ihm durch den Generaladjutanten Grafen
CrenneviUesagenließ: dadieOeffentlicheMeinungdieBestallung
eines anderenFeldherrnmißbilligenund für einenPersonalfehler
des Kaisers erklären würde, müsse er, wenn Benedek bei seiner
Weigerung bleibe undderKrieg schlecht ende, vom Thron steigen.
Drei Abdankungen in achtzehn Iahren: Das hätte die Dynastie
kaum überlebt. Der Feldzeugmeister antwortete, ersei bereit, seine
bürgerliche und soldatische Ehre dem Wunsch des Kaisers zu op»
fern. »Nach solcherEröffnunghätteicheinschlechterKerlseinmüs»
sen, wenn ichdasKommandonichtangenommenhäite." Doch den
angebotenen Marschallsstab lehnie er ab; den, sprach er, muß ich
erst auf dem Schlachtfeld erwerben. Als er dann besiegt worden
war, ließ Franz Joseph ihn fallen. «Zerschmettert, wie ein der»
brauchtes Schwert", machtlos lag nunderMann,denMollke ei»
nentapferenundumsichtigenFührervongroßemVerdlenstnannte.
Er hatte gewußt, was ihm bevorstehe. »Wie hätten wir gegen die
Preußen aufkommen können! Das sind studirte Leute und wir ha«
ben wenig gelernt." So sprach er; und wußle, warum er derün»
tersuchungskommtssion in Wiener-Neustadt ausführlicheRecht»
fertigung weigere. Sollte er etwa Crennevilles Worte wiederholen
und vor Kameraden und Auditoren aussprechen, daß ihm das
Feldherrnamt »unter Anrufung seiner Unterthanen» und Solda»
tentreue aufgedrungen" worden war? «Mich kann Niemand de»
müthigen; und der Kaiser weiß bereits rechts gut, warum ich vor
der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe... Nach
allem bisher Geschehenen bleibtmir, im Einklang mit meiner Ge»
sinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für
den Kaiser, nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und See»
lenruhe das Verdammungurtheil der schriftstellerischen und re«
denden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemand anklagen,
will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, nichts reden
zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung." In diesem Ent»
schluß hat er fest beharit. Auch als das gegenihn eingeleitete V?r»
fahren zwar auf kaiserlichen Befehl eingestellt, in der amtlichen
Wiener Zeitung zugleich aber verkündet worden war,Benedeks
miliicrischer Ruf sei vor Mit. und Nachwelt vernichtet und der

höchste Kriegsherr habe dem Feldzeugmeister sein V er trauen ent»
zogen. ErstausseinemTestamentsprachderGroll: „Daßdieöster-
reichische Regirung, mein (am neunzehnten November 1866 dem
^rzherzogAibrechtgegebene s) Verspl echen, zu schweigen, in Hän-
den habend und an die Ehrlichleitmeines Versprechens glaubend,
^hren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine
ganze Vergangenheit absprach, publiziren ließ, daß dieser nicht
zu qualifizirende Regirungartikel in der Präsidialkanzlei des Ge-
neralstabes konzipirt, vom Feldmal schallieutenant Baron John,
vom FeldmarschallErzheczogAlbrechtundAnderenkorrigirtund
ausgefeilt und endlich inderganzabsonderlichenFassungauZBe»
fehl der Regirungpublizirtwurde: Das übersteigtmeineBegriffe
von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe es schwer»
gend hingenommen; und nun trage ich seit nahezu siebenIahren
mein hartes SoldatenschicksalmitPhilosophieundSelbstverleug»
nung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen
Niemanden einen Groll habe und auch nicht vertrottelt bin. Ich
bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, binmit mir
vollkommen im Reinen; nur habe ich dabei all meine Soldaten»
poefte eingebüßt. Ich will möglichst einfach und ohne alle militä-
rischen Abzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab soll
ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden,
ohne jegliche Phrase." Der treue Diener war, wie Wilhelm von
Württemberg gesagt hätte.dupir t worden.ErzherzogAl brecht hatte
mit Lobsprüchen um das Vertrauen des überwundenen Mannes
<,dem in Italien gewiß auch der Lorber von Custozza geblüht
hatte") geworden, ihn in Grazbesuchtund.drei Monatenach dem
Tag der prager Friedensstiftung, Benedeks Versprechen nach
Wien heimgebracht, «auch fernerhin schweigend zu tragen und
meinestillenReflexionenmitmirinsGrab zunehmen/Der«Feld»
zeugmeister in Pension" hat sein Wort gehalten: an keinem Ver»
such zur Rettung seines Soldatenrufes je mitgewirkt und keine
Memoiren hinterlassen, obwohl er, dernach dem jähen Sturz noch
fast fünfzehn Jahre lebte, Muße genug dazu gehabt hätte.
Mein Versprechen, schrieb er insTestament, »war vielleicht
voreilig, vielleicht sogar dumm, aber derbezeichnendsteAusdruck
meines Soldatencharakters". Daß man ihr, den Sieger von San
Martins, nach diesem Versprechen ohne eine letzteAudienz vom

Angesicht des Kriegsherrn verbannen und als Sündenbock in die
Wüste jagen werde, hatte er nicht erwartet. Nie hat er diese Ent»
täuschung verwunden. Als dann gar die amtliche Kriegs dar stel»
lung des Generalstabes ihn hart, ohne Zubilligung mildernder
Umstände,verui theilthatte,bestimmte er, daß manihnimBürger»
rock bestatte, und verbal jeden militärischen Leichenkondukt. Der
preußische Generalstab, sprach er mit finsterem Lächeln, wird mich
rechtfertigen; ich brauche mich nicht selbst zu vertheidigen. Der
Gedanke, daß in Graz ein Grollender sitze, der sich, nach allzu
schlechter Behandlung, von dem Novemberpakt lösen könnte, war
dem Kaiser unbehaglich. Ihm war, dem Einunddieißigjährigen
schon, gelungen, den von Ferdinands undankbarem Stumpfsinn
schmählich geopferten Fürsten Clemens Metternich ohne ande»
ren Auswand als den huldvollerWortezuversöhnen.Konntesol»
cher Versuch nicht noch einmal gelingen? Zuerst mußteAlbrecht.
der Sohn des Helden von Aspern, wieder ins Feuer. Mußte
dem Feldzeugmeister, dem einspitzbübische^Diener die Orden ge»
stöhlen hatte, das beiNovara erworbeneKommandeurkreuz des
Theresienordens und andereDicnstehrenzeichen schicken und ihn
im Begleitbrief als tapferen Soldaten, treuen Waffenbruder und
aufmanchemruhmvollenSchlachtfeldbewährtenFreund anreden.
Dann, als nur kühle Ehrerbietung gedankt hatte, aus Gdow.wo
Benedek im Februar 1846 Sieger im Kampf gegen die galizischen
Insurgenten geblieben war, als, alter Kriegsgefährte, dankbarer
Waffenbruder und treuerFreund"ihm einenBrief schreiben,der
in Lauten überschwingenden Gefühles die Erinnerung an diesen
ersten Führererfolg des Oblrstlieutenants Benedek auffrischte.
Noch einmal blieb die Werbermühe unbelohnt. Beim Lesen des
Briefes.der ihn alsdenWiederherstellerösterreichischerWaffen-
ehre feierte, mochte der Pensionist denken, daß dieser Lobredner
vierIahre zuvor an demAechtungartikel mitgewirkt hatte. Franz
Joseph merkte, daß eis mit stärkeren Künsten probiren müsse. Im
Juli 1873 befahl er dem fünfzehnjährigen Kronprinzen Rudolf,
in Graz den Feldzeugmeister zu besuchen. Der war nicht zu Haus;
wollte, trotz dem Drängen seiner Frau, Rudolfs Brief nicht be»
antworten, ließ sich aber von dem GeneralmajorLatour, dem Mi-
litärgouverneur des Kronprinzen, umstimmen und dankte .für
die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Aus-

dehnung <u würdigen weiß". Bat auch Latour, dem Kaiser »für
die edle Ar! und Weise, wie er sich meiner erinnert", zu danken.
Friede? Benedek hat sein Testament, das drei Wochen vor Ru°
dolfsBrief geschrieben worden war,nicht geändert. „Bin ein ab»
geschlossener Mann, der keine äußere Ehre braucht, und meine
eigene innerste Ehre halte ich fürunbesleckt; erkenne diesfalls kei»
nen irdischen Richter. "Versöhnt war er nicht; nur aufs Neue ver-
pflichtet. Als der deutsche Kanzler der Witwe des vom Kehlkopf,
krebs Gelöteten in herzlichen Worten sein Beileid ausgedrückt
hatte, schrieb sie an ihrenNeffen:, Bismarcks Brief, ganz eigen-
händig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu
Gcmülh ging; hingegen die Telegramme vomKaiser undvon den
Erzherzogen mich sehr kühl ließen. Als 1873 der Kaiser als Ver-
söhnungapostel den Kronprinzen ins Haus schickte, warBenedek
bereits durch sieben Jahre so schwer getroffen.daßerAlles ablehnte
und bat, man möge ihm die mühsam errungene Ruhe nicht stören.
Unser obersterHerr, generös wie immer, hatte jetzt wenigstens die
Güte, fragen zu lassen, ob ich nichts von ihm wolle. Generös ist
er. Ich dankte ergebenst; brauche nichts." Benedeks Frau.
Qenereux: Julie vonBenedek wollte dem Kaiser wohl weder
ein großes Herz noch eine offenetzand nachrühmen; nur ein auch
in Stunden der Schwachheit und Wirrniß nobles Empfinden,
dosden Schetnunwürdizen.unfürstlichen Handelns scheut. Klein-
lich ist Franz Joseph nie gewesen; im Haus nichtnochjeim Staats-
rath. Er Hit seiner wittelsbachisch ins Schrankenlose schwärmen»
den Frau jede noch mögliche Freiheit gelassen, den als Hochver-
räther verurthetlten und in eMZie gehenkten Grafen Julius An-
drassy zum Ministerpräsidenten gemacht, von Schwarzenberg bis
auf Aehrenthal allen Inhabern des internationalen Geschäftes
den Nimbus selbständigen Handelns gegönnt, den Sohn Lud-
wigs Kossuth, trotz schriller Rede gegen altes Habsburgerrecht,
in die Hofburg geladen; und kein häßliches, dummes Winkel-
geraun hat den Greis gehindei t, einer Spielerin, an deren dral-
ler Natürlichkeit er sich gern labte, vor Aller Blicken die Freun-
destreue zu wahren. Auch das Verhältniß zu Benedek, das ihn,
seine Stärke und seinen unbeugsamen Willen zur Staatsraison,
so deutlich erkennen lehrt, wollte er aus dem Schein kleinlichen
Haders heben. Um die Dynastie nicht mit dem niederziehenden

Gewicht der Verantwoitlichkeit für einen unglücklichen Krieg zu
belasten, hat er dem Widerstrebenden das Kommando aufge»
drungen. Darf er die Thatsache ans Licht sickern lassen? DieUn»
heilsgefahr.dieer meiden wollte, würde gedoppelt. «Der Kaiser
Haiden General, der sich selbst für untauglich zu dlesemAmt hielt,
zum Feldherrn erkoren und so die Niederlage verschuldet, durch
die unsere deutsche Hoffnung geknickt ward': ob im Herbst 1866
tzabsburg fest genug stand, um solchen Volksspruch überdauern
zu können, wird heute Keiner ermessen. FranzIoseph war seiner
Sache nicht sicher; und hatte von den Streitern Jesu, den Vätern
derkalksburgerPädagogen, gelernt, daß ein löblicher Zweck jedes
Mittel heilige und daß der an wichtigem Werk mitarbeitende
Diener sich, nach dem Wort des großen Ignatius von Loyola,
von de mW in! des Oberen leiten und behandeln lassen müsse, als
ob er ein willenloser Leichnam sei. (Daß sie dem Gemeinwohl je»
des Privatinteresse, Glück und Ehre des Einzelnen ohne Er»
barmen opfern und, wie in Jerusalem ein st der Hohepriester, lieber
einen Unschuldigen schlachten als die Gemeinschaft schädigen
wollen, hat den Constitutiones Socielatis Jesu den Massenhaß
zugezogen.) Das Ziel ward erreicht, die Dynastie von allzu hartem
Vorwurf verschont; undBenedek mochte sich mit seinemSchicksal
abfinden. Doch Bombelles und seine Gehilfen hatten demIüng»
ling wohl auch vonAquaviva erzählt, der, als dritter Nachfolger
Ignatii, alle Obrigkeit gemahnt hat, die Willenskraft von Milde
bedienen zu lassen. Als die tzausgefahr überstanden ist, soll dem
gestern Geächteten wieder der Gnadenborn fließen; soll er nicht
länger knirschend im Winkel grollen. Macchiavelli hätte sich sol»
cherRegententugend gefreut. Und auf schwankem Sitz ist stenöihig.
Bismarck, der Menschenverkenner, hat den Kaiser von Oester»
reich «eine ehrliche Natur" genannt und behauptet, nur Buols
persönlicheRancunehabeden jungenHerrn in das nach der russi>
schen Hilfeleistung bei Vilagos (»einem Dienst, wie kaum je ein
Monarch seinem Nachbarstaat gethan")undankbaretzandeln ge»
gen Nikolai Pawlowitsch gehetzt. Das war einer der vielen Irr»
thümer, in die der große Sachdenker auf demPersonalgebiet fiel.
Franz Joseph wollte die Russenmacht nicht in den Balkan vor»
dringen lassen, leb!e in dem festenGlauben an Metternichs Satz,
dieTürkei sei für Oesterreich die sicherste Grenze, »sicherer als das

Meer", und nahm nur deshalb, aus eigenem Willensrecht, Or»
lows Anerbieten, die Schutzherrschaft über die zu schaffenden
Balkanstaaten zwischen Rußland und Oesterreich zu iheilen, als
ein von dem in Olmütz und Warschau mit Nikolai Vereinbarten
abweichendes, zum Vorwand, die zugesagte Neutralität nun zu
weigern. Der Zar hatte ihm fünf Jahre vorher Ungarn gerettet
und nicht die winzigste Entschädigung verlangt. Doch persönliches
Gefühl durfte nicht in das Spiel hineinreden, auf dem ein Reichs»
interesse stand.Ehrlichkeit, Dankbarkeit: das Gepäck solcherBür»
gertugenden kann der Staatsleiter nicht auf jeden Marsch mit»
schleppen. Richtiger als Bismarck hat Alezander von tzübner,
Oesterreichs Vertreter in Paris, den Kaiser beurtheilt. «Ueber»
triebene Gewissensbisse-, schrieb er ins Tagebuch, «werden ihn
nicht hindern, seinen Völkern gegenüber seine Pflicht zu ihun."
tzaben ihn niemals gehindert. (Das verdient Lob, nicht etwa
Tadel; ein gemüthvolles Männchen, das ängstlich stets erwägt,
obs auch jedem Anspruch Philistrischer Familienmoral genüge,
taugt nicht auf den höchsten Sitz, wo wider skrupellose Feind»
schaft die Zukunft einer Volkheit zu sichern ist.) Wer in diesem
Kaiser eine redliche Seele ohne Arg und Monarchentalent sieht,
irrt als ein alles Geschehenen Unkundiger. Aus dem reichen Ei b»
schätz habsburgischer Verschlagenheit hatFranzens Enkel ein an»
sehnliches Legat empfangen. Zeugte nicht fchon die Kunst, mit
der er vor dem Krimkrieg zwischen Ost und West lavirte, von an»
geborener Schlauheit? Nicht die Pfiffige Psychologie, die ihn im
August 1863 den Preußenkönig für den Plan des Frankfurter
Fürstentages einfangen ließ? Er hatte Wilhelm in Gastein be»
sucht und, während Bismarck, der Gegner des zur Stärkung der
österreichischen MachtüberDeutschlandersonnenenPlanes, unter
den Tannen der Schwarzenbergischen Anlagen, mit der Uhr in
der tzand, andächtig einer Meisenfütterung zusah, den König bei
dem alten Parlamenthaß gepackt. Prinz Kraft zu Hohenlohe»
Ingelfingen, der alsFlügeladjutant beim König Dienst that, sagt
in seinen Memoiren darüber: »Die ganze Besprechung trug den
Charakter dervorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee,
deren Ausführung noch in weiter Ferne liege. Im Widerspruch
mit diesem Stand der Dinge war aber, daß der Kaiser nach dem
Abschied unserem König laut vor allem Publikum zuries: ,Also

auf Wiedersehen in Frankfurt!' Das Manöver war berechnet;
es sollte das Gerücht verbreiten, daß sich beide Monarchen be»
stimmtes Rendezvous in Frankfurt gegeben hatten." B smarck
mußte noch in Baden»Baden die stärksten Argumente ins Feld
führen und endlich gar den Entschluß zum Rücktritt andcutcn,
um dieAbsage zu erreichen; und dachte, als er nach Mitternacht,
«in Folge der nervösen Spannung der Situation krankhaft er»
schöpft", heimging: «Wenn ich mich an der tiefen Schlucht der
Ache weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und
den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den
die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben,
vielleicht ein anderer gewesen." Das Meislein war mitschuldig.
So ganz persönliche Erfolge waren tmLeben FranzIosephs
nicht selten. Noch der Greis, flüsterts am Hof, erröthet, wenn ihn,
den Monarchen oderdenChefdes Hauses Habsburg'Lothringen,
die Pflicht zwingt, Unwahres über die Lippe zu lassen. Nie aber
hat er ihr gefehlt. Keiner Pflicht je mitBewußtsem. Er reprSfen»
tirt, wo es nöthig ist, kommt, Wenns nicht anders geht, täglich aus
dem stillen Schönbrunn in die Hofburg, redet, in särnmtlichen
Sprachen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Län»
der, in der ofener Burg auch Magyarisch und Kroatisch, mitMt»
nistern und Abgeordneten, Offizieren und Schranzen, Industri»
ellen und Händlern und erledigt trotzdem noch mit prompterGe»
wissenhaftigkeit alle Eingänge. Im M rnöver wohnt und schläft
der alte Herr wie jeder General; hat er noch im Herbst 1909 die
Bitte des Thronfolgers, mit ihm und dem Deutschen Kaiser in
Ruhe zu dejeuniren, vom Sattel aus mit dem Satz abgewehrt:
«Eine Semmel und ein Glas Wein: so bin ichs imManöverge»
wöhnt; und dazu brauche ich nicht erst vom Pferd zu steigen." In
desUngemachs hart« Schule hatte er Entsagung gelerntund wuß-
te auf Privatwünsche ohne Gram und Groll zu verzichten. Nicht
nur, wenn Czechen und Magyaren ihm das Leben sauer machten,
auf einen Theil der ischler Ferien. Seit Jahrzehnten auch, weil
er dieSavoyer nicht kränken wollte.auf den persönlichen Verkehr
mit den Päpsten. Gewiß hat ihn manchmal der Wunsch gestreift,
statt der Kinder seines Bruders Karl Ludwig die Deszendenz
seiner Lieblingslochter Marie Valerie zur Erbfolge zu berufen,
voch da er die Absicht auf solche Aenderung des Hausgesetzes
einmal, als Franz Ferdinands Stiefmutter Maria Theresia ihn

mit der Frageüberraschte, bestritten hatte, ist er aufden heimlichen
Herzenswunsch nie wieder zurückgekommen. Er trug die nicht
immer bequeme Ingerenz des Thronfolgers ins Staatsgeschäft
mit geduldig lächelnder Güte. And blieb stets doch der Herr.
Lächeln konnte er; auch schweigen; nach langwierigem Zau»
dern undWägen sogar wollen. Möglich, daß in diesem schlanken,
spät fast noch straffen Leib der konstruktive Geist nicht übersMit»
telmaß wuchs. Dem läßt sich, wie das Talent zur Bühnenregie,
vollwichtigeRegentengabevereinen.SolcheGabemußdemMann
geworden sein, der in jedem Nothfall den Muth zu schroffer oder
verfchmitzier Rückstchtlofigkeit fand und Nahen (nicht: Nächsten)
und Fernen doch als das Urbild liebenswürdiger Harmlosigkeit
galt. Während er die Krone trug.wurdeOesterreich ausDeutsch»
iand und aus Italien gedrängt und fast schon von der ältesten
Wurzel seinertzausmacht gerissen; wurden ganze Minifterschaa»
?en, oft ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestat»
4et. Auf staatliches häufte sich familiäres Unglück. Elisabeth und
Rudolf, Johann Ort und der schöne Otto, Luise und Leopold von
Toskana: bald schien je der Mond schlimmer Erinnerung trächtig.
Des Kaisers im tiessten Grund kühle Seele stand allen Siürmen.
Er ließ den Schmerz nichtHeir über sich werden, lächelte, schwieg;
und bewies, auch im eigenen Haus, den Zweiflern, daß der Al»
Bernde das Wollen noch nicht verlernt habe. »Wenn manaltwird
und hat so viel versucht und es will in der Welt nie zur Ordnung
kommen, muß man es endlich wohl genug haben." Goethes Eg»
mont sagts von Philipp. Franz Joseph hats nie genug gehabt:
und als er rüstig ins neunte Lebensjahrzehnt schritt, sah es fast
aus, als solle im Habs burgerreich noch Ordnung werden. Ungarn
gebändigt und in die Ausgleichswünsche Deaks und Andrassys
zurückgeworfen; die Monarchie eine umworbene Balkangroß»
macht; derK?ieg,der den Thronfolger insFeld geführt hätte,mit
allen Ehren vermieden; und die Hitze des böhmisch-mährischen
Kampfes im Schwinden.Wars in Olmütz,Kremsier, Königgraetz
zu ahnen? Der stille, bescheiden scheinende, im Wesenskleid vor»
nehme alte Herr, der nie durch Talente, nie durch Taktmangel auf»
liel und sich durch Mäßigkeit und durch diepünklliche Kleinarbeit
«ines Diurnisten jung erhielt, konnte noch immer lächeln; froher
als imIugendlenz. GreiseKönige werden, wenn nicht die Wucht
ihrer Persönlichkeit ringsum etwa Haß zeugt, von den Völkern

stets zärtlich geliebt. Diesem kränzte einmüthigeLiebe mit nie er»
mattendem Eifer das ftrneHaupt. Und er wäre,wenn er auf sein
Erleben zurückschauen durfte, stets bereit gewesen, zu sprechen,
wie, ohne Furcht vor Banalität und Wiederholung, so ost, der
wiener Spöttelsucht zur Wonne, nach Festen und nützlicherer
Parade: »Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut."
Noch, vielleicht, im Jahr 1913; trotzdem die Verschiebung
derBalkangewichte Oesterreich und Ungarn in eine seit der Türken»
kriegszeit nicht mehr erschaute Fährniß gebracht hatte. Hang in
Selbstquälerei war dem Jüngling, dem Mann, dem Greis fern
und kaum verständlich. Er hätte nicht, wie Maria Theresia that,
aus dem Kampf gegen den facht, mit eisiger Sichel, vorrückenden
Menschenmäher eine Hausparade sür zärtliche Verwandte ge»
macht;nicht,wieIoseph,sichdieGrabschristgewünscht: «Hierruht
einFürst, dessenAbsichten rein waren, der aber das Unglück hatte,
alle seineEntwürse scheitern zu sehen"; ihn zwang auch nicht,wie
Preußens alten Wilhelm, Natur, vor jedem Entschluß in der
Zauderstunde sich die schlimmste Möglichkeit auf dunklem Grund
auszumalen.Inihm war Etwas von der stillen, verhaltenen Fröh-
lichkeit des niederösterreichischen Volksschlages. Ihn zu ärgern,
gelang selten Einem. Meist machte ers wie der niederdeutscheFürst
Münster,der, da ihm alsBotschafter von denUntergebenen.nach
langem Zögern, ein von Wuth schnaubender Erlaß des Staats»
sekretärs Herbert Bismarck vorgelegt worden war, auf die schüch»
terne Frage, ob ihn das Schriftstück arg verstimmt habe, heiter
antwortete: »Gar nicht; ich stellte mir beim Lesen nur vor, wie sich
der Herbert beim Schreiben geärgert haben muß." Wer Franz
Joseph gebrochen zu finden fürchtete, fand ihn aufrecht. Des
Dienstes immer gleichgestellte Uhr hielt ihn, außen und innen, in
straffer Ordnung. Im Verkehrmit harmlosenMenschen von natür»
licher Munterkeit war ihmwohl und dem in die Wesensfarbe des
jungenLilztschillerndenZigeunertemperamentAndrassys verzieh
der selbst stets Pünktliche immer wieder Verspätung; zu Schwer»
blütern, gar, wie der Herr Neffe Franz Ferdinand, in Jähzorns»
Wallung neigenden, schuf nur sein ruhigerTakt ein leidliches Ver-
hältniß. Doch die harte Wucht, das ungeheure Weh der letzten
Jahre hat auch er gespürt. In dem«Wahnwitz einer kleinen Schaar
Irrgeleiteter",nicht inbewußtemTrachten des Serbenvolkes und
seiner Regirung, schien ihm der Plan zu dem Doppelmord von

Sarajewo gereist zu sein. Das stand in seinem Dankerlatz. Durfte
des alten Herzens milde Stimme frei ins Weite strömen? Schon
war geraunzt worden: die Särge, die den Erdenrest Franz Fer»
dinands und Sophiens Chotek bargen, seien im Abenddunkelvom
Südbahnhof eingeholt worden; seien nicht von gleicherFarb e ge»
Wesen und für die Dauer der Kirchenparade nicht auf die selbe
Stufe gestellt worden; das Militärgepräng sei nicht in höchsten
Pomp gesteigert, dertzochadel nicht in den Erntezug des schwarzen
Schnitters geladen und,schließlich,Artstetten von dem Erzherzog
nur als letzte Ruhstatt gewählt worden, weil die dem ErzHaus
vorbehaltene Gruft des wiener Kapuzinerklosters sich derihm nach
der Lex ^«rZanätics angetrauten Frau nicht entriegelt hätte. Der
Standesstolz einer österreichischen und ungarischen tzochadels»
gruppe, die sich den lothringischen Nachfahren tzabsburgs eben»
bürtig fühlt und für das Reis aus dem Edelstamm Chotek noch
reicheren Ehrenprunk heischte, hatte sich in eine «Tiauerdemon»
stration*vorgewagt.FranzIoseph wollte nicht deraufdiePostille
gebückt Uralte scheinen, der, weil ernich t selbst mehr ins Feld ziehen
kann, Krieg, der JüngerenLorber brächte.unter allenNmständen
meidet; nicht der Bosheit das Geraun erleichtern, der Tod des
im Gemüth ihm fernenNeffen habe seinBlutnicht in diezurRächer-
that treibende Woge aufgewirbelt. Wann er beschlossen hat, „den
großserbischen Gedanken, auf die Gefahr eines gegen Rußland
zu führenden Krieges, mit der Wurzel zu zerstören",istderMenge
noch unbekannt. Er hates beschlossen; sicher nicht leichten Sinnes.
Und in der Kriegszeit wohl nicht mehr aus lichtem Herzen ge»
sprachen: «Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut."
Vierundachtzig Jahre war er alt, faß sechsundsechzigJahre
auf dem Thron, da er sich in neuen Krieg, den letzten, aufraffen
mußte. Den Oheim, den die Revolution aus Wien trieb und der
dem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Seelen»
nacht mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor dieLombardei,
der mannbar gewordeneVenezien, das Recht auf dieElbherzog-
thümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz
im Deutschen Bund. In Italien ist Savoyen,inDeutschland tzo»
henzollern fein Ueberwinder und Erbe. Sein Bruder wird, als
Kaiser von Mexiko, zum Tod verurtheilt und in Queretaro er»
schössen; dje Frau überlebt ihn in Wahnsinnsnacht. Der einzige
Sohn Franz Josephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalles

nichterspartblieb)strauchelt,alsDreißigjähriger,in grausigenTod.
Der Vetter der Kaiserin, Ludwig von Bayern, entläuft dem Ir
renarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im
Starnbergersee. Elisabeth wird in Gcnf.von dem Italer Lucheni,
gemordet. Ihr jüngerer Vetter, Otto, hockt, ein geistig unheilbar
Kranker,inFürstenried(wo er,entkrönt,in diesemdüsteren Herbst
gestorbenist). EinErzherzogist verschollen, eine Erzherzogin durch
die Sümpfe der Sexualgier gewatet; und zwei Habsburger ha-
den erzherzoglicher Würde entsagt. Wieder wird, in Sarajewo,
derMonarchiederErbegetötetzwiederstirbtnebenihm eineFrau,
diesmal gar die vonKirche und Staat ihm zugesprochene.And Ares
erklettert im Goldharnisch den Donnerwagen, dem Graus, Grimm
undEntsetzen,dleLäuferseirlerpürpurnenMajestät,vorankeuchen.
Krieg gegen Serbien, Montenegro, Rußland, Italien, Rumä»
nien; tiefe Verfeindung mit dem Britenhof (der den Botschafter
Grafen Mensdorff»Poutlly wie einen Zugehörigen behandelt
hatte), mit Frankreich, Japan, Portugal, Belgien (den einst
Oesterreichischen Niederlanden, aus denen Franz Josephs Sohn
die Gattin geholt hat); Trübung des Verhältnisses zu Nord»
und Südamerika. Zu viel für einen so Alten? Ich glaube nicht,
daß er der neuen Zeit Loblieder sang; er hätte eher wohl dem
StechlinwortFontanes zugestimmt, daß man von großer Zeit erst
zu sprechen Pflege, Wenns fchon ein Bischen schief geht. Doch er
wankte nicht.Konnte manchmalnoch »fesch" sein.Und, wenn s durch
Menschenschuld schief ging,wettern,mit demKnöcheldieSchreib»
tischplatte schlagen, daß in Schönbrunn die altenDiener in ihren
Kniestrümpfen schlotterten. Da saß er nun immer; längst nicht mehr
in der Hofburg. In das stille Haus hatte er sich behaglich ein»
gewöhnt. Der Park, in dem ein Nachtigalenheer jubilirt, stand,
wenn nicht aus Berlin Besuch eingekehrt war.den Wienern offen.
Der Schöne Brunnen und dieprächtige Glorielte, Schloßapotheke
und Fasanerie, im Gemäuer der Geist Fischers von Erlach und
Valmaginis, an Wand undDeckeBilder vonHamilton und Gu»
glielmi: da war er zutzaus. Außen einfach, innen kaiserlich. Spie-
gelgalerien, ein üppig prangender Ceremoniensaal, die duftende
Wärme der Orangerie. Auf diesem Grund hatte schon Maxlmi»
lian gebirscht und die Schnurren Kunzens von derRosenbelacht.
In dem Blauen Kabinet hatte unter dem wuchtigen Tritt Maria
Therefiens die Diele gedröhnt. Hier zu wohnen, war der Wun ch

Leopolds des Ersten gewesen. Hierher ist Bonaparte getost; hat
unter diesem Dach die Bannbulle geschrieben, die in Neapel die
Bourbons traf, die Magyaren zu selbständigem Handeln aufge»
rufen und den Krieg wider den Vater, die Heimath seiner Marie
Luise durch Friedensvertrag geendet. In diesem Haus schwach»
tete und starb sein aiFlon, der König von Rom und Herzog von
Reichstadt.tzabsburgundHietzingzKapelleundPark. EinKaiser,
dem, wie unter qualmendem Docht heißes Wachs, die Liebe des
Volkes weggetropft wäre: zwischen den grünen Greisen des Lust-
waldes, den dunklen Priestern und Weißköpfen des Hofstaates
hätte ers nicht gemerkt. Franz Joseph blieb, bis seine Sonne un-
tcrging, Herr; im Haus ein strenger, vor dem Hans Lüderlich zit»
t«te. Das Auge, das ihn in Großer Uniform, mit dem grünen
Federbusch, erblickte, litt unter der Vor stellung der Leibesschwach»
heit,die sich in Kriegkitrachtzwängen mußte.Im bequemenWaf»
fenrock aber wirkte er frischer als Wilhelm im letzten Lebensjahr»
fünft. Konnte den Vorträgen folgen, Schlummersucht mit dem
Aufgebot eingewurzelter Selbstzucht überwinden; das Ereigniß
von gestern und denPlan für morgen ruhig, ohne Wimperzucken,
anfchauen und den nie erhitzten Willen in Entschluß ansträngen.
Vor ein paar Monaten hat Graf Stephan Tisza, kein Höfling,
ihn den klügsten Politiker beider Reichshälften genannt.

Seinen Ruhm und seine Ehren
Zeichnet Klio in den Stein.
Doch sein Herzblut, seine Zähren
Gräbt man nicht in Marmor ein.
Was der Hohe einst gelitten
(Heißer nie war Heldenschmerz),
Ist für ewig eingeschnitten
Tief in seines Volkes Herz.
Gleich Gott Vater, den die Alten
Hoch, im Barte silberweiß,
Hellen, blauen Blickes malten,
Steht vor uns der hehre Greis,
Der des Friedens Bundeslade
Schirmt, das Flammenschwert gesenkt,
Der den Oelzwcig seiner Gnade
Selbst dem ärmsten Sünder schenkt,
Deine achtzig Jahre weiset,
Herr, Dein heiliges Silberhaar!

Doch Dein herz ist nicht einreiset:
Fest die Hand, das Auge klar
Lang noch herrsche! Wirke! Waltel
Segne! Vor Dir kniet Dein Reich.
Gott beschütze, Gott erhalte
Dich - in Dir lebt Oesterreich!
Und wäre unter d.m Nebelmond in ihm nun gestorben?
Nein. So einfach, gottähnlich groß und erhaben, wie Frau von Handel Mazetti (eins der kräftigsten, farbigsten Talente Oester» reichs, ernster und reicher als Alles, was in ihren Kleidern sich auf der Bühne tirolernd spreizt) ihrenKaiser malte, war er nicht. Niemals Schöpfer mitder »StirnvollThatendrang, der inmäch» tigen Gedanken Oesterreichs Goldene Zeit entsprang." Gar nicht einfach. In sich und in seinem Verhältnis; zu den Völkern der zwei Kronen ohne gründliche Kenntnlß des Habsburgerwesens und des Gemisches aus jesuitischer und austro»militärischerZuchtlehre nie ganz zu verstehen. Oesterreich»1lngarn hat nicht vom Athem seines Geistes gelebt; ist nicht mit ihm gestorben. FreiherrAlfred von Berger, der das Oesterreicherthum mit grimmiger Zärtlich» keit, mit der Inbrunst des nach Wahrheit Ringenden liebte und es (im Bibelsinn des Wortes) erkannte, hat gesagt, neben dem Kaiser des Staatsrechtes, der Kanzleien, der Wiener Zeitung habe Oesterreich einen zweiten Kaiser, dessen Bild sich nicht in Gesetzesteichen und Rechtsquellen spiegle. »Wer seiner habhaft werden will, muß die stillen Wege wandeln, aufdenen der Sagen» forscher und Märchensammler in abgelegenenAlpenthälern und vergessenen Waldwinkeln lebendige Ueberreste uralten Volks» thumes findet; er muß den Gesprächen der Leute am Brunnen, in derWerkstatt.aufdemFeldundimWirthshauslauschen.Denn dieser zweite Kaiser ist der in der Phantasie und im Gefühl breiter und tiefer Schichten lebende; nicht der Kaiser rationalistisch be» l euchteter Wirklichkeit, sondern der Kaiser, der in der Welt des halbdunklenGemüthes wohnt, dieAlles,was in ihr lebt, in einen unbestimmten, schier sagenhasten Duft einhüllt. Die sorgenvollen Witwen, die armen Bauern, die gedrückten kleinen Leute, die man allwöchentlich in den Vorsälen des kaiserlichen Kabinets sehen kann, kommen nicht zu dem Monarchen des Staatsrechtes, son» dern zu dem Kaiser des Volksglaubens.- Achtundsechzig Jahre lang wars Franz Joseph. Nur Greise konnten sich, in verdämmern- dem Gedächtnitz, eines anderen Kaisers erinnern. Keinem Leben»

den war der Vergleich desRegirenden mit einem in rüsiigerGe»
sundheit thronenden Borgänger möglich. Oesterreichs heftiger
Drang inVerfassung, Ungarns Aufstand.denRußland bändigte,
der Krlmkrieg,Feldzüge gegenItalien und Preußen, Villafranca
und Königgraetz, in Reichstadt der austro» russische, in Wien der
austro» deutsche Vertrag, die Besetzung, viel später dieEingliede»
rung Bosniens und der Herzegowina; Metternich, Schwarzen»
berg, Buol.Pwkesch.Beust. Hohenwart, Herbst, Taasfe, zwei An»
drassy, zwei Kossulh, zwei Ttsza, Haymerle, Kalnoky. Goluchowski,
Aehrenthal, Berchtold.Burian, zwei Plener, Gautsch, Thun, Beck,
Hohenlohe, Lueger, Koerber, Khuen, Wekerle.Fejervary, Szell;
LouisNapoleon zweiNikolai,zweiAlezanderoonRußland,Victo-
ria,Edward,George,zweiFriedrich Wilhelm, zwei DeutschkKaiser
Wilhelm, zwei Victor Emanuel und ein Umberto, Cusa und Ca»
rol in Bukarest, Obrenowitsch und Karageorgewitsch in Belgrad,
Battenberg und Koburg in Sofia, Wiltelsbacher und Dänen in
Athen; Palmerston, Russell, Gladstone, D'Zsraeli. Nesselrode.
Gortschakow, Cavour, Bismarck: unübersehbar ist die Fülle der
Gesichte, die der Blick des jungen, des alten Kaisers einsaugen
mußte. Ein minder Gescheiter, nicht im Sturm noch Kühler hätte
Völkerkunde, Geschäfts- und Personalkenntniß gelernt, die nicht
zu vererben ist. Was sollte Diesen noch überraschen, aus dem
Gleichmaß des fleißigen Actuarius in Fieber schütteln?Träume-
rei war feine Sache nicht und Philosophie dünkte ihn wohl die
eitelste aller Künste. In Mafioser Nacht besann Bismarck, was
geworden wäre, wenn am Weißen Berg bei Prag nicht das Barr»
ner Habsburgs gesiegt hätte. Franz Joseph hat gewiß nie zu er»
sinnen versucht, wie das Land deutscher Menschheit heute aus-
sähe, wenn der Plan des österreichischen Ministers Bartenstein,
MariaTheresia dem Kronprinzen Fritz vonPreußen zuvermäh»
len, nicht an dem kantigen Willen der von dem Lothringer Franz
entzückten Erzherzogin zerschellt wäre. Er schränkte sich in die
Pflicht, deren Erfüllung der Tag forderte, und begrübelte nicht,
was war und morgen fein könne. Um diese Schranken ließ er in
jedem Tagesgrau Eisblöcke häufen: und hieltsich frisch im engen,
kalten Gehäus. Als er geboren wurde, waren die Orleans aus
Frankreich gejagt worden;jubelte, vor demOhrFriedrichs Soret,
Goethe über den Sieg Geoffroys de Saint-Htlaire in dem Wissen»
schaftstreit gegen Cuvier, den Sieg des Naturforschergeistes im

Kampf gegen die Materie, »über den Sieg einer Sache, der ich
mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meini-
ge ist«. Das Kind dieser Tage hat sich an Telephon, Lift, Auto»
mobil nicht mehr recht gewöhnt. Schien aber in der Zeit derFlie»
ger, Tauchboote, Luftschiffe, Funkenfernschrift nicht in Altmode
komifch. Weil er sich felbst getreu blieb und den Muth zu Be-
scheidenheit hatte. DerBaustil dei tzerrengasse behagte ihm wohl
mehr als das steinerne Wagniß der Postsparkasse, Angeli mehr
als Klimt; doch im Bezirk freier Künste dunkle ihn erlaubt, was
gefällt, und er war der Sezession eben so gnädig wie den Akade»
mikern. Wozu in Parteienhader niedersteigen? Dem Wurfge-
schoß jedesMundeserreichbarwerden?Woran der Kaiserglaubt,
an welcheMenschen undMenschengebilde.brauchtKelnerzu wis-
se n. Größe in Ruhe: das Id eal au s dem Thron. Unbedingt fromm:
fleißig; stolz ohne Steifheit; uudurchsichtig. tzabsbmg.
In Schönbrunn geboren, in Schönbrunn gestorben. Ohne
langwieriges Leiden. Zu rechter Zeit. Einem ins siebenundacht-
zigsteLebensjahrSchreltendenwird Tod Erlösung. In Friedens-
zeit hätte, wenn hinter diesem Sarg das Thor der Kapuziner»
gruft zugefallen wäre, Oesterreich?, Ungarns Erde gebebt und
über heißerUnterströmung sichbreit gespalten. Jetzt ist jeder Wille
dem Krieg verlobt. Dem Kaiser, den Völkern bleibt Zeit, sich in
Neue s einzufühlen. Eine Generation, e ine Z wischenfarbe, die das
Auge der jetzt Fünfzigjährigen erharrt halte, ist ausgefallen; dem
Großohm folgt Karl, derSohn des einst vonSchönheit leuchtenden
OttounddeiSachsenprinzessinMariaIosepha. Einjunger Kaiser
undeinejungeKaiserin(ausdem Haus BourbonvonParma).Ein
Kaiser,derlmFeldwar,sich den Truppen gezeigt hat,demVolk sicht-
bar ist; den der Verantwortliche in jeder Nachtstunde aus dcm
Schlafpochen darf.Iugend;nichteinverglimmenderLebensfunke,
de,', fast um jedenPreis, vor jähem Luftzug behütet werden muß.
Vor derAufdrunst desKrieges.nnt der auch Oesterreich-Ungarn
zu rechnen hat, ist solche Erleichterung des Vei kehrs mit dem Mon-
archen wichtig. Dem hinterließ Franz Joseph das stärkste Mini-
sterium, das Oesterreich seit vielen Iahren hatte; neben Koerber
sitzen im Kabinet Herr Dr. Franz Klein, Wille und Redner, ein
Kopf und eintzerz,und Herr Dr. Franz Stibral,der schon in Ca-
privis Zeit das tzandelsintere sse Oesterreich»Ungarns fo klug und
zäh verfocht, doßBiömarckden deutschenUnterhändlern die Sach-

kenntnitz und Energie dieses jederFinte Trotzenden wünschte. Der
geistig gut gebildete, ungemein reiche Gentleman Graf Berchto ld,
den Franz Joseph dem Thronfolger als Lehrer fürPolitik beigab,
rückt in die weiteMachtsphäredesFürstenMontenuovo vor.(Ob
Berchtolds überlebender Vorgänger Graf Agenor Goluchowski,
Schwiegersohn JoachimsMurat und »brillanter Sekundant" auf
der Mensur in Algefiras, zur Vertretung des noch unerkürten
HauptesimnochgrenzenlosenKönigreich Polen ausersehen Waid,
muß bald offenbar Werder; auch, ob Herr von Burian bleibt, dem
Grafen Czernin oder HerrnMerey von Kapos-M e re den Vorsitz
im Auswärtigen Amt und in dem Oesterreich und Ungarn Ge»
meinsamen Ministerrath überläßt.) An Talenten fehlt es nicht
diesseits noch jenseits von der Leitha; in den Aemtern.Herren» und
Volkshäusern, in Klerus und Presse blüht es in bunter Pracht.
Kaiser Karl wird nicht vergkbens nach Köpfen ausspähen. Seit
1740 trug kein habsburgischer Kaiser diesen Namen. Leopolds
So hn, der als Oberhaupt des RömischenReiches DeulscherNation
Karl der Sechste hieß, vcrlor Spanien, sicherte sich aber im Ra»
statterFiieden denitalischenBefitzund die Niederlande; erwarb,
nach EugensSiegenbeiPeterwardeinundBelgrad,Nordserbien,
das temesvarer Banat, Stücke der Walachei und Bosniens;
knüpfte, noch imIahr des Friedens von Passarowitz, einenBund
mit England, Frankreich, Holland; mußte, für die polnische Erb»
folge des dritten August von Sachsen, noch einmal gegen Frank»
l eich, das Stanislaus Leszczynskiklönenwollte,kämpfenundsetzte
zwar, mit Rußlands Hilfe, seinen Kandidaten durch, war aberge»
nölhigt, auf Lothringen, Neapel, Sizilien, Lombardenbezirke zu
verzichter, und empfing als Entgelt nur Parma-Piacenza; auch
soft alles vom Prinzen Eugen Erfochtene hat er in dem Tmken»
krieg, den, ein Jahr vor seinem Tode, der Belgrader Friede endete,
wieder verloren. Ein von Kriegs lärm durchhalltes Leben, das
keinenGewinn, nicht einmal fortwährenden Glanz bescherte. Der
Letzte aus habsburgischem Mannesstamm; seine TochterMaria
Theresia, der er durch diePragmatische Sanktion das Thronrecht
gewährt hatte, erkor den Lothringer, aus dessen Saft der neue
Zweig sproß. Der juNge Kaiser von Oesterreich, der Apostolische
König vonNngarn nennt sich Karl, doch nicht den Siebenten; wie
Franz Joseph seinen dritten Vornamen Karl, so hat Karl Franz
Joseph den zweiten und dritten ins Vergessen getaucht. Aus un»
erhörtem Sturm schwingt er sich auf dcn Thron und muß längst

gegen den Wahn junger tz:rrscher gefeit sein.Regirung lasse sich mit
Genußsucht vereinen.Mir Fausts Zunge mahntGoethe:«Werbe
feh'ensoll.mußim Befehlen Seligkeitempftnden. Ihm ist die Brust
von hohem Willen voll,doch,was e? will.esdarfskeinMenscher-
gründen.WaserdenTreustenindasOhrgeraunt.esistgethanund
alle Welt erstaunt.Sowird er stets derAUerhöchstesein,derWür-
digste;Genießenmachtgemein."DemausderMagisterzelleinEr-
lebniß Entlaufenen haben, in Ariels Bannkreis, schon der Berge
Gipfelriesen die feierlichste Stunde verkündet, die, nach langer
Nacht, die Thäler der Menschenwelt wieder belichtet, tzinaufge»
schaut! Das Glück Oesterreich»Nngarns (dessen liebenswürdige,
mannichfach begabte Völker der Europäer nicht, weil sie vor rauher
Schroffheit schaudern und zuMilitarismus keinenBlutstropfen
in ihrtn Adern haben, mit gestülpter Lippe bespöttelt) wird nicht
in derKopuzinergrufteingeurnt. Die Monarchie darf hoffen, daß
ihremHof die Lenzfrische von 1849 zurückkehrt. «Alles jung.Alles
ernst; die Bedeutung der Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten
Formphrasen; lebendiges, vertrauendes Wort und alle Dinge
ohne Furcht beimNamen genannt. Der Glaube an das neue Oester-
reich muß außen erst festgestellt werden und ein neues Geschlecht
heranwachsen. Obenistes hell." DteFtrn en dürfen früh des ewigen
Lichtes genießen, das fpäter sich zu uns herniederwendet. Daß es
nicht zu spät leuchte, sei Kaisers Karls Sorge. Er ist nicht, wie
Sophiens Sohn im Mai des Herrscherseins, jünger als dieMann-
he'.t des Reiches. Er kann ihres Willens L.ib und das Schwert
ihrer Seele werden. Franz Joseph ist nach heißem Anlauf rasch
erkaltet. Oesterreich und Unzarn langen nach Herzenswärme.
Ihren Christbaum schmücke Karl, ohne zu knausern, mit den Kerzen
der Gnade, die mit dem Empfänger den Spender segnet. Jedes
reine Flammchen, jede gelöste Fessel wirbt ihm ein Kronland.

Satyrspiel.

„CatosWort wird Wahrheit werden; die tiefe Verderbtheit,
die Knechtungsucht und Seelyrannei derBritenregimng Muß alle
Völker Europas in den Entschluß einen, im Kamps gegen Eng»
land die Freiheit des Menschengeschlechtes zu retten und das
neue Karthago von der Erde zu tilgen." Bertrand Barere rufts
in den Nationalkonvent; und drückt, mit Carnols Hilfe, den im
Wohlfahrtausschuß erbrüteten Antrag durch, den Kriegsbrauch
der Kanibalen zu erneuen und keinem aus Englands und tzan»

novers Heer Gefangenen fortan das Leben zu gönnen. Nicht eine
Stimme dagegen. Trotzdem in England dreißigtaufend gefange»
neFranzosen find.an denen Albions Rache sich letzen könnte. Das
Heer weigert die Rückkehr in Barbarei und räth dem Konvent, da
er sich als Wildenhorde fühle, die Gefangenen selbstzu töten, dann
zu braten, zu essen. Barbar, brüllt Barere, ist der Brite; »feine
Ahnen haben noch in Caesars Zeit den Wölfen dieWälder strei»
tig gemacht, dort als Wilde gehaust, jedes ihrer Küste nahende
Schiff mit Feuer bedroht und den Enkeln die Lust an Sklaven»
Handel vererbt: der Britenleu hat gestern noch Männer und Mäd»
chen zu Mordthat gedungen". Im Feldlager heischen die Send»
linge des Konvents von Generalen blinden Gehorsam. Sind die
betletzten Kerle denn nöthig? »Kaltes Klügeln, Berechnen,Ver»
schanzung, Zeltbau kann uns nicht nützen; der Vorstotz mit der
blanken Waffe ist die allein des Franzosen würdige Kampfes»
art." Zwei hohe Offiziere werden erschossen, ein General wird
abgesetzt, ein zweiter tötet sich selbst, weil ein auf Befehl des
Konventskommissars ohne Nährmittel und Train unternom»
mener Angriff in Spanien schmählich mißlungen ist. Im Elsaß
zerrütten die Kommissare durch Aufreizung zu Angeberei und
durch Verpestung der Kriegsgerichte das Heer fo abscheulich, daß
kein Redlicher dieBürde der Befehlsgewalt auf sich nehmen will
und Saint»Iust den Häuptling eines ErsatztrüppchensindasAmt
des Oberbefehlshabers heben muß. Alles: zum Heil des Vater-
landes.»So lange noch einStück unseres Sodens vomFeindbe»
setzt ist, muß jeder Franzose dem Ruf in Waffendienst, in Arbeit
fürs Heer fofort unweigerlich folgen. "Die wichtigsten Lebensmit-
tel und Rohstoffe werden vom Staat inBeschlag genommen und
den Händlern, denen noch Waare bleibt, Höchstpreise vorgeschi le-
ben. Gold und Silber, alles Metallgeräth ist abzuliefern. Nur
noch Papiergeld im Umlauf; assiZnäts, an denen vom Glück be»
günstigte Staatsgläubiger zwei Drittel verlieren. Kredit findet,
wer das Leihgeld mit achtzig Prozent zu verzinsen gelobt. Ein
Viertel jedes Geschäftsertrages schluckt der Staat. Die Unter»
nehmunglust erlahmt, duckt sich, stirbt an Luftmangel. Die See ist
gespent, Landeinfuhr durch die Fronten der Feinde gehindert.
Der Preis des Ochsenfleisches steigt aufs Vierfache, Kalbfleisch
von fünf auf zweiundzwanzig Sous; Zucker, Oel, Wein, Seife,
Kerzen sind kaum noch zu erschwingen. Was thuts? Handel ist
Wucher. Und die Gesellschaft der Pflicht bewußt, alle ihr Zuge»

hörigen aus der Massenküche zu speisen. Dafür müssen sie dem
Staat fronen. Zunächst Drescher, Schnitter, Fisher, Fuhrleute,
Eisendreher, Schuster, Schneider, alle mit der Herstellung, dem
Versand und Vertrieb unentbehrlicher Massenware Vertrauten;
nichts nicht, so kommen die Kopfarbeiter an die Reihe. Weizen,
Roggen, Hafer, Gerste, Hirse wird in Staatsscheunen gespeichert;
bald auch Mehl und Gemüse. Lebensmittel darf nur der Staat
vertheilen. Nur er vermag den nützlichen Ausgleich der Nähr»
ftoffschwankungen zu sichern. Dem Vaterland zum Heil.
Dertzandel ist tot; vomWillen derRegirung vernichtet.Die
Börse geschlossenund jedesBankgeschäft, auch dicht eingeschleier»
tes, verboten. Der Höchstpreis, der nicht mehr die Kosten deckt,
verleidet dem Händler denKram.Wozu pflügen, düngen, eggen,
Kühe melkenund Schweinemästen, nach Butter, Kartoffeln, Talg,
Eiern, Leder, Lichten, Zucker mühsam fahnden, wenn doch nichts
herauskommt als der Verdacht, des Gewerbes Zweck sei nur, die
Noth des Nächsten wucherisch auszubeuten ? ZweitausendWeiber
schaaren sich vor der Markthalle; sechshundert erlangen je ein
Kleinmaß grünerBohnen. Solcher Ausgleich der Schwankungen
wäre den Händlern niemals gelungen. Butter, heißts im pariser
Volizeib?richt, wird wie Gottheit angestaunt; »Eier werden wie
unfichtbu?eGötter verehrt.' Das.Gleichheitbrot" schmecktwidrig
und erwirkt Ruhr und Darmkrankheit; Weh Dem, der anderes
backt! Der Bauer stöhnt: »Für meinen Hafer wieder ein Win»
ziges Papierhäufchen, wie im Vorjahr, hinnehmen? Das ist kein
Entgelt für harte Arbeit. Roggen undWeizen bringt nicht mehr.
Die Pferde und über drei Monate alten Schweine hat man mir
auch genommen. Ein Segen, daß ich noch was im Pökelfaß
habe. Nimmt man mirs (wie im Floreal 1795 angekündet wird),
dann können wir verhungern.Ich baue nur noch, was ich für den
Hausbedarf brauche; wird auch das weggerafft, so mag derTeu»
sei meine Felder bestellen." Das war einmal? Vor anderthalb
Iahren mahnten Staatsplakate: «EssetundverfüttertZucker;den
wird Deutschland stets in überreichlicher Menge haben." Wo ist
er nun? Der Höchstpreis hat von Rübenbau früherenUmfanges
abgeschreckt. Ferkel, die in Fett gemästet werden müßten, sind zum
Drittel des Friedenszeitpreises kaum noch verkäuflich. Der Land»
wirth, den der Staat ermuntern müßte, wird eingeschüchtert. Un»
^er Nationalkonvent aber sondert einenAusschuß ab.der dieinter»
nationale Politik leiten und England aufs Knie zwingen soll.

^, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur! Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß S Sarleb <L. m. b. tz, in Berlin,

l!iö Aktionärs
KoKIsnkaKl-iKation plania bei Katibor.
Wir erbieten uns Kierckurcn, XKlier, 6sr ?!su!z??erke ^KtienAesellscKsft^
kür XoKIenksbriKätion -um preise von IUI» 2LöU,— lür zects ^,Ktie unter
tolgenäen LeäiuZungen nu erwerben:
1. Die Aktien sinä nedst Zern DividenäenseKein für öss ^»Kr 1916 u. f.
sovie 6ern LroeuerungsseKein bei einer 6er nackbe^siekneten Stellen r
in Serlln bei äer Serlinsr U»»ckels?e8ell»ckstt,
, lleutseken S»nK.
, ctein SsriKKsuss L. 8eKIe8iii^er-l'rier S Oo.
O«mmsnlIIt^s«e»scd»kt »ok Aktien,
in Sres'su „ , LcKIesiscKen LsnKverem.
in Lüln „ » X. 8cKssIkKsusen'«eKen LsnKvereln X <!.
d!» «Hin <S. Ue«»»K«e» >ö>K einscKIieölicK vsKienS Ser
üblienen (ZsscKsltsstunäen ein?ureicden.
2. Die ^uküäKIunF ges (Zegenverts er5o!gt ^ug um Tug gegen ^,us»
Kän6igung 6er Aktien.
3. Oer Lenluöscoeinsteinpsl ^vir6 von uns getrsgeo.
Berlin, Sen 13. ^oveinber 1916.
stütgöi'8«öl'Kö ^KtisngesellZLkatt
LegsII. von Olemm.

Ar. 9.
— Die Zukunft. — 2, Dkzember

Aktivs.
SrunästücK-Kollto , . . . ,
<?ebäucke»Xontr>
^bscKreibuvA
loventsri Leslsnä sm 1. ^uli 1915 ....
^»LSNA
^KscKrsibuvA
^VerK^ou^ u, Hlsscdiueo: LLLl»ac! sin 1,^ll>i 1915
?UgäQß
^bseKreibullT
^«5^^
^bscKreibuoF
?sbriK>LillricIitull^: Leslsud sra I, ^uli 1915
^UFSH^
^bsckrcibuvg
L»vKier»<ZulKsdl!ii
Oebi^v"eii: s) Xiirxlev
b) I?i!lergezeI>8cKi>sten . . . ,
II)>pn>K<:Kell>I<ont«
LclLiIiguizgeii unil HfseKtcui Zsrunter LcKst?»
äll^veisnuAllN und Xrieszssvleilill ....
XÄ?LSQ-IZeL!äIlg
^VecKsel» ullö LcKecK-LLStävcl
Voi^usbe^slilte I'lämieo
^vsl-lvoulo ^ kür I^sttcKtmitlcl^isuer-Xleiliie
Xslniolls-Xonto
2 323 «00
46 600
?1
10« «00
72 554
172 554^91
72 554 94
10» 000
18«162
2»U 1d2
18«162
100 000 -
11 584 15
III 384 16
II 384 16
100 00« -
141 81004
241 810 04
141 810 04
7 748 94458'
14 166 439!8?
öl.
1 250 91b
2 281 400
10« 00«
10« «00
10« «0«
I
1«« «««
7 651«25
21 915 384
561 500
20 740 671
4 600 «87
49 373
39 243
67 79«
23« «00
54 323
59 841 719
21
7S
69
39
81
77
41
«6
,'2
(Gewinn- nii<ä Verlust-

Soll.
^1,
?l
Saruot.'WvKI!äKrt8susAsdell Kl, 862 314,04
5 078
942
^7
Xr!e-Lfürsol-^e-Ltiltuiig
1 «38
000

—
Steuern-Xoiito:
^kAsden an Ltsst ui>g Osrncillge . . .
46 600
—
304
468
11
72 554
94
, WsrKeeug ullg KlsscKirieo ....
130 162
62
„ eleklrischke ^vlsgeu uuZ ^ppsräte . .
11 384
16
14181«
04
452
511
7«
Reln^evino
12 335 337
!
19 709 2d«

zo. ^suni 1916.
? sssiV 2.
9 90« «00
—
VorziuAS.^.Kt..icspits1, 6zv. si^Ael, 3 300 000
13 200 00«
—
5 216 289
4S
IKeSitoren: s) I^OieiMsellscKstten . . . ,
1 339 921
24
d) sonstige VerpLicKtungeii . .
12 435 267
I3 77S188
90
OiviäerxZsü'Xoiito:
nickt sb^ekod. OiviS. v. Vor-.-^Kt. 1910/11
100
—
. , , . 1913/14
5«
—
1?I4/1S
2 050
—
, » Stamm- „ 1912/13
250
—
> . . , 1?1?/I4
3 25«
—
. . . , 1914/15
6 750
—
12 45«
VoKIfaKrtskollgs
230 «0«

433 258
68
Kcserve ^ur Verlüg. Kün5tig. (Zenerslversainml.
3 621 694
60
79 200
—
1 «32 300
—
12 335 337
S?
Xonw ^um ZO. ^suni 1916.
59 841 719
22
n s b eu.
?I
2 327 594
92
17 331 665
41
19 709 260
33
vis wr g«s (ZescKäkts^Kr 1915/16 suf 2S°/„ — M. 2S0 Mr Sie
Stsmm.^Ktte uvll «uf S°/„ — «. SO lür Sie V«r^uM»^^ie fest-
gesetzte DIvickenÄe ßelän^t ^egen LiureicKuug 6er betretsellSen DiviSelläen»
«Keive bei Ser <ZesellIs«:K»ItsK»s»e, LKrenbergstr.il/I4 unS beigen Herren
Goppel öd L«. SsnKzesvKätt, vertt», ?sriser?Is>^ 6, ^us-adluug.
Lsrliii, gen 14. November 1916.
Or. ölsu k°euer. AleInKsrclt. AiüIIer. Kemsve.

öoldatenkeime an der §ront
Soldatenbeim — ein trautes Wort —
Wie warmer Platz im Winterfrost,'
Wie schattend (Zrün, wo alles dorrt,
Wie (Dantelsckutz bei sckarfem Ost.
Dabei m im Krieg und fremden Land —
Ein Widerspruch, ein I^ätselding,
Oeß Lösung dock die Liebe fand,
Oie mit der Sorge suchen ging.
Die Heimat spricht: Ick Komm' zu dir.
Du müder Held; nun sei mein Last,
Ick bring für Leib und Seele dir
Erquickung in die Kurze I^ast.
Ourck's Fenster äugt der ?od Kerein —
Hier schweigt und endet seine (Dochts
Oas muß ein großer Segen sein,
Ein Kraftquell für die wilde Schlackt. . . .
Sckon winkt manck' Heim im West und Ost
Dis wo des Islams Herrscker tbront;
Oer Seist von oben würzt die Kost,
Z^nd beißer Dank die Mübe lobnt.
Helft weiter! Wem es Kommt zugut —
§ragt nickt; was ibr beglückt, besckwingt,
Ist unser beimisck §leifck und Glut,
Das uns um »eil und Brieden ringt.
Victor IZlütKge».

«. Dezember 1916.
Ar.«.
— gie Zukunft.

i Lsustoriuni LüKlsu
bei Oresilev.!
» Ststs geölkiist. ?r«spekts krei, I
krls6rläl SerstcickCrs KeKeroilZane
kllr jeciev, cler spävv«i>6e und adenteuei'lieks Lektüre liebt, e!ne llnersekövkl. (Zuells
ser vnterkältlinjz u, SistKet, (Zenusse<, — ZU IZüncle ?u sulzerorclentliek erm^lzlgrein vreis:
^»»^IF^ Run,»» sus öen (Zolclkelcksrii
>I«IT>, Lslikorviens,
Kunsrrelter, ^rtistenroinän.
^«S ö^il» I'<„,a,,,^,,,K,
ö LSvSe ?us, im t>««tpäket kür N, 4,— <I)küu KU ?k, ?»Ketp«rt«s, iv Ssncle Tu»,
deio^,!,, »t»it I«. 2<Z triinko kür I«. S.—. Ilüdseii gebunden Kosten die Ijündez«
vr. LcKveiaer <!c Oo.° ^dt, 62, Serlin I>W 87, L>Ke v. «epkowplstzi 5.

KütgsrslyerKS'gKttengssellscKcikt
suKervrckeütücKen lZenerslverLSMmIuuz
Silk K1itI»«oK, dsn ö. veismber 131 s, vormittags II UKr
de clsr Serliner N»nckeI»»Ue»eIIs>:dilkt In Serlln.
bei >Zsr v«utscnen kZsvK in Serlln oövr plllsle prunkknrt ».
Aktien In Serlln,
Lsrlinöi' ^löKti'ioitätL'^si'Ks.
Sttsn^ »a, SV. ^unl 1916.
4>/z^ OiviSelllZn i,uk I>l, 20 k,lNIionsii Vor-n^saKUs« „ 900 000.—
7?S UiviSsnSs s,llf », 44,1 «illionen 8täinir,»Kt!«r, . „ 3 037 000,—
?^lltieir,s üss ^u>sicktsr»tes . . . „ 79S37,S2
Vortrug auk üeu« >!ö, Kii^Ni? ^, '2«! 88tt,2«
dl,
70081319
320276
3Z88SS
LL 2SS 77«
32l 9S7
1
137 LOS MIj
dl,
6410»«»
6 3W3S«,
1 477 Ott
SS 837 Sw!
19 380
9S8
«3412S
3974S7Z
144 2ZI
4S22 087
7S
«0

HA ein anderer Vorgang hat im Werden der von müderSprach»
Mv> gewohnheit noch immer Krieg genannten Sintfluth den gegen
das DeutscheReichVerbündeten imUrtheil derNeutralen so ge»
schadet wie das Unheil, in das sie das Königreich Rumänien ge»
rissen haben. Dessen Wunsch und Plan hielt sich an die Losung,
die Bismarck im März 1863 dem FürstenKarlAnton vontzohen»
zollern, dem Vater des jungen Walachenfürsten Karl, nach Slg°
maringen mitgegeben hatte: »Rumänien muß gleich gut mit allen
Mächten stehen und erst im letzten Moment, wenn Alles zusam-
menbricht, «' der Macht halten, von der es glaubt, daß sie als
Sieger au^ dem Krieg hervorgehen werde." Die Ehrfurcht vor
dem Hirn, aus dem diesesProgramm kam.mützteDeutsche hindern,
es in Verachtung einzuspeicheln. Ein Programm für Schwache,
die, ins Kampfgefild von Riesen verschlagen, ihrer Schwachheit
bewußt bleiben.In dem selben Jahr, das ihm die berliner Losung
bescherte, las Karl einen langen Brief, worin Marchese Pepoli,
Italiens Vertreter in Wien, ihn beschwor, das Verhältnis zu
Ungarn und zu dessen Ministerpräsidenten Julius Andrafsy nicht
zu gefährden. «Ungarns Hauptinteresse ist, gegen die Slawen-
Überschwemmung, die denOrient bedroht, Schutzdeiche zu erlan»
gen. Hilst Rumänien, das ja kein slawisches Land ist, den Nach»
barn zur Abwehr der Slawenfluth, so hat es Alles zu gewinnen
und nichts zu verlieren; sperrt es sich dagegen, so kann es in das
Schicksal Polens hinabgleiten. Die Vorsehung hat Rumänien,

wie Ungarn, als ein Sondergebild auf dem Orientweg slawischen
Ehrgeizes gestellt. Mission und Bedürfnisse beider Länder sind
gleich;was eins kräftigt, stärkt zugleich auch das andere Land. Nur
Auserwählten spart der Himmel ein Amt auf, wie es Ihnen zufiel.
DiegeicchlesteNationalitälfragewürde, wenn sie den Frieden ge»
sährden könnte, von derliberalenOeffentlichenMeinung nicht ge»
stützt. Wo materielles Bedürfniß stöhnt und schreit, verhallt des
Mitleids Stimme. Italien und Rumänien brauchen Frieden,
MußezuinnererOrganisation.UnordnunghatnieReichegegrün»
det; immer nurZusammenbruch vorbereitet. Um denPreis eines
unfreundlichen Verhältnisses zu Ungarn würde sogar die Unab»
hängigkeit von der Türkeizu theuer gekauft." IoanBratianu, der
Bakerdes vomKönigFerdinandimMinisterpräsidiumgehaltenen
Mannes,führte damals das Staatsgeschäft.Schon ließerindem
Regirungblatt.Romanul" das ungarische Siebenbürgen »Cen»
lraIdakten"nennenunddenVerein«Transsylvanien"empfehlen,
der in ein paar Monaten zwölfhundert Mitglieder geworben habe
unddessenZiel sei, «die Kultur Centraldakiens ausderskythischen
Richtung, in die Ungarns Druck sie gedrängt hat, in eine nationale,
lateinischezuleiten." So ists weiter gegangen biszuden Schulkar»
ten.die das «unerlöste Rumänien" in die Landesfarben rahmten.
Mehr als einmal schien blutige Auseinandersetzung unvermeid-
lich; und der alte König sagte oft, er könne die Anlehnung an die
Kaiserreiche Mitteleuropas nicht verbürgen, wenn österreichische
oder ungarische Interessen die des DeutschenReiches überwögen.
Wer imKrieg siegen werde, istnichtimmer leicht zuerkennen. Doch
nur Blindheit konnte im August die Stunde nah wähnen, in der
«Alles zusammenbricht" und der Ausgang so sichtbar wird, daß
kein Zweifel mehr bleibt. Rumänien muß belogen worden sein oder
verkannt haben, was in einem Hofwinkel Rußlands geschah, seit
Herr Sasonow weggeschickt und die Sorge fürs Internationale
dem unwissenden Herrn Stuermer anvertraut wurde. Der dachte
wohl, die Enttäuschung vom Hoffen auf Rumänien werde der
kriegerische Wille der westlichen Freunde nichtungeschwächt über»
leben und die Concernstimmung dann sachter Bestattung des
Krieges günstiger sein als zuvor; drum hat er die Borbereitung
des Masseneinbruches in die Dobrudscha gehemmt. An der Klippe
dieses Entschlusses und an den Kaiserproklamationen, die Po»

Zens Lösung von Rußland als ein Kriegsziel enthüllten und den glimmenden Docht ,prussiakischen"Schnens nach Frieden lösch» ten, ist der fahrige Boris Stueimer gescheitert; und im Minister« Präsidium durch Alezander Fjodorowitsch Trepow ersetztworden, der sich als Minister des Verkehrswesens ein Jahr lang leidlich bewährt hat und jetzt, unter dem Jubel der Reichsduma, die be» denkenlose Forlführung des Ki ieges verheißt, Konstantinopelfür 'Rußland fordert und den Rumänen das Rccht zu freier Fahrt durch die Meereengen verbürgt. Ob diese Bürgschaft sie im Leid tröstet? Verruchter Leichtsinn hat sie geopfert. Sie gerade konn» ten walten; selbst die Stunde zum Eingriff wählen. Die schlug «rst, wenn die Russen bereit waren, mit einer großen Armee und zulänglichem Schwergeschütz Bulgarien zu überfallen (dessen höchst stattliche Heereszifffer ihnen nicht unbekannt ist). Bis in den Tag solcherBereitschaft war auch der Triple» Entente ein neutra» les, dem Deutschen Reich unsicheres, unfleundliches Rumänien viel bequemer als ein dem Kriegsschauplatz zugehöliges. Der grobe Strategenfehler, die rumänische Hauptmacht, statt nach Bul» garien, nachSiebenbürgenzu schicken(dasdem walachischenSle» i,er gewiß war), ist von unseren Heerführerntzindenburg»Luden- dorff mit rascher, die Meister lobenden Klugheit ausgenützt wor» den. Die deutsche Ostfront kann um ein beträchtliches Stück ge» kürzt, die Korn» und Oelfülle Rumäniens dessen Feinden nutz» bar gemacht werden; aus der Dobrudscha und Moldau führen viele Wege nach Odessa, Charkow, Kiew, in die russische Korn» kammer und das russische Rom; die Griechen muß das Schicksal des dritten Balkan geführten warnen und schrecken; die ganze Donaustraße wird, für alle Transporte, dem Vierbund geöffnet; und dem in Saloniki schmachtenden General Sarrail, dem die un» zermorsch bare Tapferkeit der aus dem grausigen Rückzug durch Albaniens Wildniß geretteten Serben im November Monastir erobert hat.wird die Vorstellung deutschen Südostsieges nicht be» haglich fein. GenosseHerve murrt: «WennSarrail die oft für ihn geforderte halbe Menschenmillion hätte, könnte er denBulgaren anthun.wasdieDeutschenjetztdenRumänen anthun wollen. Be- eilen wir (nämlich: England und Italien) nicht den Nachschub starker Truppenverbände,dann verdünnen, nach ein paarWochen, Hie Deutschen ihre rumänische Front und fallen mit fünfhundert

tausend Mann über die Saloniki-Armee her. Das muß nachgerade
der blödeste Civilist merke n. Man braucht, wahrhaftig, kein tzexen-
meisterzusein,umvorauszusehen,welche Keulenschläge dernächste
Frühling dem deutschen Großen Generalstab ermöglichen wird,
dessen kühner Offensivgeist dann, nach der Wirkung des Hilf»
dienstgesetzes.über neueMenschenmiUionen und über ein in sol»
chemllmfang noch nie erblicktes Krlegsgeräth verfügen kann. Wir
müssen den deutschen Stiefel ablecken oder die tzilfdlenstvfiicht
auch in Frankreich einführen und die öffentliche Wohlfahrt mit
allen Mitteln wahren. Die Offenbarung deutscher Kraft in Ru»
mänien, die Bildung einer Polenarmee unter deutscher Spitze,,
die Mobilmachung der deutschen Bürger haben eine neue Lage
geschasfen.in die wir uns einrichten müssen." Die Rumänen schei-
nen sich besser zu schlagen, als erwartet worden warzund allmäh»
lich ist die Zahl der russischen Helfer geschwollen. Dennoch ist das
dem Feind unterthane Walachenzebiet schon größer als das in
Frankreich von Deutschen besetzte. Und just die Städte, Gleis»
strecken, Straßen, Brücken, Werkstätten, um die König Karl sich
besonders emsig gemüht hat, find den Rumänen entrissenworden.
Am vierten Dezembermittag läuteten die Glocken, wehten
die Fahnen die Kunde vom .Siege amArgesul" durchs deutsche
Land. Karls Tagebuch nennt den Fluß Argesch. Da hat er im
Sommer 1866, während des austro-preußischen Krieges, sein
junges Heer zusammengezogen, um gegen Türkenanspruch ge»
wappnet zu sein. «In wahrer Weltvergessenheit liegt hier ein
Juwel der Baukunst, die Episkopalkirche von Curtea de Argesch.
Sie ist 1318 von dem frommen Fürsten Neagoe Basarab erbaut
worden; der Stil ist byzantinisch, zeigt aber in seiner reichenFülle
reizender Einzelheiten die Einflüsse mancher anderen Stile, be»
sonders des arabischen. Leider ist das herrliche Bauwerk in
traurigem Zustand; das Innere ist durch Feuer zerstört, eine
Mauer von Erdbeben geborsten und in einen Thurm hat der
Blitz eingeschlagen. Von dem Gold» und Farbenschmuck her fein
ziselirten Muster und Arabesken findet man nur an wenigen ge»
schützten Stellen der Wände kleine Spuren; dieRegengüsse und
hestigenSchneestürme, die das wetteThal des Argesch durchtoben,
Haben das Meiste fortgewaschen und nur die Formen selbst sind
in dem ergrauten Stein geblieben. In dem Städtchen ist eine

Kirche aus derMitte des dreizehntenIahrhundertsnoch ziemlich
Hut erhalten. DerOrt liegt freundlich in dembreitenFlußthaldes
rauschenden Argesch, in der Ferne von schön geformten Bergen
umgeben; heute ist er durch die bunten Trachten des herbeige»
Hestömten Landvolkes malerisch belebt; besonders die Frauen
lieben reiche Kleider in grellen, leuchtendenFarben." AmArgesch
liegt Florika, der Landsitz der Familie Bratianu. Am Argesch
biwakirt Karl im Herbst 1872 mit den Truppen, deren Corps»
inanöver er leitet, und schreibt dort an den Deutschen Kronprinzen:
Endlich waren auch einmal einige Engländer hier, was mir um
so erwünschter war, als man nun hoffen darf, daß sie gesündere
Zdeen über die orientalischenLänder in ihrer Heimath verbreiten
werden. Leider lebt der Schatten Palmerstons unter den diplo-
Malischen Vertretern Englands hier noch fort und die Bewohner
Albions sind türkischer als die Türken selber, was Du, da Du die
Mrkenherrschaft kennst, richtig zu würdigen wissen wil st. Ich habe
Das Allen, die kamen, gesagt und hoffe, daß man doch einmal
<ine gerechtere Beurtheilung, namentlich der Donauländer, in
der I^oreiZn Office erreichen wird." Lang ists her. tzardingeund
Robert Cecil sahen Palmerston niemals spuken. Am fünften
Dezemberabend wurde uns die Besetzung der Bahnlinie Bukarest«
Targowiste gemeldet. Kzrl schreibt: Tirgoweschte. Einst wars die
Haupt- und Residenzstadt der Walachei. In einem Nachbar»
kloster wird, aus dem sechzehnten Jahrhundert, der Schädel
Michaels des Tapferen aufbewahrt. Uepvig bewachsene Reben»
Hügel kränzen die Stadt. In ihre alten Mauern hat Karl an der
Spitze aller Stabsoffiziere feine Frau Elisabeth zu Manöver»
Schluß und Zapfenstreich eingeholt. In Tirgoweschte wurden vom
Schwurgericht die Männer freigesprochen, die in Plojeschti die
Dorobanzenkaserne gestürmt und den Beginn republikanischer
Regirung verkündet hatten; Bratianu, der in der Wirrnitz von
Karls eifernden Beamten verhaftet worden war, bat, an dieDurch»
stöberung seiner Papiere nicht Zeit zu vergeuden, da er »ein zu
, erfahrener Verschwörer" sei, um gefährliche Schriftstücke greif»
bar zu lassen. In Tirgoweschte wollte Karl große Militärdepots
anlegen; deshalb war ihm die Bahnlinie, die den Ort mit Bu»
karest.Pietrosita undPlteschti verbindet, besonders wichtig. Bei
Pietrostta wurde vor bald hundert Iahren goldenes Tafel»

geräth aus der Gotenzeit gefunden; im Dezember 1373 ist der
vicrundzwanzig Pfund schwere Schatz aus dem bukarester Mu»
seum gestohlen worden. Tmnu»Severin: die erste Rumänen»
stadt, die Karl sah. Plingstsonntag 1866. Als Kaufmann Karl
Hetlingen, der in Geschäften nach Odessa (hört!) reise, ist erdurch
Oesterreich'Ungarn, an Belgrad vorüber gefahren; hat in der
Zweiten Schiffsklasse, zwischen Frachtsäcken, an Franz Iofcph
geschrieben, daß er nicht in einer dem Habsburgerreich feindliche»
Absicht die Krone Rumäniens angenommen habe. In Turnu»
Severin ist er an Land, in den harrenden Wagen gesprungen.
Der Schiffsführer, der ihn, weil seine Fahrkarte bis nach Odessa
gelte, zurückhalten wollte, schreit: »Das muß der Prinz von Ho»
henzollern sein!" Eine Minute früher: der Oesterreicher hätte deu
preußischenDragonerverhaftet.WalachischeGrenzjäger in grauen
Mänteln halten die Wacht. AchtPferdchen, denen die Gurte oft
psatzen, ziehen in wildem Lauf den offenen Wagen durch die eis»
kalteMainacht; zweimal werden sie gewechselt. Den Nebel durch»
kreischt das Jauchzen der zwei Postillone; sie wollen die Pferde
munter halten und reiben ihnen, lachend un.d brüllend, Augen und
Ohren. Auf der lahmenFähregehtsüberdenIiu; nachKrajowa,
der grün umwallten Hauplstadt der Kleinen Walachei. In einem
Laubzelt, vor einer jubelnden Menge, hört Karl den Willkom»
mengruß des Bürgermeisters; nimmt er das Frühstück, dessen
nahrhafter Theil von derNachtkälte gefroren ist. Nun scheint die
Sonne, entschleiert den Lenz und läßt die fernen Karpathenhäup»
ter silbern schimmern. Dorobanzen im Schnürrock voraus; im
Galop, durch einen Hagel von Kränzen und losenBlumen, über
Blachfelder an den Olt, nach Slatina und Piteschti. Da huldigt
ihm das Zweite Infanterieregiment. Rothe Hosen, stahlblaue
Mäntel; schlechte Franzosenkopie; Offiziere und Mannschaft ei«
Bischen verwahrlost. Als er wieder im Wagen sitzt, sagt Karl >
zu Bratianu: »DieFreude derSoldaten hat mich gerührt; wenn
ich aber das Heer erst in der Hand habe, wirds bald anders aus» I
sehen.« In der WinzerstadtPiteschti wird demFürften auf einer
Silberplatte Brot und Salz gereicht; Mädchen in weißen Klei»
dern streuen Blumen; als Vertreter der Fürstlichen Statthalter-
schaft meldet sich General Golesku. als Ministerpräsident Fürst
Ion Ghika. Mit Beiden fährt, nun in achtspSnniger tzofkutsche,

Karl durch das mit Fahnen, Teppichen, Blumen geschmückte
Städtchen, auf langer tzolzbrücke über den Argesch, den Domnei
nach Goleschti, dem Stammsitz der Famtle Golesku. Dort ist der
erste Ministerrath; wird erwogen, was zu geschehen habe, wenn
die Türken, wie ihre Haltung anzudrohen scheint, ins Fürsten«
thum eindringen. Noch vierundachtzig Kilometer bis Bukarest.
Zwölf Pferdchen schaffen es, trotz langem Umkleideaufenthalt in
einem Landhaus der Ghikas, in fünf Stunden. Demeter Brati»
anu, Ioans Bruder, übergiebt, auf rothem Sammetktssen, dem
Fürsten die Schlüssel seiner Hauptstadt. Aus dreißigtausend Men-
schenkehlen braust Jubel auf; und aus schwarzem Gewölk Platz-
regennieder: seit drei Monaten der erste, der diedürreFlurnetzt.
Der Himmel selbst schüttet auf dieses Kömmlings Weg Wasser;
empfiehlt ihn, mit dem Fruchtbarkeit einzieht, dem stets vor allzu
langer Trockenheit bangen Sinn des Orientalen. Durch Truppen»
spaliere über den Korso, über den jämmerlich gepflasterten Podu
Mogoschoae hin, aus dessen Häusern Blumen, Tauben, Gedichte
mit dreifarbigen Schleifen dem Fürsten zufliegen, an dem ein»
stöckigen Gebäude vorüber, das Militärschule, Kaserne, Spital,
Kommandantur war und jetzt Schloß heitzt, in die Hauptktrche,
in den Parlamentssaal. Nach dem Tedeum das Gelübde; der
Fürst legtdie rechte Hand aufdas vondem MetropolitenNiphon,
einem Weißbart in Goldstoff, vomAltar herübergebrachte Evan»
gelienbuch und spricht: »Ich schwöre, daß ich Rumäniens Ge»
setze achten, seine Rechte wahren, sein Gebiet unangetastet er»
halten werde." Auch sein Neffe Ferdinand hats geschworen.
ZwölfIahre nach dem Einzug sieht Karl, der Sieger im Tür«
kenkrieg, vor Piteschti, das ihn in festlichem Lichtglanz erwartet,
Kosakenpatrouillen; in der Stadt trifft ihn die Kunde, daß Hödel
auf Kaiser Wilhelm geschossen habe. Auf derFahrt nachPiteschti
erblickt er den ersten Schnellzug, der von Bukarest nach Wien
fährt und die ersehnte Verbindungmit dem Westen sichert. Zwölf«
ter Jahrestag! Die Blumen füllen einen Wagen (der zu Elisabeth
rollt). Serben und Rumänen feiern einander. Karl empfängt von
Milan das Großkreuz des Takowa- O rdens und verleiht den Fah»
nen der Truppen, die imKampf gegendie Türken gefochten haben,
dasKreuzzumGedächtnißdesDonauüberganges.Lustiger.heißer
Mai. Hunderte bunt gewandeter Landleute sprengen hinter der

Hoskutsche drein. Den Regentag in Curtea de Argesch erhellt die
Hoffnung, daßBismarckdie Einberufung einesFriedenskongres»
ses durchsetzen werde. Die uralte Btschofsktrche ist kunstvoll und
schön, von dem Franzosen Lecomte, wiederhergestellt worden.
Neber wellenförmiges Waldgebirg, das entzückenden Ausblick
auf Höhen, in Schluchten bietet, in die schöne Bergstadt Kampu-
lung und, durch das Thal der lenzlich angeschwollenen Dtmbo»
witza, auf schlechtem Weg, zu Pferd, in das reiche, durch Land»
schaft und Volkstracht berühmte Dorf Rukar; der Nationaltanz
dertzora giebt die Gelegenheit, die prächtige Gewandung und die
ernste Würde der vornehmen Dörfler zu bewundern. Noch steht,
weil Rußlands mürrlschetzaltungdenVerlustBessarabiens, viel»
leicht auch anderen Streit zwischen den gestern zum Sieg Verbün>
deten ankündet, das Rumänenheer inDefensiostellung aufderLi»
nie Piteschti'Tirgoweschte. Schon aber jagt die gute Botschaft
heran: In Berlin wird am sechzehnten Juni der Kongreß eröffnet.
Wer fürchtet da noch die Dimbowitza, deren schäumende Wuth
den Wagen des Fürsten umbrandet? In Maienfrische funkelt
Rumäniens Sonne. Krajowa erdröhnt vom Hurra der Massen.
Die Verwundeten heben das Haupt vom Kissen und winken dem
Fürsten, dem Kriegsherrn wenigstens mit dem Auge Huldigung
zu. Abends ziehen zehntausend Menschen mit Fackeln durch die
Straßen. In den krajowaer Werkstätten werden Geschütze und
andere Waffen geflickt und ergänzt. Der Kreisstadt Plojeschti,
hinter derenRücken die Karpathen weiße Köpfe himmelan recken,
fehlt anderer Landschaftreiz; doch umblüht sie ein Kranz wohlha»
b ender Winzerdörfchen, den die in jeder Jahreszeit befahrbare
Kunststratze nach Kronstadt durchschneidet, Rumäniens kürzeste
VerbindungmitStebenbürgen.InPlojeschtiwar 1877 dasHaupt-
q uartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch; rieth Karl dem
Generalissimus, jenseits von der Donau als nächstes Angriffsziel
den Straßenknotenpunkt Ple wna zu wählen (den sechsMonate da-
nach die Rumänen erstürmten). Kotroceni war Kloster und ist nun
Sommersitz und Truppenezerzirplatz. Hier hat Karl die aus dem
Stahl eroberter Türkenkanonen geschmiedete Königs krone gefun»
den; achtHalbbügel halten das Donaukreuz und den Reichsapfel.
Wozu dieErinnerung? Tausende deutscherMänner.Frauen,
Kinder möchten wissen, wie das Land aussieht, dessen Erde jetzt

die ihnen Liebst:« stampfen; ein Rüchlein wenigstens von dem
Duftdieser romanischenOrientwelt einathmen.Wie schwerwars,
aus hospodarischer Launenherrschaft und Spekulantenseuche sie in
Ordnung und Gesundheit zu fördern! Der junge, der alte Karl
hat nie Mühe gescheut; niemals gezaudert, selbst sogar zu erwä»
gen, ob die Erlaubniß zu Bau und Betrieb der Eisenbahnen dem
wiener Ofenheim, den londoner Brüdern Baring oder dem ber»
liner Doktor Strausberg zu geben sei, der die Herzoge von Ra-
tibor, von Ajest und den Grafen Lehndorff für sein Konsortium
geworben hatte. (Strousberg macht das Rennen; und Karl er»
wirbt eine Aktie, Nummer Tins, und will diesenBesitz nicht meh»
ren.) Angemeines ist in den fünf Jahrzehnten seiner Regirung
für Städte und Wege, Ackerbau und Handel, Petroleumquellen
und Salzbergwerke gethan worden. Ist nun Alles verthan? Im
Mai 1880hatteAndrassy,der nicht mehr dasOesterreich und Un-
garn gemeinsameAuswärtigeAmt leitete, ohne (und wohlgegen)
Bismarcks Willen den Fürsten Karl behutsam in eine Militär»
konvention zu überreden gesucht, deren Veröffentlichung, weil
Rußland sie »als offensive Bedrohung auffassenkönnte",nichtzu
empfehlen fei, die aber für den Fall russischerAosicht aufAngriff
unbedingt nöthig werde. Viel später erst ward sie Ereignitz; und
die Regirung hat den hinter ihrem und des Parlamentes Rücken
abgeschlossenen Pakt nicht als giltig anerkannt. Karl hätte nur im
engstenDrang das Schwert gegen Rußland gezogen;« liebte die
Angarn nicht, deren Interesse er, trotz allen Lockliedern aus der
Zigeunerfiedel Andrassys, dem rumänischen feindlich fand, und
noch weniger die ihnen verwandten Bulgaren.deren Land ergern
Anter einer serbischen Dynastie (nur nicht unter den verseuchten
Obrenowitsch) mit Serbien vereint gesehen hätte. Die Option zwi»
schen Rußland und Oesterreich wäre ihm eben so unbequem ge»
Wesen wie dem Schöpfer des Deutschen Reiches; und in seiner
letzten Lebenszeit hat er manchmal gewiß sich des Briefes erin»
«ert, den Bismarck im Februar 1877 an Peter Schuwalow, den
londoner Botschafter des Zaren, schrieb: »Ueber die Nothwen»
digkeit russisch»deutscher Eintracht war ich mit dem liebenswür»
digsten aller russischen Staatsmänner stets einig. Ein Iahrhun»
bertlangund noch länger haben die beidenReiche einanderDienste
geleistet,unter denen ihreSonderinteressen nichtzuleiden hatten.

Diese Eintracht wird vielleicht zu den Werken gehören, deren
Zerstörung leichter ist, als ihre Herstellung war; besonders, wenn
meinen Nachfolgern die zur Pflege ihnen nicht vertrauter Tra»
dition nöthlge Geduld fehlen sollte und sie von Eitelkeit nicht so
frei wären, wie man sein muß, um den Schein immer dem We»
sen der Geschäfte, die Empfindlichkeit den großen monarchischen
Interessen untzuordnen. Ein alterRoutier meines Schlages läßt
sich durch Alarmvortäuschung nicht leicht vom rechten Weg ab»
schrecken. Ich kümmere mich nicht um den Flirt, den mein alter
Petersburger Freund und Vormund (Gortschakow) und mein
junger Freund (O rlow) in Paris begonnen hat; künftige Kanzler
aber wären in ihrempolitischenUrtheil vielleicht zu beirren, wenn
ihnen, wie nun ja seit drei Iahren geschieht, angedeutet würde,
daß Rußland den französischen Rachewunsch bequem zu einem
Bündniß ausnützen könnte. Die kühle Ruhe, mit derich diese Mög»
lichkeit ins Auge fasse, kann ich meinen Nachfolgern nicht vererben.
Mit Drohung in offiziösen Blättern, mit pariser Schmeichelei in
Feuilletons und Briefen an politisirendeDamen wird es nicht allzu
schwer sein, nächstens einmal den Kompaß eines deutschen Mi»
nisters zu fälschen, den die Vorstellung der Einsamkeit erschreckt;
um ihr zu entgehen, nimmt er vielleicht unbedachte Verpflichtung
auf sich,derenLösung,Wenns erst soweit ist,schwierig wird." Auch
Karl war der Meinung: »Wenn man Deutschland und Rußland
isolirt betrachtet, so ist es schwer, auf einer der beiden Seiten einen
zwingenden oder auch nur berechtigten Kriegsgrund zu finden.'
Leichter, natürlich, wenn Deutschland die österreichischen Inter»
essen zu seinen macht. „Nicht blos der Panslawismus und Bul»
garten oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische,
die polnische, die czechischeFrage, ja, selbst noch heute dieitalieni»
sch e im Trentino, in Trieft und an der dalmatischen Küste können
zuKristallisationpunktenfürnichtblos österreichische, sondernauch
europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen
nur insoweit nachweislich berührtwerden.wie das DeutscheReich
mit Oesterreich in ein solidarischestzaftverhältnitz tritt.«Das wollte
Karl so wenig wie Bismarck; und auch er hätte nicht viel länger
als Preußen 1866geschwankt, im Kampf ums Dasein feierlich de»
siegelte Verträge der nationalenZukunft zu opfern. Nach den Ver»
trägen des Deutschen Bundes, sagt Bismarck, ,war die Schlacht

vonKSniggraetz theoretisch unmöglich." Die Schlacht am Argesch
wars nach dem Geheimvertrag, den Karl den Kaiserreichen unter-
schrieben hatte. Daß König Ferdinand ihn, wie seineMinister.für
ungiltlghieltund nicht achtete, ist verzeihlich. Daß er ein Beutestück
begehrte, ist verständlich: zwischen Großbulgarien und einem ver»
zwergtenSerbien könnte der Rumänenftaat,dem keinetzoffnung
auf Siebenbürgen, das Banat, die Bukowina bliebe und dessen
Dobrudscha bald in Lebensgefahrkäme,nichtfrei athmen.Unver»
ständlich und unverzeihlich ist nur die leichtfertige Thorheit des
Kriegsunternehmens. Ein Goldstrom wälzte sich durch das Wa»
lachenland. Um dessen Getreide, Vieh, Oel, Salz balgten sich
kämpfende und neutrale Mächte. Nirgends auf Eüropens Boden,
nicht einmal im skandinavischen Dorado, blühte derHandel, ficht»
bares und verstecktes Gewerbe in solche Pracht. Je länger Ru-
mänien die Entscheidung hinausschob, desto höher wurden die
Preise für Waaren und Gewissen; desto fetter mußte der Bünd»
nißzins werden. Der schöne Bratianu konnte bedächtig den Bart
streicheln undzudenRussensprechen: »Unmöglich, eheIhr,außer
der Bukowina, auch Ostgalizien ganz, mit der Hauptstadt, wieder
habt, die Gleisstrecke Lemberg-Czernowitz-Iassy Euch und uns
sicher ist; erst dann kann ich die Kriegserklärung verantworten."
Blendete ihn der Glaube an Brusfilows Stern, der doch lange
schon allzu six geworden ist? Nahm er selbst Geld? War Taps
Tapsowitsch Stuermer behend genug, einen Baikanstaat, den des
verschmitztesten Volkes gar, ins Unheil zu lügen? Im vierten
Kriegsmonat ist der tzauptheil der Walachei in Feindes Hand.
Prinz Ferdinand vontzohenzollern war noch nicht dreizehn
Jahre alt, als dieOrte, um die er aufRumäniensThron jetztzit»
tert, seinem Oheim, zum ersten und letzten Mal, ernstlich gefähr»
det schienen.In der letztenMärzwoche desIahres 1878 hatWüthe-
rich Gortschakow den Gesandten, General, Fürsten Jean Ghika
in die petersburgerReichskanzlei geladen. »DerAchteArtikelim
Vertrag von San Stefano paßtIhnen nicht?IhreRegirung will
nicht, daß wir aufeinerrumänischenEtapenstraßedieVerbindung
mit unseren in Bulgarien stehenden Truppen sichern, und denkt
an lauten Protest? Das fehlt noch! Schon ihre Widerspenstigkeit
in der bessarabischen Sache hat meinen erhabenen Herrn tief ver»
stimmt. Auch der langeFaden seinerGeduld kann reißen. In sei-

nem Auftrag ersuche ich Sie, Ihrer Regirung zu melden: Dem
Protest würde sofort der Einmarsch unserer, die Entwaffnung
Ihrer Truppen folgen." In die höfliche Antwort Ghikas, die du»
karester Regirung fei besonders dadurch verletzt, daß über die
Etapenstraße Rußland nicht mit ihr, sondern mit der nicht mehr
suzerainen Türkei verhandelt habe, hagelt neue Scheltrede. »Ru-
mänien beträgt sich nicht so, daß der Zar aller Reussen mit ihm
verhandeln kann. Wir müssen dasD urchmarschrecht haben, schleu-
nig; und der Wille meines Kaisers ist kategorischer Imperativ.
Guten Tag!" Auf den Bericht erwidertKarl, er wünsche Verstän-
digung, könne aber nicht glauben.daß derKaiser einemtzeerEnt-
waffnung androhe, das unter feinem Auge tapfer gekämpft, aus
seiner Hand viele diese Tapferkeit ehrende Georgijkreuze emp-
fangen habe und diePflicht fortan nicht fäumiger erfüllen werde als
im bulgarischenFeld. Eine persönlich huldvolle DepescheAlexan»
ders, dieden rumänischen Ministern die Schuldan derSpannung
zuschiebt, beruhigt dieNerven des Fürsten. Doch schneebleich stürzt
abends Ministerpräsident Kogalniceanu in sSchloß und berichtet,
Giurgiu sei von den Russen besetzt; sie rücken gegen Slatina vor
und ihre Generalstäbler machen bei Plojeschti, Sinais, Predeal
topographische Aufnahmen; Vorsicht empfehle, Regirung und
Armee in die Kleine Walachei zu verlegen. Ist San Stefano
Rumäniens Tilsit und muß der junge Staat, wie Preußen nach
Jena, langsam schnöden Unrechtes Sühnung vorbereiten? Karl
wankt nicht. »Ich vertraue auf meinen Stern und bin überzeugt,
daß ich an der Unteren Donau einen soliden Staatmiteiner guten
Armee gründen werde, dem Europa sein ganzes Interesse zu»
wenden wird. Niemals glaubte man dieses kleine Land fähig,
ungerechter Anforderung fo energisch entgegenzutreten." Ein
kleines Land ohne Helfer. Andrassy schickt fast zärtliche Grüße
und stachelnde Zeitungartikel, spricht in Franz Josephs Namen
höchste Achtung und Sympathie aus, doch keine Zusage; nicht
ein Knödel schwimmt in der Suppe. Bismarck ist eiskalt. Nur
Salisbmy verspricht Hilfe: für denFallanglo»russtschenKrieges,
dessen Ausbruch schon braune Truppen auf Malta erwarten;
wird er vermieden, dann, freilich, könne, nur Rumäniens wegen,
das Britenvolk nicht Streit mit Rußland anfangen. Zwei Ko»
sakenregimenter ziehen durch Bukarest und lagern betBaneafsaz

dicht daneben achttausend Troßknechte. Italien, das Land der ,Schwesternation',giebt kein Lebenszeichen ; auch Einer, brummt Karl, »der uns nur platonisch liebt«Doch Gortschakow läßt das Gerücht vonseinerScheltredeundDrohungdementiren; Alexan» der vonBatterberg führt imZarenschlotzKarls Sache. AmOster» morgen der Orthodozen Kirche ist der H'mmel in Ost wieder hell. Im Berliner Vertrag verpflichtet Rußland sich, spätestens in drei Monaten Rumänien zu räumen und das Durchmarschrecht dann ruhen zu lassen. Noch im Hochsommer sind die Russen in Plo» jeschti, dessen Bahnverbindung mit Kampina nun fertig wird. Am sechsten Dezembermorgen kündet der amtliche Bericht .Fortschritte in der Richtung Bukarest und Plojeschti.« Nah bei denOelquellenderKreiseBuseu,Dimbowitza,Prachowa,Ineinem Lande, dasMais,Weizen,Gerste,Roggen,Salz,Vieh ingroßen Mengen ausführen konnte und Wein, Tabak, Fische, Erz, Kohle, Jod, Schwefel hat. Nach Braila und Galatz ists nicht so Welt wie nach Tuinu» Severin. Werden die Russen die Moldau, die sie von Bessarabien und derBukowina aus umfassen können, besser als bisher die Walachei schützen? Das deutsche tzeer, stand im »lemps", wird in Rumänien erleben, was es an der Marne er» lebt hat. (Unter Führern, die,Herr Kritiker vom achthundertvier-undvierzigsten Kriegs tag, nicht das Kaliber Ludendorffs hatten.) .Die Heeresleitung, der Männer vom Schlag Brusstlows und Sacharows zugehören, wird alles zur Beschleunigung des Vor» Marsches Mögliche thun. Die ist nöthig. Rumäniens Niederlage würde zwar nicht den Krieg enden, aber den Deutschen die Mit» tel zur Verlängerung schassen. Bei Krajowa sind sie im Korn» land, durchs Prachowathal führt der Weg sie in das Oelgebiet; und die Wichtigkeit der von ihnen besetzten Eisenbahnlinie Kra» jowa»Orsowa>Temeswar ist hier schon betont worden." Wäre nicht noch anderer Vortheil zu erwähnen? Die ganze Donau bis an das Delta, die ganze Balkanhalbinsel von der Adria bis ans SchwarzeMeer, vonKattaro bis Konstanz«, frei; Bulgarien und die Europäische Türkei kaum noch gefährdet; Sarrail in bedroh» lichemGedräng: Griechenland,mindestens, von feindlichemHan» deln abgeschreckt; und, wenn in dem schiefen RiesenviereckMitro» witza»Dulcign0'Stambul»Iassy Alles unter einem Befehl steht, die Möglichkeit, lange Frontstücke, den Wasfensaum umRumä»

nien zu sparen, Deutsche,Ungarn, Bulgaren, Türken in anderen
Kampf einzusetzen. Noch ists nicht so weit. Der Russe liebt den
RumänennichtzdasbunteMenschengeröllorientalisirterLateiner
ist ihm, trotz der Glaubensgleichheit, auf dem Slawenweg lästig.
Oft hat er der «Brut einer römischen Verbrecherkolonie", den
»Sprossen trajanischenAuswurfes" geflucht; oft KarlsBehaup»
tung, er habe 1877 für Rußland gefochten, mit der aus festerem
S off gefügten arg zerbeult, an der Schwächung des Osmanen»
reiches habevornandamälsdasSchick alRumäniens gehangen.
(Altes und immer noch neues Gebot: Rühme Dich, wenn Du im
Bund mit Genossen fochtest, weder stärkerer Leistung noch selbst»
losentzandelns;sonst wandelt der Gefährte sich Dir indenlächeln»
den Totfeind.) Eile ist obendrein das dem Russen Widrigste,- er
hat stets Zeit, kann mit unerschöpflichenKräften alles Versäumte
nachholen, hält das Objektiv, nicht das Okular, vors Auge und
sieht die Welt als ein fernes Gekribbel, dasIljas, des russischen
Riesen, Athem, Wenns ihm beliebt, wegpusten kann. Für den Ru-
mänen keuchen und schwitzen, hastig durch Schnee und Schlamm
waten? Der mag zuerst Bescheidenheit lernen, demüthigen Ver»
zicht aufCzernowitz,Kischenew und ähnlich kostbare Dinge. Wird
er verprügelt: sein Leben ist dem Slawen nicht heilig; sein Staat
könnte einem.der nicht mitGermanen undTartarenfprossen äugeln
lernt, Platz machen. Morgen aber gehts um das von Katharina
eroberte und griechisch getaufteOdessa, die gewaltige Soborglocke,
die Troizkij kirche, um Pat iomkins Iekaterinoslaw, die charkower
Klöster, um Kiews Goldkuppeln, tzöhlenkloster.Prunksanktuarien.
Jetzt wird derMufhik dieFütze frisch wickeln, die tzoheEzcellenz
Petrograds und dertzauptquartiere vielleicht, endlich, sogar den
aus West längst hertönenden Wunsch nach gemeinsamem (also:
nicht russischem)Oberbesehl erfüllen. Ob der späten Willensspor»
nung noch gelingt, den Stern von Rumänien aus schwarzer Ge»
Witterwolke zu schälen? Nach dem Türkenkrieg hat Karl ihn zum
Sinnbild höchster Ehrung erwählt. Auf vier von Sturm, Schnee,
Regen zerschlissenen Fahnen, zwischen Schwertern, nur blaßnoch
am düster verhängten Himmel, kann ihn Ferdinand schauen.

Oberschlesiens Kricgsglück.

Oberschlesiens Kriegsglück.

ür ein absterbendes Montanrevier galt Oberschlesien noch bis zum Juli 1914; und der Kriegsausbruch warf die Kurse scharf herunter: Bismarckhütte 130, Laura 129,30, Silesia 103, Hohenlohe 9Z, Oberbedarf 71, Caro W Prozent. Die Kurse von heute dürfen wir nicht angeben. Die Ursache dieses Verbotes versteht man jetzt weniger als zuvor; aber der Bundesrath will es nicht: und so muß man gehorchen. Doch darf gesagt werden, daß der Kurs der Bismarckhütt.« heute um mehr als das Doppelte höher ist; Bismarckhütte und Bochumer Gn'f; marschiren auf der selben Hochebene. Der Oberbedarf-Kurs ist 2Vz mal höher als bei Kriegsbeginn; er hat den Laura-Kurs überholt und bewegt sich auf gleicher Höhe mit den großmächtigen Gelsenkirchnern wnd den gewaltigen Harpenern; seit die Gefellschaft besteht, war er nicht so. Caro um mehr als das Doppelte höher. Silesia waren mehrmals über den Laura-Kurs gegangen. Auch Laura und Hohenlohe sind, langsam, gestiegen. Die führenden Obe-schlesier sind mit Phoenix und Bochnmern auf dem Montan-Aktienmarkte jetzt vornan. Denen, die diese Ausdrucksweise nicht klar genug suchen, sei gesagt, daß der Kurs der oberschlesischen Hauptwerke noch jetzt, nach Abtrennung der Dividendenscheine, um mehr als das Doppelte den von 1914 überragt. Dem Spiel der einzelnen Kurse zu folgen, war manchmal interessant; kommt darin doch auch ein Stück oberschlesischer Wirthschaftgeschichte zum Ausdruck. Wochen und Monate lang ein stilles Ringen zwischen Oberbedarf und Laura; Oberbedarf immer einige Prozent darunter. Mit einem Ruck schießt es heraus. Eine Weile Verblüffung bei der Laura. Dann setzt sie sich wieder über Oberbedarf; dessen Aktien wurden nämlich in großen Posten von einer ersten Bank verkaust. Aber Oberbedarf hielten die Belastungprobe aus. Sie nahmen, als die Verkäufe beendet waren, einen neuen Aufschwung und blieben nun nicht nur über Laura, sondern vergrößerten ihren Vorsprung noch mehr. Das ist der Sieg der Stahlintelligenz über die Kohle. Ein neues Oberschlesien enthüllt sich unserem staunenden Ange. Die Caro-Aktien haben in der Spekulation eine begeisterte Gefolgschaft, wie Lyrische Tenöre in der Damenwelt. Als sie noch auf 79 stauben, sagten ihnen die Propheten des Marktes schon eine EntWickelung voraus wie bei Rheinmetall; Rheinmetall ist inzwischen um 399, Caro um 79 Prozent gestiegen. Aber Kurse lügen nie, rief einmal Eugen Landau mit der ihm eigenen Herrschaft über das Wort aus. So hat man in der Kursentwickelung führender oberschlesischer Werths idas Anzeichen«ines starken industriellen Aufschwunges zu erblicken. Ein mächtiger Zug geht durch das Revier; feste Entschlossenheit und eine Gewandtheit, die sich «llen Wandlungen der Verhältnisse anzupassen versteht. Der Arbeitradius des Reviers dehnt sich, durch Vergebung von großen Arbeitmengen, weit über das Reich aus. Mächtige Gewinne fließen herein und wieder einmal hat sich Schlesien als eine Perle in der Krone

Preußens erwiesen. Was die schlesische Landwehr und die oberschlesnche
Montanindustrie vollbracht haben, gehört zu den ^roszrhoten Deutsch-
lands in diesem Kriege.
An der Spitze thront die Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs»
Aktien-Gesellschaft. Der Name ist lang und deckt doch den Inhalt nicht
mehr. Die Börse spricht von „Oberbedarf" und die ganz Intimen des
Marktes begnügen sich mit „Bedarf", wie man im engsten Kreise auch
weiß, daß „Metall" die Aktie der Rheinischen Metallwaarcn- und
Maschinenfabrik bedeutet. Die Obcrbcdarf-Eecllschaft stellt zwar auch
heute nochMaterial für denBedarf der Eisenbahnen her. Die Abtheilung
Friedenshütter Feld- und Kleinbahn-Gesellschaft auf dem landschaft-
lich so idyllisch liegenden Zweigwerk Zawadzki hat sich sogar in den
letzten zwei Iahren kräftig entwickelt; ihre Errichtung, ein Werk des
Generaldirektors Dr. Niedt, darf als ein Beweis industriellen Weit»
blicks gebucht werden; dort wird auch der Malcher-Wagen, ein Selbst»
entlader von Zukunft, gebaut. Aber in dem ganzen Rahmen der Werke
ist das Eisenbahn Material doch nur Nebensache. Die Oberbedarf-
Gesellschaft ist Heute das größte u»d modernste Eisenwerk Ob erschlesiens x
ihre Rohstahl-Erzeugung stellt sich im Fahr auf 500000 Tonnen. Sie
nmfaßt die Friedenshütte, ein Werk von ansehnlichem Nmfang, die
Gleiwitzer Werke, das Ferrum-Werk bei Kattowitz, das Zawadzki-
Werk im altehrwürdigen tarnowitzer Revier nnd das Fachmann-Werk
in Borsigwalde bei Berlin. Die Produktion dieser Gruppe ist in ver-
nünftiger Weise auf einander abgestimmt und der Geist der Eisen- nnd
Stahlverfeinerung liegt über dem Ganzen. Das gleiwitzer Haupt»
werk, in Deutschland auch als „tzuldschinsky" bekannt, gehört seit seinem
Bestehen zu den Trägern der „Verfeinerung" in ObersHlesien; unter
„Verfeinerung" versteht man im Revier die Weiterverarbeitung von
Eisen und Stahl, Der Generaldirektor von Oberbedarf, Kommerziell»
rat Dr. inA. K. o. Niedt, ist einer der Pioniere nnd erfolgreichsten Ver-
treter der Stahilverfeinerung in Oberschlesien; heute der stärkste Eisen»
industrielle Oberschlesiens, reich auch an allgemeinen Gedanken. Auf
ihn ist der große Aufschwung der Gesellschaft zurückzuführen; und der
Aufsichtrath, Eugen Landau an der Spitze, wird heute mit Befriedi»
gung feststellen, daß er den Vorschlägen und Anregungen Niedts ge»
folgt ist. Stahlverfeinerung ist, was Oberschlesien braucht. Sie einzu»
führen, war nicht immer aber leicht. Niedt mußte Fahr vor Jahr mi!t
Millionenforderungen vor seinen Aufsichtrath treten, ohne zunächst
sonderlich große Fortschritte finanzieller Art zeigen zu können; denn
wer früher aus Oberschlesien den zuständigen Stellen Geschosse anbot,
erhielt zur Antwort, er solle sich nur nicht bemühen; die Verwaltung
sei versorgt. Als der Krieg ausbrach, war die Geschoßfabrik trotzdem
fertig. Niedt konnte liefern. Die Fabrikation war gut eingeleitet;
nun bedurfte es nur noch der systematischen und folgerichtigen Erweite-
rung. Heute besitzt die Oberbedarf-Gesellschaft eine der leistungfähigsten
Eeschoßfabriken Deutschlands. In dem Werk und draußen laufen etwa

zweitausend Drehbänke. Wieder, wie vor einem Fahrhundert in Ken
Freiheitkriegen, ist jetzt Kleiwitz ein Stück deutscher Waffenschmied?;
in Gleiwitz war es auch, wo vor einem Jahrhundert das erste Eiserne
Kreuz gegossen wurde. Damals freilich war es ein staatlicher Betrieb;
jetzt ist es Privatindustrie. Die mächtige EntWickelung unter Nievit»
Landau kommt auch in Zahlen zum Ausdruck. Die Belegschaft der
Concern-Werke ist höher als je. Das kribbelt und krabbelt in dem
Huldschinsky-Werk wie niemals zuvor. Die Aulagen sind neuerdings
durch mächtige Hallen mit werthvollen Fabrikationen, neuen Gliedern
in der Verfeinerung Oberschlesiens, bereichert worden und erhalten,
durch das Verwaltungsgebäude, das vor Kurzem in Betrieb kam, einen
würdigen Abschluß. Die Erweiterung war in sozialer Hinsicht auch für
die Stadt Gleiwitz gerade jetzt ein Segen. Die Größe der Leistung ver-
steht man aber erst, wenn man bedenkt, daß dort, wie übrigens auch
auf den anderen oberschlesischen Werken, mit einer bunt zusammen«
gewürfelten Belegschaft gearbeitet wird. Mit diesem Personal, das
gutwillig, aber wenig geschult war, Solches zu leisten, war keine
Kleinigkeit. Frauen und Mädchen, Jugendliche und alte Leute, ver»
mischt mit einem schwachen Prozentsatze gelernter Arbeiter, haben mit
beachtenswerther Treue und Geschicklichkeit die Werke bedient. Dadurch
wurde der Beweis geliefert, daß der einfache Mann in Oberschlesien
bei richtiger Anleitung zu den feinsten Präzisionarbeiten zu brauchen
ist. Der klingende Lohn ist denn auch nicht ausgeblieben. Schon jn
ruhiger Zeit fließt ein Goldstrom durch das Revier. Er ist jetzt breiter
als sonst. Dazu kommen die sozialen Aufwendungen, die Millionen
erfordern. Männer wie Niedt von Oberbedarf, Meier von der Bis»
marckhütte, Williger von Kartowitzer Bergbau, auch die Caro-Gesell»
schaft betrachten es als eine Ehrenpflicht, darin das Mögliche zu thun.
Gleiwitz selbst ist in stetiger Häutung; die tzuldschinsky-Werke, die au
Löhnen und Gehältern jährlich Millionen in die Stadt gehen lassen,
ermöglichen rasche Modernisirung. Für das lausende Geschäftsjahr
von Oberbedarf gilt eine Dividende von mindestens 15 Prozent als
sicher. In Oberschlesien mit Eisen solche Ziffern zu erzielen, ist aber
nicht so einfach wie mit Kohlen, deren Tonne mindestens 2 Mark Rein»
gewinn abwirft. Der Nmsatz wird die Höhe von 125 Millionen Mark
erreichen. Das wäre das Dreifache des Umsatzes eines Friedensjahres
und mehr als je bei einer oberschlesischen Gesellschaft. Mit 12,83 Mil-
lionen war der Bruttoüberschüß des letzten Jahres und mit 6 Mil-
lionen die Abschreibungsumme höher als je zuvor. Immer hat die
Gesellschaft auch auf gute Finanzen gehalten; und die Abstoßung
polnischer Engagements auf dem Höhepunkt der letzten russischen Kon-
junktur war ein Meisterstück Landaus.
Auf der Bismarckhütte hat Max Meier als Generaldirektor sor-
genvolle Jahre verlebt. Aus dem Westen war er gekommen. Aber
wenn man einen westlichen Maun nach dem Osten beruft, ists ungefähr,
wie wenn man eine Pflanze in ein anderes Erdreich versetzt; einmal

gelingt der Versuch, meist aber wird nichts draus. Man muß in. Ober»
schlesien wurzeln, wenn man in der Bergindustrie dieser Provinz
Erfolg haben will. Meiers Vater hat die Friedenshütte ausgebaut;
und das Denkmal dieses Mannes grüßt uns, wenn wir durch das Thor
der Hütte gehen. Der Sohn hat Differdingen gebaut; und dieses Werk
ist auch heute noch das beste Stück von Deutsch-Luxemburg. Als ein
Mann der westlichen Schweren Massenindustrie wurde Max Meier
berufen, um die Bismarckhütte in Ordnung zu bringen. Unter dem
Brillantfeuerwerk einer Dividende von 23 Prozent bereitete Kollmann,
der Begründer der Bismarckhütte, seinen Abgang vor. „Nnvergessen",
so betonte der Aufsichtrath in seinem Nachruf, werde Kvllmanns Thätig--
keit bleiben. Und doch hatte die Angliederung der Falvahütte schon zu
wirken begonnen. Kollmann hat durch die Verfeinerung der Bismarck»
Hütte ihre Grundlage gegeben, ist aber, wie Boecker, überschätzt worden.
Er blieb der Werkmeister, als der er angefangen hatte; Grofzindu-
strieller war er nicht. Noch heute muß man über die Begründung
staunen, die er der Erwerbung der Falvahütte gab. Die Ordnung dieser
Erbschaft bewirkte zunächst harte Jahre; zwei ohne Dividende. Da hat
sich Max Meier bewährt. Mit einem mächtigen „Schmiß" wurde aus
dem Manne der Schwerindustrie ein „Verfeinerer", der die neue Auf-
gabe mit der alten Energie anpackte und ihr einen eben so großen
Erfolg abrang. Er hat die Verfeinerungbetriebe, die Kollmann ange-
baut hatte, zum Beispiel: die Herstellung von Gewehrläufen, Schutzschil»
den und Qualitätstahl, in beträchtlich höhere Leistungfnhigkeit entwickelt,
neue, zum Theil schwierige Fabrikationen aufgenommen, die Falva-
hütte und Theile der zwei alten Werke von Grund aus umgebaut.
Das Feinblech-Werk liefert auch die Bleche für unsere neuen Stahl-
helme, die von anderen Werken, wie Thale, dann fertig gemacht wer-
den. Meier hat in den acht Iahren seiner Ähätigkeit etwa 55 Mil-
lionen in die Werke gesteckt; 36 davon sind aus der Bilanz nachzu-
rechnen. In der selben Zeit hat er 20,55 Millionen abgeschrieben
Durch Ausgabe von Aktien und Obligationen wurden etwa 14,tz Mil-
lionen hereingeholt, eine BanlanleiHe von 10 Millionen benutzt und
getilgt, 1,5 Millionen Falva-Obligationen zurückgezahlt, 11 Millionen
an die Aktionäre vertheilt. Das Jahr 1911/12 führte auf den Höhe-
punkt der Bauthätigkeit und Krisis; das nächste brachte den Wende-
punkt, der Krieg den großen Aufschwung. Blitzschnell hatte Meier
erfaßt, worauf es ankam. Er verstand nicht nur, sich die erforderliche
Belegschaft zu sichern, sondern er warf auch den Gesammtbetrieb in
die neue Richtung, sorgte schnell für Neubauten größten Stils (so zwei
Geschoßfabriken mit Bearbeitungwerkstatt) und hat erreicht, daß die
Bismarckhütte, mit der Vielseitigkeit ihrer Produktion für Friedens»
und Kriegszwecke, fester steht als je. Die Bilanz psr ultimo Juni 1A6
enthält in Bankguthaben und Kriegsanleihen mit 17,28 Millionen
Mark mehr, als das Aktienkapital ausmacht. Die Offenen Reserve»
sind auf 50 Prozent des Aktienkapitals gestiegen und ungefähr doppelt

so hoch wie vor acht Iahren. Dabei sind in verschiedenen Positionen, Stille Reserven verborgen. Der Buchwerth der Anlagen stellt sich aus 21 Millionen. Zugleich ist der Betriebsgewinn von 2,32 für 1908/09 auf 10,22 Millionen für 1915/16 gestiegen und die Gesellschaft ist zu ihrer Dividende von 25 Prozent zurückgekehrt; eben so gut hätte sie 35 Prozent ausschütten können; aber die Verwaltung hat die Lehren der Vergangenheit nicht vergessen. Die Gesellschaft hat also das Vertrauen ihrer Aktionäre zurückgewonnen und Fürst Henckel von Donnersmarck, der sonst ein so feiner Rechner und guter Industriekenner ist, wird schmerzlich genug empfinden, daß er in den Anfängen des Krieges seine Aktien zu 140 weggegeben hat. Freilich giebt es noch andere große Leute, die in jenen Tagen Millionengewinne in den Wind geschlagen haben. Ohne seinen Aufsichtrath, in dem finanziell-industrielle Führer, wie Kurl Fürstenberg und Paul von Gontard, der Herr der „Deutschen Waffen", sitzen, hätte Max Meier seine großen Erfolge nicht zn erzielen vermocht. Aufsichtrath, Direktoren, Ingenieure, Meister und Arbeiter haben in dieser ernsten Zeit die neuen Fabrikationen aufzunehmen, die Neubauten zu errichten, die Anschaffungen zu machen gewagt und in allem Drang der Arbeit noch neue Erfindungen zu machen verstanden. Das muß ihnen hoch angerechnet werden.

Etwas verwickelt sind die Verhältnisse bei Caro, der Oberschlesischen Eisen-Industrie Actien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb. Die Gesellschaft hat in den letzten zwei Jahrzehnten Vielerlei unternommen, so in Rußland, Rumänien, Siebenbürgen; in Stahl durch die Fulienhütte, in Erz, in Kohlen durch die Gleiwitzer Gruben, in der Verfeinerung durch die Vaildonhütte, Königshuld und Riebe. Das Meiste davon war geschäftlich gut gedacht und auch in technischer Hinsicht richtig angepackt, aber man hat zu viel mit Vankengeld gearbeitet, was immer gefährlich ist, und hat auch Pech gehabt. Die Betheiligungen in Rußland mußten ein Jahrzehnt durchgeschleppt werden, sie verschlangen große Summen, auch einen Theil der Reserven, und als sie eben angefangen hatten, aufzublühen, brach der Krieg aus. Nnter den Balkankriegen hat das rumänische Unternehmen gelitten. Die Kohlenzeche wurde wieder weggenommen, als sie zu marschiren anfing, ^lults tulit tscitqus; die Last war schwer. Die Bilanz von 1913 zeigt den Höhepunkt der Verwickelung. Die Zinslast war seit 1911 so angewachsen, daß sie in einzelnen Fahren weit über den Reingewinn hinausging. Mit dem Jahre 1914 begann, unter FürstenbergS Leitung, der Abbau und eine gewisse Klärung der Bilanz. Die Kriegsgewinne (Fabrikation 1915: 7,25 Millionen gegen 4,37 im Jahr 1914) beschleunigten den Gesundungprozeß. Man fühlte Das auch aus der Bilanz heraus. Aber im Einzelnen kann man, zum Beispiel, die innere Verrechnung für die Abstoßung der gleiwitzer Kuxe in der Bilanz kaum verfolgen. Immerhin: der größte Theil der Bankschuld ist nun abgetragen und die Zinslast dadurch leichter geworden. Man hat auch endlich die Abschreibungen erhöht; könnte aber trotzdem die Frage

aufwerfen, ob die Dividendenzahlung schon wieder aufgenommen wer-
den durfte, denn Bankguthaben wurden in den letzten zwei Bilanzen
nicht ausgewiesen. Die Aufhebung der Iulienhütte-Gesellschaft ist aus
praktischen Gründen erfolgt; aber sie bringt auch einen Schönheitfleck
aus der Bilanz. Kurs und Bilanz von Caro sollen wohl für eine
Fusion herausgeputzt werden. Aber es wird Sache des Gegenkontra-
henten sein, sich anzusehen, was er übernehmen soll. Das gleiwitzer
Draht- und Stiftenwerk besteht meist aus älteren Hallen, zählt aber
zn den größten und leistungfähigsten Werken. Zu hoher EntWickelung
ist namentlich auch die Kettenfabrikation gelangt, dank auch der Ein-
führung der elektrischen Schweißung, die eine starke Erhöhung der
Produktionfähigkeit ermöglichte. Während des Krieges ist in der Carv-
Gesellschaft hauptsächlich die Baildonhütte entwickelt worden, eine der
ältesten Anlagen des Reviers, die aber nun die modernsten Fabri-
kationen umschließt. Die Baildonhütte ist QualitäWahlwerk; nur hsch-
werthige Fabrikate werden dort hergestellt. Vor etwa neun Iahren
hat dieser Betrieb dort in kleinem Maß angefangen. Heute ist die
Fabrikation, auch für Autoindustrie, für Luftschiffahrt, für Heer und
Marine, sehr vielseitig und sie wird uoch immer erweitert. Inter-
essiren dürfte es, zu erfahren, daß auf der Baildonhütte Periskope her-
gestellt werden. Aus einer massiven Nickelstahlwelle wird der Kern
ausgebohrt; die Rohre kommen dann zu Goerz und Zeiß zur Fertig-
bearbeitung. Zur Caro-Gesellschaft gehören auch das Stahlwerk Fu°
lienhütte und die Herminenhütte.
Bilanzfragen und Bilanzsorgen kennen auch die Hohenlohe-
Werke. Die Deutsche Bank hat die Masseverwaltung des Fürsten-
Eoncerns. Ihr Vertrauensmann bei den Hohenlohe-Werken ist der
Generaldirektor Schaltenbrand. Auch ein Beispiel, wie man in Ober-
fchlesien manchmal Personalfragen beantwortet. Bei der Laurahütte
waren die Hütten zu modernisiren: also hat man einen Kohlenmann
an die Spitze gesetzt. Die Hohenlohe-Werke bestehen aus Zink und
Kohle: also hat man mit der Leitung der Gesellschaft einen Direktor
des Stahlwerkderbandes, Herrn Schaltenbrand, betraut. Die Werke
sind einst mit großem Getöse ins Leben getreten. Die Aknen wurden
zu 196. 80 Prozent zu hoch,, aufgelegt und stiegen bis auf 2Z8. Aber
sie beweisen nur, daß aus der Ehe zwischen Finanz- und Feudal-
aristokratie auch Unglückskinder hervorgehen können, Aktienkapital
und Obligationen machen zusammen 120 Millionen aus, während der
Phoenix, der in Bilanzfragen doch das „Maß aller Dinge" in der
Montanindustrie bildet, bei ganz anderen werbenden Objekten nur
133 Millionen Aktien und Obligationen zu verzinsen hat. Wozu aber
Gründungüberschlauheiten wie bei den Hohenlohe-Werken? Nach
einer Reihe von Iahren muß das Wasser doch wieder ausgepumpt
werden und die Gründer haben bei der ganzen Geschichte nur einen
Zheil ihres Ansehens eingebüßt. SHaltenbrand bekam die undank-
bare Aufgabe, abzuschreiben und daneben doch Dividenden heraus-

zuholen, zugleich aber auch die werbende Kraft der Gesellschaft durch
EntWickelung der Kohlenzechen zu pflegen. Er ist auch kühn auf sein
Ziel losmarschirt, aber, so weit man von außen sehen kann, nur wenig
vorwärts gekommen. Immerhin hat der Krieg den Hohenlohe-Werken
die Wiederaufnahme der Dividendenzahlung, erleichtert. Bei etwas
gesteigerter Produktion wurde in dem Geschäftsjahre 1915/16 fast der
doppelte Iahresgewinn des Vorjahres erzielt, denn die Zinkpreise sind
gut; der Bedarf, auch für Ersatzzwecke, war groß und die ausländische
Konkurrenz fehlte. Die großen Neuerungen der Zinkindustrie aber, so
das Preßzink, das Feinzink, der Drei-Etagige-Ofen, die maschinelle
lBefchickung der Oefen, sind von den Hohenlohe-Werken zuerst ein«
gerichtet worden und der Gedanke der „Verfeinerung" hat sich auch bei
ihren Zinkleuten mit Erfolg durchgerungen. Ausgedehnte Verwen-
dungmöglichkeiten, sogar als Ersatz für Kupfer und Messing, erwartet
man für das Zink auch nach dem Krieg. Für die Gesellschaft hängt
viel von der EntWickelung der neuen gleiwitzer Zechen mit ihren ge-
planten Nebenanlagen ad; und über dem Ganzen liegt das ungemein
hohe Kapital, das in keinem Verhältnis; zu dem Umsatz steht. Immer-
hin: Der Kurs steigt. Wer die Waare hat, kann den Preis bestimmen.
Bei der Donnersmarckhütte warf im ersten Kriegsjahre ein güti-
ges Schicksal aus vortheilhaften Verkäufen von Roheisen der Gesell-
schaft große Gewinne in den Schoß. Das war aber vielleicht der
einzige Nutzen, den die Gesellschaft aus der Zeitkonjunktur zog. Seit-
dem spricht Niemand mehr von den Aktien. Man hat eine Röhren-
gießerei gebaut, die aber ruht. Die Idee der Umstellung ist an der
Leitung der Donnersmarckhütte vorbeigegangen.
Bergrath Williger aber hat das beste Theil erwählt. Schon als
Bergassessor ist er zu seinem Grafen gekommen und bei ihm hat er ein
ZMenschenalter ausgehalten. Den verwegenen Ehrgeiz, ein großer
Eisenindustrieller werden zu wollen, hat er niemals besessen. Er hat
aus seinem „Glück im Winkel" mit Ruhe zugesehen, wie Hilger mit
Sturmgebraus aus dem Westen kam und einige Dutzend Millionen
in die Modernisirung der Hütten steckte, dann aber auf Ä Prozent
herunterging. Williger hat auch Eisenwerke, denn seine Gesellschaft
firmirt Kattowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbeirieb.
Die beste unter den Hütten der Gesellschaft ist die tzubertushütte.
Williger hat seine Eisenwerke natürlich gepflegt. Gerade die Hubertus-
hütte hat sich durch eine frische und erfolgreiche Initiative in technischen
Dingen bei der Fachwelt einen geachteten Namen verschafft. Aber
Williger läßt seine Hütten niemals zu groß werden; er wollte nichjt
der Sklave des Eisens sein. Seine Erzeugung an Roheisen, an Form-
und Handelseisen hat sich entwickelt, aber immer auf mäßiger Höhe
bewegt. Dafür hat er die Förderung der Zechen (und „Kattowitz"
besitzt schöne Zechen: allein die Mhslowitz-Grube stellt mit ihren ge-
waltigen Flözen den Kurswerth des ganzen Aktienkapitals dar) miit
Nachdruck betrieben. Vielleicht spielt dabei auch der geschäftskundige

Sinn des Grafen mit, der genau weiß, was in Oberfchlesien an Kohlen verdient, an Eisen verloren werden kann. Jedenfalls hat die Kattowitzer bis jetzt im Ganzen ihre 75 Millionen Mark allein an Dividenden ausgeschüttet; sie bringt auch die Preuszengrube mit durch, bis dort die flacheren Flöze erreicht sind. Dabei macht die Kohle gar nicht so viel Arbeit und Sorgen wie das Eisen; und man kann sich auch sonst nützlich erweisen. Bergrath Williger, der Dr. ing. geworden ist, spielt in allen öffentlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten Oberschlesiens eine große Rolle. Julius Caesar, der große Römer, konnte sieben Briefe auf einmal diktiren: Williger kann noch mehr auf einmal.
Das ist nun schön und gut, wird der Leser sagen, der mit ober» schlesischen Verhältnissen vertraut ist. Aber der Krieg kann nicht ewig dauern. Nun, auch dann braucht Oberschlesien nicht mehr zu verzweifeln. Richtig ist, daß die höchste wirtschaftliche Gunst des Weltkrieges die Grundlagen der oberschlesischen Montanindustrie nicht verändern konnte. Die Erz- und Transportverhältnisse bleiben schlecht, Oberschlesien kann niemals das Land der Massenproduktion in Eisen werden. Darin wird der Westen den Oberschlesiern überlegen bleiben. Aber eine gewisse Verschiebung der Konkurrenzverhältnisse zu Gunsten Oberschlesiens ist nicht zu verkennen. Der Vorsprung des Westens hat sich verringert. Ueber die Einzelheiten läßt sich vielleicht streiten. Die Konkurrenzverhältnisse auf dem Weltmarkt werden sich, verschieben, Belgien, ein Hauptkonkurrent, wird zu einer durchgreifenden Sozialpolitik übergehen müssen: Das bedeutet eine Vertheuerung der Produktion um 20 Mark auf die Tonne Stahl. Noch wichtiger ist für Oberschlesien die Gestaltung der Dinge im Osten. Die Verkehrsbeschränkungen hinüber und herüber müssen fallen. Der oberschlesischen Kohle winkt noch ein großes Absatzgebiet in Polen. Schweinefleisch ist das Hauptnährmittel der oberschlesischen Arbeiter; und von Polen her kann man viele Schweine beziehen. Auch Grubenholz ist aus den polnischen Wäldern zu haben. Unbedingt erforderlich ist, daß der oberschlesischen Eisenindustrie wieder die Zufuhr der südruWchenErze über die trockene Grenze ermöglicht wird. Auch in dem Verkehr mit Oesterreich»Ungarn sind Erleichterungen denkbar. Oberschlesien ist überzeugt, daß in Zukunft auch dieRegirung nicht versagen wird, wenn es gilt, das Revier zu fördern. Oberschlesien hat nun deutlich, gezeigt, daß es sich zu regen versteht; ohne seine Industrie hätte unsere Rüstung eine breit klaffende Lücke gehabt. Man schließt daraus, daß Oberschlesien auch im Frieden seinen Theil an den Lieferungen fürs Heer erhalten iwird. Die oberschlesischen Werke haben, für jeden Fall, die Zeitkonjunktur benützt, um sich innerlich stark zu machen und Reserven anzusammeln. Man hat abgeschrieben, die Buchwerthe verringert und flüssige Mittel zusammengebracht. Die Parole bleibt: Verfeinerung, An Kohle fehlt es nicht. Ueberall sind neue Schachtanlagen möglich. Und aus jedem Schacht schürft kluge Geschäftskunst Werth, der den Volkswohlstand erhöht. Dr. Georg Tischert.

?IM8 polonise?
Polen!
Wirst Dus jetzt nicht, wirst Du niemals frei!
In der Weltgeschichte steht die Frage:
Ob ein Polen noch, ob keines sei.
Herloßsohn.
osens „letzte Zehn vom Vierten Regiment" bedeuten viel»
leicht Alles, was man im Durchschnitt von der polnischen
Revolution der Jahre 183« und 1831 zu wissen pflegt.
Polen hatte des Bitteren zu viel in seinem Trank; der
Becher war übergelaufen. „Rozniecki," heißt es in der 1830 in
Warschau erschienenen Flugschrift ,Die Beschwerden der polni-
schen Nation über Verfassungverletzungen', „der, unter dem
Vorwand, politischen Vergehen nachzuforschen, eine Schaar ver»
brecherischer Bösewichte gegen die ärmeren Klassen losließ, be»
sonders gegen die armen Juden, die nicht den Muth hatten, die
Jedermann zustehenden Rechte !zu vertheidigen, und die mit ihren
Klagen keinen Einlaß in das Tribunal der Öffentlichen Mei-
nung fanden. Auf seinen Befehl wurde die Tortur wieder einge»
führt. Man band die Brüste der Frauen mit Stricken zusam-
men und nährte die Männer mit Heringen, ohne ihren Durst zu
stillen. Nnd dies Alles geschah in einem konstitutionellen Lande,
vor den Augen des Bruders des Königs (des Großfürsten Kon-
stantin), der seine Strenge als Gerechtigkeit beschönigte. 'Bürger,
Väter zahlreicher Familien, tzauseigenthümer und Fabrikbe»
fitzer hat man vor den Karren gespannt, weil sie gewagt hatten,
gegen die Regirung einen Civilprozeß zu führen."
Am fünfundzwanzigsten Januar 1831 verkündete der Reichs-
tag in Warschau, „daß Polens Thron erledigt sei".
Adam Czartoryski und Graf Ostrowski erklärten an der
Spitze des Senates und der Landbotenkammer: „Die feierlichsten
Verträge sind nur so lange verbindlich, wie jeder Unterzeichner
sie in Treue hält. Daß wir lange geduldig auf unseren Eiden
standen, ist der ganzen Welt bekannt. Die oft wiederholte
Verletzung der Freiheiten, die uns durch die Eidschwüre zweier
Monarchen (gemeint sind: Alexander I. und Nikolai I., der Ge-
mahl Charlottens von Preußen) verbürgt worden waren, ent-
bindet jetzt die polnische Nation dem Treueid, den sie ihrem
Souverain geleistet hat. Die polnische Nation erklärt, daß sie
fortan unabhängig ist, und bekleidet sich mit dem Rechte, die
Polnische Krone Dem zu verleihen, den sie ihrer würdig findet."
Es kam anders.

Am sechsundzwanzigsten Mai 1831 hatte Diebitsch bei >
Ostrolenka gesiegt, am zehnten Inni starb er an Cholera: aber'
am siebenten September schon war Warschau in der Hand von
Paskiewitsch. ,,Seit Waterloo und Navarin hatte kein Er»
eigniß Europa so tief erschüttert wie der Fall Warschaus. Nie»
mand fragte nach der schweren Schuld der Polen am Antergang
ihres Baterlandes; in das Mitleid beim Anblick der nach Frank«
reich oder in anderes Asyl wandernden Flüchtlinge mischte sich
nur der Abscheu vor dem russischen Absolutismus und vor den
Regirungen, die ihm Vorschub geleistet hatten." (Flathe: ,,Das
Zeitalter der Restauration und Revolution"). Im Februar 1832
wurde das KönigreichjPolen, dessen Wiederherstellung am jzwan»
zigsten Juni 1815 der Donner der Kanonen verkündet hatte,
Provinz des Russenreiches und verlor das Verfassungrecht, das
ihm 1815, am Tag vor der Weihnacht, verliehen worden war.
Vor mir liegt (ein seltenes Museumsstück), auf Schxeibpa»
Pier mit dem Wasserzeichen ,,London" lithographirt, ein Son»
verdruck der Rede, die Nikolai am vierten Oktober 1835 im war»
schauer Lazienkipalast in Gegenwart des Prinz°Marschalls und
des Militärgouverneurs an polnische Abgeordnete richtete.
,,Sie haben mich sehen wollen; gut, hier bin ich. Sie haben
mir eine Rede halten wollen; um Ihnen eine Lüge zu ersparen,
habe ichs nicht gewollt. Ja, meine Herren, um Ihnen eine Lüge
zu ersparen! Denn ich weiß, Ihre Gefühle sind nicht so, wie
Sie mir weismachen möchten, und die Meisten von Ihnen wür»
den, wären sie noch einmal in gleicher Lage, bereit sein, wieder»
zubeginnen, was Sie während der Revolution gethan haben.
Waren Sie selbst es nicht, die mir vor fünf, vor acht Iahren
von Treue und Ergebenheit sprachen und in feierlich schönen
Worten ihre Anhänglichkeit betheuerten? Ein paar Tage danach
hatten Sie Ihre Schwüre gebrochen; hatten Sie Schreckliches
vollbracht. Dem Kaiser Alexander, der für Sie mehr gethan
hatte, als ein Kaiser von Rußland hätte thun sollen (Das sage
ich, weil ichs denke), der Sie mit Wohlthaten überhäuft, Sie
sorgsamer als seine eigenen Nnterthanen gehütet und Sie zur
glücklichsten und blühendsten Nation gemacht hat, diesem Kai»
ser haben Sie mit schwärzestem Andank vergolten. Sie haben
sich niemals mit einer Lage, auch nicht mit der behaglichsten, zu
begnügen verstanden und schließlich Ihr Glück selbst vernichtet,
als Sie Ihre Institutionen zerbrachen und mit Füßen traten.
Ich sage Ihnen hier die Wahrheit, um unser VerhSltniß für alle
Zeit zu klären und Ihnen einzuschärfen, woran Sie sich zu hal-
ten haben. Ich brauche Thaten, nicht Worte; die Reue muß aus

dem Herzen kommen. Sie hören: ich spreche ohne Erregung zu
Ihnen, ich bin ruhig und hege keinen Groll; denn längst bin ich
gewöhnt, Denen zu verzeihen, die mich und meine Familie be-
leidigt haben. Mein einziger Wunsch ist, Böses mit Gutem zu
vergelten, Sie gegen Ihren eigenen Willen glücklich zu machen.
Das habe ich vor Gott geschworen; und ich breche meine Eide
nicht. Der Marschall hier erfüllt meine Wünsche, unterstützt mich
in meinen Plänen und will, wie ich selbst, nur Ihr Bestes.
(Bei Giesen Worten hat sich die ganze Deputation vor dem Mar«
schall verneigt.) Nun, meine Herren, was beweist dieser Grusz?
Nichts! Sie müssen vor Allem Ihre Pflichten erfüllen; Sie
müssen sich als rechtschaffene Menschen aufführen. Sie haben
zwischen zwei Entschlüssen zu wählen: entweder in Ihrer Illu°
sion eines unabhängigen Polens zu beharren oder ruhig und
als treue Unterthanen unter meiner Regirung zu leben. Wenn
Sie auf Ihren Träumen bestehen, auf Ihrem Wahn von einer
gesonderten Nationalität, werden solche Chimären Sie in unab»
sehbares Nnglück stürzen. Ich habe hier die Alexander-Zitadell«
errichtet und sage Ihnen: Ich werde beim geringsten Aufstand
die Stadt in den Grund schießen lassen; ich werde Warschau zer«
stören und gewiß nicht wieder aufbauen.
Mir ist sehr peinlich, daß ich so zu Ihnen sprechen muß;
einem Herrscher wird es nicht leicht, Nnterthanen so zu behan»
deln; aber ich spreche zu Ihrem eigenen Besten. Ihre Sache ist,
in Selbstbesinnung zu prüfen, wie Sie Verdienen können, daß ich
vergesse, was war. Nur durch, Ihr Betragen, Ihre Führung,
durch Ihre Ergebung in den Willen der Re'girung können Sie
dahin gelangen. Keine Polizei der Erde kann heimliche Ver«
bindung mit dem Ausland hindern. Ihre Sache ist, selbst als
Polizei jzu walten und Böses zu verhüten. >Wenn Sie Ihre Kin-
der gut erziehen, wenn Sie ihnen die Grundsätze von Religion
und Treue gegen ihren Herrscher einprägen, können Sie auf dem
guten Weg bleiben. Nnd inmitten all der Anruhen, die Europa
bewegen, all der Lehren, die den Gesellschaftbau erschüttern,
haben Sie das Glück, in Frieden unter dem Schirm Rußlands
zu leben, das stark und unberührt bleibt und für Sie wacht.
Wenn Sie alle Pflichten in Treue erfüllen, wird sich meine
liebevolle Sorgfalt über Sie breiten und meine Regirung wird,
trotz allem Geschehenen, immer an Ihr Wohl und Glück den»
ken. Ich bitte, sich scharf einzuprägen, was ich Ihnen gesagt habe!"
Kaiser Nikolaus war am vierundzwanzigsten Mai 1829 in
Warschau zum König von Polen gekrönt worden. Der Säbel
Boleflaws war für die Feierlichkeit nicht zu finden gewesen; au^

nicht eine der fünf Kronen aus der krakauer Schatzkammer.
Polens letzter Theilung, hieß es, seien die alten Schaustückes
schwunden. Auf das Evangelium sollen zwei Mönche
geschworen haben, das Geheimnis; des Versteckes zu wo
bis wieder ein Piast die Krone des dritten Kasimir, des
tzen, trage, der seit 1370 in der Kathedrale von Krakau ruht.
Schloezer hinterließ uns den Brief eines Mannes, der fünf«
zehn Jahre in Polen gelebt hat, über die Reichstage nach d«r'^M'
sten Theilung und ihre Veränderung gegen früher. Der Schlufz lotW.
tet: ,,Sonst durften durchaus keine Reichstagssitzungen bei b«iM
nendem Licht gehalten werden, Alles mutzte am Tage geschehe^
und war es je nöthig, Etwas zu endigen, so saß man lieber ftA
Finstern, als daß man zugegeben hätte, Licht anzustecken. Die
Sitzungen werden nun ohne Bedenken bei Licht gehalten." Aus
dem selben November 1778 berichtet ein Weisender Aber
„Ist es sonst irgendwo in einem monarchischen Staat erhört, Daß
mitten im Krieg die Uuterthanen nicht, allein keinen PfenniM
Kriegssteuer geben, sondern daß sie, des Kriegs ungeachtet, fr"'
willig, einige Millionen ihres Vermögens, so fern sie sie ein
Zeit lang nicht besser brauchen können, in die Bank des Staates
legen, welche sie den Anterthanen mit 2V2 Prozent (die Kinder-
gelder mit 3 Prozent) verinteressirt, und man zwar das Gesetz ge-
macht hat, daß die Kapitalien gegen achttägige Aufkündigung
wiederbezahlt werden sollen, sich aber des Beneficii dieses Ge-
setzes nicht bedient, sondern, sobald das Kapital, es sei groß oder
klein, gefordert wird, es sogleich mit den Interessen auszahlt?"
Dann aus dem deutschen Süden: ,,Von Nürnberg bis Amberg
reiste ich ganz allein: vor Langeweile wurde 5ch ein Sankt Peter
und machte einen Entwurf zu einem ewigen Frieden. Eine
tzauptbedingung war, daß alle europäische Mächte gar keine
residirende Gesandten eine der anderen schicken oder bei sich
dulden sollten. Die meisten dieser Herren bringen so wenig
Kenntnisse und so viele Vorurtheile zu ihrem Posten und suchen
so wenig das Land, wo sie sind, auszustudiren, daß es Dem un-
glaublich ist, der nicht zuweilen einige Mitglieder des Ovrps
(Ziploinatihue -hat näher kennen lernen. Staat machen, den
Weibsen Hofiren und schmausen, ist der meisten Hauptgeschäfte,
Gleichwohl schreiben diese Herren alle Posttage einen Brief und
ihre Berichte werden als Evangelium angenommen, wenn sie
auch oft aus den dicksten Vorurtheilen herkommen. Zwei Kriege
weiß ich,schon, die blos aus solchen Berichten aufgelodert sind .."

Reinickendorf-West. Hans Flemming.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Mazimtlian Hardert in Berlin. ^
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Garleb S. m. b, g. in Berlin.

ZIr. 1«.

Aeibnacblsgabe
i8t ein Ver5Zcderull^88cKein äer
lKIle üiillgiiklekj
VsrslcdeiMzsdeMiiä Ln<Iö MS 1 IVIillis^lls lL4 lililüonen II.
özllKvirmSM 474 „ „
lii'iegsvei'siLkei'ung von
LsniIsturmpsliONtigsn H8?

Ar, I«.
.-1
— Lie ZuKunst.
S. Deiember Idl«.
Sllmi per z0. ^uiil >«>S.
<Zrun6stI>oIieHovt«
>las«Ki»«n-, vteo»,- u. Ü>v. Q«.
?not« VorI»sen Konto . . . .
IIslereie»- u, Ii«pr, KeoKte^ üt«,
k'iidrvsrk» Lonto , . ^
IZkkeKten-I^nto
VeeKsel-üovto
lioKmsteri^I I!«nto . . . . »
Vsren Kont«
^v»! Hont« . ' ll.
p » » s , « l>.
Xspitsl Honto , . "
OelKrsckere Xont«
^rd. IInter»!. 1 onns liav, Xont«
1'älonsteusr Reserve Kvnt« . .
äv!u?I!«nU>^ «. W3«l«,23
8»Mo
12190» S1
590809,55
W790«!«
187 S8S
19554»
li:«g
S773S
960379
«7
218159,81
380458 Ig
3„7l >««,«»
2M«N«U
2UN0l«
310'
378662
«,50>,
28414
II«,,
I > 867
2000
18000
50000
9M!»«
US
3V71»58>90
<Ze«'IN"- u Ver!u«t Konto per z«,^uni,«,«,
0 ebs «,
Hanglungs Unkosten üont« , ,
«eKSUtei-.Konw. ^
gestellten-Versieneiungs-Xt«.
17nk!tII Versi«Kern»AS Xont«
Lteuern-Xonto
«runSst,- u, «sl>S,n<le-l7nK,-IIto.
105073
130400
1012»
N«7»lM
372, 80
11769 4«
5847 14
I2S34 7«
g699!7«
161161 9«
471442 >5
938« S»
462061 57
471442,15
»erlln, Sen 28. «Ictover 191«,
Zerlin Z'keuroger Xun8tan5tstten
Ktienzezell8cKast.
vu bist erkannt!
vrsnus Ve^Isg, vs^IIn
Sils« sm 50. Zun! 19IS.
Soll,
^Vertp»pisrs u. Uetsili^uvgen
419 202
ISO« 317
156999
143 388
1947 601
17 62,
325 899
1 SSt 94«!
241 I02IFS
I «447 0»^«
II ^ d e n, >l. ?1
Vor^ujsS Aktien 2 0000«>-

X „>«!>>« von 1899 .' .' 259 50«-
4> z° « «>.>n,1>>versvlir, v. >9«7 074 5,«-
4>///„ «rNu>^vers^>,r, v, 1912 «S4 000 —
I1^,,«U> »u! ^,rdvitsr.^Vonn>,, 100 000 —
4>,,//„ ^n,«i>,e-'rl xung v. 1899 1 «00 —
4> Scliu,g?..?i,^i„^ v, 19V7 2 00» -
4>i2»ig«>'dll>clv,1i!gli„zr v. 1912 25 509 —
4>,M ^,nIoi>,«.Xinson von 1899 1 »57 Z«
4l/z°/g «cduläv..«,llssn v. 1907 7 993 I»
4>/,°/, S«4,u,6v..^i„s«n v, 1912 "^ ^
^v^-I^onw ^ ' " 241M?!sö
«447«I>«
<Ze«inn. un^ Verlust sZecKnung.
« o I I.
401 497 2«
546 267 S4
714KSS
2828,61
462 68«ISS
755 527^«
«. ?>
54 82S 77
2210 894 SS

Sotna, Ssn 16. Xn^nst 1916,
2265 72U,«Z
üdsrninnnt Verlsg Kurors, krieckevslck'

Der Tag der Blinden.
in Heller Wintennorgen. Reif auf den Mauern, Dächern,
demMoos.zwischen den braunenBlättern der Erdkrippen,
die hier ein Spätzlein, dort ein Hündchen nach Sättigendem durch-
stöbert. Feucht schimmern, im Frühglanz der Sonne, die grauen,
altgrünltchen Baumrinden, in Diamantgefunkel fchon die Eis»
klümpchen, die den Gertenspitzen, den Gelenken und Knorpeln
des Gesträuches, jeder Iulmonatspflanze die kalte Nacht aufge
stülpt hat. Wie gefrorene Hoffnung,die inLebensglück aufthaucn
soll und mit Freudenthränen die Erlösung aus Starrheit grüßi.
Durch das Graubraun, unter dem schwärzlichen Grün der Kie»
fern, lächelt mit hundert Blitzlichtern ein Helles, dürftig schmales
Tännchen wie ein Christbaum: und paßt sich nun, als wären an
seinem Kleid alleDochte verglommen, in trockenem Röcklein wie«
der der Nachbarfarbe eln.Wo sich nichtHimmelslichtspiegeltund
um unsHie Runde zum Paradies macht, dünkt den trägen Blick
die Erde kahl. Ottiliens Tag stieg froh aus dem Dunkel. Im Hei»
ligenkalender folgt er dem Tag der Germana Cousin, der krön»
kelnden Berghirtin aus Pibroc, die, nach Pein jeglicher Art, das
Kreuz auf zerstriemte Schultern lud und sich in Seligkeit läuterte.
AusholderemAugeschautOttilieunsan. DiefrommeFrauBers-
winda hat sie dem stolzen, rauhen Elsassenherzog Adalrich ge»
boren. Statt des ersehnten Stammhalters nur ein Mädel; gar
ein blindes! Der Vater will die toten Augen nicht sehen; will, daß
seines Samens mißrathene Frucht noch am Tag der Entbindung

sterbe. Das aufheulende Leid derMütter verhallt.Was sie unter'
neun Monden trug, darf nicht in die Gruft als ins erste Bettchen
sinken. Eine treue Magd rettet das Kind in das rheinische Kloster
Zur Palme. Dorthin ruft Engelsstimme den Bischof Erhard von
Regensburg. Er lehrt die tzerzogstochter, tauft sie: und da er ihre
Augen salbt,erwacht in ihnen dasLicht, Ottiliebleibt in demKlo»
ster und fristet als arme Nonne ihr Leb en. Die Mutter ist nach der
Geburt zweier Knaben hingewelkt. Herzog Adalrich will von der
Tochter nichts hören und weigert dem Flehen des Sohnes das
winzigste Almosen für ein Ding, das nack feinem Willen längst
tot sein müßte. Sein Jähzorn erschlägt denSohn, der die Schwester
heimlich auf dieFesteAItenberg holen ließ. Bald danach wird sein
wildes Herz von Reue zerwühlt und er bittet dieTochter, die als
letzte Magd auf demHofe front, schluchzend, auf alten Knien, um
Verzeihung. Die wird ihm sogleich. Ottilie schenkt ihr Leben den Ar»
men und Siechen, pflegt sie, lüftet unsaubere Hütten, bereitet aus
Hafermehl den Darbenden Speise und stiftet, als sie vom Vater
Schloß und Gut Hohenburg mit aller Einkunft geerbt hat, ein
Kloster für hundertdreißig Jungfrauen und ein geräumiges Kran»
kenheim. Den Nonnen wird erschlaffendes Behagen nicht ge»
gönnt; ihr Bettpfühl ist eine linnenlose Bärenhaut, ihr Kissen ein
Stein, Gerstenbrot und Wasser all ihre Mahlzeit. Im Spital ist
Aebtissin Ottilie bei derwidrigstenArbeitvornan; selbstbetreutsie
den Aussätzigen und scheut sich nicht, ihm, weil er Mensch ist, die
Stirn zu küssen. Kloster Niedermünster, vor dessenPforte sie, auf
den Rath eines Pilgers, drei Lindenzweige, als die fortkeimen»
den Zeichen des Glaubens, der Liebe und Hoffnung, gepflanzt
hat, wirbt inNähe undFerne sich hehren Ruf. Den Bauplatz hatte
Ottilien der Täufer, der ihr liebste Heilige, gewiesen; und in die
Iohanneskapelle ist die Jungfrau bestattet worden, die, nach lan-
gem prunklosen Wirken im Dienst der Bedürftigsten, am zwölf«
ten Dezember 720 starb. «Aus ihren eigenentzönden empfing sie
des Herrn Fronleichnam. Leget sich danach nieder und ging ihre
Seele aus und verschied seligllch zu den Ewigen Freuden. Wer
dürfte sich ein rechtes Kind der Kirche nennen, wenn das Feuer,
das auf derenAltar immer flammt,nicht auch seintzerz erwärmte,
wenn er kalt und hart vor dem Leide der Menschen stünde und
nicht trachtete, ihnen nach seiner Kraft zu helfen?" Die Mythen

Tveitab voneinanderliegenderZeit undZoneklingen in Eintracht.
Aus gläubiger Zuversicht sproßt Sehkraft. Wärme befreit gefro»
rene Hoffnungzvon derHöhe strahlende Weltgestirns brunst oder
von Wachs genährtes Licht im Schiff steinerner Dome. Sonne
und Altarampel lehren im Einklang den Lohn der Liebe, dieNn»
fruchtbarkeit alles Hasses, der, wie ein den Herzschlag einschnüren-
der, dasBlut kältender Eis gürtel, vertropfen muß, ehe Lenzwer»
den,tzimmelsgluth die kahleRunde zum Paradies machen kann.
Den ins Diesseits begrenzten Blick erinnert der Kalender
an Gottsched, den kantigen deutschen Kerl.der nicht so »coulant*
wie GeUert war, doch, trotz Fritz und Lessing, für Deutschlands
Sprache, Dichtung, Bühne Unverlierbares geleistet., dem Vater-
land die ersten Zeitschriften von ernster Bedeutung geschaffen,
Bayles Wörterbuch, Leibnizens Theodicee, den Fontenelle und
anderes Wesentliche übersetzt hat. Ein Jahr vorseinemTod emp-
fing er (»den ganzLeipzig verachtete und mit dem Niemand mehr
verkehrte") im Ersten Stock des Goldenen Bären den Besuch des
Studenten Goethe. Der hat uns in seinemBericht ein Stück vom
Wesen des Mannes gezeigt. «Wir ließen uns melden. Der Be»
diente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr
werde gleich kommen. Ob wir nun eine Geberde, die er machte,
nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug, wir glaub»
ten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir tra»
ten hinein zu einer sonderbaren Szene: denn in dem Augenblick
trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem grün»
damastenen.mitrothemTast gefütterten Schlafrock, zur entgegen»
gesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und
ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn
der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand
(die Locken der Perücke fielen bis an den Ellenbogen) zu einer
Seitenthürherein und reichte denHauptschmuck seinemHerrn mit
erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß
zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arm des
Dieners.und indem er sie sehr geschickt auf den Kopfschwang, gab
« mit seiner rechtenTatze dem armenMenschen eineOhrfeige, so
daß Dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen Pflegt, sich zur Thür
hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gra»
vitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Diskurs mit

gutem Anstand durchführte." Gottsched, den König Fritz, ehe er
ihn kannte, als den Schwan Sachsens, den Begründer rühmlich
deutscher Literatur besungen.dannaberweit hinterGellertgestellt
hatte (er widmete das Gottscheden zugedachte Gedicht su Sieur
OeIIert),warvondenZürchernBodmerundBreitinger kritisch zer»
zaust.von seinem abtrünnigenSchülerRost, von derTyeatertruppe
der Neuberin und von dem leipziger Schauspielprinzipal Koch
öffentlich verhöhnt und allgemach umseinAnsehen gebrachtwor»
den.DaßFritzihnwegwarf.hötteihmanderStätteseinerWirkens-
versuche nicht geschadet; denn der Preußenkönig Warden Sachsen
einMann, desfenbesondereVerschmitztheitsichrechteigentlich nur
darin zeigte, daß er über ein Gebirg von Fehlern schließlich hin»
wegkam. Schlimmer warLessings grausame Härte gegen den Vor»
ganger; und das Schlimmste im Urtheil der Leipziger, daß der
Alte.nach demTod seinerFrau und »geschicktenFceundin" Luise
Adelgunde Victoria, der flinken Komoedienmacherin Kulmus, ein
blutjunges Mädchen heirathete. Professor Gellert fand größeren
Zulauf als der für tzoraz und Boileau, Corneille und Racine
werbende Verfasser der «Kritischen Dichtkunst", von der Goethe
spöttelt, sie habe allerleiBrauchbares gelehrt, das poetische Genie
aber vorausgesetzt. Die kräftigsten Talente, Rabener, Klopstock,
Schlegels,Weiße,Zachariae. wandten vonGottschedsichzuGellert
und verziehen dem sächsischen Pfarrerssohn sogar Verse vom
Schlag des berüchtigten:»Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen
wirst, gelebt zu haben." Als Gottsched und Goethe, die Wipfel
Welkenderund aufblühenderLiteratur, einander sahen,warenzwei
WinterseitdemAbschlußdes Siebenjährigen Kriegesvergangem
Fritzens Auge leuchtet noch und der Geist seiner Schriften wirkt
aus dem französischen Gewand in die deutscheLiteratur. Ein ande»
rer Friedrich, der Herzog von Württemberg, derToethesLands»
mann und Freund Schlosser als Geheimsekretär anstellt, hat von
Rousseau Rath über Erziehungfragen erbeten und an der Spitze
des Antwortbriefes den Satz gelesen: «Wenn ich das Unglück
hätte, als Fürst geboren zu sein." Voltaire und Pope,Linne und
Buffon werden bis in die Winkel der mit Gelehrsamkeit äugeln-
den Bürgergesellschaft gepriesen. Schon aber ist, auf Wielands
Wegen wie auf den minder breiten und glatten der Sprudelju»
gsnd, ringsum zu spuren, daß Deutschland sich dem Gängelband

Fremder entknüpfen und, endlich, deutsch werden will. Mochte
Lessings Wort von der heroischen Schwachheit desPatriotismus
noch tn mancher Seele nachklingen: nicht in Gleims und Ram»
leis Fritzenzeitliedern nur entband sich die nationale Dichtung
dem von Kriegsgluth heißen Schoß derVoIkheit.»Dererste wahre
und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den
Großen nnd die Thalen desSiebenjährigenKrieges in diedeutsche
Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden,
die nicht ans dem Menschlich» Ersten ruht, auf den Ereignissen der
Völker nnd ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen.
Könige sinddarzustellen in Krieg undGefahr.wo sie eben dadurch
als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten
bestimmen und t heilen und dadurch viel interessanter werden als
die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der
Theilnahme daran entziehen." Das spricht Goethe; und meint,
Friedrichs Abneigung von allem Deutschen sei für die Bildung
des Literarwesens ein Glück und durchaus begreiflich gewesen.
«Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen
will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um Das, was er für
barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zusehen?
In Handwerks» und Fabrikfachen mochte er wohl sich, besonders
aber seinemVolk, statt fremder vortrefflicherWaaren sehr mäßige
Surrogate aufnöthigen; aber hier gehlAlles geschwinder zur Voll-
kommenheit und es braucht keinMenschenleben.um solche Dinge
zurReife zu bringen." Der gelassenen Majestät Dessen, der so be»
dächtig urtheilte, dem Künstlergewissen und Handwerkerernst sei»
nes Schwarmes, dem in Menschheit zielenden Wollen Lessings
und derzärtlichenTriebpflegeDerer.die mit Ewald Kleist in deut»
schem Wald « auf die Bilderjagd" gingen, hat Deutschlandzu dan»
ken, daß Kunstschöpfung, nicht Gesinnungzucht wurde.
Ueber den Geburtstag Flauberts hin, der uns Frau Bova»
ry, Salammbo und den ganzen Maupassant schenkte, weist das
Kalenderblatt in die Adventzeit des Deutschen Reiches. »Zwölf,
ter Dezember 1870: Kapitulation der Festung Pfalzburg.« Der
Reichstag hatdenVertragdesNorddeutschenBundesmitBayern
angenommen und die Abordnung von dreißig Mitgliedern be»
schlössen, die den König Wilhelm als Deutschen Kaiser begrüßen
sollen. Paris wird noch nicht beschossen; doch sind tausend Wa»

gen und viertausend Pferde unterwegs, die den Belagerern die Munition zufahren werden. (Vor solchen Ziffern dünkt uns an Granatenmilliarden Gewöhnte, da sei von KinderspielKieg die Rede.) Den Bundeskanzler schmerzt der Kopf und die Beinader. Er liest in den .limes« einen Artikel, der die Deutschen mahnt, nicht auf des Mitleids sanfte Stimme.zu hören, sondern nur zu bedenken, wie der jetzt niedergeworfene Feind handeln werde, wenn er wieder in Kraft gelangt sei. »Seit vierhundert Iahren ist Frankreich den Deutschen der böseste Nachbar, der je ein Volk belästigt hat; schamlos raubsüchtlg, immer nach Angriff lüstern» unersättlich und unversöhnlich. Deutschland blieb lange geduldig; heute wäre es thöricht, wenns nicht den Sieg ausnützte und sich eine Grenze sicherte, die ihm denFrieden verbürgt. WelchesGe» setz ermächtigt denn die Franzosen, das einst geraubte Gut zu be» halten, wenn der Bestohlene sie fest am Kragen hat? Frankreich winselt über drohende Ehrenkränkung. Wird seine Ehre etwa durch die Weigerung gewahrt, dievon ihm zerschlagenenFenster» scheiden zu bezahlen? Niemals schien uns Frankreich so sinn» los und bis zu Verächtlichkeit erbärmlich wie in dieser Stunde» da es sich sträubt, Wahrheitzu erkennen und selbst bereitetes Un-glück würdig hinzunehmen. Minister, die sich, mit falscher Sieges» verkündung und anderer Lüge als Ballast, in Luftballons aus dem Staub machen, eine Regirung, die lieber das Blutopfer des Vol» kes verlängern als auf ihr Diktatorrecht in dem wunderlichsten Zerrbild einerRepublik, das je erdacht ward, verzichtenwill, ganze Hochgebirge aus Lug und Trug, um deren Gipfel die Vorstell» ung nebelt, Frankreich sei das neue Zion, aus dem das Licht über» menschlicher Allweisheit in die Welt strahlt: nie sah unser Auge auf ein großesVolk so>iel Schmach gehäuft. Bismarck wird vom Elsaß und von Lothringen so viel nehmen, wie ihm beliebt. Das wird gut für ihn, für uns, für die ganze Welt und am En de sogar für Frankreich sein. Das grotze, ernstlich besonnene Planen die» ses im höchsten Sinn sähigen Staatsmannes strebt ruhiH einem Zweck zu: der Wohlfahrt Deutschlands. Die ist vereinbar nmt dem friedlichen Glück aller Länder. Das deutsche Volk ist ernsthiast,hat ein großes Herz und den Willen zu Frieden und Geisteishelle; wenn es seine Einheit gestaltet und auf dem Platz, wo bislHer das Ieichtstnnige,reizbare,ehrgeizige,streitsüchtigsFrankreichhtDnschte,

Friede in Sicht?

Germania des Festlandes Königin wird, sehen wirEreignißwer»
den, das die Hoffnung, den Wunsch einerWelt erfüllt. DieEnt»
stehung des starken Deutschen Reiches schafft eine neue Lage.
Wenn die Mtlitörstaaten Frankreich und Rußland gch verbün»
deten, konnten fte das zersplitterte Deutschland, das zwischen ihnen
lag, vernichten.Jetzt erst wird ihre Willkür durch eine feste Schranke
gehemmt. Die kräftige Centralmacht, die alle englischen Staats»
männer ersehnten, tritt aus den Bereich des Gedankens in Wirk»
lichkeit." Das stand.nach dem zweitenAdventsonntag des Jahres
1370, in den«Umes«; und der»Daih leleZrapK»begrüßt das Wer-
den des Reiches mit nicht geringerer Wärme. Bismarck liest die
Blätter im Bett. Auch den Tagesbefehl, den GeneralDucrot an
die pariser Garnison gerichtet hat, ehe ersiezudemAusfallführte,
der die deutschen Linien durchbrechen und das Land bis an die
Marne vom Feind befreien sollte. »Vor Euch und vor der Na»
tion gelobe ich, nur als Sieger oder als Leichnam nach Paris zu»
rückzukehren.Ihr könnt mich fallen.werdet mich aber nicht weichen
sehen. Mein Fall darf Euch nicht aufhalten; muß Euch zu Rache
spornen." Der Mann hatte mehr panscke, ein üppigeres Wortge-
fieder als Vater Ioffre; und gab Gelübde zum Selbstkostenpreis
hin. Nnverwundet, ohne Schramme sitzt er wieder in Paris. Da,
berichtet der Englische Militärbevollmächtigte,den Trochu gestern,
mit dem Russen Wittgenstein und den einem Wagen des belgi»
schen Prinzen Croy vorgespannten Pontes des Grafen Paul Hätz»
feldt, herausgelassen hat, sieht es noch nicht so übel aus, wie man
imversaillertzauptquartier geglaubt hat.Konzerte imOpernhaus,
Theater an der Porte Saint»Martin; auf derSlraße brennt nur
jede fünfte Laterne; aber wer Geld hat, braucht noch nicht Pferde»
fleisch zu kauen.Bismarck hört,während er sich mittags ankleidet,
den Bericht und schließt daraus, daß es Verbrechen gegen das
deutsche Heer wäre, die Beschießung, die allein den Krieg enden
kann, noch länger zu verzaudern. Er mischt den Champagner mit
Vichy-Wasser, sagt, wieder einmal, daß er den Russen die freie
Ausfahrt ins Mittelmeer gern gönnen würde; daß Deutschland
Russen undBritenDank schulde und abstatten wolle; daß er nicht,
wie Palmerston, Dankbarkeit aus den Grenzen der politischen Be-
griffswelt weise; und nennt das neue Seerecht, das nur effektive
Blockade anerkenne und verbiete, Kaperschiffe auszuschicken und

nicht zur Kriegscontrebande gehörige Waaren wegzunehmen,
eincnUnsinn.von dem manschnell loskommen müsse.Thauwetter
und trübe Stimmung (trotz dem Wildschweinskopf und derCum»
berland» Sauce, die Helene tzatzfeldt gesandt hat). Alles ist ner»
vös, abgearbeitet, inWuth erbittert; nur der König immer gleich
liebenswürdig. Niemand, schreibt tzatzfeldt, Buchers Sardana»
Paul, an seineTouti, «kann dieses verdammten Krieges überdrüs»
siger sein als ich. Er dauert zu lange!- Dauert fchon in den fünf»
ten Monat. Und die Hoffnung, zu Haus die Weihnacht zu feiern,
wird von Gambetta und Genossen zu Eis, zu Wasser gemacht.
Unseren Krieg, der von der Nordsee bis an den Persergolf
tobt und in dem Söizne allerErdiheile mitfechten,sieht der neun«
undzwanzigste Mond. Der letzte? Kann das Licht, das heute
aufschimmern soll, die Wärme zeugen, in dertzaß wegtropft, wie
draußen inMittagssonne dieEisborte des Gesträuches ? Aus Ge»
dächtnißdämmerung,die sich um einKalenderblatt wob,keuchtje»
der Gedanke ins enge Dunkel der einen Frage zurück:Naht das
Ende des Grauses? Der Reichstag ist einberufen. Der Kanzler
wird sprechen; wird Frieden anbieten. Nach dem Einmarsch ins
unvertheidigte Bukarest, nach der Eroberung der Westwalachai
scheint ihm die Stunde zur Ausführung des lange bebrüteten
Planes gekommen zu sein. Rußland, das Polen nicht halten,
Serbien, Montenegro, Rumänien nicht fchirmen konnte, keinen
Feldherrn, keinen ins Vertrauen der »Gesellschaft" eingewurzel-
ten Staatsmann, nirgends in leidlich bequemerNähe einen offe»
nenGroßhafen hat,ist in Verlegenheit-.schlüpft vielleicht gern aus
der Klemme, da es sich, im Besitz der Bukowina, galizischen und
armenischen Bodens, für unbesiegt ausgeben und auf das unge»
heure tzeer deuten darf, das im Frühjahr zu neuem Kampf bereit
stünde. Frankreichs Zorn ist nicht verkohlt, doch in Tragoedien»
stimmung gefärbt. Der poilu verachtet und haßt den Socne nicht
mehr; hat ihn, der Mensch den Menschen, richtig sehen und schätzen
gelernt. Der Bürger weiß, daß fein Volk jeder tzeldenleistung fä»
hig, doch sein Staat, ohne die wichtigsten Bezirke des Eisen», Erz >
und Stahlgewerbes, ohne die belgische Kohle, zu Industriekrieg
ungeahnten Umfanges gegen den Nachbar, dessen größte Indu-
strie schon in Mirabeaus Zeit die Kriegsbereitung war, nicht ge-
lüstet ist. »Uns fehlt Eisenblech, fehlt Rohstoff jeglicher Art,feh.

len die Hände zu Gewerbsarbett. England hat seit dem Kriegs»
ausbruch seine Tonnage um anderthalb, Deutschland seine um
drei Viertel, Japan seine um fast die selbe Menge, die Vereinig-
ten Staaten haben ihre um sünf Viertel Millionen Tonren ver-
mehrt. Wenn der Krieg aus ist, wird unsere Kauffahrtflotte ver»
zwergt, erschöpft, zu tzandelsdehnung und wirksamem Wettbe»
werb unfähig sein.Bis heute haben wir dreihundertzwanzigtau»
send Tonnen verloren und beinahe die Hälfte Dessen, was uns
geblieben ist, wird im Staatsdienst, für denTransport vonTrup»
Pen, Kohle, Kriegsgeräth, bis zu Unbrauchbarkeit abgenutzt.
Und nirgends Ersatzmöglichkeit! Diese Lage ist bejammerns»
Werth." (Abgeordneter Hesse.)' »Ileberfluß an Verordnungen,
Mangel an Ordnung: so siehts bei uns aus. Wir hatten Kaffee»
Vorrath für anderthalb Jahre, ließen aber noch immer mehr hin»
ein und verstopften damit die Häfen unentbehrlichen Gütern. Für
Holz schicken wir unser gutes Gold nach Kanada, gewähren aber
die Ausbeutung unsererIurawälder einer englischenGesellfchaft.
Zu cker wird.weils immer so war,ausKuba geholt: und doch konnten
wir ihn aus unseren Kolonien holen; der Zuckergehalt der alge»
rischen Traube ist um drei Prozent höher als der französischen.
Während bei uns vierzigtausend Tonnen Papiermasse aufirgend»
einem Quai schimmeln, erbitten und erlangen wir von England
die Zufuhr von fünfundvierzigtausend Tonnen, die wir dann, als
der alte Vorrath entdeckt wird, nach Spanien spediren. Unser tzan»
del und Verkehr ist bis in dieTiefe gestört.Trotz dem Krieg leben
wir noch im Byzanz der hundert Behörden. Wer ist verantwort»
Iich?ImKriegsgebiet der Generalissimus. Der thron t,unangreif»
bar, im Olymp. Im Inneren erblickt mein Auge keinen Verant»
wortlichen. Auch da aber ist Krieg eine höllisch ernste Sache. Wir
wollen kräftig klarestzandeln, nicht Augentäuschung von derArt
der haltlos wirren Verkehrsdiktatur, die der chinesischen Pagode
unserer Staatsverwaltung nur ein Stockwerk anflickt." (Abgeord»
neter DeMonzie.) So sprechen milde Männer in demAbgeord»
netenhaus, dessen zweiter Geheimsitzungserie Herr Briand mit
stattlicher Mehrheit zwar, doch nicht ungerupft entronnen ist. Gr
^wß Ioffres Machtbezirk schmälern, sein Kabinet umbauen und
wird von der wachsenden Fluth der Sehnsucht nach Frieden um»
Mischtet. Die Industrie im Rückgrat gebrochen, der Handel lahm,

das Landvolk verblutend, Acker, Wiese, Weinberg von Weibern,
Kindern, Greisen bestellt: ist der Kluge nicht klug genug, ein wür«
digesEnde zumachen, wenn erdieGrenzen derRepublik nicht zu
verrücken braucht und mit stolzem Recht sagen darf, Frankreich sei
nicht mehr derBestegte von 1870,in keinertzauptschlacht geschlagen,
an der Marne, am ?) ser, vor Verdun vom Kriegsglück gekrönt wor»
den? DiesenFriedenkönnte die Republiküberdauern, könnte, well
Nothwendigkeit Europa in Abrüstung zwingen wird, Frankreichs
unverwelklicher Grundreichthum verwinden. Und Aristeides Bri>
and, der, als die Furie sich von der Kette riß, still im Iustizmini»
steriumsaß.hätte demVaterland dieEhre gewahrt und denFrieden
beschert.Anders sieht England aus. Das hat viel edles Blut und
viel Gold verloren, ist aber nicht gefährlich verwundet und durch
die Proben unschreckbarer Tapferkeit und geschwinder Organistr»
kraft im Weltansehen heute noch erhöht. Aus seiner Erde, der Hei»
math.Dominions undSiedelstätten, hat es ein Heer gestampft, das
zu modernem Landkrieg gewaffnet und tauglich ist und dem nur
das Hirn, Generalstab undFührerschule, also nicht Kleines, fehlt.
Dieses Heer wird erst im Frühling den Gipfel des Wachsthums
und Vermögens erreichen. Auch dasLand erst dann ganz in Be»
reitschaft sein. Eine neueRegirung, die, von lenzlichem Hoffende»
grüßt, noch im Vorhof des Entschlusses steht; die aufdie Trümmer
derParteienkoalition das Bannerdes Willens zu bedenkenlosem
Kampf gepflanzt hat. Wird sie den Tempel des Ianus schließen?
Nur Großbritanien vermags; ohne Englands Hilfe kann keineuns
feindliche Macht, ohne anderen Beistand als Frankreichs und
Belgiens (undinNoth sogar ohne ihn) kann England weiterfech»
ten. Wählt es heute? Noch ist nicht Abend; der Nachklang der
Reichstagssitzung noch nicht hörbar. Schicke den Geist aus dem
Schatten der Sorge auf neue Wanderschaft. Laß ihn erkunden,
was in England geworden ist, seit tzochtories mit demokratischen
Sozialisten an einem Strang ziehen. Die Sache wills. Erst nach
solcher Erkundung wird die Aue ficht des Weges vermuthlich sein,
in den sich der von Deutschland geführte Vierbund entschlossen hat.
^len änci messures.
Englands Adel thront nicht in Allmacht. Derkannnur ein von
der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichenVorstellun»

gen ruhendenGebild gestützterAdel sich nähern; nur er denPle»
bejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikal»
feudaleBund ist in England schon durch den Entschluß zurKatho»
likenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel,
zweiTories, nicht ausbiegen konnten,weil dieRedenO'Connells
sonstIrland in den Wirbel derRevolution gerissen und vielleicht
die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten.
Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum
noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien,
wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. DasGe»
Witter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und
fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie imPreußenWil»
Helms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des
Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet;
und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten
vom Industrialismus cius dem Schlummer gescheucht worden.
Die neue Kultursorm fordert eine neue Ordnung der politischen
Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaa»
ren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch
imParlament, das durch seinenMinisterium genannten Ausschuß
England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum
Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König
oder mächtigenAdelshäuptern nach willturlicherLaune vergeben
und alle Gesetze dem Grundbefltzerinteresse angepaßt werden, ist
nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich
gegen den heimlichenZwangzupolitischertzörigkeit; Willaus ver»
brämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß
er anderGestaltungseinesSchicksals mitwirkt: des Bewußtseins,
ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patrio»
tismus nicht zu dauern vermag. Chatham,Wilkes, Pitt fahen ihre
Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstfucht scheitern. Die
nomirmtion borouZKs, deren Mandat der Begünstigte als Beute
heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht; und Industriestädte,
deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Man»
chester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Ver»
treter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend
derbe »Matrosenkönig* merkt schneller als sein weltfremderBru»
der, woher der Wind weht. Iulirevolution in Frankreich. Ueberall

sproßt, in denThälern und auf denHöhen, der wieder jung schei»
nende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten
und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem
Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett
hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie
achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik
wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. »Seht, frei
ist Frankreich schon! Italiens Helden dröhn! Deutschland wird
mit uns gehn! Polen soll auferstehnl" In den Arbeiterklubs
und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text
helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der
durch dieDampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neueWeiten vor»
wärtsgestoßenen Wirtschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs
den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell
legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt.
Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King
William springt in einen Miethwagen, um die inWestminster ver»
sammelten Commons nicht auf die Verlefung des Dekretes warten
zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Wider»
stand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung desKö»
nigs gebrochen.derdasOberhauswisfenläßt,ermüsse durcheinen
Peersschub denAnsehensrestderErstenKammer vernichten, wenn
die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der ent»
scheidendenAbstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832
wirdGreys dritter Entwurf angenommen. Die rotten borouZKs, fast
sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer
Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterziffern gesichert;
die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich.dieMit»
telklassen, die Männer der nouvelles coucnes dürfen und können
beim Reichsgeschäft mitarbeiten und das Unterhaus, in dem drei
Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grund»
adel nach unumschränktemBelieben verschenkt worden waren.wird
einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr
die oranische,fürSelbstregirung eintretendeAdelspartel; sie wa»
ren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöihigt, in den
Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der O stindischen Compagnie
das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur
Ordnung des jungenFabrikbetriebes zu machen. Wastzegelin der

Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, istWirklichkelt ge»
worden: im Sommer 1832 hat dieDemokratie aus britischem Boden
in einer tzauptschlachtgesiegt und die Macht des Erbadels in ihren
Grundsestcn erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu
schicken, das Rettbare zu rettenundaufhelleresWetterzuwalten.
Bis in die Krimkriegstage, die ihmneuentzaß eintrugen, hat
dieserAdel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden
BenjaminD'Israeli ist ihm, wie denpreußischenIunkernin Sems
Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb
Bismarck 1856: .D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der eng-
lischen Politik mit seinenReden nicht heilen. Die Erbweisheit ist
den Leuten seit der ReformbiU verloren gegangen; der rohe und
leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale
Verhältnisse sind ihnen geblieben.Stark istderVulle immernoch;
aber wo er hinstößt, weiß ernichtmehr, seit der Nasenring der Ott»
garchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall
der Parteien ist das Ahrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neu«
tralifiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik
dieser mächtigenNation schaltetPalmerston wie ein zorniger alter
Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld
verspielthat. "Doch dieGeschichte hat diesesVorurtheilrevi dir t ur, d
aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys undRussells, D'Israe»
Iis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie
gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unter-
haus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volts-
stimmung; das Oberhaus, der Erbfitz des Adels, blieb, wie es ge»
Wesen war, seit die ersten königlichen V^its die Grundherrcn zur
Vertretung ihrer Lehnsleute hincinriefen. Ein Senat; mit allen
gutenund vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantasi ba rem
Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und an»
dererZeit freilich mit geringerer Macht und unter strengererAuf-
ficht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahr-
hunderten, die dasInselrcich vergrößert, dem europäischen Kon»
tinent ein neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben,
seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der
Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen
Kar, erzählte er:»In denStädten zu wohnen,gilt hier als deeA)el>
unwürd'g.DieEdelleute leben aufihrenGütern,zwischenWälden>

und Weideflächen, und meiden das Gedräng derStadt. Dabeisind
fiederSuchtnach Gelderwerbnichtetwafernz sie handelnmItVieK
und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicherArbeit
zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, denReich-
stenals indenhöchstenRangGehörigenanzuerkennen.^ Sowars
im erstenDritteldesfünfzehntenIahrhunderts;unterHeinrichdem
Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den franzö»
sischen Thron sicherte. Ungefähr so wars noch gestern; der Schwärm
der »Peers aus demtzinterwald" hat unterEduarddemSieben-
ten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere
Schaar der barones reZni. Sie kommen nicht ganz so selten in die
Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind wäh»
rend der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in derAlham»
bra, beitzaendelkonzerten und imtzydePark, manchmal sogar im
Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein
tzalbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergol»
detcmGotenhausrath, auf rothenKlubsesseln in leisem Plauder-
ton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die
stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem countr^ Zeat, wo dieAhnen leb-
ten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur
sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zurIagd, zu Golf,
Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Be«
amtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pai-eg ihrer Könige.
An Reichthum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen.
Schon vor fünfzig Iahren wurde den Herzogen von Richmond,
Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen
nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane körine
auf einemschnellenPferd ingraderLiniedreiunddreißig Stunden
lang reiten, ohne die Grenze seines Besitze» zu überschreiten. Dem
Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von West»
minster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und derStrand-
bezirksolldemHerzogvonNorfolk alljährlichmehr alseineMillion
Psund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch
im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reich-
thum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der
Volksgemeinschaft. EnglandsAdel hat sich, als Gesammtheit, sei-
nen sozialenPflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die
in die Konsularlaufbahn drängendeAkistokratieRoms, einAus-

beuterrechtzuerkanntunddemgewandeltenBedürfniß einerneuen
Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido tzenckel, als Thoren seine
geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Bei»
spiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten ge»
zeugte ÄNiUionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissens»
schwinde! der fettstenStaatspfründengefreut; doch die Mehrzahl
dankt ihre Geldmacht wirtschaftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der
sichtbarste Theil un seresGrundadelsthat, derEvolution, diedem
Staatsschoß neue Klüfte entbindet, zu fluchen und sie rauh als
Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, stattüber das
rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht,
das schrille Geräusch der Arbeite rhewegung zu flennen, den Segen
der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aus»
sichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die
Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkauf-
leuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß diegefähr»
lich scheinende EntWickelung ihnen zinspflichtig wurde undsiesast
überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen,
wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht,
wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben
lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aber»
glauben umstricken, aller Handel fei Pfiffig organisirter Betrug.
Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte,
wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der n«.
bilih morsch wurden.die Goldletsten ihrer Einlaßpoitale sich locker»
ten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten.
Bald saßen auf denPlätzen der baronesmajoresBrauer, Spinner,
Kohlenhändler und Geschäftsagentenz wurde über peerage und
beerte, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. And die jüdafrika»
Nischen Goldfunde vollendeten die Ampflügung der Oberschicht.
Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den
Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum
nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leist»
ung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war,
wurden lästig; im öritisk Empire wie im engeren Imperium Koma-
num. Weil derAdel dieseGefahr kennt oder ahnt, ist er fastüber»
all für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oderDiplo»
maten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Er»

werb neuenFamillenruhmes dielet. So oft die Peers die Gentry»
Vertreter aus den Staate ämtern gedrängt hatten, wurde draußen
die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expan»
sive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die
frifchen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes
prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Der
Brite nennt den Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein
und Frohnatur erlauben ihm, ohneScheelsuchtaufdenReicheren
zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mitauskömm»
lichem Lohn, würdigerBehandlung und manchemtzolyday, auch
der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich fein;
wie im Haus, so im Staat. Der brau cht eineHerrenklasse. Nnabhän»
gige, nicht von des LebensNoth gebundene und gefurchte Männer,
die eine fleckloseFamilientrad i tion dasBefehlen undVerwaltenin
großem Stil gelehrt hat und derenStammbaum tief in die Heimat h°
erde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden aufHochschu-
len, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erin»
nerung geweihten Stille alterHerrenhäuser erzogen. So denktder
Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig fah; ist auf
. ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen
Munde das Kommando schallt. Warumnicht? Eintüchtiger Kerl;
hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem
Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in
der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht
an alberne Ueberhebung, die denButler undKutscher aus seinem
Dienst scheuchenwürde; behandelt den Pferdeputzer, dessenArbeit
befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung
seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als WohlthSter,
Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bau-
ern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England
der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfeh'
lung gleichenEigenthums keinGehör erlangt.Häusch en.Feldchen,
Törtchen, alle von gleichemNmfang, sauberund klein, Jeder seines
Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht auf-
genommen. IhrLand wäreverhäßlicht, ihrStaatsgeschäftschlecht
besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starkeMönner
nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen
nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse ein-

fühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszelt (der Buren»
krieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube
an den,Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo, heißts, sind die
Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte
stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggän»
ger, die reicbe Iudenmädchen oder Amerikanerinnen geHeirat het
Kaden und sich ums Gemeinwesen, nicht kümmern.Wasunterder
Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Baal er»
lebt. Draußen unddrinnen geistlose Vetternwirthschaftzwer einem
Herzog verwandt ist, kannohnejedesTalentinhoheStaatsstellen
hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die
L oyd George und Burns ihreAemter nicht besser aus als irgend»
«inDuke oderMarquis.der nach denFußba Ustrapazen beiWH ie ky
nndSoda über Politik schwatzt?Langsam wandelt sich, unter der
Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspru»
ches,dieStimmung.VonfremdemBodenistfürsErstenichtsRech-
jes mehr zuholen. Flotte und Heer kostetenschon imIahr 1910 fast
zweiMilliardenMark; dazukam eineMertelmilliardefürdieAr»
b eiterverflcherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue
Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Fortan
ivird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston» Russell»
Tladston e, trotz demAufwand für die Wehrmacht die Steuern ver»
^ingern.Damalslasendie Londoner auf derBrustunddemRücken
^emietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition
gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung
der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund
ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt ange»
than haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese
Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich,
nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede be-
rauschte)nicht wagen durfte,darf der nüchterneBarristerAsquith
wagen. «Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die
Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung
Iheilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches
Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie."
Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen;
zweimal zog 1910eine denLords feindliche Mehrheit ins gotifche
Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal imZeitraum eines Jahres fast genau
selbe Mehrheit.Ilm zu ermessen,wiefremddenBriten,noch heute, >
die grim mige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen,
was in Preußen geschähe, wennWilhelmsMinister, wie Georgs
drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kamps
wider dieKonservativen und dastzerrenhaus riefen und alleAmts-
instanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische
Leistung für denStaat doch gewlßnicht unbeträchtlicher ist als die
der nobilit^, könnten mit Mühe und NothzweiDutzend Landtags»
sitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill undLwydGeorge die
Peers gehöhnt und als Ausbeuter, tzohlköpfe, Volksfeinde de»
nunzirt! Gexen sie, denen das neue Grundsteuergesetz denBoden
unter den Füßen wegziehen sollte, bliebkeinDemagogenmittel un»
versucht. Dennoch kehrten die Vertreter der Oberhausrechte, die
Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der
Auflösung waren, und konnten auf dieThatsache pochen, daß sie, ,
seitumdasPeersrechtgefochtenward.ineinemIahrhundertund»
fünf neueMandate gewonnen hatten. Von einer zornigenErhe»
bung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte
danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den
Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische
Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte
ist. Das Oberhaus hat sich seit den TagenSimons vonMontfort
und des vom ersten Eduard berufenen Kwäel Parlament im We-
sentlichen kaum verändertzistnoch immer den Adelshäuptern und
den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Nnd wird von dem
Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken
dennoch.selbst wenn dieRegirung dazu aufruft,nichtzu rascher Zer-
trümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich gestern nur für
tzomerule zu erklären: und konnten dann sogar einenTheil ihres
Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen vermochte
tzerrAsquith nichts gegen sie; und dleIren haben an dem Tag, wo
ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Du»
blin tagenden Parlament, zugestanden ist,als konservative Land»
leute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht.
Diese Gewißheit konnte einem schöpferischen Staatsmann der
Torypartei den Weg in ein sonniges Thal weisen, wo noch vor
Wintersende neues Heil in Dust sproßt. Solcher Staatsmann

fehlt ihr längst. Unter den Jüngeren ist manches reistge Talent,
doch kein Genie sichtbar. Talente freilich, die unserem Adel zu
wünschen wären. Einem Toiyfühier wäre nie der Gedanke ge»
naht, dem Gegner die Berufung auf die großen Zeichen der Zeit
zn überlassen und vor der Nation zu gestehen, daß seine Partei
in die neue Kuliurform nicht passe und sich deshalb mitderWah»
rung veraltenderMachtnoimen begnügen müsse. ArthurIames
Valfour.einCecil, hat sich in der londoner City, ohne zu heucheln,
einen Demokraten genannt. Und wenn die Politik der Tories
rückständig geblieben wäre, hätten sie sich nicht dem Kommando
Josephs Chamberlain, des Eisennhändlers aus Birmingham,
gefügt und ihren Kassen nicht die Beiträge der reichstenBankiers
gesichert. Noch 1910 hat London, die Cttadelle des britischen
Welthandels, dreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.
Das Wahlplakat der Tories hatte Herrn Asquith.den Führer
der Liberalen, alseintzündchengezeigt, das vordem Schalltrichter
des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn,
des Irenhäuptiings Redmond, lauscht.Der war mit dem Klingel»
beute! durch die Vereinigten Staaten, durch das englische Kanada
gewandert und fand, als er zweiMillionenMark für den Wahl»
kriegsschatzseinerPartei heimbrachte, anderThemsemündungein
amerikanisches Geschwader, dessen Riesenkähne den blindesten
Briten an den Tag mahnen muhten, der, nach der Oesfnung der
Panamastraße, den United States die Möglichkeit geben werde,
ihre Flottenmacht vor die Küsten zweier Weltmeere zu schaaren.
Nur die Sättigung Irlands, dessen Söhne in der Neuen Welt
einen wichtigen Theil der Öffentlichen Meinung stimmen, konnte
eine haltbare Freundschaft zwischen dem Vereinigten Königreich
und den Vereinigten Staaten vorbereiten. Demneuen Unterhaus
war also die Aufgabe gestellt: das fürRüstung und Sozialpolitik
nothwendige Geld zu gewähren und Irlands Selbstregirung zu
sichern. Die Absicht auf tzomerule schien den Tories noch immer,
wie in derNebelzeit, da Chamberlain sich deshalb von Gladstone
trennte, Reichsverrath. Daß ihr Georg, der zweite Seemann»
König, durch einen Peersschub Schornsteinfeger ins Oberhaus
heben, neben dem Lord der Kaminkehrer sich auf den rothen Sessel
lümmeln werde, brauchen sie nicht zu fürchten. Schlimmeres: die
Lockerung des ReichsgebSlkes. Der heftigste Streit D'Israelis

gegen Gladstone hatte dieKluft zwischen den zweitzauplpartcien
nicht so getieft wie der Endkampfumtzomerule. Weil sieinderGe»
Währung nur den Wunsch witterten, die Regirung der Liberalen
durch die irischen Stimmen über dieFrist eigener Lebensfähigkeit
hinaus zu erhalten, brachen viele Konservative sogar denPrisat»
verkehr mit denGegnern ab undstelltenmanchentzausfreundvor
die Wahl, am Tisch der Frau Asquith oder der Lady Beresford
zu sitzen. Der heimische Hader, den derSusfragettesgraus mehrte,
wurde so laut, daß die mühsam Regirenden jeden Internationa»
lenZwist gern vertagt hätten. Das gelang demEiferGreys nicht,
tzomerule blieb hängen.KeineMöglichkeit.dasBandzu festigen,
das England an die Vereinigten Staaten knüpfen soll. Statt der
paraphirten deutsch»englischen Verträge über Afrika und Klein»
asten kommt Krieg. Herr David Lloyd George scheidet auS dcm
Schatzamt, wird Staatssekretär für die Sicherung der Rohstoffe,
Waffen, Munition und wirkt auf diesem Posten Wunder, die zu-
vor nirgends Einer vermocht hat; bewährt sich, nach KitchenerZ
Tod, auch als Kciegssekretär. Findet aber die Gefährten, den al»
ten LebensgenietzerAsquith und besonders den vonGram krau»
ken Grey, viel zu weich, von hamletischen Gewlssensskrupeln fast
in Feigheit geschwächt: und nützt die Enttäuschung, die ausGrie»
chenland, Rumänien, von S<n rails Front her Britaniens Winter
mitFrost undFinsterniß bedroht.zu schleunigerAusschiffung der
unbeq uemen Pazifizisten. Gr ist zu klug, kennt seine Leute zu grün d-
lich, um zu wähnen, daß die geköpfte Partei der Liberalen ihm
verzeihen, sogleich mit ihm gehen werde. Er will, fürs Erste, die
Trennung. Will, was D'gsraeli in Träumen ersehnt, wonach
Randolph Churchill, Winstons Vater, gelängt hat, in Ereigniß
wandeln: den Dreibund des tzochadels, der Großindustrie und
Arbeitergewerkschast.UnterdemFähnleindes behaglich gescheiten
RechtsanwaltesAsquithistkeinGoliath.DavldsSchleuderhatein
mühelos erreichbares Ziel. Ringsum ist schwarzes Dunkel; gewiß
nur, daß der Krieg überall dieDemokralie kräftigen wird. Dadurch
ist der Großgrundadel gefährdet; davor schirmt die Genossenschast
mit dem waliser Advokaten Lloyd George, der als Premier das
Ohr derMenge eben so haben wird, wie ers als beredter Tribun
und als Schatzkanzler hatte. Ein Emporkömmling, der die Ohr»
läppen der ehrwürdigsten Häupter derb gezwickt, in Berlin die
Arbeiterversicherung studirt,den vonBehörden angebolenen Witt-

lerdienst verde ten, zu Haus den Ti ade» Unions sich verbrüdert und
mit Budgets von sozialistischem Zuschnitt und Farbton geprunkt
hat; vielleicht nur kin genialisch schillernder Pfuscher, vielleicht
ein Schöpfer aus Genielard. Das in fünf Iahren von ihm Ge»
leistete ist ohne Vorgang in Englands neuer Geschichte. Kann
Einer helfen, ist ers. Von den Liberalen zu den Konservativen
übergehen, wie C hamberlain, Irlands wegen, that? Das ist ihm
j< tzt tzekuba. Er bleibt in der Par tei, die ihn im Kriegs drang nicht
stören wird; und wirbt aus jedem zugänglichen Lebenskreis die
tüchtigstenMänner. Vier, Balfour undRoberlCcctl (Beide von
Burleighs Stamm), Derby und Wimborne, aus der obersten
Schicht^ drei, deren ansehnlichster in den Kriegsrath aufsteigt, aus
der Arbeiterschaft; helle Köpfe aus Großindustrie, Handel und
Schiffahrt. Carson, derUlster gegen die Homeruledrohung wasf»
nete und dort den Willen und Ordneisinn eines Großen erwies,
bekommt die Marine: trotzdem er wider Seine Huldvolle Maje»
stöt die Fahne der Rebellion gehoben hat und ein Jahr lang für
den David aus Wales nicht anders war als das rolhe Tuch für
den rasenden Stier. Bonar Law, Tory (und, nach seinerAngabe
von 1911, Begünstiger deutscher Machtdehnung), mag imSchatz»
amt über Steuern schwitzen und, als Führer im Unterhaus, mit
Asquith spitzige Worte wechseln. Die tzavvlvertretung im Ober»
Haus fällt dem Lord Curzon zu (der im AuswärtigenAmt schon zu
mächtig, noch zu fahrig wäre). Er hatIndiendenPivotnllerBri»
terPolitik genannt und ist selbst der asiatischste aller Gentlemen
genannt wordenzirar alsVicekönig vonIndienhöchstpfifftgund
wnkte mitBlendglanz auch auf den Islam, als er 1903 mit großem
Gefolgenach Maskat, Koweit, Bender Abbas und auf die tzor»
muzriffe am Persergolf ging. Neben ihm wird, ohne Portefeuille,
imKriegsrathLordMilnersitzen.derStatthalterinSüdafrikawar,
mit Chamber!«!« für den Schutzzoll, mit dem Marschall Roberts
süi tzeeresmehrung focht. Chamberlains Sohn paßt ins Staats-
sekretariat für Indien. Die starkenMänner, deren Schaarung hier
ostvorausgesagtwurde, gebieten nunauf den GipfelnBritanievs;
ihre Losung wird nicht sein wie Greys: »Unser einziger Wunsch
ist, mit allen Mächten in Frieden zu leben, und der ganze Sinn
urserer internationalen Politik wird von dem Sehnen nach Ein»
bracht umfaßt." So hat, als Handelsminister, Schatzkanzler, Feind
der Peerskammer und theuren Kriegssch iffbaues, auch Herr Lloyd

George gedacht; und der geheime Hauptzweck seiner Fahrt nach
Berlin war, die Begrenzung der Seewehr anzuregen. Damals
schien seine Vorliebe für Deutschland Herrn Asquilh allzu ge»
schäftig. Acht Jahre ists her. Jetzt ist erHiin.Athem, Schwert der
uns grimmigsten und zugleich durchWillenskraft,Intelligenz, Ein-
muth tüchtig stenRegirung, die England seitMctoriensTod hatte.
Uradel, Stadtpatriziat, Arbeiterschaft sind in spartische Phalanx
gedrängt. Und derTiefbauzurBrückenachNordamerika ist fertig.
Adventivknospen.
Spätnachmittag. Aus erwärmter Luft rieselts lau. Schim»
mern davon die Blicke feucht? Auf jedemAntlitz einAbgjlan^von
Hoffnungsglück; und in allen Händen, der Putzdame und Auf»
Wärterin, des Frachtkutfchers, Gymnasiasten, Laufmädels, eine
Zeitung. Steigt Heil aus Windeln? Ward den Blinden Gesicht?
Der Kanzler hat im Reichstag dieNote vorgelesen und ora»
torisch umrahmt, die der Vierbund durch dieVermittelungNeu»
traler den feindlichen Regirungen zustellen ließ. Ueber die For»
mendesVorgangesheutezurechten.brächtekeinenGewinn. Doch
muß erwähnt werden, daß derReichstag nichtzuWoit kam^aß,
wer ein wirres Gesträhn unhemmbarer Reden scheute, den Weg
der Verkündung durch den Reichsanzeiger wählen mußte, statt
die Vertreter des deutschen Volkes in Statistenpslicht zu ducken;
und daß dieStummheit von den Demokraten des Centrums, des
kaempfifchen Freisinns und der Sozialistenmehrheit, gegen den
drängenden Wunsch der von den Abgeordneten Bassermann,
Ledebour,GrafWestarp gesührtenFraktionen, beschlossenwurde.
Daran zu denken, wird bald nützlich sein. Der Vterbund fordert
zu Gefpräch über die Möglichkeit eines Friedens auf, der »das
Dasein, die Ehre und Entwickelungfreiheit "der vonihm umknüpf«
ten Völker sichert, aber auch das fest begründete Recht der ihm
verfeindeten Nationen wahrt. Er will nicht länger zu einer Kala»
strophe mitwirken, die, den geistigen und materiellenFortschrittin
Trümmer zu legen droht" (dieses Holzpapierbild hätte Kleistens
Waidmannsheil niemals erbirscht);und müßte, wenn seinAnge»
bot unerhört verhallte, den Krieg «bis zum,siegreichen Ende füg»
ren. aber jede Verantwortung dafür feierlich vor der Menschheit
und der Geschichte ablehnen." Wir sind gewöhnt, auch da Tra»
goedie zu empfinden, wo der Spieler sich nicht von der Stelzsohle

desKothornos in Lockengethürmstrcckt.Ueber Nutzen und Werth
von Worten, wie sie heute aus vier Staatskanzleien in die Welt
gerufen wurden, spricht nur der Erfolg das Urtheil. Müssen wir
lange drauf warten?Rückfragen sind wahrscheinlich.«WolltIhr,
denen die Sicherung des Daseins, der Ehre und EntWickelung»
frkiheit genügt und unser fest begründetes Recht heilig sein soll,
den Landbesitzstand vomIult 1914 als Grundlage derVerhand-
lung annehmen? Die Sicherung, die Ihr begehret, bot er Euch,
wie hundert Reden Eurer Monarchen und Minister erweisen
können; und wasIhr morgen vermißtet,würde durch internatio»
nales Gericht gewährt.das denFriedenverbürgen un d denVollzug
der dem Friedensbrecherzuerkannten Strafe überjedenZweifels»
dunst hinaus heben kann. Seid Ihr bereit, solcher von Euch mit»
bestimmten Gerichtsbarkeit unterthan zu werden und dieRüstung»
last, zu Land und zu See, so zu mindern, wie der Erdtheil, um
seiner Wirthschaft ins Frühroth der Gesundheit zu helfen, von
Allen heischen muß? Bereit, das Dasein, die Ehre und EntWicke»
lungfreihelt jeder Nation, der winzigsten noch, wie Euer eigenes
Vechtsgut zu achten undvorUebermachtzu schützen? InWaffen,
wie wir, doch hinter gesperrten Küsten, des Tages zu harren, d?r
die Verhandlung in Fruchtgewißheit reift?" Auf diese Fragen
mußten die Vier gefaßt sein; oder den Grundriß ihrer Friedens»
bedingungcn zugleich mit der Einladung ins Ltcht bringen. Mich
schreckt leine der möglichen Fragen; würde allen mit Ja geant»
woriet, die vier Reiche, vier Völker wären gestählt, nicht geschwächt.
Zurcht vorOesfentlicherMeinung?Diestöhntoder heult auf;und
findet sich danach mit allem in Rechtsform Gewordenen ab. Als
Sismaick mit den drei Bayern in Versailles den Bundes vertrag
geschlossen hatte, sprach er zu seinem Stab: «DIeZeitungen wer»
den nicht zufrieden fein;und wer einst in der gewöhnlichen Weise
Gcschlchte schreibt, kann unserAbkommen tadeln und sagen: ,Der
dummeKerlhättenochmehrfordernsollen unddannmehr erlangt,
wk'.ldieAnderen mußten/Was abersindVerträge.dieerzwungen
«ukden?Ich wollte dieLeute nicht pressen, die günstige Situation
üicht ausnützen. Mir lag daran, daß sieinnerlich zufriedenwaren;
und ich bins, weil ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind.'
War der Kronprinz, der mehr wollte, der stärkere Mann?
Des Entschlusses, der Selbstbescheidung, die, noch leis, aus
ihm spricht, muß jeder stolz der Menschheit Bewußte sich freuen,

magdieAusführungauchmanchenWunsch unerfüllt gelassen,die
starre Feierlichkeit und grelleBestrahlung den Poliiitergeist ver»
drossen haben. KannNachhilsenützen, ein Stoß von außen die See»
len bewegen, die Lampe, die den Zweig focht erwärmt, das Reifen
derFrucht schleunigen? Locklieder verklängen; gar Drohgerassel
würde nur schädlich. Krieger und Bürger, Mütter und Gattinnen,
Bräute, Sieche, Darbende, Krüppel, Völker, die inllnfreiheit und
Unwahrhaftigkeitverpflichtetwurden,Herrscher,die ahnenlernten,
daß übers Jahr ihrThron morsch sein könne:derFriede hateinun»
geheures Helferheer. Der Krieg nicht mehr gewaltig dröhnenden
Sinn. Vernichtung des Feindes ist so unmöglich wie unnöthig.
Keins der vierzehn in Ka upfgerissenen Reiche braucht,was einem
anderen unenlbehrlich.nur unverschmerzbarist. Des Krieges größ-
ter Gegenstand, der einzig noch große, ist die Organisation des
Friedens.dekWille zu vernunftvoll würdigerWehrmachtbegrenz-
ung, der Ersatz rostigen Gewaltsystems durch die Pfeiler und him»
melan ragenden Wölbungen blanken Rechtes. Kann dieser Ge»
genstand weggeräumt, die Aussicht frei werden, dann muß selbst
Englan ds neuer Herr sich in den Gesprächsvorschlag des Vierb un»
des bequemen. Den, mag er jauchzen, habedieAngst vor Davids
KraftundListenreichthum entbunden; ists ihm Freude, so brüste er
vor den Tories sich in Wellingtons, vor Kohleng? äbern und Eisen
drehern inIesuErlöseramtundtanzeeinStündleinvordemWoll-
sackdesWortertheilersinWestminster.SeinemVaterlandwürde
aus Frieden die reichste Bescherung. Schroffe, ergänzender Aus»
kunftvorgreifendeAbsagewäre unsühnbaresVerbrechen;nieder»
trächtigeres, als Absalom inAufruhr wider den Vater trieb, Eme
halbeMenschenmllliarde ächzt unter derPein des Krieges. Darf
er noch fortwähren, wenn Waffen stillstand erlangt werden kann?
Die Note des Vierbundes bietet ihn an: ladet zu Verhandlung,
die.alsbald'beginnen soll. Ein warmer Winterabend. In jedem
Nebeltropfen, jeder schmutzigen Pfütze glitzern hundert Hoffnung»
lichter. Deutschland ist in froher Kraft wach; ist zum ersten Mal
wieder in einem Wunsch, einem inbrünstigen Sehnen anderer
Menschheit vereint. Ward Blinden Gesicht? Mählich wird aus
Ottiliens nun Luciens Tag. Die stand auf dem vom Statthalter
PaschasiusderChlistingeschichtetentzaufenausbrennendemtzolz,
Schwefel und Pech, stand heiter: und das Flammen gestiebe ver»
sengte nicht Haut noch Haar. Weil Heiliger Geist in ihr wohnte.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pafz « Sarleb S, m, b, tz, in Berlin.

A. von Decker's Verlag, G. Schenck, Kgl. tzofbuchhändler,
Berlin, Ierusalemer Str. 5«. Geschichte Friedrichs
des Zweiten von Preußen genannt Friedrich der
Große von Thomas Carlyle, 'Deutsche autorisierte lieber-
setzung von I. Neuberg. Dritte Auflage.

Das gewaltige Keldenleben des großen Friedrich, die Tragik seiner
Jugend und die drei Kriege, die ihn über das Mnnncsaltcr hinweg früh
zum Greise altern ließen, ist erst seit der Mitte des vorigen Jahr-
hunderts, nachdem die Nachwchen der Französischen Revolution und
die aus ihr hervorgegangenen napoleonischcn Kriege in fester Geschicht-
lichkeit verblaßten, langsam und gleich einer emporsteigende» Mor^cn-
sonne wieder in deutlichen Amrifscn sichtbar geworden, von grossen
Männern beschrieben und in immer leuchtenderer Wävmc allmählich zu
einem wahrhaften Gemeingut des deutschen Volkes geworden.

Wer sieht nicht im Geiste bei den Klängen des unverwelklichen
Äohenfriedbergcr Marsches die gebückte Heldengestalt Mit dem Dreispitz
und den großen blauen Augen hcranrciten, wen durchrieselten nicht
Schauer der Ehrfurcht und ticfergrcifcndcn Nachdenkens, daß er im Kampfe
gegen fast ganz Europa stand, fiel und wieder stand und noch sieben lan-
gen Jahren das kleine, wenig geachtete Preußen zum festgcfiiglcsten
Staate Europas erhob? Aber wie? Stellen wir nicht selbst mitten im
Kampf gegen fast dasselbe Europa? Soll uns nicht in Erinnerung an
Preußen-Deutschlands größte und erschütterndste Zeiten und an den
größten Mann, den Preußen hervorgebracht hat, das Äcldcnlcbcn
Friedrichs des Großen jetzt nicht doppelten Genuß und dreifache Ehr-
erbietung abnötigen?

Thomas Carlyle (1795 — 1881), der schottische Prophet, der
leidenschaftliche Vcrkttnder der starken männcrgcbictcndcn Persönlich-
keiten, deutscher Mannheit und Tugend, steht unter der verhältnismäßig
nicht geringen Anzahl geistig emporragender Männer von cnropäischcm
Ruhm, die das Leben Friedrichs des Großen mit einer das gewöhnliche
Maß überschreitenden künstlerischen Geschicklichkeit beschrieben haben, an
erster Stelle.

Seine leidenschaftliche Bewunderung für das Deutschland Luthers,
Friedrichs, Schillers und Goethes ist zu bekannt, als daß wir darüber
Worte zu verlieren brauchen. — Aber als gewaltiger Änsscr Frankreichs
dürfte, er vielen doch noch neu sein, so daß wir bei einein solchen zeit-
gemäßen Bild und bei dieser Gelegenheit daran nicht vorübergehen können.

Von Werner Sombart stammt der vortreffliche Ausspruch über
Carlyle, der zu all dem bisher Gesagten eine eindrucksvolle Ergänzung
bildet: „Man wird Carlyle überhaupt nicht als einen englischen Geist
ansprechen dürfen, da er von früh auf nur deutsche geistige Nahrung
in sich aufgenommen hat..."; er nennt ihn eine durchaus uncnglische
Sondcrerschcinung.

Wir übergeben damit dem deutschen Volke ein Werk von höchster
Bcdemung und anschaulicher Eindringlichkeit, das während der letzten
zwanzig Jahre aus dem Buchhandel vollkommen verschwunden und auch
antiquarisch kaum mehr aufzutreiben war. In der neuen Bearbeitung
von Karl Linnebach, dem bekannten nnd erfolgreichen Herausgeber
der vor zehn Iahren erschienenen einbändigen gekürzten Ausgabe, darf
dieses merkwürdige Werk auf das Interesse aller geistig Regsamen und
Gebildeten unbedingten Anspruch erhebe».

Der erste Band ist soeben erschienen nnd kann in jeder guten Buch-
handlung eingesehen werden. Band II und III sind für das nächste Jahr
vorgesehen, und im Jahre 1918 soll das ganze Werk vollständig vorliegen.

I«. vrzrmbrr I'.Ilti,
Die Zukunft.

7,/a/!^so>v/e ««/SV /Z^«a-
/S/y«^. /^?/vz/'. Z,«^.
Soeben ersokien neu !n !Zg. ^uLüge:

klr II.
D^e ZuKu nf>. — 1«. Skjember
^ s s ^? 2V.
öilan? 7um 30. luni 1916.
IInrnobilien Kl, 296 772 183,62
sdeii^I, 4bscd,eibuvgen kür 1915/16 55I43 3''6«3
WerKs^eiste uaä IrsvLportiiiitlel
Vorräte, dslb »nci ßisvz kerti^e Waren
latente uo6 Dizeo^ell
X,>>!se ur>6 ReiedsbävK-Uiro^uidädell . ,
We.d'el
Wizripäpieie und Leieili^nu^ev'
lestver^ioslicke Wertpapiere' kreier H ^entnra
für Kr,t^!Sleue^ . .
»lldere Wertpapiere uo6 IZeteiligullßell
IZsvKßlitKllderr
(Zulbsber, bei »UeollicKeii LpsiKs8Sell
Luosli^s Osditoreri . . ,
KsutiuosvecKsel und 4,vslg
KIsrK
?4 LLI
^KtiellKäJitsI
sies«>?licks KücKIs^e
Ivr,e^sstl uer-KücKwize 5ür 1914/15 u. 1915/16
duoderiücKisAe
liilcKIsge lur besoudere ^bsckreibuo^ell und DrueuerunAev
?l,r ^,bsckreibun^ sul Krielzsb^nleri
Delkredere- uod (i«sliiie5nrids
?uridz lur WobllsKrtg^^ecKe
/^uleikell
(^»lksbell voll Werk?zv^eküiijzeu: bei der 1'irirül . , ,
bei der Lpäieii.,icKn,vßi
4r,2äKIunFen
L»l stißie Kieditoren
X^»tioirs«ecKssI und 4v?ile
Qe^ion: Vortrug sus 1914 15 . . . . Kl. 9 977 677,55
(Ze^illll aus 1915 16 . . . , , 49 657 3''« 81
lZev/inn- unll Vsrlust-kZsLknuk'g ii i' 191
L O DI..
Lt?,ierr> (eiosckIi LlicK X> ie^üüteuerrücKIsAe)
^nzeslelliea- und ^,rbeiierversieker>ill>;
WuK1ls1ir>ss>i>!L^Kell
«e»ioii^ VuriisF ä»s 1914/15 , . . . Kl, 9 977 677,55
(Ze^illll sus 1915/16 49 657 308,81
II413II«.
(^p^ivv-Vurtrs^ ans 1914/15
1!e>, iebsiiberLcKuö
/i,i5ell
Veiscliedeire HinnäKmeu
KlärK
241 628 787 59
5 400 557
368 833 954
2
2 131 617
57
7»
lö
791 474 5 02
117 992 652
27 974 50«
22 442 96«
18 140 472
14 155 382
132 718 024
14 958 327
2b
47
VI
6!
47
07
9d7 Id3 71^!
25U «0« «00
I —
17 2^3 266
27 974 5««
!
23 000 0««
—
1« ««« «««
—
3« «00 000
—
18 21« 157
5?
24 886 Z7Z
22
47 571 54«
—

2« 247 339
ll
14 386 69«
4>
217 «32 204
7K
192 058 327
02
14 958 327
«7
59 634 986
Z6
967 168 712
0,'
3/16.
23 649 922
6 935 116
18 140 886
59 634 986 36
1,33«, 912 ! -
9 977 677 j 55
95 928 938 'S
3 783 332 71
3 670 963 ?6
113 3<z«9I ^ ^'

Lilsn? per 3«. 8eptemKer- ISIS.
Xc>i>t» K«ircnt Lont« , .
I?«ssl^Kont« , . , . . ^
Kl^tsriniisn
^, ?kkr<i«'>i>ick«t<!l, Xontn .
^, lZevviriv- u, Verlust üont«
I'4g3ÜV03^4
«rknlgt sofort l/e! <Ier kllstionslbsnk
l>ivI<Zt!nge,,»>:Kel„e» ii«! Aktien ^ 12««—.
7SS«N« —
1 947 7«) —
425 000
I0« >
28 8,«^
1U3,0
35000
1
24 000
73 000
1
1» 2«
IS 135
2 40« —
477 341 «S
8S7 Ol« 75
7 291. «4
ISS KS3 9»
4 >,«U 003
44
3 «MM«
292 1t» («
18 000
l 150 M«
237 713
20 00«!
1062
20S «3»

Sad Salzbrunn. Bei dem milden Äerbstwetter hat sich wiedenim
«ine große Einzahl Kurgäste an den altbewährten Quellen Salzbrunns ein°
gefunden, die sich auch des Zuspruchs der zahlreichen Offiziere und Mann»
fchafteu des Vereinslazaretts erfreuen. Nach wie vor hält die Fürstliche
Badeverwaltung fast sämtliche Kureinrichtungen voll im Betriebe, die nun
auch im Winter ihre heilende Wirkung zu entfalten vermögen. Neben
Katarrhen der Luftwege und der Verdauungsorgane kommen für eine Salz»
brunner Kur auch Blasen» und Nierenleiden. Gicht, Zuckerkrankheit, sowie
die Folgeerscheinungen nach Influenza in Betracht; besonders bei Blasen»
und Nierenleiden hat Bad Salzbrunn mit seinen Quellen ausgezeichnete
Erfolge geleistet,
!In dieser Stelle sei noch auf die vorzüglichen natürlichen kohlensauren
Mineralbäder hingewiesen, die sich einer stetig steigenden Beliebtheit erfreuen.

Die Stuttgarter Lrbcnsvrrslchcrungsliaiik n. H. (Ältc
Stuttgarter) zur Frage der Versicherung von Kriegs-
verletzten und anderen erhöhten Msinen.
Die Lebensversicherung ist heute so erstarkt, das; sie mehr a!s
bisher dem volkswirtschaftlichen Interesse dienstbar gemac!,! sndm
kann und muh. Die bisherigen Grundsätze unö Einrich!unzen d.-r
großen deutschen Lebensversicherungsgesellschaften schließen zumeist
die Aufnahme von Personen mit körperlichen oder gesundheitliche
Mängeln aus oder übernehmen deren Versicherungsschutz wenig»
steus nur unter großen Erschwerunzen, Dazu aber wollen sich dic
meisten derartigen Personen, die sich in der Regel völlig gesund
fühlen oder deren Gesundheitszustand nur vorübergehend die Aus-
nahincfZhigkeit ausschließt, nicht verstehen. Ihr Streben geht nach
einer Versicherung zu möglichst normalen Bedingungen. Die Not-
wendigkeit, auch solche Personen in den Kreis der versicherboren,
Leben mit einzubcziehen, hat sich neuerdings durch das Heer der
heimkehcrudei! Kriegsverletztcu noch verstärkt: gerade diese» den.
Schutz der Lebensversicherung zu verweigern, die dessen meist be-
dürfen, würde künftig als Mißstand empfunden werden, Diese,:
neuen Bedürfnissen unserer Zeit kann und will sich die Stutt-
garter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stutt-
garter) nicht entziehen. Sie hat sich infolgedessen dazu ent-
schlossen, in Znknnft auch solche Personen zu versichern, bei denen
in irgend einer Beziehung keine'ganz normalen Verhältnisse vor«
liegen, die also ein erhöhtes Risiko bieten; wirklich kranke Per-
sonen zu versichern, also einen im voraus sicheren Schaden zu
übernehmen, kann und wird natürlich niemand verlange». Tis
Alte Stuttgarter sieht davon ab, eine besondere Abteilung für Ab-
gelehnte oder für erhöhte Risiken zu schaffen, wie dies eine An-
zahl von Lebensversicherungsgesellschaften mit ganz geringem Er-
folg versucht hat, sie bietet vielmehr den erhöhten Risiken in Uedcr-
einstimmuug mit dem eigenen Streben dieser Personengrupps eine
Lcbensversicherungspolice, d.ie sich in nichts von einer normalen.
Police der Alten Stuttgarter unterscheidet. Für die Uebernahme
des erhöhten Risikos erhebt sie lediglich einen jährlichen oder ein-
maligen Prämienzuschlag, dessen Höhe dem einzelnen Falle genau
angepaßt ist. Die Police gewährt also vollberechtigte Mitglied-
schaft der Bank, gleiche Dividendenberechtignng wie den übrigen.
Bankmitgliedern, Fälligkeit der ungekürzten versicherten Summe
ohne jede Wartezeit vom ersten Tage ab, kurz alle die bekannten,
günstigen Bedingungen der Alten Stuttgarter. Dividsndenaussichten
.und Sicherheit der Bank können durch, diese Erweiterung des Ver-
sicherungskreises nie beeinflußt werden, da die Bank einen Rück-
Versicherungsvertrag mit der Münchener Rückiversicherungs-Gesell-
schaft, einer der größten RückVersicherungsgesellschaften der Welt,
getroffen hat. Die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte
Stuttgarter) zählt zu den größten deutschen Lebensversicherungs-
unternehmen. Ihr Persicherungsstand betrug Ende 191S 1>/s Mil-
liarde Mark, ihr Vermögen 474 Millionen Mark und ihre Uebcr-
schüsse — in 191S über 17 Millionen Mark — kommen vol. den
Versicherten zugute.

Dstsee und Ostland
l. Die baltischen Provinzen
Herausgegeben von Dr. Otto Grautoff
Band I: Stadt und Land (mit 20V Bildern) / Band Ii! Novellen und Dramen / Band III: Bauten und Bilder (über 200 Bilder) Band I V: Die jungen Balte» (Gedichte) / BandV: Märchen und Sagen (illustriert von N, v, Äoerschclmcmn / Band VI: Bilder aus baltischer Vergangenheit fmir Abbildungen und Tafeln). Jeder Band in Grofzottav steif brosckiert M, Z.Zö—4M, gebunden M. I mehr. Borzugcausgave: Jeder Band in Äalbpergament mit Gold° preNung M 10.—.
Illustrierte Klassiker des
Deutschen Theaters
Nack Inszenierungen von Max Reinhardt
Broschiert M, 2 —, gebunden M, 2.5«.
1. Samlet / 2. Ein Sommcrnachtstraum / 3. Romeo und Julia
4. König Heinrich IV. (I.Tei!) / 5. König Scinrich IV. (2. Teil)
6. Viel Lärm um Nichts / 7. Maria Stuart, 19. Kaufmann von Venedig /II. Faust! / 12 1Z. Faust II.
In Vorbereitung:
8. Torquato Tasso / 9. Macbeth
Keinz Serald
Heinrich Kein«
MaxRem Hardt
Deutschland
Ein Versuch Uber das Wesen der modernen Negis, mit II gams.iligen Sze° >ie„bi,dcri> ,,ach (fulwiirfe,, vvn Mnnch, Orlik, Nvller, ^I>'rn u, ?ü,?!,'er nebst cincni Ncittb^rdi'Pvrlrät,
Ein Winterinärchen
Faksimile-Steindruck n. d, Handschrift des Dichters, in Salbpergament mit Pergamentichließen Preis M. 25.—
Von der einmaligen fortlaufend nu» merierten Auflage sind nur noch wenige
Groftoll.r« kartoniert M, 3,8»
In Äalbp.rgamcnt gebunden M, öS»
Exemplare vorhanden.
Joseph« Metz
Walther Nithack°Stahn
Wehrlose
Das Thristusdrama
Novellen, künstlerisch kart, M. Z -
Broschiert M. 2,—
Edwin Krutina
Neue Gedichte
Der Flieger
Broschiert M. 2.—, geb. M. Z,—
Ein dramatisches Gedicht M. l.S»
Felix Lehmann G.m.b.H.
Berlin-Eharlottenburg Kantstraße S.

^srattieli smpfoKIsn ^s^sn:
IsczKias
Nerven- un6
Hur>6srts von ^vs, Kennun^sn, l'oKsIl^sbtstten sinö in ällsli ^potkeksn
srKüIUien. ?,eis I^iK. 1.40 un6 KlK. 3.50.

Truppenverschiebung!
Schwerbeladen stampft eine feldgraue Kolonne durch das Dorf.
Kungrig, durstig, müde, todmüde. Doch alles umher ist unwirtlich, zer»
schössen, zerstört. Aber da zuckt es vorne auf. Es pflanzt sich fort bis
ins lehte Glied: „Soldatenhcim!"
Wie ein einziges, aufatmendes „Gottseidank!" geht es durch die
Reihen, Die offene Tür der Keimat, der geliebten Keimst tut sich auf —
mitten im Feindesland,
Kerein! — Essen, trinken, waschen, ausruhen, Briefe schreiben nach
Kaufe, und lesen, lesen, wie es daheim steht und an den anderen Fronten.
Ja, unser Kindenburg hat gewußt, was er wollte, als er uns rufen
ließ: „Schafft mir Soldatenheime für meine Braven!"
Vater Kindenburg nennen sie ihn draußen. Und väterlich wohl»
wollendem Kerzen für den einzelnen Krieger war auch feme Aeuherung
bei der Einweihung des Soldatenheims für das östliche Hauptquartier
entsprungen: „Legen Sie auch etwas Lustiges zum Lesen aus, damit die
Soldaten etwas zu lachen haben. Wieviel Exz. Ludendorff für,die Er»
richtung und Förderung der Soldatenheime getan hat, wird erst deren
Geschichte kundtun. Allerdings mußten wir seine Frage, ob nun bald
auf jede Division ein Soldatenheim komme, leider mit Nein beantworten.
Aber daß wir dieses Ziel erreichen, und vielleicht noch mehr, dazu soll
jetzt ein gewaltiger Anlauf unternommen werden.
Ihr alle daheim müßt mithelfen, denn es gilt allen da draußen und
darum auch jedem Einzelnen eurer Lieben.
Ist der Kriegshimmel noch so dunkel für das menschliche Gemüt,
Soldatenheime sind Sterne in der Nacht!
Ihr — daheim, — entzündet solche Sterne; wir werden sie hinaus
tragen bis in >die vorderste Stellung, dorthin, wo man sehnend nach den
Sternen der Keimat blickt.
Ein Feldgrauer schrieb an die Wand eines Soldatenheims:
Kier legt man ab jedwede Last,
Es finden Äff' und Mantel Ruh',
And wenn du sonst noch Sorgen hast.
So lege sie auch gleich dazu.
So werden die Frontsoldatenheime von unseren Kriegern empfunden.
Bis jetzt sind 400 solcher Stätten für Keer, Flotte und Eisenbahn ins
Leben gerufen, und mehr als eine Mertelmillion Mann gehen täglich dort
aus und ein. Käufig müssen einzelne Keime wegen Aeberfüllung ge»
schlössen werden.
Weihnachten naht. Sollten eure Teuren da draußen an diesem Feste
nicht besonders Keimatgeist verspüren? Schafft ihnen Soldatenheime in
der Ferne, tragt die Keimat zu ihnen hinaus!
Auch der kleinste Beitrag hilft dazu mit. Jede Postanstalt nimmt
ihn kostenlos auf dem Postscheckformular an, das mit einem neuen
Kindenburq-Bildnis der heutigen Nummer unseres Blattes beigefügt ist.
Fördere jeder dieses Werk der Liebe durch Gaben, die von Kerzen kommen.
Keine Kand ist zu klein! Jedes Kerz sei groß!
Den Ehrenvorsitz des Ausschusses hat Frau Generalfeldmarschall
Erz. von Kindenburg übernommen; den Vorsitz führt Anterstaatzsekretar
W,:kl. Geh. Rat Dr. Michaelis.

Krieg auf Erden.
Krippe und Kreuz.
dem würdig hehren Stall des süßen Kindleins
«Wi Singen, in Verehrung, scheu und untcrthänig,
Engel, rings geschaaret um den nackten Kleinen,
Der in stechend scharfen Dornen liegt.
G Du kleiner, großer Jesus, unsre Liebe,
Wer Dich so gesehen zwischen Bchs und Esel,
Wie sie schnaufend Deinen heiligen Teil? anbliesen,
Hätte nie Dich des Vreieinigcn Sohn geglaubt!
Nnd Maria kniete nieder,
Betete es an, das Söhnlein,
Nahm es darauf in die Arme,
Drückte fest es an die Brust,
Ihre eigenen Linnen griff sie,
wickelte darein das Kindlein,
Legt' es auf den Boden nieder
Mitten zwischen Bchs und Esel.
Und in Eintracht schritten Beide
Hin zu ihm, da sie gesehen,
Daß der Herr, er, der Allmächtige,
Gar der ZVärm^' so bedürfe,
Allsoglcich zu Boden warfen
Dankbar nieder sich die Thiere,
Streckten vorwärts ihre Kopfe
Ucber solche schöne Liebe,

Rings ertönen süße Sänge
von den himmlisch heiligen Engeln;
Alle kommen sie zusammen
Vor das 'ttind, es anzubeten.

Iacopo bei Benedetti, der dieses in Einfalt schreitende Weih»
nachtlied schuf, ist aus einem Weltmann und bologneser Juristen
durch schmerzendes Erlebniß ein Mönch und einDichter gewor»
den. In seiner Geburtstadt Todl sah er neben der geliebten, schönen
und vornehmen Gattin den Spielen zu, sah ihrenjungenLeib von
dem Gebälk der zusammengestürzten Tribüne zerschunden, ge»
tötet: und lief.durch daswirreZickzackengerWahnsinnsgäßchen,
in das Kloster destzeiligenFranz vonAssisi. Er hat alles Erden»
gut den Armen hingeworfen, dem als fünfter Papst Coelestin aus
den Thron Petri erhöhten Einsiedler Peter von Morrone gehul»
digt, dessen Folger,Bonifaz denAchten, ohne Erbarmen gehöhnt
und die Rache des Mächtigen im Kerker ausgekostet. Erst nach
Bonifazens Tod ist er, fünfunddreißig Jahre nach seines Lebens
Wende, frei geworden; und bald danach gestorben.Weil er nicht
in einer Welt athmen konnte, in der die rechteLiebe zuIesus ihm
zu verdorren schien.Was.fragte er, ist aus dem gewaltigen Simson,
dem weisen Salomo, dem liebenswürdigen Jonathan, dem großen
Julius Caesar, dem von Glanz umlohten Serres, dem Grübler
Aristotelesgeworden?MitihrenReichen,ihrenGcdankenpalästen
sind sie, sind Alle, die einst groß und herrlich lk bten, verschüttet
worden und mählich verwest. Will die Menschheit sich nicht ent»
schließen, die Fleisch gewordene Liebe, der Unsterblichkeit ward,
mit aller Seeleninbrunst zu lieben? Wie diese Liebe sich in die
Menschenwelt bequemte, hat Iacopone da Todi aus der Dar»
stellung(diedemDichtermehrstnnlich Greifbares bot als dieEvan-
gelien) in den Ueäiwtiones viwe dKi-Äi erlesen, die dem Bruder
Bonaventura (Giovanni Fidanza) zugeschrieben wurden und
sicherlich aus dem Gefühlskreis der Franziskas er stammen.«Die
Mitternacht führte die Stunde des Gebärens herauf. Maria erhob
sichvomLager und lehnte sich an eineSäule; Io seph aber saß traurig,
gewiß,weil er nicht das Nothwendige zu bereiten vermocht hatte.
Nun stand er auf, nahm aus der Krippe tzeu,schüttete es vor die
Füße der Frau und wandte dastz aupt nach der anderen Seite. Da
verließ Gottes Sohn den Leib der Mutter. Die aber neigte sich so»

Hleich.hob das Kindlein auf.umfaßte es inzärtlicher Liebe mit den
Armen und legte es behutsam in ihren Schoß. Sacht wickelte sie es
«un in den Schleier, der ihrAntlitz verhüllt hatte, und bellete den
>Sohn in die Krippe. Der Ochs und der Esel beugten das Knie,
strecktendieSchnauzeüberdieKrippehinundschnausten.als hätten
PeVernunft und wüßten,daß der dünn bedeckte Knabe in rauher
Kälte ihres warmen Athems bedürfe. Auf den Knien dankte die
Mutter dem Herrn, der ihr seinen Sohn gegeben, und sprach:,Ich
bete Dich an, ewiger Gott, und Dich, des lebendigen Gottes und
meinen Sohn!' Solches Gebet kam auch aus dem Munde Josephs.
Danach nahm er den Sattel des Esels, zupfte Wolle heraus, schich»
tete ein Kissen und legte es neben die Krippe, daß Maria sich dar-
auf fetze. So that sie; legte den Sattel unter den Ellenbogen: und
saß, die Herrin der Welt, mit unverrückbar fest auf die Krippe ge»
richteten! Blick, im Auge alle Kraft ihrerLiebe zu dem Sohn. Am
Hie Krippe hatten sich Engel geschaart, die nun ihren Herrn an»
beteten und dann, wohl eine Meile weit, auf das Feld zu den
Hirten gingen.ihnen die Geburt und denOrt zu künden, tzlmmel«
ansteigen sie jetzt mit Iubelge sängen. Darob ward ein großes Fest
-am himmlischen Hof und alle Zugehörigen eilten, ein Cyor nach
dem anderen, mit frohem Dank zuerst vor den Thron des Vaters,
bann hernieder, das Angesicht ihres Herrn und Gotteszu schauen,
ihn anzubeten, vor seiner Mutler sich tief zu beugen und Beiden
Loblieder zu singen. Ihnen gesellten dieHirten sich und erzählten,
was auf der Flur die Engel berichtet hatten. Die Mutter aber
prägte, als der Schwärm fort war, alles über ihren KnabenVe»
Mündete tief in ihr Herz. Beuge auch Du, ders allzu lange versäumt
hat, das Knie und bete den Herrn, Deinen Gott, und seine hei»
Äge Mutter an!" Denn ihr Schoß empfing aus Gottheit die un»
oerwelkliche Frucht der Liebe, deren Botschaft heute noch den
Sturm und Graus des wildesten Streites übertönt: »Ihr habt
gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten;
nver aber tötet, soll des Gerichtesschuldig sein. Ich abersageEuch:
Wer mit feinem Bruder zürnet, Der schon ist des Gerichtes schul»
big. Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um
Zahn. Ich aber sage Euch: Widerstrebe nicht dem Uebel; son»
bern, so Dir Jemand einen Streich auf Deinen rechten Backen
Hiebt, biete ihm auch den linken dar. Ihr habt gehört, daß gefagt
SS»

ist: Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassin.
Ich aber sage: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut
Gutes Denen, die Euch hassen, bittet für Alle, die Euchversol»
gen, auf daß Ihr Kinder Eures Vaters im Himmel seid."
Dem Häuflein, das auf solche Empfindenshöhe zu klimmen
und drobenzu athmen vermag, schreitet Izcopones MeisterFran;
voran. In Assist hat die Proven?alinPica ihn dem reichenTuch»
Händler Pietro di Bernardone aus Lucca geboren; in der dem
Heiligen Rufinus geweihten assisischen Kirche hat im September
1182 der Knabe die Tause und den Namen Johannes empfangen»
den der Vater, nach der Rückkehr von einer Kaufmannsreise, in
Francesco wandelte (vielleicht, weil er Frankreich inniger als die
tzeimath liebte undausdemSohneinenfeinenFranzosenmachen
wollte). DieProöence ist, mit ihren Ritterfesten.ihren vonDege»
umklirrten tzö,'cn der Minne, ihren Troubadours, schmelzendem
Liedern und gewürzten Fabeln, das bewunderte Vorbild, der
Spiegel der Welt. Und lüstern beguckt ihn der Jüngling Fran»
cescozbeguckt fast geckig sich inderspiegelnden Scheibe. Derreich»
steZierbengel der Stadt. Im Geschäft emsig, imVerkehrmit Kund-
schaft und Konkurrenz, nach dem Nrtheil Julians von Speyer»
«noch frecher a.s sein Vater"; draußen stets üppig gekleidet, sröh»
lich, zu rascher Kameradschaft, Schlemmerei und Trinkgelage be-
reit und als Verschwender von Schmarotzern umdienert. Jeder
Abend wird ein Fest, jedes Gespräch umttimpert die Laute oder
Viola; und der Kunst, der Z^a scien?a, zu Ehre, zwängt derFüh»
rer des flatterlustigen Fähnleins sich, wie ein twuvere zu Mum»
menschanz, ins zweifarbige Gauklergewand. Lebt dieser Jungem
denn nach dem Geschäft nur seinen Freunden? Wenn sie nach
ihm schicken, legt er, am Eßtisch der Eltern, den Löffel hin, rennt
von der Mahlzeit und kommt erst nach Stunden wieder. Ein Sc»
gen, freilich, noch, daß er sich den Weibern fern hält und unzüch»
tige Rede weder von der Lippe noch ins O)r läßt. Höherer Se»
gen, daß er für Gottes Natur und Geschöpfe offene Sinne hat
und zur Linderung der Armuth eben so gern und so oft wie zur
Lust seines Leibes Silberlinge ausstreut. Daß er im Laden, weil
ringsum die Kunden drängten,einen Bettler abgewiesen hatte,ver-
zieh er sich lange nicht. „Hätte ein Graf, ein Baron, irgendeiner
meiner Freunde ihn hergeschickt, um Geld von mir zu leihen, so>

hätte er da? Erbetene bekommen. Nun kam er vom König der Kö»
«ige: und ich ließ ihn mit leeren Händen, garmiteinerTrachtgro»
Ber Worte gehen!" Im Innersten doch wohl ein wackerer Kerl.
Nur, meint der Vater, sollte er sich an Seinesgleichen halten und,
«ls Sohn eines Kaufmannes, nicht immer und überall mit Ade»
Ilgen verkehren, die nach seinem Gelds doch wohl mehr als nach
seinem Geist und Gemüth langen. Auch der Mutter liegt manche
^Sevatterin mitWarnuNg in den Ohren. Was soll aus diesem über»
lauten,prunkhaftenWandeldennwerden?Doch Madonna Pica
antwortet aus getrostem Herzen: «Einrechtes Kind Gottes, wenn
mein Hoffen nicht trügt." Und die Mutter erlebt die herrlichste
Bestätigung ihres Glaubens. Acht Jahre vor Francescos Ge-
burt ist Asstsi von dem Mainzer Erzbischof Christian, dem Kanz»
ller des Deutschen Reiches, erobert, dann, nach kurzer Zeit freien
Stadtrechtes, dem im Namen des sechsten Kaisers Heinrich re»
«Kenden Konrad von Irslingen, Herzog von Spoleto und Gra»
sen von Assisi, unterworfen worden. Als nun Papst Innozenz der
Dritte den Herzog Konrad nach Marni gerufen hat, stehen die
Bürger wider die Zwingherrschaft auf, zerstören die Burg des
deutschen Ty'annenundumwallen die StadtmitsteinernerSchutz-
wehr. Ein Theil des in seinen Palästen bedrängten, vom Zorn
des niederen Volkes bedrohten Adels erfleht von dem starken
Nachbar Perugia Hilfe; und die Peruginischen Sieger schleppen
mit anderen Gefangenen den zwanzigjährigenFrancesco in ihre
Republik mit. Dort sitzt er, der sich von anderen Bürgerssöhnen
schon im Wesenskleid unterscheidet, ein Jahr lang im Adelsver»
ließ. Heiter; niemals vom Anhauch der Sorge berührt. Zu Haus
aber, nach zwölf Monaten tollsten Lustgebrauses, wird er krank,
entringt sich der Sense des Knochenschnitters: und findet beim
ersten Getast kaum noch den Menschen von gestern, den Iüng»
ling, in sich. Hat ihn die Krankheit über alles Ahnen schnell ge»
altert? SeinAuge willsich an Himmelsblau, an Weinbergen und
Olivenfeldern, an der feinen Duftlinie der Berge nicht mehr
freuen. Ist Alles, wie Alte sprechen, hienieden nur Staub und
wachsen vor dem Thor, dessen Riegel sich vorIugendglück schob,
auf jedem Weg nur Dornen? Er qenest, taumelt in denUmgang
und die Genüsse von früher zurück; wird ihrer aber nicht mehr in
der Seele froh. Die brennt, als hätte ein Dorn sich in sie gebohrt.

der Stachel sie wundgerissen. Franz rafft sich, den Schmerz zube»
täuben, zur That. Draußen wirdgekämpft. Italer gegen Deutschex
gegen die plumpen Brecher des Volksrechtes. Ein assisischerEdel»
mann wirbt und rüstet eine Kriegerschaar, die in Apulien zum-
Heer des Grafen Walther vonBrienne stoßen, in einerFront mlv
ihm das drückende Joch zerstücken soll. Ihr reiht Franz sich ein^
rüstet sich prächtig und jauchzt: »Nun weiß ich, daß aus mir ei«
großer Fürst werden soll!" Lächeln die noblentzerrchen über de»
tzändlerssohn, dem das rasselnde, funkelnde Rittergeschirr solche»
Größenwahn ins Hirn flimmert? Nicht lange wird sein Prunk sie-
ärgern. Noch vor dem Ausmarsch tauscht er Wams und RüstunA
mit einem armenAdeligen, dessen dürftige Tracht ihn gejammert
hat.In der Nachtnach dieserWohllhat führt.an hellenund düstere»
BildernvonKriegundGefahr vorüber,Traumden imTiefstener»
regtenGeistFrancescosdiBernardone in denLaden desVaterK
zurück. Vor dem schlafenden Auge wölbt die Decke sich in eineK
Palastes Kuppel, unter der eine weitetzalle prangt; wandeln die
gestapeltenTuchrollensichinGebirgeblitzenderHarnische, Schilde,
Spieße, Schwerter, Helme und von jedem Wehrgeräth leuchtet
das Christenkreuz; im Glanz, der aus einem Nebensaal durch die
breitenFlügel einer osfenenThur dringt, harrt eine bräutlich ge»
schmückte Jungfrau; und vondertzöhesprichteineS.imme: »Dies?
gehört, Alles, Dir und Deinen Waffengefährten." Stimme des?
Himmels oder Ruf des Versuchers, der mit derAusspreitung ir»
tischer Herrlichkeit die Seelen zu ködern strebt? Eine sanftere
Stimme geleitetbald ausEmpsindenswirrnißinKlarheit.Fieber
zwingt in Spoleto den jungen Kriegsmann zuRast insBett. Da,
auf der Schwelle zwischen Wachheit und Schlummer, hört er die
Frage, warum er in Apulien Kriegsdienst leisten, dem Knecht,
nicht dem höchsten Hern, sich verpflichten wolle: und antwortet,
wie der tarstsche Saulus am Tag der tzeilandsmahnung in Da»
maskus: «Was.tzerr, soll ich thun, damit Di in Wille geschehe?»
Heimkehren soller; zu Haus der Erleuchtung warten, die ihn lehren
werde, daß er die ersten Stimmen und Zeichen weltlich und drum
falsch verstand. Franz gehorcht. Wehrt den Verdacht der Feig-
heit mit derAnküvdung großen Wirkens auf der Vaterlandserde
ab. Zeigt sich aber fürs Erste wieder nur als die bunteste Blüthe
am duftenden Strauch männischer Stadtjugend. Ist er noch, dcr

«r vor derWaffenfahrt war, oder klingt im Innersten die Berufung
vonSpoleto nach? Keiner kanns ahnen. Saitenspiel, Sang und
Gelage: nach dem Ladenschluß bis in die Nacht. Bis in dieSom»
mernacht des letzten Schmauses. Der war leckerer gewesen als je
zuvor einer, stärker gewürzt und mit köstlicherem Trank bespült.
Was ist denn mit unserem Wirth, der heute noch weniger als sonst
geknickert hat und dem wir doppelten Dank schulden? Reut ihn
diesmal doch dieVerschwendung?Nicht seine Art. hinten schien»
dert er; einsam in stiller Nacht. Steht nun gar; scheint zwischen
die Steine sich einzuwurzeln und mit den Sternen Zwiesprache zu
halten. Dir dämmern wohltzeirathgedanken, Fränzchen? «tzasts
getroffen, Lieber; ich will mich vermählen, lange aber nach einer
Braut, die schöner, reicher, tugendlicher ist als irgendein Weib,
das EuerBlick irgendwo sah.' Gelächter. DerBengel hat immer
die dicksten Rosinen im Sack. Doch giebts gewiß eineHochzeit.wie
Assisi noch keine erlebt hat. Alle Schneiderellen, Zwirnfädler,
Bortenknüpfer dürfen sich freuen. GuteNacht! Ein galantesLied
schwirrt von der Viola. Monna Pica träumt von ihrem Aelte sten.
Der ist, mit dicht sprossendem Bart, entschlossen, ein rechtes
Kind Gottes zu werden. Was war sein Leben? Tand. Was soll
es fortan sein? Dienst. Wem frommt rastloser Erwerb und die
Häufung eines Schatzes, den Rost und Motten fressen, wem die
Mast des Bauches, die Fütterung, Tränkung fühlloser Schwel»
ger und all der Schwatz, Schalkssang und das öde Geklimper?
»So Gottes Geist in Euch wohnet, seid Ihr geistig, nicht fleisch,
lich. Wer nach dem Fleisch lebet, wird sterben; wahrhaft leben
nur, wer mit dem Geist die Lüste und Werke des Fleisches tötet.
Nur die vom Geist Gottes Getriebenen sind Gottes Kinder. Und
sind wir Kinder, so auch Erben Gottes und Christi: wenn wir mit
ihmleidenundausLeid inseine Herrlichkeit erhoben werden. "Die
Sätze, die Paulus an die Römer schrieb, flammen auch aus Fran»
zens Seele nach der Erleuchtung auf; und ihr Schein hellt den
Pfad, den er gehen muß.Was ihn bisher schmackhaft dünkte, wi-
dert jetzt den Schlund; was er übersah, verachtete, wovon ihn Ekel
abkehrte, justDas wird seines Lebens Inhalt und Heiligung. Aus
der Felshöhle, die ihm nun Feststätte wird, schaut er in die vcr»
tändelte Jugend zurück. Ein Thor, wer Reichen noch reicher auf»
tischt, Zieroögeln, die ihres Futters Menge kaum aufpicken kön»

nen, n o ch Brotkrume zwischen die Gerstenkörner streut. Solch ein I
Thor war Messer Francesco gewesen. Nur Armen will er noch I
spenden. Brot und Wein, Geld und tzüttengeräth; ist die Börse I
leer, Hut oder Gurt, Rock oder Hemd. Ist ihm nicht besser, nur I
eine Leibeshülle zu haben und zu wissen, daß ein Anderer, den I
keine Mutter hätschelt und nudelt, nicht in Hautblöße friert? Et I
pilgert nach Rom, tauscht mit dem ärmlichstenBettlerden Anzug: I
und fühlt sich, vor Peters ragender Kirche, am Grab des großen I
Apostels, in Lumpen, zum ersten Mal selig. Zum ersten Mal als I
ein armes Kind Gottes, das von Gnade lebt und dessen Anblick I
in finsteren Herzen ein Kerzlein läuternden Mitleides anzündet. I
Durfte er jemals hofsen.als ein satter Schlemmer in dentzimmel I
zu gelangen? Eher schlüpft ein Kamel durch ein Nadelohr. Doch >
dieseProbewarallzuleicht;Mummerei mehr als Prüfung. Franz I
ersehnt härtere Heimsuchung. Wies nicht Iesaias Weissagung aus R
das Gelichter der Bresthaften, von Schmerz und Schwären Ge» 1
plagten als auf die Ebenbilder des Erlösers, der, wie sie, gemie» l
den, verachtet, gestäupt, bespien wurde? Aussätzige heißt sie I
heute der Volksmund: und vor ihrem Stank scheucht ihre Holz» I
klapper Reine aus so widrigem Dunstkreis. Ost hat Franz die I
Lazaristen bestaunt, die sich dieses Elendshäufchens erbarmten;!
niemals begriffen, wie sie so Abscheuliches über sich vermochten. i
Wenn er, auf der Straße von Assist nachPortiuncula, den Aus» I
satz roch, ward ihm übel; wenn aus dem Spital der Wind eine
Dunstslocke von drüben herwehte, scheute sein Pferd und wandle
den Hals und wollte nicht weiter vorwärts. Nun strafft er alle ^
Segel des Willens. «Was Dir Grauen schuf, wird Deines Le-
bens hehrste Freude und süßester Inhalt werden." Schon wit»
terts wie Pest heran. Günstiger Wind, der auf dem Fischerboot
Petri alles Linnen bläht. Vom Roß; muthig in den Strudel. Eine
zerfressene Hand streckt sich vor, über ein lippenlos klaffendes Maul
stülpt sich eine verweste Knorpelnase, aus Geschwür und eitern»
den Wundmalen stinkt es auf: und Francesco di Bernardone,
der am Feinsten geschniegelte Herr von Assisi, küßt die Hand des
Klappergerüstes. Unter ihm liegt der Ekel zerstampft und Thrä»
nen wandeln den Staub in labende Narde. In San Salvalore
belle Pareti, demAsyl derAusfätzigen, ist Franz bald ein Helm»
scher Gast. Dem faulten die Finger, Diesem ist die Zunge ver«

stümmelt, Jenem das Auge zerronnen; Einer humpelt, dem Zwei»
ten fraß der Wolf die Haut von den Wangen, dem Dritten trieft
Eiter von denWimvern.Sind sienicht dennochMenschen?Nicht
einst demBild Gottes nachgeschaffen, von seinem Odem belebt, von
seinemWillen in läuternde Qualgeschleudertwordenundmensch»
lichen tzelferdienstes deshalb durchaus würdig? Franz scheidet
sich aus derWelt; entläuft seinem Jahrhundert inMönchsleben.
An einem Aprilmittag sieht der würdige Herr Pietro vor seinem
Laden einen von der Menge umheulten, gezausten, verhöhnten
Narren: und erkennt in dem bleichen, hageren, struppigen Bett-
ler, dessen Kittel fadenscheinig und schlecht geflickt, dessen Auge
blauschwarz umrandet ist, den fünfundzwanzigjährigen Sohn, der
fein Stolz war und feines Alters Stab fein sollte. »Der schöne
Francesco! Der Ritter von der Elle, der Apulien erobern, ein
großer Fürst werden, die hübscheste Prinzessin heimführen wollte!
In welcher Lumpenfalte steckt sein Fürstenthum und in welcher die
minnigliche Braut?" So johlt eS ringsum. Neid, der lange schwel»
gen, sich in Lächeln und Wedeln verkriechen mußte, bäumt sich,
wie ers vor dem Mißgeschick früher Mächtiger heute noch, täglich,
thut, in Raferei fchnaubenden Hohnes. Zorn verzehnfacht die
Kräfte des greisenden Kaufmannes. Mit den Armen, Schultern,
Füßen spaltet er die Schaar, zerbläut die ihm Erreichbaren, greift
feinen Jungen, schleppt ihn, der sich nicht wehrt, in den Keller,
schließt hinter ihm dieThürundgehtdann,alsseinichtsgeschehen,
an fein Geschäft zurück. Madonna Pica hat, während der Abwe-
senheit des Eheherrn, ihren Franz aus dem Kerker befreit, ihm
Festkost bereitet und Gold zugesteckt. Dankt ers ihr und wendet
sich in das Leben Ordentlicher? Nein. Gr verschmäht Tracht und
Speise, die seinem Stand ziemen würde. In seine Höhle bei San
Damiano will er; und spricht im Scheiden zur Mutter: »Nicht
Abschiedsweh näßt mein Auge; ich weine über das Leid meines
Herrn Jesu Christi und würde mich nicht schämen, mit dem von
diesen Thränen feuchten Antlitz durch alle Länder zu wandern."
Ehe die Mutter das Hausthor aufschloß, hat ihre Fürsorge
den Verwilderten in feine Leinwand und theures Scharlachtuch
gekleidet. Vater Pietro kehrt von der Kauffahrt zurück, findet das
unIerirdischeHausgefängniß leer und ruft, neuer Schande vorzu»
beugen, die Amtsgewalt der konsularischen Behörde an. Die ist

dem guten Bürger und vornehmen Wohlthäter willig. Sie be>
schließt, dem schlechten Sohn abzufordern, was er an väterlichem
Gut noch besitzt, ihn aus dem Stadtgebiet zu weisen und alles Er»
bes verlustig zu sprechen. Der Stadtherold erwischt ihn bei San
Damiano, vor der Kapelle Santa Maria degli Angeli, erlangt
aber der Ladung vor Gericht kein Gehör. »Von Gottes Gnade
bin ich, was ich bin: ein freier Mann, nur dem höchsten Herrn
dienstbar, also nicht verpflichtet, mich vor dieKonsuln zu stellen.'
Von solcher Antwort läßt^Pietros Starrkopf sich nicht beugen.
BischofTuidosollihmdenFlüchtlingfahen.DemRufdes Kirchen-
fürsten folgt Franz; und im Gerichtssaal des Bischofspalastes
steht der Sohn vor dem Vater. Gottes Knecht, spricht Guido, darf
nicht an Mammon hangen; wer sich der Gnade des Höchsten an»
vertraut hat, darf ihm'nicht gegönntes Gut niemals hinter sich be»
halten. Ueber Franzens stummemMund ist ein Lächeln. Er wendet
den Kopf, denFuß, istverschwunden: und tritt, nach kurzer Weile»
nackt, nur einen härenen Schurz um die Lenden, aus dem Neben»
gemach. Sacht schichtet er die Kleider, das Unterzeug auf den Ge»
richtstisch, legt drauf den Beutel mit seiner Barschaft, hebt die
Stirn himmelwärts und redet, als gelte fein Wort den Sternen,
nicht den um ihn Lauschenden: «Alles gab ich nun zurück, was ich
von Pietro di Bernardone hatte; nicht ihn nenne ich von dieser
Stunde an Vater, sondern sage: Vater unser.derDu bist imtzim»
mel!" Ein Freier; nur in Gottes Staat Knecht. Der unversöhnlich
gekränkte Pietro wankt nicht; kein Blutstropfen schimmert durch
die Hand, die Kleider und Linnen bündelt und das Geld in die
Tasche steckt, durch dasAntlitz^dassich zu Gruß vor dem Gerichts»
Herrn neigt; langsam schreitet er durch die von Gefühlswallung
wogende Menge. Der Bischof thut, wie uraltes Vehmrecht dem
Richter empfiehlt, dessen' gerechten Spruch stets Menschenliebe
wärmen soll: er breitet seinen Mantel um die Blöße des nackten
Jünglings. Dann läßt er ihm, als der Schwärm sich verlaufen
hat, eine alte braune Kutte bringen. Auf deren Rücken zeichnet
FranzmitKalkeinderbesKreuz.Jetzt ist er gekleidet,vorWetters
Unglimpf geschützt. Noch ist Lenz. Das zarte Grau derOelbäume
verschwimmt in durchsonntes Aethersblau und aus den hell»
grünen, schon in Knäbleinhöhe aufgeschossenen Halmen glüht
Mohn. Nie war Umbriens Erde schöner. Auch durch Fi o't und
Wildnitz, Blitzesf^ammen und Schneegestöber wird Dieser frch

wandern; über spitze Kiesel und brennende Nessel hin den Weg
an sein Ziel. Räuber bedräuenihn.Was können sie ihm nehmen?
Ihre Enttäuschungwirftihnineine verschneite Schlucht. Frommer
Eifer hilft schnell heraus. Der Prior des Benediktinerklosters weist
ihn, trotz der Ordensregel, die gebietet, den Kömmling wie Jesus
Christus zuempfangen,inniederen Küchendienst und versagt ihm
das erhoffte Brudergewand. Erst in Gubbio erhälter, von Freun d
Spadalunga, Kittel und Gurt, Schuhe und Stab, die dem Ein»
fiedler taugen.In dieserTracht hatFranz auf derGasse dem Hei»
land, der Jungfrau Lieder gesungen, Steine und Mörtel für den
Aufbau der Damianskirche, Mahlzeitbleibsel für seinen Hunger
erbettelt. In dieserTracht ist er, furchtlos und mit heiterer Seele,
über das weite Rund der Erde gewandert.
Als Kirchenbauer, Evangelist.Sänger undtzerold des Herrn,
Missionar, Ordenshaupt. «Gehet hin. sprechet, prediget: Das
Himmelreich ist nah! Pfleget Kranke, heilet Aussätzige, erwecket
Tote in einneuesLeben.trcibct dieTeufelaus.Wa? Ihr umsonst
empfinget, gebet auch Anderen umsonst. Ihr sollt nicht Gsld, Sil«
der noch irgendein Geld in Eurer Gürteltasche haben; auch keine
Tasche fürMundvorrathaufdenWeg.nichtzweenRöckc, Schuhe
noch einen Stab. Wo Ihr aber in eine Stadt oder einen Marli»
flecken gehen wollt, da erkundet zuvor, ob drinnen Einer wohne,
ders Werth fei; bei Solchem bleibet dann, bis Ihr weiter ziehet.
Wo Ihr ein Haus betretet, da sprechet den Gruß: Der Friede sei
mit diesem Hause! Ist es dieses Grußes würdig, so wird Euer
Friede ihm werden; ist es unwürdig, so wird der Friede sich zu
Euch zurück wenden.llnd wo man Euch abweist und EurerRede
nicht lauschen will, da kehret Euch ab von dem Haus und der Stadt
und schüttelt ihren Staub von Euren Füßen." Die Lehre,dieIe»
sus den zwölf Jüngern gab, gräbt auchFranz seinen erstenInn»
gern, Bernhard, Peter, Egidius, ins Gewissen. Und trägt selbst
sie übers Meer, in das Heilige Land. Auf der Straße nach Ba>
bylon wird er von sarazenischen Christusfeinden gepackt, ausge-
peitscht, in Ketten vor den Sultan geschleppt. Der löst die Fesseln
und blickt auf nie noch Erschautes: einen bärtigen Mann, dessen
Füße nackt sind, dem ein Hanfstrick die graubraune Kutte gürtet
und dessen Auge, trotz Mangel und Mißhandlung, von freudi»
ger Inbrunst strahlt.KeineSpurvonknechtischerUnterthänigkeit;
kein Verlangen nach förderndersvende.DemüttzigerStol^lehnt

jedes Geschenk ab. Nur meinen Glauben,spricht derFremdlin?,
will ich verkünden; nur von meines Herrn Gnade leben und, so
es ihm beliebt, im Flammenmeer sterben. Niemals sah derSul»
tan so seltsames Geschöpf.Allmählich fühlt er sich in das Gespräch
mit Franz ein, horcht auf die Christenpredigt und wäre zu Be»
kehrung willig, wenn er nicht fürchten müßte, sich selbst, vor dem
Abschluß nützlichen Wirkens, und den Missionar ums Leben zu
bringen. Mit einem Schutzbries entläßt er ihn. In einer Herberge
umspinnt eine schöne Sünderin, die wohl vergebens auf Kam»
wanenhändler gewartet hat, mit Schlangengeschmeidigkeit den
heiligen Mann. Er verheißt ihr das wärmste und reinlichsteBett,
legt sich nackt auf den glühenden tzerdrost und ladet sie ein, sich
ihm zu gesellen. »Blüht es nicht um mich^vie Purpurrosen und
gelbeLilien?Nirgends hatgewißDeinAuge so wundersam Herr»
liche Bettstatt erschaut.' Die Frau überrieselts; und da sie den
Keuschen ohne das winzigste Brandmal, mit unversehrter Haut
von demGluthlagersteigen sieht, ahnl sie dasWalten unbekann»
terAllmacht,lernt zuihr beten und wird,die mitFleischködernach
Leibern geangelt hat, eine züchtige Seelenfischerin. VorDarniette
findetFranz,dessenLeben nun siebenunddreißig Iahxezählt, eine
Pflichtenlast, unter der Schwachheit zusammenbräche. In zwei
Treffen haben die Kreuzfahrer siebentausend Musulmanen er»
schlagen, das Schlachtfeld wimmelt von Wunden aus beiden
Heeren und in die Schaar der Christen hat Unzucht undLustseuche
breite Löcher gefressen. Franz will nicht nur Pflegen und heilen,
trösten und mahnenzwill auch Frieden stiften. Den darf, nach zwei
Siegen, daSHeilandsheer anbieten, ohne vorMißdeutungzu za»
gen.Wieder wird derSendling desHimmelsfürsten vonBütteln
mißhandelt; wieder steht er vor einem Sultan. Der von Egypten
ist nicht so milden Sinnes wie der von Babylon. Er lächelt der
Friedensbotschaft und schickt den Mönch, der die Kraft seines Ge-
betes gerühmt hat, mit der spöttischen Weisung fort, diese Kraft so
zu bewähren, daß Gott selbst dem Sultan dieWahl fremden Glau»
bens befehle.Der Krieg tost weiter. Im November wirdDamiette
erobert, geplündert. Da ist kein Haus mehr, kein Krieger friedlichen
Grußes Werth. Zu Euch zurück, ist geschrieben, wird sich der Friede
wenden. In Bethlehem umfängt, erquickt er Franzens vomSchau-
t>er noch zuckende Seele. Hier erlebt er die Weihnacht.
VierIahre danach hat er in Greccio das EilebnißÄnderest

zu vermitteln getrachtet. Weil Freitag ist, müßten wir fasten. Weil
aber des Herrn Jesu Geburlstag ist, dürfen wir, müssen wir uns
des Fleisches freuen. «Wenn die Mauern Mäuler und Mägen
hätten: an diesem Glückstag stöpsle ich sie mit Fleisch; nun muß
mir genügen, ihreRinde mit Fleischessaft zu bestreichen. Wenn
meine Bitte ins Ohr des Kaisers gelangen könnte, würde sie von
ihm das Gebot erflehen, an diesem Tag allem Gethier das beste
Futter zu geben, auch den Vögeln, besonders der lieben Frau
SchwesterLerche, kräftiges Korn hinzustreuen und alleArmen an
den Tisch Wohlhäbtger zu laden." In den Sabinerbergen ist eine
Felshöhle. Darein soll der gütige Herr Vellita, dem die Brüder
das Gemeindeland danken, eine Krippe stellen und sie mit Heu
füllen. Ochs und Esel dürfen nicht fehlen. Rasch ists vollbracht.
Da Mitternacht sich auf die Wipfel der Steineichen senkt, zünden
Franzens geistliche Brüder weißeWachskerzen an, umringen die
Krippe und hinter sie reiht sich die Gemeinde mit leuchtenden
Fackeln.Unter dunklemDezemberhimmel wird Tageshelle. Nach
der Messe, dem Sang der Verheißung tritt Franz als Diakon an
die Krippe, die Altar ist, und spricht mit seiner sanften und doch
gewaltigen Klang vermögenden Stimme von dem Kindlein, das
in Bethlehem geboren ward und als König thronen sollte in Da»
vids Stadt. «Das Wort Bethlehem sprach er in einem Ton, als
ginge von einem blökenden Lämmlein die Rede; und hatte er den
Namen Jesu genannt, so ließ er die Zunge über die Lippen glei»
ten, um die Süße zu schmecken, womit der Seim dieses Namens
sie genetzt hat." Wächst es in der Klippe nicht zu Umriß,zu eines
schmächtigen Körpers Testalt? Ein Kind ist geboren; und scheint
wiederentschlafen.InFranzens Armen erwachts.öffnet dieFäust-
chen und streichelt, mit zärtlichem Lächeln, die rauhe Kutte, den
Bart. Ein Wunder? Aus dem Elend bedrückter, verscheuchter
Menschen ist Gottheit geboren worden. Träges Gedächtniß ver»
gaß sie; verschwemmte in Rausch und wüsten Streit jede Erin»
nernsspur. Inbrünstige Hingabe des frömmsten Lebens erwirkt
die Auferstehung des Gottes. Wer ohne Betastungprobe an ihn
geglaubt hat, ist seines Blickes würdig. Wer sein reines Leben
nachzuwandeln, seinLeid mitzuleiden wagt,wird von seinem lin»
den Finger gestreichelt und seiner Freude theilhaft. Giotto hat
den Vorgang der Weihnacht an die Wand der Oberkirche von
Assist gemalt. Franz, der hier schon LanctusssrsnciscuZ ist,knietvor

der Krippe und schlingt den Arm um das bekleidete Jesuskind»
Doch der Schauplatz ist nicht elneBerghöhleunddieBrudeischaft
ähnelt nicht dürftigen Mino riten. Die Höhle hat GerardSeghcrs
gemalt, die Krippe mit Heu, den nackten Mariensohn und in der
ärmlichen Kutte den echten, jcdemAuge vertrauten Franz; nur
hat er ihm die Heilige Klara, die in der alten Mär von Greccio
nichterwähntist,zur Gefährtingegeben.Wo einstdieKrippestand,
Ochs und Esel Heusträhnen kauten, wird jetzt der Leib und das
Blut des Heilands gespendet.Mar undKirche sind demtzeiligen
Franz geweiht, dem Haupt der SeraphischenBrüdergemeinde, die,
nach dem Wort Gregors des Neunten, als ein neues Geschlecht
vom Himmel stieg und neue Wunder wirkte. Das herrlichstein
der Seele ihres Vormannes, der ein Spiegel der Weltlust war und
der Spiegel vollkommener Tugend, speculum perkectionis, wurde;
ohne äußeren Zwang un d jähe Bekehrung, in natürlichem Wachs-
thum die größte und liebenswürdigste Gestalt aller Christenge»
schichte. War je Weisheit in Einfalt so stark, Menschcngeist des
Fleischessomächtig? Diesen paterSerapKicus läßt in demHImmel,
der Faust und Gretchen vereint, unser Dichter tröstend sprechen?

Steigt hinan zn höhrcm Areise,
wachset immer unvermerkt,
lvie nach ewig reiner Weise
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn Das ist der Geister Nahrung,
Die im freisten Aetlzer waltet:'
Ewigen Liebens Bffenbarung,
Die zur Seligkeit entfaltet.

Die zweite Sintfluth.

»Franz und Jakob waren mir gehorsame Kinder. AusIta»
Ziens ehrlich frömmstem Geblüt. DerFranz aberfast einFranzos;
sein Weh schreit, seines Glückes höchster Wellenkamm gischtet
Französisch. Zwei Aufrechte, die vor Erdenmacht niemals bebten
und selbst keine Macht begehrten als die ins Kreuz eingebälkte.
Was ist Denen da unten Macht? Gewähr einer Herrschaft; Ge»
wißheit, daß sie Fremdes, Feindsäliges, ein Volk oder einen Geist,
eine Berufszunst oder ein Gewimmel, drücken, in Fronpfiicht
pressen und in dem Gefühlssumpf, den ihres Vortheils Zunge
Nolhwendigkeit nennt, vernichten können. Was ist das Kreuz?

Sinnbild allen Verzichtes auf Machtsehnen und Machianwen»
dung. Der mit dem Hall seiner Stimme, schon mit dem Wink sei»
«es Herzens alle Stürme entfesseln, auf ihrem gesträubten Fit»
iich die ganzetzeerschaardestzimmcls herniederrufen, als Schüt»
zer um sich sammeln, die zu Mord gerüstete Stadt der Schwätzer,
Krämer, Schächer sammt den in ihr kribbelnden Vierfüßern und
Zweizinkern in wüstes Leichenfeld wandeln und auf den Trüm-
mern die Adler und Aasgeier seines Stolzes atzen könnte, er
gilbt sich fahlen Schergen.läßtsichvonkraftlosenPriestern richten,
von schlotterndem Ireiknechtgesinde henken. In seines Aihems
Flamme schmölze das Eisen des dicksten Nagels; das Runzeln
seiner schweißigen Stirn vermöchte die Schaftspitze des Kreuzes
in Erdnähe zu neigen. Er aber will die Verwundung, die Pein,
den Tod seinesFleisches; willdenstchtbaren.demblödestenAuge
einleuchtenden Sieg derMacht, die das Schwert führt und hohle
Hände mit Silberlingen füllt. In Scharlachselde mag si e thronen,
Perlen auf ihren Purpurmantel säen, mit Nestern aus Demant
und anderem Edelstein sich in Glanz putzen, Gold ihr Bettgestell,
ihres Alltages Eßtisch, ihres Fußes Schemel sein und das Roß,
das sie zu Schauprunk, Thier» oder Menschenmord trägt, von
prächtigerem Zaumzeug funkeln als eines heidnischen Kriegs»
götzen Streithengst: Geist, der sich, ungezwungen, den Schlingen
des Fleisches entband, kann, wird, muß Macht überwinden. Die
ist verweltlich, ist der schillernde Giftblumenstrauß, den derVer»
sucher mit den aus Eden gestohlenen, in Röhrchen gefangenen
Düften besprengt hat, daß er ihn vor den Nüstern des Opfers in
Wohlgeruch bringe. Scharlach undHermelin,Purpur undZobel,
Ophirs Gold und das heiße Glitzern seltensten Südzesteines:
zwischen Krippe und Kreuz ist Alles entfärbt. Macht weicht der
Aebermacht. Die greift nach demDonnerkeil und verrenk! sich den
Arm; oder bläht sich, im Ilebermuth des Bedrückers und unan»
greifbaren Siegers, bis sie platzt. Ist das Geflecht meiner Mus-
keln denn fester als eines Ringers und schwillt dasAdergesträng
meinerLenden von stärkerem Saftstrom? Mitdem Metzgerknecht
mißt sich niemals der Gott. Aus Geist ist er, jeder, in die Krippe
dertzirnvorstellung geborenunddenplumpenMittelndertzerrsch-
sucht in Ewigkeit feind. VonEwigkeit «n. Wer erfrechte sich, zwi»
schen den Befehlsreichen des alten und des neuen Gottes, des
Vaters und des Sohnes, ein Loch aufzureißen, in das die Bun»

deslade versänke? Hieß ich «ich! Samuel seinemVolk sagen, wie
Macht peinigt und welche Qual aus ihren Poren träuft? .Eure
Söhne wird der König zu Wagenlenkern, Läufern, Vorreitern
nehmen, sie zutzeerführung,Pflüger° und Schnitterarbeit, Hand»
werkundTroßpflichtdingen.EureTöchterwerdenihm Köchinnen,
Bäckerinnen,Arzeneikrämerinnen sein.Wozu taugen Eure Aecker,
Weinberge, Oelhaine, wenn nicht zur Löhnung seiner Knecht.?
Was Euch vonErnte undLese, vonFrucht undBieh bleibt, zinst
ihm ein Zehntel. Als ein Volk von Knechten und Mägden brauch et
ihr ferner nicht Knecht noch Magd; ihm allein ziemt Dienerschaft
und er wirdsieheischen.WennIhrs erlebet unddannKlage über
des Königs Schalten anstränget, so wird das Ohr des Herrn ihr
taub sein/ Ehe noch Davids Harfe erklang, senkte der Schwaden
dieser Warnung sich auf die Erde. Warnung vor Macht, die sich
im König verkörpert und die, um zu ragen, über das Recht eines
Stammes, einerKaste oder ihr unterworfenen Mehrheit sich hin»
wegsetzen muß. Macht ist in der Schlange, in Weibes Neugier, in
Götzen, in Mammon, in dem Goldbild des Kalbes, in Babylons
Hurenpomp. An ein Kreuz wurde schon Adam gehämmert; weil
er Erkenntniß, die nur in Erlebensleid reifen kann, in mühlosem
Behagen vomBaum naschen wollte. Wer schmatzen und zugleich
durch Befehl Gut von Bös grenzen möchte, gehört ins Joch, in
den Staub. Wer die Ohnmacht der Macht, erkämpfter oder er»
listeter, die'Allgewalt mitleidiger Liebe beweisen und denWahr»
spruch, daß keines Eroberers Werk währt als des Gedankens,
dem Menschenbewußtsein einfurchen will, liefert selbst sich ans
Kreuz und weckt mit Schweiß und Blut, Nägelmal undDornen»
riß, Dürsten und Röcheln unendliche Sehnsucht. Wo gähnt zwl»
schen altem und neuem Bunde die unübersteigliche Kluft? Franz,
Iakob.vor und nach ihnen mancher Wackere hat verstanden. Nicht
jeder Bischof und Papst. Der Stall von Bethlehem ist oft Spiel»
statt der Gaukler, die Krippe schlau beblinzeltes Märchengeräth,
das Kreuz Herrschsüchtigen das in seiner Ehrwürde handlichste
Werkzeug geworden. And was blieb von der Aussaat der Ver»
ständigsten auf der Tenne meiner Menschheit? Nicht mehr, als
auf dem Dach der Welt von Wassers fluth hastete. Schleiergewebe,
das nur des wachen Geistes Auge erblickt. Horchet hinab! .Ehre
sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen Menschen, die
«UtenWillens sind/ Wer ehrt in sich, nicht mit demKlöppel, den

5 Mtt? Wo ist Friede auf Erden? In welchetzürde hat, fern von
Gebrüll, die Brüderschaft des guten Willens sich geschaart?'
Irren ist göttlich; mag blinde tzeidengottheit sich noch so oft
gerühmt haben, daß sie niemals, auch Nicht aufdemsteilstenPfad,
aus d<r Wahrheit strauchle. Irrthum verbot, von einem Baum in
Eden die Frucht zu essen, und rankte um den einen dadurch alle Be»
gieiden. Irrthum hoffte, die Sintfluth werde die Seele derMensch-
heit von Schlamm undGewürm säubern. Weil die in sechsTag»
werken geschaffeneWeltraschverschmutztwar.ihreBewohner von
Göttlichem sich zu Thierischem wandten, Güte als Schwachheit,
Geist als die Krücke des Lahmen verlachten, nur derMacht noch
huldigten, selbst sich Herren bestellten und von deren Fußkleidd ann
knechtisch den Staub leckten, wurde sie mit dem Verhängniß der
Sintfluth gestraft. Mit der Wimper des Schöpfers hebt sich das
Wasser und vertilgt alles Lebendige, alles ins Licht empörst«»
bende Gewächs,Mensch,Thier.Pflanze. Noah, der, weil in ihm
noch.nur in ihm der Athem Gottes weht, mit den Seinen bewahrt
werden soll, landet seineArche auf dasWeltdach, von dem mäh»
lich nun dieFluth sinkt. Um zu erkunden,ob die Erde schon trocken
un d für Menschenfühe betreib ar werde, öffnet er die Luke des Holz-
tastens und läßt eine Taube ausfliegen. Die kehrtzurück: hat alfo
nirgends Ruhstatt noch Nahrung gefunden. Nach sieben Tagen
läßt Noah, mein treuer Dienstmann, die zweite Taube hinaus.
In der Abenddämmerung pocht ihr Schnabel an die Wand der
Archezaus ihm winkt einOelblatt. Also sprießt es wieder aufEr-
den und aus jungen Wurzelu steigt der Saft in den Stamm. Da
die dritteTaube nicht wiederkehrt,also einetrockeneNiststätteund
Futter gefunden hat, darf Noah mitAllem, was sein ist, aus dem
Gehäus klettern. Nicht länger hauche Fluch nun Pest über das
Land. Fruchtbar sei aller Same. Ein neuer Bund knüpfe die
Menschheit an ihren Schöpfer, dessen Gnade verheißt, Saat sein
nnd Ernte werden, Sommer dem Winter, Tag jeder Nacht fol»
gen zu lassen, bis der Erdball in Kohle verglüht oder in Eis er»
starrt. Und ziehen Wolken herauf und strömt es aus ihnen nie»
der, so sei der sarbige Bogen am Himmel Zeichen und Abglanz
des erneuten Bundes, Zeugniß und Gewähr des göttlichen Ent»
Wusses, alte Sünde und verjährte Thorheit nicht noch einmal
mit der Fluth aus der Himmelsschleuße zu sühnen,Nie hätte ein
Gott, der Menschenthum kannte, in solches Gelübde sich vorge»

wagt. Das war nicht zu halten.Hatte der Wasserschwall denn die
Menschen entmakelt?Vor derSintfluth war Kain, der den Bru-
der erschlug: nach der Sintfluth war Lot, der demOheim den Vieh»
stand neidete, waren Lots Töchter, die den Vater trunken mach»
ten,daßer sie schwängere. Zuvor Mord und danach Kriegvon fünf
Königengcgenvier.AllestzossenausLäuterungwareitelIrrthum.
Ist in Jahrtausenden, oft umgepflanzt und von GZMtners»
obhut begossen, Irrthum geblieben. Die Erde hqt gebebt, breit die
Kiefern geöffnet und ganze Städte verschlungen, aus Meer ist
Land, aus Land Meer geworden, Seuche reihte Geschlechter dem
Fiedler in Todesreigen, aus Kratern brach Feuer und begrub die
schönsten Vermächtnisse in Pracht dürr gewordener Zell unter
Schlacke undSchuttgeröll. Das kam undgingzunddersechsie,der
achte Mond fand keine Spur der Pein, des Entsetzens imMen»
schengehöft. Manche Geißel flocht ich; aus der Haut der Meder,
Karthager, Perser, Mongolen, Germanen, Illyrer, Seldschuken,
Mauren, Buschneger wand ich Peitschen, ließ sie in Höllenlauge
beizen und Skorpionen einknoten. Unbändige Wuth wurde von
mir gekrönt, Raubgier und wildes Ungestüm, das nurzu Wüsten«
beherrfchung taugt. Und in ewigem Glanz praßte her Wille aus
dem Taumelkelch der Vorstellung, dieRache sei mein. Rache für
Missethat, die sich in Ftrnhöhe thürmte. Rache an Einzelnen,
Sippen, Volkheiten. EinenMenschen hätte sie, alsMachtmerkmal,
gefreut; nimmernzehreinen Gott. Der brauchtflch nichtzu erweisen.
Und die Wirkung der Erdwehen, Ueberschwemmung, Pestilenz,
tzungersnoth, Knechtschaft, Metzelei Wehrloser, grausamsten
Ausroderkrieges ? Dahin das laute GebetVerschüchterter stumme
Flüche sich ducken, wie feigeTroßbuben hinter das Kirchthor, durch
dessen Kreuzscharten il)r Pfeil schwirren kann, ohne den Schützen
zu verrathen. Daß die vonmarternder Rüge und Sühnstrafe Per»
schonten dem harten Vehmherren grollen lernen und vonGottes»
furcht der Lockung in Götzendienst folgen. Trotzige blößten ihre
Wunde, hißten frech den blutigen Lappen, der sie verbunden hat,
und sprachen vor allemBolk:,Dieses that mir, der sich inAllmacht
brüstet und redlichem Fehderuf unerreichbar ist.' Des Strafens,
desRächensbis ins siebente Glied wird, wenn nichtZuchtdaraus
wuchs^ Welshelt endlich müde. Darf Dich widern, was Du selbst
fchufest.undzwingtedelstePflichtnichtindenPerfuchdoppeklzört'
licher Erziehung? Der Sohn steigt hernieder, lebt den Menschen,

stixbt fürfleundgießtHeiligen Geist auf ihre Häupter.Paulus und
Athanasius, Hildebrand und Franz, Savonarolä und Luther so»
g«: inIedem glüht ein Funke sein es reinenFeuers. Doch dieWelt-
brunst ist stäl ker und ihr Qualm schwärzt den Gimmel. Ketzer bra»
ten am Pfahl; lächelnd: weil sie sich Heilande dünkeln. (Märe
ers geworden, wenn Erzfeindschaft ihm nicht das Licht seiner
dünnen Kerze ausgeblasen hätte? Nur aus Martyrblut spriejzt
Glorie.'Geckerei hat nie anders geurtheilt.) Hader um Mein und
Dein, um ein junges Weib, altcs Erbstück, sprengt den Ring der
Verwandtschaft. Die Arbeit eines keuchenden Pferches mästet
den Bauch eines schlauen Lungerers, der handfestenVögtengebie-
tet.Wasnie war,wird:ausdemRascheln bewegterPapierblä!ter
einSturm, der Massen in Wirbel reißt. Weil ein Schwärmer die
närrische Lehre von angeborenem Naturrecht des Menschen
drucken ließ, brechen Kronen, rollen gesalbte Köpfe in den Korb
des Henkers, wird dieBlüthe eines Volkes hingemäht, alles seit
Dahl Hunderten in ein Land Gepflanzte mit der Wurzel au5ge»
jätet, wild auch der Himmel geräumt und neuer Herrschaft ver»
mischet. Als die Hirne, denen, zum ersten Mal aus eigener Kraft,
die hastige Umpflügung eines breiten Erdreiches gelang, ausge-
rast haben, springt einPöbelssohn auf den höchsten Sitz und läHt
sich von seinem Dämon in das Unterfangen schwatzen, die Stirn»
reifen Alexanders, Caesars, Konstantins, Karls mit dem Blut
zweier Erdi heile in eineKrone zu leimen. Der Iapetide, der aus
dem Blitz des Griechengottes das Feuer stahl und es in einer
hohlen Staude den Menschen brachte, war nicht viel kecker; nur
nicht so fest in Selbstsucht gegürtet. Beide haben am Fels, mit zer»
bissener Leber, den Majestätfrevel gebüßt; und den Neuen hat
keinRiese gerettet. Er war Erdbeben, Vulkan, Springflut h,yun»
gersnoth, Be,l,Ketzerg«richt,Seuche,Umsturz,ewiger Krieg: und
ließ die Menschheit dennoch ungewandelt.Vorihm Kain und Ka-
tharina von Medici, nach ihm Lots Töchter und die Ausbeuter
ungelüstet« rSchachte und stinkigerSchwefelgruben. DerAufwand
von Jahrtausenden ist zinslos verthan. Was dünket Euch, Erz»
engel, und was Dich, Schalksnarr, um eine zweite Sinlflulh?
Ihr hört sie brausen; und seht, daß sie nicht ist, wie die erste
war. Aus.Eche wächst,ein Thier, das einem LammMnM, doch
eines Drachen Zunge hat. Aus dem Meer taucht ein Ungethüm,
daS Jeder als ein Neues anstarrt: einPanther mttBärenfüßen,

einem Löwenmaul, sieben Köpfen, deren einer ein geflicktes Leck
darbeut, und zehn Hörnern. Aus der Luft fällt Feuer, zu einem
Berge geklumpt.und verbrennt allesGras und jeden drittenBaum;
in der See verzehrt es jedes dritte Schiff, jeden drittenFisch und
jede dritte Welle wird Blut, Auf demFestland sind Vieltausend,
mal tausend Reifige inGetüinmel und um sie ist Feuer und Rauch
undSchwefel. Die Ernte der Erde ist dürr geworden, desSchnit»
tersSichel zurtzipve, derSaft derTrauben zuBlut,das aus der
Kelter quillt und auf unabsehbarem Feld den Rossen bis an den
Zaum steigt. In Wehen erbebt derBoden.schlingtGebirge in sich:
und die Inseln entfliehen. Könige schluchzen, die Seemannschaft
knirschtund derIammer der Kaufleute beheult die kostbare Waare,
Gold und Perlen, Erz und Marmor, Seide und Leinwand, Oel
und Räucherstoff, Salbe undZimmet,Weizen und Semmelmehl,
ViehuNdPferde.dienunvernichtet oder demtzandel entrissen ist.
Vier Rosse, weiß, schwarz, roth, fahl; vier Reiter, der Eroberer,
der Aushungere?, der Friede nsbrech er, der Tod. Die erste Sint»
fluth kam aus den Schalen des Gotteszornes. Diese zweite hat
sich die Menschheit selbst, aus freiem Willen, bereitet. So mußte
es sein.Und deshalb kann ihrdie zweitezuGutemgedeihemVer»
hängniß wirdvonMündigen gehöhnt oder befehdet.Was sie sich
kochten, ist ihr Gericht. Noch prahlt Schwachheit, wird sogar die
Ladung ins Friedenszelt, die Absage an den Reiler des rothen
Pferdes in borstige Scheltrede gewickelt und von dem Empfän»
ger mit Geifer an den Sattel gel ebt. Morgen aber wärmt Liebe
wieder die Welt; wird den Hirten die große Freude der yei>
landsgeburt angekündet und allen Menschen guten Willens der
Friede verbürgt. Hak?, Michael, vom Bunde des wachsamen
Petrus den Schlüssel zum finstersten Abgrund. Tausend Jahre
lang seuszeSatan darin. Ist er geknebelt und hat, heute noch.reine
Liebe die nach edlerFreiheit dürstenden und drum auch vor frcm»
dem Freiheit sehnen ehrfürchtigen Herzen vermählt, fo kann aus
Geistessamen in das sauberste Gefäß Gottheit geboren werden.
Ahnt Euer Auge den neuen Himmel, über neuer Erde? Sechs
Tage währte die Schöpfung; der siebente gehörte der Rast. Wir
würden,Herr und Gesinde, Faulenzer, wenn sie von Ewigkeit in
Ewigkeit dauerte. Schon wendetder Steinbocksich zum Heimgang.
Der achte Schöpfungtag ruft zu hohem Werk. Zwitschernd weckt
ihn die?Lttche. Wer unser Fränzchen zu'WethnachtKornhuufen
gönntezund die ihm den letzten G ruß sang, da erin Heiligkeit starb,"

/' Innere Politik.
!- Wie sich Verdienst und Glück verketten,
»' Das fällt den Thoren niemals ein,
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein.
Faust II.
^A^er über die zeitgenössischen Kräfte in seinem Volk herrschen
will, Der mutz sie kennen, mit Ehrfurcht ergründen und
sich selbst in ihren Dienst stellen. Er muß alle geistigen und sitt-
lichen Fähigkeiten frei machen, um für sich und seine Zeitgenossen,
vor Dem, was sein muß, Gehorsam zu verlangen. Dieser Gehör»
sam ist unpersönlich und darum rein sittlich, denn er beugt sich
der Idee. Er ist lebendig, aber nicht gedankenlos und servil. Es
,ist der Gehorsam in einem Staat von Staatsbürgern.
Der Gehorsam in einem Staat von unfreien Nnterthanen
kann äußerlich eben so stark sein. Aus Furcht, aus Knechtsgefühl
beugt man sich dort jeder Autorität, weil sie eben Macht ist. Wer
so handelt, scheint nur ein guter und treuer Bürger. Sein höch-
stes staatsbürgerliches Ideal ist die Sünde wider den Heiligen
Geist. Dieser Gehorsam besteht darin, daß er mit Bewußtsein und
Absicht Oessere Erkenntniß erstickt, um bestehende Gewalten im
Amt zu lassen. Er hat unheilvolle Folgen, führt zur Erstarrung
alles nationalen Lebens und setzt intellektuelle Kräfte nur in
materielle Werths um. Alles in einem solchen Staatsleben wird
wägbar. Imponderabilien, heilige Güter, für die es keinen Maß-
stab giebt> die im persönlichsten Empfinden eines Volkes ihre
Ursprungsstätte haben, verkümmern. Gerade einem solchen Volk
und seiner auf Nrtheillosigkeit, nicht auf die Macht der Idee ge-
gründeten Regirung wird auch die Lebenseigenthümlichkeit eines
anderen Volkes fremd und unverständlich bleiben. Seine Politik
wird dann unweigerlich eine Kette von Rechenfehlern und Ent-
täuschungen. Sie führt nicht zur Erhaltung und Stärkung von
Macht, sondern zu Schwäche und Niederlage.
In diesem Gegensatz zwischen Staatsbürger- und Unter»
thanengehorsam wurzelt ein innerpolitisches Problem unserer
eigenen Nation. Der Gehorsam aus der Idee, der zu einem un»
persönlichen Regiment führt, bleibt noch unsere Sehnsucht. Man»
gel^annbüWetlichem Muth und geringe- UrthVilsfähigkeit ver-
wechseln ihn mit jenem Gehorsam, zu dessen Eigenthümlichkeiten
eben die Sünde wider den Heiligen Geist gehört: mit den Ge-
horsam des persönlichen Regiments.

Gehorsam an sich, ohne Rücksicht auf den eben festgestellten Wesensunterschied, ist für jedes organisirte Volk nothwendig. Wir Deutsche haben Gehorsam. Den wird uns Niemand bestreiten. Wir haben mit gutem Recht in heiliger Begeisterung dem Volk zugejubelt, das Werke geistiger, leiblicher und sittlicher Kraft in den Tagen der Noth auf den Altar des Vaterlandes legte. Alle haben Berufsthätigkeit und fachlichen Ehrgeiz ausschließlich dem einen Ziel dienstbar gemacht, das Vaterland zu schützen. Vergessen wir nicht: es war nicht der Staatsapparat als solcher, der diese Leistungen hervorbrachte, es war das „regirte" Volk, das in diesem Augenblick sich nicht als die, regirte Masse, sondern als handelndes Subjekt erkannte und in seiner Beamtenschaft nicht höhere Wesen, sondern Funktionäre sah. Diese Thaten waren geeignet, das Selbstbewußtsein und die Siegeszuversicht des deutschen Volkes mächtig zu fördern; sie haben uns auch zu glänzenden Siegen verholfen. Irrig aber wäre der Glaube, mit diesen Leistungen sei die Siegesernte gesichert. Siege allein sind nicht die Gewähr für siegreichen Frieden. Soll der Friede siegreich sein, so muß über den Sieg hinaus die Kraft und der Wille des Volkes reichen, um das politische Ziel der Feinde unmöglich zu machen. Hier aber hört das Wollen der Gesammtheit unserer Staatsbürger auf. Wo sich die Summe der individuellen Kräfte in positiven nationalen Willen umsetzen soll, da versagt sie und die Beamtenschaft wird wieder regnende Kaste. Wir müssen uns also in die Erkennrniß bequemen, daß wir zwar unsere materielle Schlagkraft gesteigert haben, aber nicht unseren nationalen iTypus. Materielle Schlagkraft allein regirt nicht. Regiren kann nur die Gesammtheit politischer Kräfte, alle unsere ethisch-kulturellen Werthe, die wir zu verwirklichen haben.

Regiren! Das wird bei uns gar zu häufig verwechselt mit Verwalten. Regiren heißt: Politik treiben, also dort zu Entschlüssen kommen und Willen vorbereiten, wo die Geschichte wird. Weil die behördliche Rerwaltungarbeit ein nicht immer nöthiges polizeiliches Interesse an der Ileberwachung politischen Denkens hat, wird sie noch nicht selbst zur Politik. Denkbar ist, daß einmal ein Landrath oder ein ihm Vorgesetzter neben seiner Beruftüchtigkeit auch politische Begabung hat. Das ist aber eine Doppelerscheinung. Denn aus seiner Bethätigung als eines Vollzugs» organs im Staat kommt solche Begabung nicht. Der Hüter der Ordnung ist nur ein Organ, dessen Aufgabe ist, einen willenssähigen Organismus ctus'dem Volk zu machen. > ^

, ,Warum ist der Dichter nicht auch Mann der That? Warum

das Gehirn nicht auch Faust?" Bei uns im öffentlichen Leben,
besonders heute, wo man den Krieg nur noch als militärische
Sache, nicht als Aufgabe der höchsten geistigen Funktionen er»
kennt, ist die Frage Hebbels verständlicher, wenn man sie negativ
giebt: Warum haben wir vergessen, daß die Faust nicht schlagen
kann, wenn das Gehirn gelähmt, die geistige Oberschicht ent»
nervt ist? Diese Oberschicht ist aus traditioneller Befangenheit,
vielfach auch durch das Wesen unserer Staatsform nicht mehr in
hinein organischen Zusammenhang mit den Stellen, an denen sich
die politische Willensbildung zu vollziehen hat. Wenn wir die Ge»
schichte der EnMickelung unserer Staatsform seit dem Beginn des
vorigen Jahrhunderts betrachten, so sehen wir ein seltsames Bild.
Die Ideen der Zeit um 1813 eilten als politische Bekenntnisse der
geschichtlichen Entwickelung weit voraus. Auch konstruirten sie sich,
von den unfertigen Dingen ihrer Gegenwart gezwungen, einen
Staatsbegriff, der falsch war. Sie sahen nicht ein, daß zwischen
Macht und Kultur immer eine Spannung bestehen wird und daß
es dem Staat als jeweiligem Regirungausdruck für das nächst«
liegende Ziel immer um Macht, um Kenntnisse und nicht um Er«
Kenntnisse zu thün sein muß. Das ist auch der Grund, warum
Fichte in seinen Spekulationen ewig zwischen weltbürgerlichem
Internationalismus und geschlossenem Nationalstaat hin und her
schwankt. Aber man würde irren, wollte man diese Unzulänglich»
leiten in der geschichtlichen Entwicklungmöglichkeit als Norm zur
Bewerthung dieser Geistesarbeit nehmen. Das können nur Leute
thun, die alles geistige Leben entnationalisiren wollen und für die
^Politik die Zweckmäßigkeitformel allein, ohne höheres Ziel, gel»
ten lassen. Solche Politik führt zur Entweihung des Staatsbegrif«
fes als des höchsten ideellen Gebildes, das es für ein seine An»
Abhängigkeit über Alles liebendes Volk geben kann. Sie hat eine
schlimme Folge für das innerpolitische Leben, denn sie ermöglicht
die Politisirung der Masse durch eine Opposition, die mit Noth
«nd Verhetzung verbittert und die politische Auffassung zunächst
nicht Wurzel schlagen läßt, die, über Person und Partei hinweg,
das Ganze des Vaterlandes in die eigene Rechnung stellt.
Solche Opposition ist als Zeiterscheinung durchaus unerfreu»
lich, als Stadium einer noch nicht abgeschlossenen politischen Ent»
Wickelung aber doch anders zu bewerthen. Es ist durchaus richtig,
"wenn Johann Plenge über die deutsche Sozialdemokratie in
„Marx und Hegel" schreibt: „Karl Marx und seine Jünger haben
das Meiste gethan, die amorphe soziale Masse zu orgänisiren, sie
haben in diesen gegen den alten Staat theilnahmlosen Schaaren,

wenn auch nur als antagonistisches Klassenbewußtsein, das neue
Bewußtsein geschaffen, daß alle Glieder im gesellschaftlichen Ganzen stehen und stehen müssen. Sie haben das bewußte, gesellschaftliche Denken in Kreise getragen, die vorher keinen Antheil an unserem Geistesleben hatetn."

Eine Frucht des Krieges kann sein, daß das antistaatliche
Verhalten, das die Sozialdemokratie lange pflegte, eine Durchgangsstufe war. Aber es muß nicht sein. Dieser mögliche und
dann sehr große Gewinn hängt davon ab, ob wir in Deutschland jetzt die politisch: EntWickelung zu Ende führen, die mit
der Aufklärungzeit einsetzte, über das Jahr 18tz8 weitergeführt wird, aber immer wieder unvollendet bleibt. Die Väter
von 1813 haben uns das köstliche Vermächtnis;, gegeben, ein
gesammtnationales Bewußtsein in unseren Herzen lebendig zu
erhalten. Auch ihre Agrarreform ist noch zum großen Theil
Vermächtniß und durchzuführen. Die Bedeutung des Jahres
1848 liegt in der Erweckung von nationalem Einheitwollen.
Und 191tz, 1915, 1916 und die Jahreszahlen, von denen wir
noch nicht wissen, ob wir sie anreihen müssen? Alle hohen
Ideale, alle tiefen Gedanken, die Begeisterung und Entschlossenheit wecken sollten, nahmen wir nicht aus dem Geistesschatz
der Gegenwart. Wir schlugen alte Bücher auf und ließen
wieder die großen Hoffnungen deutschen, nationalen Wollens
lebendig werden, die schon den Argroßvätern heilig waren.
Nicht aus Biedermeierei, sondern, weil das Gebot der Stunde
sie als das Nächstnothwendige erkennen ließ. Hundert Jahre
haben die äußeren Formen des Nationalstaates entstehen lassen,
haben das Volk auf die Weltmachthöhe geführt; und dennoch
blieb die tiefere Sehnsucht der Ahnen den Enkeln Sehnsucht.
Die Funktionäre der öffentlichen Ordnung können niemals
Hüter unseres nationalen Schicksals sein. Neber den festen Normen des Gesetzes steht das soziale Sittengesetz der Gemeinschaft.
Gerade diese Gemeinschaft des Staatsbürgerthums erzeugt den
Gemeinschaftwillen, dem das Individuum sich aus geschichtlicher Nothwendigkeit heraus unterordnen kann und wird. Das
ist der einzige Weg, auf dem Autorität, ohne die weder Volk
noch Staat bestehen können, sich als historisch geworden legiti»
miren kann. Der staatsbürgerliche Gehorsam, von dem ich
zuvor MWchz,lkann«u»s-,N,ur beseelen unds-sbestimmen. wemi die
konstitutionellen Kräfte unseres Staatslebens, die aus der Entschließungfreiheit des staatsbürgerlichen Individuums heraus
kommen, die autoritär geordneten Kräfte durchdringen.

Fn dieses Problem ist das Heil unseres innerpolitischen
Lebens eingeschlossen. Es findet seine Lösung, wenn wir da?
nöthige Selbstvertrauen besitzen, den Schritt von der bureaukra»
tischen zur parlamentarischen Regirungform zu wagen. Nur auf
diesem Wege werden wir zu einer organischen Zusammenfassung
und bewußten Leitung der gesammten Bolkskraft kommen; und
nur so werden wir jene krankhafte Scheu vor der Oeffentlich«
keit überwinden, nur so das freiwillige Anterordnen unter das
Pflichtgebot Und den Dienst der Allgemeinheit als bleibenden
Zustand erhalten. Auf diesem Wege allein gelangen wir in
den Besitz von regirungfähiger nationaler Demokratie.
Wie hat man sich abgequält mit der Ergründung und
Begriffsbildung von Demokratie! Vom Himmel her holte man
Rechtsformen. Aber es ist Zeit geworden, daß, die Ueber»
Hebung der politischen Theorie aufhört und wir uns zwingen,
historisch zu denken. Dann werden wir vom Phrasengedresch
der Subalternen und Dilettanten frei und fangen an, mit den
harten Wirklichkeiten des politischen Lebens muthig und nüch-
tern zu rechnen. Ranke hat einmal gesagt: ,,Die Politik ist
stets national und kann nur national sein, denn sie wird stetA
zum Nutzen oder im Dienste eines bestimmten Staates geübt
und muß nothwendig von dessen Natur, von dessen Interessen
allein abhängig sein." Bei unseren Feinden ist die Opposition
meist offener und schärfer als bei uns, aber sie hält sich a?n
ein nationales Ziel. Wenn wir noch nicht in den Genuß dieses
Zuftandes gekommen sind, dann bleibt nur der Schluß, daß.
Konstruktionfehler in unserem politischen Kräfteverhältnis; davon
Abhalten. Sie liegen, im Parteileben und in der Presse.
Treitschke sagt in seiner Erörterung über den Staatsbegriff:
„Was man heute politische Ansichten nennt, ist meist nur ein
Ausdruck wirthschaftlicher und sozialer Interessen. Nur im
Krieg tritt die Politik unmittelbar an uns heran, im friedlichen
und ruhigen Leben denken die Meisten wenig an den Staat?
und sind deshalb gern geneigt, ihn zu unterschätzen." Hier
haben wir wieder ein Artheil, das über ein halbes Jahrhundert
alt ist und dennoch an Wahrheitwerth nichts eingebüßt hat. Die
weitgehende Parlamentarisirung des Reiches wird heute der"
hindert durch den einander kompensirenden Wettbewerb der
Parteien, die in große und kleine, bald offen, bald versteckt',
zersplittert sind, lieber den Kartoffelacker des Mandatbestandeß
sieht Keiner hinaus. Alle großen geistigen Aeberlieferungen
haben sie als Wanddekoration in ihre Veteranenlokale verstaut.

"Dieser Zustand trägt immer neue Hemmungen in die stacrtli^
Maschine. Und, dabei klagt Alles über ihre- MtttteKnäß.igke
zürnt über die Herrschaft von Subalternen. Klagt We"
und Verfassungbestimmungen an, weil die Oberschichten-HW
länglich sind. So lange die Geschichte aller wirklichen pöM
fchen Talente nur gebrochene Linien, verbitternde ResignÄ
oder zermürbte Charaktere zeigt, so lange keine Persönlichke
zum klaren Abschluß ihres Wesens durch die Erreichung voW
geschichtlicher Verantwortung kommt, so lange unser Politik
Leben in Halbheiten sich erschöpft, wird es nicht, anders,
fassungfragen spielen dabei nur eine Nebenrolle. Man erinne
sich daran, daß die heutigen Vertheidiger des preußischen Wah
rechtes einst seine erbittertsten Feinde waren. Wir müssen
innere Kraft finden, die Verantwortung für nationales Hand
wirklich selbst vor Volk und Minderheit zu tragen; dann erhält
unser staatliches Leben den harmonischen Ausgleich,
^Verbindung ideellen Wollens mit praktischem Nutzen gewäh
Es nützt nicht, wenn der Kunstmaler X., der BankdirektöM
1Y. und der Fabrikdirektor Z. sentimental und verächtlich, klagen^'
daß ihre Berufsklasse und ihre Schicht kaum je die Vertretung
eines Wahlkreises erhalten könne. Aber wenn unsere Faktoren
des öffentlichen Lebens ständig dem Zwang zur Regirungfähig»
keit ausgesetzt sind, dann ist die Bahn wieder frei für Fähig«
leiten, auch für einen staatsmännisch begabten Kopf, der im
Industrieleben die Kräfte der Nation aus persönlicher Erfahrung
kennt; dann erlangen wir die heroischen Führergestalten, die
große Entschlüsse, höhere Ideale in die Seele der Volksgemein-
schaft pflanzen, sie einer sittlichen Verpflichtung unterwerfen,
die moralisch bindet, auch ohne gesetzlichen Zwang.
Ein Volk wie das deutsche, so reich an geistigen Gaben
und Begabungen, kann nur Noth an politischen Fähigkeiten
haben, wenn es die Synthese zwischen allgemeinem Geistes«
leben und nationaler Arbeit verwirft. Die Presse aber ist in
-ihrer jeweiligen Verfassung nur eine Folgeerscheinung solcher
Zustände. Der Faktor, in dem heute die wirkliche Kraft und
die Sicherheit der Regirungen liegt, ist die durch freie Diskussion
gebildete und geläuterte Oeffentliche Meinung. Wo diese freie
Aussprache als Ursprung solcher Meinung nicht in die Erschein
.nung treten darf, da soll man über die Verkümmerung dci'
Organe dieser Oeffentlichen Meinung nicht klagen. Eine Mobil'
machung des Geisteslebens zum Zweck der Regirungbildung
wird die Kräfte finden, die eine dazu geeignete Presse herstellen,
München. GrafKarlvon Bothmer,

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Pah S Sarleb <S, m, b, tz, in Berlin

SS. Dtjemder lSlÂ«. â€" vie ZuKunst.
Dr. 12,

^srnttiob smptoKIsll Ag^so:

Uun6srts von ^,Il«rKslllllvAsn. l'oßäl-^äblsttsQ sillck iv »,IIsll ^potkekem srkältliek. ?isis 1.40 iillä !>IK. 3.50.

Geburtenrückgang ^ Bevölkerungspolitik»

das sind jetzt die brennendsten Fragen des Tages, Es kommt dies schon dadurch zum Ausdruck, daß selbst im Reichstag eine Kommission zurBeratung über Bevölkerungspolitik ins Leben getreten ist, die sich mit diesen Fragen befaßt. Diese sind von so eminent tiefgehender und weitreichender Bedeutung, dag es selbstverständlich von höchster Wichtigkeit ist, wenn sich zu dieser Frage die hier in erster Linie in Betracht kommenden Fachgelehrten äußern.

In dem vorliegenden Heft 3 der Medizinalpolitischen Zeitfragen, herausgegeben vom „Zentralverband für Parität der Heilmethoden" E. V., äußert sich und nimmt Stellung mit ausführlichem statistischen Material, gründlichen, eingehenden Quellenstudien, der ordentl. öffentl. Professor derNational,Ökonomie und Statistik Dr. Othmar Spann zu Brünn.

Als Korreferent hierzu ergreift das Wort der Bibliothekar des Reichstags, Dr. Paul Kirschner, ebenfalls ein berusener und bekannter Nationalökonom, bekannt auch durch seine Arbeit „Die Bedeutung der Caritas für das Heilwesen", welche als Heft 2 der „Schriften über Wesen und Bedeutung der Kurierfreiheit", „Soziologische, juristische und nationalökonomische Antersuchungen", erschienen ist). Es bedarf Wohl stiicht besonderer Erwähnung, daß in diesen Arbeiten alle Fragen, welche bezüglich des Geburtenrückganges aufgeworfen und diskutiert werden, behandelt sind, und zwar in ebenso außerordentlich gründlicher wie sachlicher Art nnd Weise. Wer zu den Fragen des Geburtenrückgangs, der Bevölkerungspolitik Stellung nehmen wi l. kann diese grundlegende Arbeit nicht übergehen, in welcher sich der berufenste Gelehrte, wie Prof. Dr. Othmar Spann, als Statistiker und Nationalökonom äußert. Die Schrift enthält außerdem noch ein sehr beachtenswertes Referat über: „Die volksmedizinischen Bestrebungen medizinalpolitischer Bedeutung" von dem bekannten Syndikus des Deutsch-volkswirtschaftlichen Verbandes in Berlin, Dr. H. E. Krneger.

Ein Jurist, der Rechtsanwalt Wilhelm Bittermann in Berlin, stellt „Juristische Betrachtungen über den organisierten Kampf gegen, die natürlichen Heilmethoden, mit besonderem Hinblick auf die ärztliche Ehrengerichtsbarkeit" an^ ferner ist ein weiteres Referat angeschlossen über „Anweisungen zur Bekämpfung der Kurpfuscherei"; ein 6. behandelt das Thema: „Die Berechtigung der Parität der Heilmethoden im Lichte der wissenschaftlichen Forschung und Entwicklungsgeschichte". Es sind dies Fragen und Probleme, die auch im „Ausschuß für Bevölkerungspolitik" im Reichstage miterörtert werden, ja sogar einen breiten Raum in den Erwägungen und Beratungen einnehmen.

Die äußerst aktuelle Schrift dürfte für alle diejenigen, welche sich mit diesen Problemen befassen, von höchstem Interesse sein. Die Schrift mit allen 6 Referaten kostet 5 Mark und ist durch die Geschäftsstelle des Zentralverbandes für Parität der Heilmethoden E. V. in Heidelberg zu beziehen.

Ar 12.
0 it Z „ I, unsl. — S3. Dezemttr
Silanü psr 30. 8eptemds? 1SI6.
Aktivs.
SeleuoKt. ^nl»ge ?«»Kov
I5>«Ktr, I.icdt u. K,»ktXnI„ge
'Ireibrieiuen und »«KläneKe
rkerds .
«escKiSre, . . ,»
üräktvsgen. ^, ^, - - -'
I.sger-I'aüt^ßen
Ir»n,«port?»»>»ffen ....
>ULscKnnK Inventur ...
^Verkieug
X»»»»
Iju,nKg»tnä> en
Effekten
lieteiügun^e»
Newtoren II
I,urIeKeo
XVsren
Ilgens Hxpotw'Ken , ,
Ivvule'"^.""^. «, »»UV««,—
I 157 79«!
1280 86»!
I
8 7««
I
367 «74
I
91 73«
31694
I
8t «gl
I19M
81 «74
1
38 «13
1
I
15052 41
82v»15!«7
«7«!«,.!-
3»» 543!-
2U257SI8I
473245j»3
:!3 8M —
52« 533! 53
3SU0I! —
I —
12 8«!) 58
v 140 222 »3
VII»ni per zv. ^u»i lyiS.

(Zebiiudel!«,,,« ....
A»»oKinen-, vten^,- u. Inv.-Kl«
«teinp«!'- und Sennltie-Kontn
^lälereien- », II>>pr, liscbte Kto
putente- », Uu«t«r»>:KutT Konto
?udr>v»,K» üout«
?eu' rvebr >u«r« tuvg«- Konto
LkseKten-Iiont«
K»»»»»Ku»to
Veens«,-Kovto
vubiloren
>V»ren Konto
Xvsl-Kont« , «. 22301« 23
Oividenden-Lanto , , .
^rb, vnter,i>,,r«nds K»p,-Kovto
Steuern Ileserve-Kont« . . .
?»Ionsteuer-I>eserve-Kont« . .
^"aI?K«^nto ^ «, 2230,0,23
121900 31
KS08tt9S5>
83790« 43
187 388«?
^ Ii
19SK40
I1S«g
37738
SS« 37»
24« 159

45
27
«I
»4
3071S5«!»«
2«aonm,
3,0775

378 S«2
,V
SI500
28414
35
lim
II8K7
W
200"
18 M>
5UU0O
"
933!
3«71«b»,»t>
Massivs.
Aktien Kupit»! , , , .
IlvnolKeKe»
lieseivesond« 1^
Ivriej;« Reserve ^ . ....
s!ut>>!>Ken der K„nd»el>!,,t,
Kontoü«rrent-Kredir,>,en
^väle'"^'"^ « 980 00«.-
2000 000
—
1329««,
22«»«»
»5
30« »X>
I«V««U
108982
»5
«7 43«
14
13«
530 I«3
«1
«I7 3»I
2»
2252öS
»0
I52V2
82402
2«
537 37«
,»
U140222>53
lievlrin- u Verlu»«- Konto perz«. ,y>«
Hebel.
Ilitndlung» I7nKo»ten-Kont«, ,
tteKülter-Konto
liennisturen-Kont«
Kränken-, Invaliden- und ^n-
, gesteI,ien-Ver»icKer»ng»-Kt«,
! Ilnsüll-Versiellerunizs-Kunt«
Steuern Konto
tZrundst,- u, <Zeb!1ude-IInK,-Kto,
?uKr»erK»-vnKosten-Kont«
Saldo!^^, . . , . °. .
Oie s,nk <S pLt. le^tgeset/te Dividende
gelangt izcgen lAnreiebung des Ulvlo!«»»
<I»nsvKeln»i pr« <S<S1S mit I». ItZg
pro ^Krie bei den S«ss»»<:KsttsK»»»«n
in ?»nko» und LKsi'Iottsiidui'g, s««ie
in vorlln bei de, vsnk fiii» Usn<I»I un»t
Initusti»!» und den SänKKäuseru Kdr»s»
K«m SoKI«sIng»i» und S. Simonson
von beute »K «ur ^us^sKIung.
IZerlin, den 16, veiernber 19IS.
s
brausrsi
X ä e K e r.
°« I4
1»Z«73 I >
I3«4«« 41
1012» —
II«7« »9
372,!»«
Z17«9!40
5847!>4
I2S34 7«
9«9!> 7«
I«1I«I 99
9333!»
471 442!,5
9380 5»
4W0SI 57
471442 15
^ KreUit. ^ ^
LenersI I^rträgs-Konto....
«erlln. den 28, Oktober 191«,

Zerlin ZleuroSer Xun5tanstsltek
MiengeselKcKsf!.
Vu bist erkannt!
vr, ms^.jZeltl »elirvlbt!, .dies« KoKI»

eine MiliW-li^eNiisIl

»ilsn? per 30 ^uni 1916.
. i:ck«Kts».üor»o , . , .
, ?»teute-I!«vto , . >
Kl
185 2lZlg«
1238 «72^
135 718 78»
9008 «48
9 412 937
115121 949^
133 087 «12
760 «o»!
I
; -
2328393!
«0 899 803
114 351 289^
582l«8 3I9!«1
?5
31
88
44
01
3«
45
41
95
, liilLkstelluogs-üoiiw
Vorw»s !ür 191K/17 , , . , ,
184 000 gv«!
IM 408 000
73 5«4K79^
IS «40 808!
401««««
17174 537
21200,
1 505 825
53« 550>
142 500
147 713 95«
27193 40«
>I, IS «00000,—
. 1740 000,—
557 «««,—
. 2 000 000,—
. 2 000 «00,-
„ 1500 0,0-
79« 409,8,
>l, 27 193 409,81
582108 31«
üeviim- uvck Verlust»K««to per ZV. ^uni 1916.
27
«8
!3»
ZT-
81^
«r
Oedet:
„ vllk«stsil-1!«nt« für Vslonsteuer , ,
1820 34«
2 878 43g!
114 27S
7 548 359
902 73«
27 193 409
4« 457 5«ö
«l>
S1
sc>^
35
91
81
58
?er Lilsr,^ üooto: Vortrag »us 1914/15 .
, <Zescdärts?evillv 1915/1« ....
705 «lb
39 761 950
3K
40457 5S5SS

lempelliofep feil!
Aktisn 6s8ell8onsft für Lrunö8tüvk8vei-«s,-tung.
vilsn» p«r S0. Juni ISIS.
>Vtcli vs.
oock nickt ein«(:?snlte 75°/„ ^ul ^5 10 000 00«
Aktien Lit L
, Xssse uv6 LstvK^utKäben
, (Zrun6stücKsver«eltungs XI«.:
8^I6o »vi 30, ^uni 1915 ....
LtrsLenänIsgeKosten und sonstige Ausgaben
^, Ickodiliev-Xonto
, H^poldeKen» Debitoren:
KeztK,usße>6er
ösußslcker
„ Debitoren
7 933
267
275
154
2 599
4 181
640 —
3«0>—
Ick.
7 5«« 000
309 677
8 200 429
1
48
S2
6 730 94« —
I 2I6 076i69
24 007 124 99
?sssivs.
k»
^>er ^Kneo-Xspitil:
1« 000 000
. S
I0 000 0Y«
—
20 00« 000
—
45 615
, Oevrinn» un6 Verlust-Üonto:
866 703
43
3 «63 653
31
(?e«inn äes (Zesenslts^Kres 1915/16 . . .
31 152
24
897 855
72
24 007 124
99
Debet,
Ick.
pl
KI.
p
96 973
04
, Lilsn^-Xontu:
I5 0S9
27
Vortrsg sus 1914/15
866 703
48
lZevinn äes (ZescKäkt^clKres 1915/16 , . .
31 152
24
897 855
72
I «09 923
03
Xreäit.
Kl
pk
866 703
48
125 652
89
17 566
66
1 0U9 923
03
Lerlin»?empelnof, im OKtoder 1916,
Aktion Ls8e»8vnaft für Lrunll8tüok8vol'«ortung.

Die von mir geprüften Lücner 6er (ZeseUscKaft dade ick in Or6nuog i>esun6eo. Oie ^KscKIuL^iöern stimmen mit 6er LiläNü sovie 6er Levioo» «ncl Verlustreednung per 30, ^uni I9IS üderein,

Serliv, im November 1916,

Dr, ^. Ser»e.

Silvestertraum.
bold ihren weniger großschnäuzigen und raffgierigen Zeit»
genossen verekeln, als das Gebild schlaffer Seelenstümpfe verrufen
Möchten, ist der Welt zugleich mit dem Heiland geboren worden
«nd gehört zu dem edelsten Theil des Erbes, das er den Kindern
seines Geistes hinterließ. Kein anderer Stamm hatte vor diesem
BegriffWurzel und Wipfel so starr behütet, keiner die Berührung
alles Fremden so spröd gemieden wie der, dem Jesus entwuchs.
Die örtlichen und völkischen Gottheiten, die sich dem Staatsbe»
wußlsein, der Staatsnothwendigkeit vermählt hatten, wurden
durch denTinfluhrömischerImperiumsmacht früh ausgewässert,
Ihres Salzes (im Sinn des Plinius und der Apostel) beraubt;
wenn ihre Mythen aus dertzeimathscholle gerissen und vonAus»
Wanderern, in Gährung wirkender Volkshefe, nach Rom gebracht
worden waren, starb ihre Keimkraft mählich ab; der steteZusam»
menstoß mit anderen Mythen schleunigte den Tod und mit der
Vorstellung von Göttern löste auch die von Staaten sich auf. In
diesem Sterben und Werden schienIsrael unwandelbar ausrecht;
seinem Gott, immer nur einem, der Staatsgedanke und Staats»
gesetz ist, treu und durch dleblind gehorsame Hingebung an diesen
Wort-Gott, Schrift-Gott, Gesetz-Tott vonjedemanderen Stamm
abgesondert. Ein Ast des Stammes Israel hatte für die Verwal»
tungdesgeistlichenBezirkeszusorgenundinnererGefährdungdes
Stammes vorzubeugen. Aus dessenSaft kamIesus; und ist ihm

entwachsen. Gr weicht die Starrheit des Gesetzes, das zu erfüllen
sein kluges Lächeln verhieß, wird Herr auch überden Sabbath, über
den Ritus, der Gott übergotten wollte, und bereitet das Erdreich,
auf dem Paulus den Athenern predigen kann, aller Menschen Ge»
schlechter seien aus einemBlut.WoGötterstppen und Götzen ver»
ehrt worden waren, wird jetzt demImperatorRoms gehuldigt;ihm
Tempel und Altar geweiht, bei seinemNamengeschworen,seinem
Bild Schutzkrast.Schutzrechtzuerkannt. Von ihm kommt alles Er»
dengut; wo sein Szepter nicht gebietet, endet denihmUnterthanen
der Erdkreis. Nur das Christenthum erlaubt nicht, dem Kaiser zu
opfern; nur in ihm lebt und sproßt der Begriff einer nicht an das
Kaiserreich gebundenen Menschheit und der Wille, nicht mit dem
Irdischen auch das Göttliche von dem Imperium einjochen zu
lassen.Mit diesemWillenund Weitblick siegt es.-und schon Chi y.
sostomos kann die Heidenheit einer eroberten Stadt vergleichen,
deren Mauern und Hallen zerstört, deren Schirmtruppen ge»
fallen sind und unter deren Trümmern nur noch ein paar Greise
und Kinder furchtsam kauern. Aus Verwesung wird neues Le»
den. In das tzalbkreisgewölb des kaiserlichen Staatsgebäudes,
der basilica äomus, wird, auf den Grund, von dem eines Caesars
Bild prangte, das des Christus gemalt, in Thäler. auf Gipfel
und Pässe das Kreuz gepflanzt. Die Vorstellung von Mutt>
und Feigheit wechselt die Farbe. Nicht der Krieger nur, der Er»
oberer gilt als muthig:höherenMuthes voll dünkt dieBetrachter
der Märtyrer, der für seinen Glauben zeugen, nur Seelisches,
Geistiges erobern will.DieKaiserei, der sterbende Caesarismus,
rächt sich an dem Ueberwinder:sie hinterläßt der Christusdiener-
schaft ihre imperialen Formen. Aus der Republik der durcl>
tzandauflegung geweihten Geistlichen wird Hierarchie; die vom
Staat gelöste Kirche fügt sich in die Gliederung kaiserstaatlichen
Ceremoniales. Patriarchen, Metropoliten, Bischöfe werden er»
nannt. Die Lehre des Menschensohnes, der, selbst besitzlos, am
Liebsten mit armen Leuten verkehrte, wird nun von großen Her»
ren verkündet; jeder von ihrer Glaubens richtschnur um Haares-
breite Abweichende, wie der dem Imperator nicht knechtisch Ge»
horsame, als Ketzer gestraft und gevehmt. Und der Bischof von
Rom hat die Hand über den ganzen Erdkreis undistein inFleisH
wandelnder Gott. Schon der Papst, der dem letzten Tag des Ehrl»

ltenjahres denNamen gab(und an den in den Dämmerungen die»
ses Tages doch kaum Einer noch denkt) thronte in solchem Glanz.
Schon er aber empfand auch wleDorn in feiner Haut, daß er Sein
und Schimmerdem Schwert eines Kaifers verdanke. «MeinWille
ist, daß dieKlrchen derChristen geöffnet und ihren Bischöfen alle
Rechte zuerkannt werden, In deren Besitz die Heidenpriester wa»
cen. Irrthum und Aberglaube sind zum Tod verdammt und An»
betung gebührt fortan nur dem Einen, dem einzig wahren Herrn,
der imHimmel regirt.Ihn zu ehren und dem Auge der ganzen Rö»
merwelt einzuleuchten, daß nur vor diesem Gott das Haupt des
Kaisers sich beugt, habe ich beschlossen, im Gehöftmeines Palastes
demChristus eine Kirche zu bauen." Auf dem ForumRomanum
hat, nach dem Sieg über die Christenfeinde, Kaiser Konstantin
diese Worte gesprochen; auf dem selben Marktplatz Denen, die
nicht zumBekenntniß des Christglaubens willig seien, ungeschmä»
lerteFreiheit des Wandels und der Meinung verbürgt. Niemals
hat die Kirche sich dieserBürgfchaft verpflichtet. IhrHaupt mußte
schweigen, bis Konstantin den letzten mächtigen Leugner und Ver»
folger desMruzifizus, den Bastleus Licinius, zu Boden geworfen
hatte; mußte dankbar sein, als aus Konstantins Goldhort an der
Stätte, wo Nero den Blick an der Qual gemarterter Christen, an der
Scham entschleierter, besudelter Jungfräulichkeit geweidet hatte,
die herrlichste Kirche erstanden war und aus allen Bezirken die
Hirten, die Heelden kamen, die Pracht ihrer Marmorsäulen, ihres
Altargeräthes zu schauen.War aberDieses nicht,Alles,vonGottes
Gnade und der gekrönte Stifter nur das Gefäß, das sie füllt und
aus dem sie schöpft? Darf das Gefäß Befehl geben und Bürg»
schaft verheißen, die der Statthalter des Apostels weder erwirkt
noch je gebilligt hat? Vor dem Altar thront Papst Silvester; in
weißem Kleid, die blaue, mit Gold bestickte Mitra auf dem Kopf.
Hinter ihm das aus buntem Stein gefügte Bild der Allerseligsten
Jungfrau. Ilm ihn sitzen dieBischöfe und minder hoch beamteten
Priester. Und der blasse Mund des Papstes spricht: »Alles auf
dem Konzil von Nicaea zum Heil der katholischen Apostel klrche
von dreihundertachtzehn Bischöfen Beschlossene sei hiermit feier»
lich bestäligt. Alle,die diesenBeschlüssen jemals zuwider zu han»
dein wagen, treffe Verdammniß und vehme der Bann!"
DasLegendarlumvon diesem Papst, dendieschlichtscheinende

GrabschW als den Bekenner des Katholi. ie mus rühmt, ist seit
IahlHunderten vergilbt. Silvester saß elf Jahre ausPetriStuhl,
als in Nicaea die Kirchenvcrsammlung tagte. Er hatte sie nicht
einberufen und wurde nicht ersucht, ihre Beschlüsse zu bestätigen.
Er hat auch Konstantin nicht vom Aussatz befreit, nicht getauft. Der
Sohn des Konstantius und der Helena hatte, auf dem Marsch
gegen dastzeer des Mazentius, über der Mittags sonne am Htm»
mel das Kreuz mit der Inschrift r«6rqi v/x« gesehen, ehe Silvester
Bischos von Rom ward, hatte, nach dem Bericht des Eusebius,
auch schon vor dem entscheidenden Sieg an der milvischenBrücke
die Helme, Schilde, Fahnen seiner Krieger mit dem Bilde des
Kreuzes geschmückt, das, als Werkzeug einer nur über Fremd»
linge und Sklaven verhängten, einer schändenden Strafe, dem
Römer dergroßenZeitdasSymboltiessterSchmachgewesenwar.
Das Labarum, die gekrönte Kreuzlanze, von deren Querbalken
eine dieBildnisse des Kaisers und seinerKlnderzeigende Seiden»
standarte herabhing, wmde, unter dem Schutz von fünfzig bc»
währten Männern, den Legionen als Banner vorangetragen.
«Durch dieses Zeichens Kraft wirst Du siegen! "Ein neuerGlaube
war in dieWelt derRömer gekommen. »Nicht nur dem Leib rönil»
scher Bürger, sondern auch ihrem Denken, dem Auge, dem Ohr
bleibe das Kreuz, sein Name selbst, fern", hatte Cicero gerufen.
Nun verbürgtedasKreuzkämpfendenRömernimFeldeden Sieg.
Das war nicht das Werk Silvesters. Und längst weiß man (oder
glaubt wenigstens, zu wissen), daß Konstantin erst inNikomedia,
als erschondenTodnahen fühlte, das Sakrament derTaufe erbat
und empfing. Diese schwankeWissensch aft genügt zurWiderlegun z
derMär, der Kaiser habe, um dem Bischof vonRom Feilung und
Taufe zu lohnen, die Herrfchaft über die Tiberstadt, überItalien
und alle Provinzen des Westens den Statthaltern Christi für
ewige Zeit überlassen und feierlich, im weißen Gewände desNeo»
phyten, verkündet, er werde im Osten dem Imperium eine neue
Hauptstadt gründen. Diese .Schenkung Konstantins", derenUr»
künde den Primat des Papstes anerkennt und kündet, wo das
Haupt der Kirche gebiete, dürfe keinesWeltfürstenWille Gewalt
haben, bekleidete die römischenBischöfe mit dem Purpur und der
Macht der Imperatoren. Der Glaube an diese Urkunde, deren
Inhalt im achten Jahrhundert, in der Zeit des Langobarden»

schrcckens, durch einen Hilferuf Hadrians des Ersten bekannt ge»
worden war, wurde von klugen Päpsten bald belächelt; war aber
tausend Jahre lang der unverrückbare Fels, auf dem die weltliche
Macht der Nachfolger Petri ruhte. Wars noch, als die dem Corpus
iuris canonici einverleibte Urkunde von LaurentiusValla als ge»
fälscht erwiesen, von dem Historiker Guicciardini und vonAriost
verspottet wurde, Lange noch sollte, nach G bbonsWort, dasGe»
bäude stehen, dessenFundament dieForscherarbeit in den Tagen
derWiedergeburt doch untergraben hattc.Auch dieKonstantinische
Schenkung, die in Gregors Politik noch so wichtig war, ruht nun
bei anderem Trugwerk. Auch dieses Ruhms ist Si lvester entkleidet.
Dennoch lebtseinNameim Bewußtsein frommerChristenheit.
Trotzdem die Akten dieses Kalenderheiligen in Plunder zerfallen
sind. And er wird weiterleben.Denn er war der ersteBischof von
Rom, der feine Macht an der eines Christenkaisers maß, gegen
einen Christenkaiser Roms Souverainetät zu behaupten ver»
mochte. Die Urkunde der Schenkung Konstantins ist von irgend»
ein em Schreiber des Apostelhofes gefälscht worden. Durfte Dante,
durfte Herr Walther von der Vogelweide nicht an ihre Echtheit
glauben? Konstantin hat demPapst ja wirklich den Westen über»
lassen. Vielleicht, wieRenan annimmt, weil seine Mutler (die in
Ntkomedia Wlrthshausmagd gewesen war und, als Heilige He»
lena, längst nun kanonisirt ist) ihm die Herrlichkeit eines oströmi»
schenReiches in leuchtendenFarben gemalthatte. Vielleicht, we>l
er empfand, daß der Orient, mit feinen in Kleinasien, in Syrien,
Thralien, Makedonien halb schon christianifirten Menschen»
Massen, ihm bessere Aussicht auf weite Expansion bieten konnte
als das von unersprießlichem Theologengezänk erfüllte Westreich.
Möglich auch, daß zwei Schlaue einander zu überlisten versuchten.
Daß Silvester den lästigen Imperator ostwärts drängen, der Erbe
Caesars die Weltmacht Roms, das nicht mehr das Rom der
Caesaren.das nun das Rom der Priester und Märtyrer war, ein»
schränken und durch ein unvermeidliches Schisma schwächen
wollte. Als Konstantin am Bosporus sein neues Rom schuf, hat
er zwei Kirchen, zwei Welten geschieden. Im Jahr 330 dasCen»
trum geschaffen, das feitdem jedes Eroberers Blick auf sich zog:
fünfzehnhundert Jahre lang der Punkt blieb, von dem aus die
Menschenwelt zu bewegen, dieWeltherrfchaft zu erraffen schien.

Silvesters Pontifikat ist die Grenzscheide zweier Epochen. Für
manches Jahrhundert war der Papst nun tzerrüber den Kaiser des
Westens.Und wie eine witzigeFügung wirkts, daß der Silvester»
abend uns immer wieder in den Traum lullt, morgen müsse und
werdeder alten Erdfeste ein neuerZeitabschnitt beginnen. Helenas
kluger Sohn aber war Christ geworden, weil er indem ssceräotium
die festeste Stütze des neuen Imperium erkannt hatte. Würde der
Thron höher himmelan ragen als der Altar? Das war, vor und
nach derVerfeindung derbeiden Mächte, die Schicksalsfrage. In
einem weltberühmlen Gedicht stehen die Verse:

1.01-s Konstantin gjt ces propres paroles:
^'si renver^e le culte cles icioles,-
8ur les clebris cZe leurs temples fumans
Oieu 6u ciel j'ai proclri^ne I'encens.
Klais tous mes soins pour ss grsn6eursupreme
d>l'eurent jamais cl'sutre objet que moi-meme;
l.es saints sutels n'etaient s, mes reZaräs
Hll'un marckepiecl <Zu tröne cies (Jesars.
I^'smbition, la kureur, les äelices
Ltsient mes Oieux, svsient mes sscrikices.
L'or des cnretiens, leurs intri^ues, leur sang
Ont cimente ma kortuns et mon ran^.

Ein Sprung über sechs Jahrhunderte; in die Zeit der Kirchen»
askese, deren Mittelpunkt diesseits von den Alpen das Kloster
Cluny war. Zwei Ottonen haben die Herrschaft über das Papst»
thum zu erringen versucht. Beiden ists mißlungen. Ein dritter Otto,
der Sohn der Griechin Theophano, reist heran. Noch ehe er mün»
big ist, lernt er Gerbert, den Erzbischof von Reims, kennen und
wird, zunächst für kurze Zeit nur, sein Schüler. Gerbert, sagt Lamp»
recht, «stammte von niedrig gestellten Eltern herz er hatte, im Klo»
ster Aurillac durch feine Bildung zu Großem vorbereitet, schon
früh in seinen eminent französischen Eigenschaften Anerkennung
gefunden: in der Klarheit und dem Schwung feiner Rede, in der
besonderen Anlage für mathematisch»astronomische Studien, in
der weltmännisch glatten Verarbeitung der antiken Bildungele»
menke." Der mündige Kaiser zieht gen Rom, ernennt seinen jun»
gen Vetter Brun, den asketischen Sohn Ottos von Kärnten, zum
Nachfolger Johanns des Fünfzehnten und läßt sich von diesem
ersten deutschen Papst krönen. Auf der Heimreise gewinnt der

czechische Priester Adalbert, der aus den Seelenängsten seines
prager Bisthums in die Klostereinsamkeit des Aoentin geflohen
war.dastzerz des Jünglings. Der Kaiser läßt den frommen Welt-
flüchtling nicht von seiner Seite; theilt nachts sogar das Lager
mit ihm. Doch der Martyrwahn treibt Adalbert bald vom Hofe
des Freundes. In Polen, Pommein, Preußen predigt er den
Heiden, den Lauen: und verblutet bei Danzig unter den Lanzen
der Bedränger.Gerberts Zeit ist gekommen; der höfisch geschulte
Humanist vollendet, was der Schwärmer begann. Die Universal»
Monarchie soll wieder aufleben, das Kaiserthum alle geistlichen
und weltlichen Mächte läutern und nach der Reinigung um so
sicherer beherrschen. Der Kaiser ist das Haupt der Christenheit.
Sein Ziel ist die Erneuung des Römerreiches in seinem ganzen
Begriffsumfang. Kenovaü« Imperii Komanorum.- so stehts auf fei»
nen Siegeln. Keine Schranke hemmt den Willen des Kaisers.
Otto kehrt nach Rom zurück; nur von Rom aus glaubt er dem Erd-
kreis gebieten zu können.DasErzbisthumRavenna ist nichtfrei;
kann der Kaiser deshalb etwa nicht darüber verfügen? Otto er»
nennt Gerbert zum Erzbifchof. Macht ihn ein paar Monate spä»
ter, nach Bruns Tode, zum Papst. Fand er ihm auch den Na»
men? Oder wollte der in Schmeichelkünsten erfahrene Franzos,
als er sich Silvester den Zweiten nannte, den Schützer fein an die
konstantinische Zeit erinnern? Wie Konstantin einst, so prunktjetzt
Otto mit seiner Demuth. Helenas Sohn wollte leben wie der
schlichtesteIüngerChristi und nachderTaufesichnie mehrinPur-
pur kleiden.TheophanosSohn nennt sich den Knecht der Apostel,
pilgert zuFuß auf denMonte Gargano und haust Tage lang als
Büßer in einer Höhle. Trachtet aber, das Schisma zu enden, das
Konstantin bewirkt hat. Denn der Oberkaiser, den er sich träumt,
muß auch den Orient beherrschen; das Land aller Völker, die an
den Heiland glauben. Ein Gott, eine Kirche, ein Reich. »Einst,
wenn Wir aus dem Kerker derZeitlichkeit erlöst sind, werden Wir
in Gerechtigkeit nebendemAllmächtigenregiren." So svrichtOtto.
Spricht so ein Knecht der Apostel? »Unser Reich wird siegreich
wie Trajans, verwaltet wie Iustinians, heilig wie Konstantins
sein". Nährte Demuth je so stolze Hoffnung? Missionare follen
den Gedanken des Weltkaiserreiches über die Erde tragen. And
der junge Kaiser, dem Deutschland zu eng ist,zieht ruhelos selbst

durch die Lande. Nach Gnesen, zu Adalberts Grabstätte. Dort
weiht er dentzalbbruder des erschlagenen Freundes, einen Cze»
chen, zum Erzbischofzgiebt, ohne dem Wohl und Weh seiner Deut-
schen nachzufragen, den zwischen Gnesen, Breslau, Krakau woh»
nenden Slawen ein slawisches Kirchenhaupt. Dann gehts wieder
westwärts:die tzand.derenWink die Christenheit schweigenheißt
oder zur Wuth aufruft, muß das Gebein Karls des Großen be»
tasten. Und von Aachen zum dritten Mal nach Rom. Silvester,
der schon einIahr lang auf dem Apostelthron sitzt, kann unter dem
Kreuzeszeichen gewiß jetzt den Kampf um die Heiligen Stätten
des Ostens wagen. Plötzlich flackerts an allen Eckendes Reick/ s
auf. Der Islam regt sich; die Langobarden drc«g?n nachNord^..;
in Deutschland klerikale Verschwörung, in dcr Campagn a offener
Aufruhr. Otto wird in feiner aventinischen Pfalz belagert, ert»
kommt, will eine deutsche Armee aus der Erde stampfen, durch
ein Ehebündniß in Byzanz Hilfe gegen die Sarazenen werben,
Venedigs Seegewalt für seine Sache gewinnen: und stirbt, ehe
noch der Kampf um die Ewige, ewig umgierte Stadt begonnen
hat, als ein verlassener, verachteter Mann auf dem Sorakte.
Silvester, der sich als Gerbert von Aurillac den Ruf eineS
Schwarzkünstlers erworben hatte und dessen Pontifikat dann
ruhmlos blieb, hat den Kaiser nur um sechzehn Monate überlebt.
Während er in Rom herrschte, war der Deutschenhaß zu fanati»
scher Wildheit emporgewachsen. Unter einem französtfchenPapst
und einem Kaiser, der sich seiner Nationalität schämte und von
dem Gerbert gesagt hatte, er sei von Geburt Grieche, von Kaiser»
rechtes wegen Römer (genere (Zraecus, imperio Komanus). Ottos
toter Leib wurde von Deutschen in die tzeimath getragen. Ottos
Reich schien nicht zu retten. Das Trachtennach derUniversalmon»
archie hatte den Kaiserseiner Nation entfremdetzund als er hoffte,
sie werde ihm, dem von allen Seiten Bedrohten, den Arm waff»
nen, fah er sich enttäuscht. Otto dem Großen hatte der Papst und
das römische Volk Treue gelobt. Otto der Dritte hat nach Willkür»
lichem Ermessen zwei Päpste ernannt und doch nie über die Macht
desPapstthumes geboten. Petrus war stärker geworden alsCae»
sar. Das ist leicht zu erweisen; trotzdem Bryce behauptet hat, die
Päpste hätten nur als Statthalter der Karlinge und Ottonen re»
girt. Schon die Geschichte eines Wortes zeugt gegen diese Be»

Häuptling. Paulus hatte an die Korinther geschrieben: «Ich bin
der Geringste unter den Aposteln, als der ich nicht Werth bin, daß
ich einApostel heiße z denn ich habe die Gemeine Gottes verfolgt.
Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin, und seine Gnade
an mir ist nicht vergeblich gewesen, sondern ich habe viel mehrge»
arbeitet als sieAlle; nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit
mir ist.«Noch in Ephesus setzten die zum Konzil gerufenen Bischöfe
dieWorte Oei Zratia vor ihreTitelz um inDemuth damit ihreAb»
hängigkeit von der Gnade Gottes zu zeigen. Seit die Macht des
Papstes gewachsen war, hieß es: Oei et Hpostolicae Zeclis gratis,
von Gottes und des Papstes Gnaden. Und seit der Karlingerzeit
wandten auch weltliche Fürsten die Formel an; gab es Kaiser und
Könige von Gottes Gnaden. Die mußten auch vomApostelthron
Gnade erhoffen. Wer ist hienieden Gottes Vertreter? Der Papst.
Wer krönt den Kaiser und kann ihn mit ewerBannbulle ächten?
Der Papst. Petrus und Paulus hatten gesagt.nur Gottes Gnade
wirkeGutes undGroßes inihnen.IhreNachfolgersprachen:Uns
hat die Gnade Gottes erwählt und geweiht.also daß wir nurGu-
tes und Großes zu wirken vermögen. Vonihrer Gnadenfülle spen»
beten sie den Kaisern, die sich nicht zu hoch dünkelten, gegen Ent>
gelt dann wohleinBruchtheilchen.Petrus warstärkerals Caesar,
tzats schonKonstantin geahntund deshalb sein Heil vor demAbend
im Osten gesucht? Seit er den Legionen das Labarum vorantra»
gen ließ, war er dem Erben apostolischer Gewalt unterthan; war
die Zeit der Theokratie gekommen. Der Virus dieses Gedankens
mußte nach und nach die Kraft jedes Reiches zerstören, das von
dieser Welt sein wollte. Und der Zerfall der Gewebe wurde be»
schleunigt.wenn der Leib dieses Reiches sich gar in die Maße der
Universalmonarchie zu recken strebte und dabei seinen Schwer»
Punkt verschob. DieUnterstützungfläche, das deutscheLand, blieb
klein und das Gleichgewicht wurde unsicher... Ottos brechendes
Auge sah auf dem Sorakte das Kloster, das dem Heiligen Sil»
bester geweiht ist, und konnte zum Kreuz emporröcheln: »Dieses
Zeichen gab Dir den Sieg!" Sein Silvester hat kein Heer ins Sa»
razenenland geschickt. Als die Kreuzfahrer später dann nach Sy»
rien kamen, schnitt ein Ritter, der gerade dort an die unheilvolle
Nachwirkung universalmonarchischen Wahns denken mochte, in
einen Stein.der unterKastelltrümmern erhalten blleb.den Spruch 5

8it tib! coplä,
Sit sspientiä
^ormsque getur;
Inquinät omnis
Lols superbia,
Li comitetur.
Das Wort ist Wahrheit geworden. Machtfülle, Weisheit, Wohlgestalt haben Monarchen und Monarchien nicht vor dem Fall geschützt, wenn eitler Stolz ihr Begleiter geworden war. DreißigIahre nach Gerberts Tod hauste in Rom wieder die Pornokratie.Benedikt derNeunte trug, ein Knabe noch.dieTiara und besudelte den Apostelfitz mit der Unrathspur seiner Laster. Zwei Lustren lang ließen die Gegner der Tuökulanerpartei den unsauberen Buben gewähren; dann wählten sie einen Gegenpapst, der sich Silvester den Dritten nannte, von Benedikts Bande bald ausRom gejagt und ausGeheiß der Synode von Sutri abgesetzt wurde. Er wird in derReihe derPZpstenichtmitgezählt.Und kann des Thrones nicht viel würdiger gewesen fein als Benedikt. Denn dieser Bischof Johann vonSabina war reich, konnte Anhang erkaufen: und hat sich doch nur acht Wochen gehalten. Was mit Geld damals in der Stadt der Kurie zu machenwar.lehrtdieThatsache, daß Heinrich der Dritte im Jahr der Synoden von Sutri und Rom durch Bestechung den principatum in clectione erwarb, das Recht, mit seinerStimme bei der Wahl eines Papstes denAusschlag zu geben. Ein dritter Silvester, der wirklich Herr der Kirchengewalt gewesen wäre,hätte zu dem Kaisergesprochen: »Dieses Geld wird Dir nicht Zinsen. Auch der Prinzipat sichert Dir und Deinen Erben nicht dle Uebermacht. Sankt Silvester hat nicht vergebens gelebt. Da er, ohne gleißende Krone, mit dem großen Konstantin fertig ward, wird auch ein schwächerer Papst nicht unterliegen; bis ihm ein Gegner von caesarischem Wuchs ersteht. Wann aber entbindet man ein Riesenkind dem Schoß alter Fürstengeschlechter? Glaube mir, Heinrich, glaube der Erfahrung Derer, die vor mir meirienNamen trugen:nur die völligeTrennungDeiner von unserer Macht verbürgt Dir die ungeschmälerte Herrschaft über Dein weltliches Reich und schützt Dich vorDemüthigung. Nichts Anderes. Du magst Dich willig zeigen, träg sein oder zum vernichtenden Streich ausholen: wir sind gefeit und Du bleibst in Ge»

k fahr der Seele, des Besitzanspruches, der tzoheitrechte. lieber uns
> ragt das Kreuz und uns ward die Verheißung: Indiesem Zeichen
wirst Du siegen! Ein Jahrtausend lang hat es für uns gesiegt;
und wird weitersiegen. Stürme werden über Rom, über die alte
Welt hinbrausen, große Ketzer werden an dem Gitter des Dog»
rnengewölbes rütteln, Völker werden die Kette brechen, an die
> eine Erobererdynastie sie für immer geschmiedet wähnte: und un»
! sereMachtwirdverringert.unserPrimat ein Kinderspott scheinen.
Dennoch wird Alles sein, wie es in den Tagen Silvesters des
Giften war. EinPlebejer wird den GoldreifdesCaesarAugustus
aufs platthaarige Haupt stülpen, ein riesiger Barbar im Stahl»
Hemd uns zur Fehde fordern: ihr Arm wird erlahmen, ehe er Einen
^lus unserer Mitte zu greifen vermochte. Mit keinerReform, kei»
nem auf dem Saumpfade der Vernünftelei gepflückten Heilkräut»
'lein lockt Ihr die leidende Menschheit, der das Kreuz den Weg
weist, aus unserem Bereich. Meinst Du, das Schicksal des Altars
fei unlöslich dem des Thrones verbunden? Du würdest irren.
Schon ahnt mein Ohr die frommen Stimmen, die in ekstatischem
lleberschwang den Bund der altenKlrche mit den neuen Lebens»
mächten heischen; deren Gellen unsmahnt, nicht den Herren mehr,
sondern den Sklaven uns zu verbünden. SiehtDelninneresAuge
«icht das Gewimmel? Wir lassen die Kaiser und Könige ihrem
wandelbaren Geschick, löschen von der Sttrnmauer unsererFeste
die schreckenden Worte uni versiws, antiquitas, unitag und laden die
Massen in unser Schiff. War Jesus, unser Herr, mit den Mäch»
tigen dieser Welt? Wandeln wir nicht unterm Schild seinesGe»
botes, wenn wir den Waisen dieMutter ersetzen, dieBedrückten
aus dertzörigkeit lösen?Nicht alteMünze nur gilt inRom; auch
mitder NeuerungsuchtkannunsereWeisheitrechnenlernen.Tren-
nung allein schüfe Dir Freiheit. Trennung Eures Staates von
unserer Gewalt (die Jesus nicht wünschte). Könnt und wollt Ihr
in Eurer Rechtswirrniß aber den flinksten Büttel entbehren?"
Der harte Salier hätte der Warnung nicht gehorcht; oder
nur mit höhnischem Lächeln. Er hattePäpste abgesetzt undPäpste
ernannt; zuletzt den Cluniacenser Bruno von Toul, der aus dem
höchsten Kirchensitz Leo der Neunte hieß, und keiner hatte dem
Kaiser das Kaiserrecht zu weigern vermocht. Nun saß Victor der
Zweite auf Leos Stuhl und war glücklich, als Heinrich ihn zum

Statthalter in Italien bestellte. Nein, heiliger Mann: Deines^
gleichen fürchten wir Franken nicht. Doch drei Jahre nach Hein»
richsTod stößttzildebrand die Bestimmungen um, nach denen die
Papstwahl geregelt war. Die Kardinalbischöfe sollen fortan de»
Ausschlag geben, Klerus und Boll der Kirchenhauptstadt in die
SchrankeneineswerthloscnZustimmungrechtesgepferchtseinund
der Deutsche König an dem Wahlakt nur mitwirken, wenn ihm (von
einem Papst natürlich) das römischeBürgerrecht verliehen ward.
Und die Lateransynode sieht auf dem Haupte des Papstes zwei
Kronen: oben die .Kaiserkrone aus SanklPeters Hand", unten
die »Königskrone aus Gottes Hand". Auf den Goldreifen stand
es; und legitimirte den Bischof von Rom als den Empfänger und
als den Verleiher aller Schwert» und Schlüsselgewalt. Das war
O' ern 1059. Als wieder dreiIahre vergangen waren, hatleErz»
bischof Anno von Köln Heinrichs zwölfjährigen Sohn in Kaisers»
Werth auf sein Schiff gelockt undausderKapelledietzeiligeLanze
un? das Königekreuz geraubt: auf den König also und auf die
Reichskleinodien die Hand gelegt. Abermals drei Iahre^ Dem
ErzbischosAdalbertvon Bremen, dannauchanderenErzbischöfen
und Günstlingen werden vom König einträgliche Reichsabteien
gefchenkt.tzi!debrand hat dieUrkundederKonstantinischen Schen-
kung herausgesucht und beweist, daß in Italien nicht souveraine
Fürsten, sondern nur Lehnsmänner des Papstes möglich sind.
Dem Deutschen König soll das Recht zur Mitwirkung an der Wahl
und Investitur der Bischöfe genommen werden. Im Konzil von
Mantua siegt Rom über das Königthum und die Kirche deutscher
Nation. Im Jahr 1069 fordertHeinrich derVierte die Scheidung
von Bertha, der Savoyerin, die der Vater dem Fünfjährigen ver»
lobt und deren Leib der Erwachsene in drei Ehejahren nicht berührt
hat. Pier Damiani vereitelt, als Vertreter der Kurie, die Ersü!»
lung des Wunsches. Im Lenz 1074 trägt Hildebrand, als Gregor
der Siebente, die beiden Kronen. Ein Jahr danach läßt er das
Verbot derLaieninvestitur beschließen. 1076 schreibt er die Bann»
bulle gegen den König und enlbindet tzeinrichsllnterthanen der
Treupflicht. Am fünfundzwanzigsten Januar 1077: Canossa...
Die Gewissensfreiheit, die der große Konstantin verbürgt
haben sollte, war Wahn'geworden. Hat nur Schmeichlerkunst ihm
dieBürgschaft einst angedichtet? Theodosius der Große verpflich-
tet alle nach seiner Gnade langenden Völker dem Glauben, den

'Petrus denRöinern gepredigt habe. Der dritte Valentlnian der»
Hietet den Bischösen, auch nur um Haaresbreite, ohne dieGeneh»
migung desPapstes, vonehrwürdigerGlaubenssttte abzuweichen.
Der Kaiser ist Schützer der Heiligen Stadt und des Heiligen Stuh-
les. So hatten Konstantin und Silvester den Pakt nicht gemeint.
Weil derImperator stolz war und sich inHerrfcherrechtstheilung
nicht schicken mochte, ging er ostwärts, gab die Christenheit des
Westens in die Hand des Papstes; undhoffte höchstens, spät,mit
gesammelter Kcaft, auch am Grab des Apostels den Kampf wagen
zu können. Silvester konnte sich mit den Beschlüssen von Nicaea
und Rom einrichten und den Kaisern den Schein des Schützer»
rechtes gönnen. Gr mag gebachthaben: «Von uns trennen könnt
Ihr Euchz nicht uns in enger Gemeinschaft würgen. Denn wir
stellen Euch Wächter, nach denenIhr in jederNothschreien wer»
det, und ziehen Eure Kinder auf. HabtIhrGrsatz? Harrtdraußen
die Mannschaft, die uns ablösen soll und die im Wollen, im Ziel
so einträchtig ist, wie wir stets waren und bleiben werden? In
den Entschluß, den Herrgott aus dem Staat zu scheuchen, streckt
sich nicht leichtEiner, der, wieich,alsBekennerk<ItholischenGlau-
bens gepriesen sein will." Joseph der Zweite hals, auf dem ver»
v e hmten Pfade d er Iav senisten, gewagt; die Zahl der Klöster ge»
drittelt, sich das Recht angemaßt, selbst die Bischofstühle zu be»
setzen, und dem persönlichen Zauber des sechsten Pius, der sich
nach Wien bemühte, ausrecht zu widerstehen vermocht. Wurde
dafür der Gedanke derMonarchie durch denAusbruch derFran»
zösischen Revolution gestraft, deren Wirkung alles von Weißen
bewohnte Land spürte? Auch dieGrundmauer der Kirche wankt;
bricht aber nicht. Fünfzehnhundert Jahre nach Sankt Silvester
sitzt Pius der Neunte im Haus des Heiligen Petrus dem auch
aus Amerika, Asien, Afrika beschicken Konzil vor, das die Un»
fehlbarkeit des Papstes, des Vaters, Lehrers, Richters aller
Christen, laut verkündet. Gewitter umdröhnt den Vatikan. Und der
Kaiser der Franzosen erklärt dem König vonPreußen denKrieg.
Ein Imperium stürzt, eins mit protestantischer Spitze entsteht.
Verglüht nundasFeuer des uralten Streites zwischen weltlicher
und geistlicherMacht, KönigthumundPriesterthum, Nation und
Menschheil? Die Republik Frankreich walkt die Kutte und zer-
schneidet das Band, das ihren Staatskörper an Rom knüpfte.
Das deutsche Kaiserreich istemsig indem Streben, jedeanKZmpfe

wider Rom erinnernde Blutspur wegzuwischen. Benedikt der
Fünfzehnte aber gewährt der Republik den achten Kardinalshut,
den sogar Leo der Dreizehnte und Rampolla ihr weigerten; und
spricht: »Hell flammt immer in Unserem Herzen die Liebe zu der
tzeimath Chlodowechs, des Heiligen Ludwig, der Jungfrau Je»
anne d'Arc. Von Unserem Thron hallt das Darckgebet wider,
das heute das katholische, in seinem Schicksal glückliche Frank»
«ich zum Herrn emporschickt. Wir freuen uns der Möglichkeit,
dieses Land noch fester an den Heiligen Stuhl zu knüpfen, und
hoffen zuversichtlicher als je auf die Erfüllung des Wunsches, den
Wirso oft hegten: »Utinsm renoventur Zesw Oei per^rancm!» Und
der felbe Mund spricht im Konsistorium der Kardinäle: „Wohin
die Mißachtung des Völkerrechts führt, erkennt jetzt Jeder aus
der unwürdigen Behandlung der Gotteshäuser, Gottesdiener,
des Tottesdienstgeräthes, aus derThatsache, daß große Schaaken
friedlicher Bürger, selbst solche zartesten Alters, von ihrem Hei»
mathherd weggeschleppt, den weinenden Müttern, Gattinnen,
Kindern entrissenwerden, aus den Luftangriffen auf offene Städte
und schutzloseMenschen,aus all denGräueln,die täglich zuLand
und zu See geschehen und jedes fühlende Herz mit unbefchreib»
lichem Weh erfüllen. Noch einmal treffe mit voller Wucht Unser
Tadel die Urheber, wie sie auch heißen mögen, des schändlichen,
sedesRechtsgefühlhöhnendenGeschehensindiesem Krieg!" Dem
Gestus und der (nur dem Ohr, das taub sein will, noch undeut»
lichen)Rede folgt die erläuternde, nicht laute Antwort fordernde
Frage: »Kann nun noch Einer bezweifeln, daß der Heilige
Vater Frankreich liebt?" Vor der römischen Hirtenweisung
war die Klage des Priesters, der, als ein vor allen Gewalten
Furchtloser, in jeder Fährniß trutzigFrommer.dieKirchensäulen
unseres Tages überwuchs, den bestaunten Glaubenshelden des
ersten Christenjahrhunderts ähnlich wurde und ganz andersEmp-
findende, Feinde seines Wollens sogar in Ehrerbietung zwingt:
»Ohne Ordnung kein Friede und ohne mitleidige Gerechtigkeit
keine Ordnung. Weil ich Ordnung will, habe ich vom ersten Tag
an gemahnt, derMacht.die unser Land besetzt hält, nicht thätigen
Widerstand zu leisten, sondern ohne Aufruhrsregung jeder Vor»
schrift zu gehorchen, gegen die weder unser Christengewissen noch
unsere nationale Würde sich wehrt. Aber auch die herrschende
Macht muß die Ordnung wollen, also unsere Rechte und Pflich»

ten achten. Der Bürger gesitteter Länder hat das Recht auf sei»
nen heimischen Herd; hat das Recht, frei über seineArbeitzu ver-
fügen und nur dem Vaterlande dienstbar zu sein. Vorschrift, die
diese Rechte verletzt, kann das Gewissen nicht binden.Die Väter
und Mütter, deren Schaar diese Kanzel umdrängt, werden be»
greifen, daß die letzten Wochen die an Aengsten und Schmerz
reichsten meines Priesterlebens waren.Muth, liebe Brüder und
Schwestern l Wahret in Ehrfurcht die Lehre Christi und haltet dem-
Vaterlande die Treue!" Kardinal Mercier.Erzbischof von Ma-
lines, hat auf der Kanzel einer brüsseler Kirche diese Sätze ge»
sprochen. Noch eines dritten Priesters Stimme hören wir; eine,
in deren sanftem Ton Lenzesahnung schwingt. Bischof Winton
von Winchester schrieb an die »Umes»: «Als der Krieg begonnen
hatte, vereinten Mitglieder der Gesellschaft derFreunde und an»
dere Engländer sich in den Entschluß, den vom Krieg bei uns
überraschten und geschädigten Männern und Frauen aus uns
feindlichen Ländern Hilfe zu bringen. Tausenden haben sie mit
Geld undandererGabe geholfen und.was oft mehr ist, den Män»
nern in den Gefangenenlagern und den im Kampf ums Dasein
schutzlos vereinsamten Frauen und Kindern denTrost eingeflößt»
daß auch für sieMenfchengefühl sich regt.Zu ähnlichem Werk ha»
ben bald auch in Berlin sich Menschen gesammelt (in der vondem
Fräulein Elisabeth Rotten mit unermüdlicher Umsicht geleiteten
.Auskunft» und Hilf-Stelle für Deutsche im Ausland und Aus»
länder in Deutschland'). In froherDankbarkeit müssen wir jedes
Zeichen allumfassender Menschenliebe begrüßen, die über natio-
nalen Haß, über trauriges Vorurtheil hinaus strebt und, wie wir
nun wissen, hier und da auch in den Ländern unsererFeinde lebt.
Am Werk dieser Menschenliebe arbeiten inDeutschlandMänner,
die ich kennen, achten, lieben gelernt habe. Wie sie über den Krieg
und über England denken, weiß ich nicht. Ihres guten Möllens
aber und ihrer schlichtenAufrichtigkeitbin ich sogewtß,als wären
sie meine Landsleute." Aus den drei Stimmen hallt, in verschie-
dener Tönung, der Glaube an eine Menschheitfamilie, deren Glie-
der nicht durch Grenzsteine und Schlagbäume getrennt werden
können und deren Grundgesetz der Mächtigste selbst nicht unge»
straft brechen werde. Die drei Stimmen verschlingen sich wie Laub
und Blüthen zu einem duftenden Gewinde, zu dem Chor, der die
Lehren Christi und Pauli, des Heilands und des Staatsmannes

in einllrgebot faßt: »Aller Menschen Geschlechter sind aus einem
Blut. Alles von Gott aus dem Samen eines Menschen Geschaf-
fene ist gut, wird mitDank empfangen und darf niemals verwor-
fen werden. LiebeDen.derneben Dir lebt.wieDichseibst.Die ein-
ander beißen und fressen, werden sich verzehren. So Einer käm-
pfet: er wird nicht gekrönt, er kämpfe denn den Kampf desRechtes.'
Winterfonnenwende.
War die Weihnacht, die seit dem Kalenderbefehl des köml»
schen Bischofs Liberius dem Tag der frostigen Sonnenwende folgt,
unserer Welt diesmal Schicksalswende? Der Krieg hat das Ka»
tholon, das, noch ein gewaltiges Bruchstück, nach den Reform«»
tionen blieb, in Scherben geschlagen. Der römische Katholik, der,
wie der Proletarier Proudhons und Marzens von dem fernen
Klassengenossen, von dem Glaubensbruder gesagt hatte, er sei in
fremdem Land ihm noch näher, des Vertrauens würdiger als da»
heim der anders Gläubige, ficht nun im Bund mit griechischen
Schismatikern, Ketzern allerArt, Mohammedanern, Indern, Ne-
gern, Shintoisten wider dem Papst geistlich Unterthane. Die in
engster G: meinschaft des Gottesbekenntnifses wohnen, zeihen laut
einander schimpflicher Lüge. Protestanten werben eifernd um die
Gunst des Priesters, dessen hohes Amt Luthers frommer Zorn
wild geschmäht hat.Das inblutigen Kreuzzügen Erlangtesollver»
nichtet, die Herrschaft der Mondsichel über von zähem Christen»
muth ihr abgerungenes Gebiet wiederhergestellt werden. Ist der
Begriff der Christenheit entkerntetzülse, derBegriff derMenfch»
heit Schemen geworden und verhallen die Stimmen derPrediger,
die wir hörten, in eine Wüste, aus der aufrecht fchreitende oder
durch Höhlen kriechende, denkende und sprechende, lachende und
weinende Thiers die letzte Lebensspur tilgen wollen? Hängt die
HoffnungaufMenscheneintracht, Religion, Rassewie welkes, saft-
los braunes Laub amBaum des Bewußtseins und istselneRinde
dicht von dem Epheu schmarotzendenAberglaubens annationale
Sondermacht umsponnen? Nein. In derDezembernotedes Vier»
bundes, der Katholiken, Orthodoxe, Lutherische, Calviner, tzussi»
ten,Iuden,Musulmanenumfaßt,lasenwirdieSätze: »Der furcht»
barste Krieg, den die Geschichte je gesehen hat, wüthet feit neun»
undzwanzigMonaten in einem großenTheil derWelt.DieseKa»
tastrophe, die das Band einer geme!nsarren tausendjährigen Ci»

vilisation nicht hat aufhalten können, trifft die Menschheit in ihren
werthvollstenErrungenschaften.Sie droht, den geistigen und ma»
teriellen Fortschritt, der den Stolz Europas zu Beginn des zwan»
zigstenIahrhunderts bildete, inTrümmer zu legen/ So hätzlich
die Ausdrucksform ist: derWille zu Menschheitempfinden leuch»
tet durch das verstümperteWortgefüge.Noch höher recken sich die
Häupter der Demokratie; und sie reden mit Zungen der Priester.
Der ErsteMinister desBritenreiches,tzerrLloydGeorge,fpricht:
«Jeder Mann und jede Gruppe, die, leichten Herzens und ohne
zwingenden Grund, diesen furchtbaren Krieg verlängern würden,
belüden ihr Gewissen mit einer Verbrechensschuld, die Ozeane
nicht wegwaschen könnten. Nur Feigheit aber, die erbärmlichste,
der je ein Staatsmann schuldig wurde, könnte den Kampf enden,
ehe dessen heiliger Zweck gesichert ist. Wir haben gesprochen wie
Abraham Lincoln in ähnlicher Lage: ,Der Krieg, den wir auf uns
nahmen, wird enden, sobald sein Ziel, ein internationales, erreicht
ist. Gott verhüte, daß er früher ende!' Von Menschlichkeit sprach
auch der grotzeKrieger und Tyrann, den England stürzen mußte;
wenn er Zeltzur Ordnung seiner Beute, zur Stärkung seiner Streit-
kräfte brauchte oder wenn die ihmUnterthanen des Krieges müde
schienen, spielte er den Friedensengel und sprach entsetzt über den
Blutgraus, für den er allein doch verantwortlich war. Die Erin»
rierung an Geschehenes nöthigt uns zu vorsichtiger Betrachtung
der deutschen Note, die keinen Vorschlag gebracht hat. Was wir
von unserem Feind in dem Friedensvertrag fordern müssen, ist
bekannt: Völlige Wiederherstellung, zulängliche Entschädigung,
sichere Bürgschaft gegen die Wiederholung solcher Anschläge. Sol-
len sie etwa, dieAtlentate zuLand und zu See, nicht gesühnt, fon»
Kern durch ein paar frömmelnde Phrasen abgethan werden? Wir
ersehnen, Alle, den Frieden und der Krteg ist uns Gräuel; aber
wir wissen auch, daß die Behauptung, unseren Feinden sei der
Krieg, zur Verteidigung ihres Lebens und ihrer EntWickelung»
freiheit, aufgezwungen worden, unwahr ist und den Zweck hat,
das deutsche Volk dem Willen der preußischen Militärkastedlenst»
bar zu machen. Niemals wünschten oder versuchten wir, das Da»
sein, dieFreiheit des deutschen Volkes zu stören, dessenArbeit ja
einen der ganzenMenschheitwohlthätigenErtragschuf.Wirwol»
len Europa von dem Alben befreien, zu dem die preußische Mi»
litärkaste, mit ihrer ewigen Drohung und Rüstung, ihrer Eisen»

fressermiene, der Häufung ihrer Angriffswaffen und der steten
Sucht, sie anzuwenden, geworden ist. Das Geprahl und die An»
griffediesesbösenNachbars heute, in demvonseinenHäuptllngen
uns aufgenöthigten Krieg, straflos zu lassen, nicht als Verbrechen
Wider denGeist desVölkerrech tes zu ahnden.wäre einederMensch-
heit grausam schädliche Thorheit. Dieser Krieg ist ein Kampf für
das Völkerrecht,sürTreue undGlauben imVerkehr derStaaten,
für die Ehre der Menschheit. Die von langen Geschlechterreihen
mühsam gegen die Barbarei errichtete Mauer ist durchbrochen
worden. Der Krieg muß das Mittel werden, das den Frieden
sichert, die Eyre und dengutenWillenderMenschheit schirmt und
ein internationales Gewissen vorbereitet. Das wird die Mensch»
heit dem I dea l r, ähern, von dc ssen Höhe uns jeder Bruch geschlosse»
ner Verträge, jede rechtwidrige Gcwaltthat gegen kleine Länder
strafbar erscheint und Gerechtigkeit mehr gilt als Raffgier. Nach
dem Triumph Preußens müßte die Menschheit ohne Hoffnung
auf Hilfe verschmachten. Deshalb giebt es, seit Krieg ist, für mich
nur ein Ideal und in besten Dienst will ich auch weiter mit aller
Kraft meiner Leidenschaft kämpfen: die Rettung der Menschheit
vor der gräßlichsten Katastrophe, von der ihr Wohl jemals be»
droht war." Die Menschheit als Leuchtfeuer jedes Hauptsatzes;
kein Wort über einen der Nation zu erfechtenden Vortheil.
Der Neutrale spricht nüchterner. Präsident Wilson: »Die
Vereinigten Staaten leiden ernstlich unterdem Krieg undmüßten,
wenn er noch länger dauerte, ihre Interessen so gut wie irgend
möglich schützen. Deshalb fordert der Präsident die Regirungen
der kämpfenden Länder auf, die Bedingungen, unter denen das
Ende des Krieges ihnen möglich scheint, anzugeben und Bürg»
schaft sür die Wahrung des Friedens vorzuschlagen. Dann erst
werden dieWtllensziele der zweiGrup Pen ver gleichb ar s ein. Einst-
weilen scheinen sie gleich. Beide Gruppen wollen die Rechte und
Freiheiten kleiner Länder und schwacher Völker sichern, sich selbst
vorAngriffund eigennütziger Lebensstörungschirmen, Bündnisse,
dieArgwohn stiften und das Gleichgewicht derKräfte gefährden,
durch einenVölkerbundersetzen,derdenFriedenderWeltund die
Herrschaft der Gerechtigkeit verbürgt; aber, als ein letzter Schritt
auf langem Weg, erst verbürgen kann, wenn die politische und
wirthschastliche Freiheit, der Gebietsbesitz und die Unabhängig»
keit aller in Krieg gerissenenNationenvon allen Seiten anerkannt

worden ist. Volk und Regirung der Vereinigten Staaten ersehnen
die Stunde, die ihnen erlaubt, zum Schutz kleiner und schwacher
Völker vor Unrecht undGewaitthat mitzuwirken, und warnen, zu
warten, bis die Lage der neutralen Staaten unerträglich und die
Civilisation von rechtwidrigem und unaustilgbarem Leid Helm»
gesucht wird. Schon spürt die ganze Welt dieses Leid. Jedes Glied
dergroßenMenfchheitsamilie fühltdieLast und den Graus dieses
unerschauten Streites, dessen Wirkung alle Nationen der civili»
strten Erde erreicht hat oder morgen erreichen kann. Währt der
Krieg fort, bis, nach der Opserung neuer und abermals neuer
Menschenmillionen, eineGruppe erschöpft, unausrodbareFeind»
schaft eingewurzelt und überall Verzweiflung gezeugt ist, dann
bleibt keine Hoffnung mehr auf wahrhaften Frieden und auf die
freiwillige Arbeitgemeinschast freier Völker." Nur von der Lippe
des Heerführers kommt, aus allenLagern.noch der hart klirrende
Ton von gestern. An die Krieger seiner Armeegruppe, die am fünf»
zehntenDezember zwifchenMaas undWoevredeutsche Stellun»
gen zerstört, Gelände und Geschütz erobert und über elftaufend
G« fan gene eingebracht hatte, schrieb GeneralMangin: „Freunde!
Unser wilder Feind merkt, daß er uns auf dem Schlachtfeld nicht
besiegen kann, und möchte uns nun in die von plumpertzand ge»
fügteFalle verfrühtenFriedens locken, Ihr kennt die Truggeberde
Derer, die, während sie neueWaffen aufraffen, fchreien: ‚Kame»
rad!' Unsere Ahnen weigerten in den Tagen der Revolution jede
Verhandlung mit dem Feind, dessen Fuß noch den heiligen Boden
des Vaterlandes besudelt; zuvor, sprachen sie, muß er über die
Grenze geworfen, muß der Sieg des Rechtes und der Freiheit
über Tyrannenwillkür völlig gesichert sein. Wir werden niemals
mit meineidigen Regirungen, denen Verträge Papierfetzen sind,
niemals mitFrauenmördern undKinderhenkern verhandeln.Nach
dem endgiltigenSieg,der sie unschädlich macht,werdenwlrihnen
unseren Willen aufzwingen. Ihrem heuchlerifchen Gerede hat
Frankreich durch das Maul Eurer Kanonen und durch die Spitze
Eurer Boyonnettes die Antwort gegeben. Ihr wäret die guten
Botschafter der Republik. Sie dankt Such." General Mangin
dachte, als er diesen Tagesbesehl schrieb, an den Verfafsungent»
Wurf des pariserNationalkonvents,der als vierten Artikel in den
sünfundzwanzigsten Abschnitt den Satz aufnahm: «Das franzs»
fische Volk schließt mit einem auf feinem Boden stehenden Feind

nicht Frieden." In der Sitzung vom achtzehnten Juni 1793 em»
pfähl der Abgeordnete Mercler die Streichung dieses Artikels,
weil die Franzosen, im Morgengrau ihres Freiheitbewußtseins,
noch nicht aufdietzoherömischenMachtempfindensgelangtseien.
Niemals, schrieRobespierre in den Saal, »nie hätte ich für mög»
lich gehalten, daß einVertreterunseres Volkes hier dasBekennt»
niß feigen Sklavensinnes wagen werde! Wo sah dkser Mensch
uns den Römern unterlegen? Wo das Franzosenvolk, das sein
Blut für die Freiheit der Welt vergießt, kleiner als das Römer»
Volk, das alle Völker unterjochen, nicht Held undtzerold derFrei»
heit fein wollte? Mögen Alle, die eines fretenVolkes Kraft noch
nicht ahnen, heute erfahren, daß gerade dieser Artikel der Aus»
druck unseres Willens ist. Ein Volk, das mit dem auf feiner Erde
stehenden Feind verhandelt, hat auf seine Unabhängigkeit ver»
zichtet und ist schon besiegt.« Und Barrere zürnt: »DerEntwurfs,
artikel ist schon inLongwy und lnVerdun verkündet worden. Frank»
reich hat ihn verkündet. Wer stellt es hinter Rom? Die Macht
Roms hatte die Völker in Kriegsstrudel gerissen und Ihr bereitet
der Welt den Frieden." Einen General, der so großen Mustern
nacheifert,darf selbst der räudigeTigerClemenceau nichtmit des
selbenGrimmesAthem anpfauchen wiedenneuen Kriegsminister
Lyautey, deneralsPfaffenzögling verbellt.und denGeneralstabs»
chefCastelnau, den er als »gestiefelten Kapuziner- verspottet hat.
Auf seine Genossen im Senat wird er aus einem heiteren,
einem nassen Auge blicken. Auch sie haben den Konvent, den
Kriegertrutz derIakobiner zum Vorbild erwählt und, verfrühtes'
Gespräch überFriedensschluß schroffabgelehnt.(Datz in denErsten
Kammern, die dochStätten weiser Bedachtsamkeit sein sollten, die
Zorneswallung noch heftiger als in den Volkshäusern aufzischt,
ist ein zu wenig beachietes Zeichen unserer Zeit. Im Preußischen
Herrenhaus will die überwiegende Mehrheit nur Frieden durch
Sieg, nicht durch Verständigung. In der Peerskammer vertritt
Lord Curzon, unser hitzigster Feind, die Regirung Seiner tzuld»
vollen Majestät und nöthigt uns durch denAusspruch.keinseiner
Sinne mächtiger Biite wünsche Deutschlands Zerschmetterung,
an die Schwelle ungläubigen Staunens. Der Reichsrath Ruß»
lands und mit ihm der Adelskongreß, den, nach Wittes Wort,
stets derBlutgeruch derReaktion umdunstete, hat sich zum Sturz
Stuermers.zurDSmmung des aus Rasputins Rinnsal sickernden

Einflusses und zur Verherrlichung des wüthenden Deutschen»
feindes Pokrowskij, den Demokraten verbündet und die Regirung,
deren Haupt jetzt HerrTrepow ist, aufgefordert,in enger Gemein»
schaft mit der Reichs duma alle Kräfte d<r Nation und ihres Bo»
dens für denKrieg zu waffnen. Da durch dasHofsieb nur als zu-
verlässig bewähite Männer, meist morsche Stützen des höheren
Tshin in den Reichsrath gelangen, zeigt di<neue Verbündung,
wie rasch in Rußland der Gedanke der Volksmitarbeit Anhang
geworben hat. Und der Senat der Französischen Republik strafft
sich in die Haltung derröthesten Konvents Helden.) Auch den dritten
Sturm aber, den Herr Elemenceau als Stratege und diesmal
sogar als Achtbarer Führer einer scheckigen Koalition führte, hat
der bt her de Herr Briand abgeschlagen. Die Senatsmehrheit
wickelt ihn in ein Vertrauensvotum. Das that.alsersein Kabinet
verengt, die GenossenGuesde und Sembat hinausgeschmeichelt,
die Heeresleitung dem General Nivelle gegeben und Vater Ioffre
in den Kriegsralh gerufen hatte, auch die Zweite Kammer; doch,
wie Manchen dünkte, nur, um den Eingewickelten bequem zu er-
drosseln. DasV.'rhältniß der Parteien und Klüngel zu dem auf»
gefrischten Ministerium Briand und die Aufnahme, die das Ge»
läut der berliner und washingtonerFriedensglockenfand,ist lehr»
reich und heischt deshalb auch von Deutschen Beachtung.
»Gestern sprach die Kammer zurRegirung: Wenn Du nicht
energisch handelst, entziehe ich Dir mein Vertrauen. Heute sagt
sie zu ihr: Wenn Du Dich in Handlung erdreistest, stürze ichDich.
Das Parlament will immer dabei sein: das Land regirenund ver»
walten, den Krie g führen und die Friedensbedingur gen vorschrei»
den, Beamte undGenerale ernennen und,vorallenanderenDin»
gen, Ruhm für den nächsten Wahlkampf speichern. Nie wird es
eine Regirung stützen, die noch Anderes als die Sicherung dieser
Vorlheile im Kopf hat. Ein wunderllcherWahnverbirgtdenAn-
hängern des Herrn Clemerceau, daß sie die selbe Kammer, die
selben Leidenschaften, Interessenbündel, Hemmnisse finden wür»
den wie Herr Briand. Die Art unseres Parlamentarismus ist
mit dem Kriegszustand unvereinbar und mußstchwandeln.wenn
Sieg werden soll. Der Entschluß zu dieser Wandlung muß kom»
men; aus dem Parlament oder gegen das Parlament. Und Herr
Clemenceau braucht trotzdem nicht zu fürchten, daß, ein Messer in
das Herz Parlamentarischer Regirung gestoßen werden solle'. Gr

,ieht immer nur Personen.niemals die Mängel der Rahmen, in die
fle sich fassen müssen, und fällt deshalb stets schie'eund ungerechte
Urtheile. Die Verhandlungen des Senates müssen uns dieSte»
tigkeit derRegirungverbürgen; kein anderes Mittel fehlt unszur
Erringung des Sieges. "(AkademIkerAlfredCapus in l-e^iZaro.)
»Unser vom Feind besetztes Land ist nicht reich genug, um Zeit
und Kraft vergeuden zu lassen. DerunfeligeClemenceau bereitet
eifernd neue Zerstörung vor. Wir wollen ihm sagen, daß wir ge»
gen jede Zertrümmerung sind, weil jedeSchadenundUnglückbe-
roirkt. BisinTollheitthöricht istgarZersiörungstaatlicherLebens>
kraft ohne dieMöglichkeit.dieNachfolgevorauszubestimmenund
das Sinkenin Schlechtereszuhindern.-(^^ctionffran^aise.),Mit
bekümmertem Staunen sieht dasLand die Klust zwischenRegirung
und Parlament breiter werden; denn es weiß, daß nur die Ein»
tracht dieser beiden Gewalten den vollen Ertrag der großartigen
Volksleistungsichern könnte.Woherstammt das Unbehagen?Die
Kammer hat demumgestaltetenMinisterium ihr Vertrauen aus»
ge sprachen; dennoch zergliedert, durchstöbert, erörtei t fiejeden Re-
girungplan und scheint mißtrauisch oder vomtzang in feindsälige
Zettelei beherrscht. Die Regirung fordert das Recht, in eiligen
Fällen allein, durch Erlasse, O rdnung zu schaffen. Das hat sie schon,
nichtnurimNovemberausstandde, Strahenbahnbeamten.gethan;
will aber.imAngesicht einer schroff feindlichenMindei heit.die klare
Bestätigung ihres Rechtes. Gesetz und Bedürfniß sprechen für
dieses Verlangen und die Kammer würde durch Wid er streben das
Landgefährden. SchonwährendihrerTagungpause.diesichbis in
den neuntenIanuartagerstreckt,kann dieRegirung vordieNoth»
wendigkeit gestellt werden, schnell, durch Erlaß, einzugreifen. Das,
freilich, darf nur in festen Grenzen und nur da, wo es nöthig ist,
geschehen. Ein Vorrecht des Parlaments darfnichtverkümmern."
(l^elemps.) „Wahnsinnhat denunseligenBriand indieHoffnung
getrieben, er dürfe, ungestraft, dem Lande die Abdankung der
Volksvertreter zumuthen.AlsCaefar über denRubrikon gkgan»
gen,Bonaparte durch dasTreibhaus von Saint'Cloud gestürmt
war, konnten sie sich auf ihre Militärmacht berufen; als Prinz
LouisNapoleonden Staatsstreich vomzweitenDezembermachie,
umleuchtete ihn der Glanz eines Namens. Was h at Herr Briand?
Ich sehe nur einPäckchen Bindfaden, die uns knebeln sollten und
in die er sich nun selbst versträhnt hat. Sein Ribot wird ihm den

Weg in Willkürmacht mit Grundsätzen pflastern, sein General
Lyautey sich in den Versuch aufrecken, durch starre Haltung die
Kammer einzuschüchtern. Da unser verpfuschter Konsul aber so
unklug war, sich selbst zu entschleiern, hat er keinenTrumpf mehr
in seinem Spiel. Er kann nur noch durch den Mund seinerPreß-
freunde das Parlament verrufen lassen, die Moratorienwirth»
schaft fortsetzen, sich von Ausschub zu Aufschub hinfristen.Das ist
dieselnste,dieallerfeinsteKrieg?po!itikerkunstdestzerrnBriand.«
<Senator Clemenceau in l^'ttomme ^ncksme.) „Gern hätte ich in
so ernster Stunde geschwiegen und weiter gehofft, in Männern,
denen ich immer, nur allzu lange, vertraut habe,werde dieThat-
traft erwachen. Doch Pflicht zwingt mich, zu reden; befiehlt mir,
deutlich und in derber Breite die wichtigste aller Fragen zustellen:
die nach dem Stand unserer Rüstung. Sie ist, leider, noch nicht
beantwortet; und ich bin, zu meinem tiefsten Schmerz, in diesem
Lande der Einzige, der unsere Unzulänglichkeit ganz kennt und
weiß, welche tragische Nothwendigkeit von uns die schnelle tzeil-
«ng des Uebels verlangt.Wohl sind, seit Herr Brians in seinem
Kabinet ein paar Namen und Titel geändert hat, kluge und scho-
nunglose Kritiken, in der Presse und in der Kammer, einer Po»
litik nicht erspart worden, die dem Handeln der Verbündeten
nicht die nöthige Einheit zu schaffen vermocht hat und deren Er»
gebniß heute ist: Stillstand auf den tzauptfronten, Niederlagen
jn Rumänien, zunehmender Druck auf die Flanke der Saloniki»
Armee. Die Frage nach dem Kriegsgeiäth ist aber nicht einmal
gestreift worden. Und doch hängt Alles an der Antwort, die ihr
gesunden wird. Daß Brussilows Offensive erlahmte, der Vorstoß
an derSomme unzureichenden Ertrag brachte, B akarest fiel, Sar-
naus Heer nicht vom Fleck kommt, der Feind nicht aus Belgien,
Frankreich, Polen, Serbien, Rumänien vertrieben, der enlschei»
dende Sieg über das müde, hungernde, wirthschaftlich zerrültete
Deutschland noch nicht erkämpft ist und der Krieg, der uns von
Tag zu Tag mehr Blut und Gold kostet, sich in die Lange zieht:
an Alledem ist der Geschützmangel schuldig. Ich behaupte, daß
man nicht alles Mögliche gethan hat; daß in der Regirung der
«Herne Wille fehlte, der Widerstand bricht, Schuld ohne Erbar»
inen straft und den Bureauz der Kciegsämterneue Methoden auf»
zwingt. Man hat den Krieg niemals verstanden und versteht ihn
«och heute nicht. Deshalb interpellire ich. Keines Schattens von

Feindschaft gegen die Machthaber kann ich verdächtig werden.
Den ungewöhnlichen Geistesgaben des Ministerpräsidenten habe
ich oft gehuldigt und unterseinenMitarbeiternhabe ich Freunde.
Aber das Vaterland blutet und in solcher Stunde ist fürFreund»
schaft und Mitgefühl nicht Raum. Meinen eigenen Sohn würde
ich vor die Flintenläufe stoßen, wüßte ich ihn eines Vergehens ge-
gen das Vaterland schuldig, Auch persönlichen Ehrgeizes wird>
man,wie ich hoffen darf.mich nicht zeihen. Zu tiefbinichdes ban»
gen Ernstes der Stunde bewußt, um in der Macht Anderes als
eine furchtbareBürde zu fehen, der kein Aufgerufener sich entzie»
hen darf, die aber nur ein Narr heute begehren oder beneiden
wird. Als Vertreter eines Grenzkreises, wo nahe Nachbarschaft
des Feindes immer den Seelenstand erhielt, der in Frankreichs
Kernland erst seit dem deutschen Einbruch wieder fühlbar ist, habe
ichmirzurtzauptslicht gemacht,meinVaterland vor der schwellen»
den Drohung zu warnen und für den Tag der Gefahrzu waffnen.
In der Kriegszeit habe ich alles Erdenkliche versucht, um, achtund»
zwanz?gMonate lang,auf die Männer einzuwirken, die Handel»
tonntenund müßten.Nur eineSchuld drücktmeinGewissen: daß ich
zulangegehofflundZusagengeglaubthabe.trotzdemjederTageine
gräßliche Rechnung von Leid und Tod vorlegi e.WennFrankreichs
Volk einst hört, wie ich mich gemüht und was ich mit Warnung
und flehentlicher Beschwörung erlangt habe, wird es richten oder
rächen." (Senator Charles Humbert in Journal,) Die Interpella-
tion kam.wurde beantwortet: und dieLenalsmehrheitsprachtzerrn
Briand ihrVertrauen aus. Bleibt die Zweite Kammer unwirsch?
EinErlaßsolldasLandvonderAlkoholpest befreien. »Tastet, Un.
vorsichtige, nicht dieGifwerschleißer, gar diemächtigenDestillirer
an! Hier ist dietzeiligeArche, die in Wählbarkeit steuert. General
Galliini hat mir erzählt, wie er, weil die Alkoholanwälte seine
Rede überheulten, von der Tribüne und aus dem Saal ging.
Die selbe Ursache hat den selben Lärm bewirkt. ,Das ist Diktatur!^
Dabci bleibt das Recht der Kammern, den Urheber eines ihnen
nicht genehmen Erlasses zu stürzen, ungeschmälert. Und, im Ernst,
sehtIhr Briand aufBoulangersRappen? DerVerbrauch mancher
Nährmittel foll eingeschränkt werden. In fünf Minuten hatte der
Konvent ein so dringliches Gesetz beschlossen. Man schwatzt über
den Konvent: und schickt den Gesetzentwurs in einen Ausschuß von
dreiunddreißig Mitgliedern. Der wird den Interessenten, die

Wähler sind, das erbetene Gehörnicht weigern. Goldenes Pfand, das Spekulation, Speicherung, Hamsterei verbürgt! Wenn das Gesetz bewilligt wird, kommt es zu spät. Was Anderes. Die ge» steigerte Heftigkeit des Nnterseekrieges fordert die Aufhebung des Stahl» und Gußeisen-Zolles. Noch giebts keinRezept, nach dem aus Reden Kanonen zu machen sind. Welche Artillerie hätten wir sonst! Aber durch Zollfreiheit würden dieEinnahmen mancher Leute gemindert." (Herr Iofeph Reinach in I,e ^iMw.)
Den selbengeistreichen Herrn erinnert derdeutscheFriedens» Vorschlag wieder elnm al an Bonaparte.«Der war Kaiser der Fran» zosen, König von Italien, Schutzherr des Rheinbundes, Groß» landammann derSchweiz und hatteseineBmderIoseph, Ieiöme und Louis auf dieThrone vonSpanien.Westfalen.tzolland, seinen Schwager Murat aus den von Neapel gesetzt. Sein Frankreich umfaßte hundertdreißigRegirungbezirke.BrüsselundAmsteldam, Hamburg und Köln, Genf und Genua, Florenz undRom: Prä» sektensitze im neuen Westkaiserreich. Auf dem nie von eine m Sterb» lichen erklommenenMachtgipfel, als Herr Europas von derElb» Mündung bis an den Kanal von Otranto, von den Herakles» säulen bis an die Moskwa, schrieb er an den Zaren Alexander, wie sehr erbedaure.daßRostoptschindieStadtMoskauinBrand gesteckt habe. .Menschlichkeit, aber auch der Vortheil des Zaren und der großen Stadt selbst empfahl, sie mir als Pfand anzuver» trauen.' Alles war an ihm groß; jedes Bindfädchen ein Kabel. Alexander ließ den Brief ohne Antwort. ‚Mit Napoleon giebts keinen Frieden mehr. Er oder ich, ich oder erl' Napoleon wird ungeduldig, ruft Caulaincourt und sagt: ‚Ich werfe mich jetzt auf Petersburg. Dann wird Rußland gegen Alexander aufstehen und Verschwörer werden ihn morden. Schade. Ich achte Kiefen Herrscher und er wird mir fehlen. Gehen Sie zu ihm und ver» fuchenSie, der Katastrophe vorzubeugen/ Caulaincourt, Herzog von Vicenza, ist weder deutscher Kanzler noch sonstwo Dienst» böte; also antwortet er seinem Kaiser: .Unnütze Botschaft; Alex» ander horcht auf keine, ehe der Boden feines Reiches vomFeind frei ist.' Am ersten Tag des Rückzuges aus Rußland läßt Napo- leon durch Lauriston einen Geleitbrief von Kutufow erbitten, schreibt wieder an Alexander und fagt: ‚Ich will Frieden, ich brauche Frieden, ich muß um jeden Preis Frieden haben; rettet mir nur die Ehre!' Kutufow weigert den Geleitbriefz was danach

folgte, ist bekannt. Verzeihe mir, großer Schatten, diesen Vergleich! Doch je mehr ich nachdenke, desto klarer wird mir die Entstehung der deutschen Friedensnote. Es giebt noch schlimmere Pein als die des russischen Winters." DerTon ist kaum irgendwo anders» Nur der Sozialistenbund des Seinebezirkes beschließt, mit zehn» tausend gegen vierhundert Stimmen: kein Friedensvorschlag sei ohne ernsthafte Prüfung abzuweisen, jeder dem Parlament vor» zulegen und von jeder Regirung zu fordern, daß sie ihre Kriegs» ziele sofort zeige. Dieser Beschluß wird wie Landesverralh geta» delt. »Mit einer Arglosigkeit, die verräth, wie unfähig sie noch zur Leitung des Staatsgeschäftes sind, blöken unsere Seine-So» zlalisten nach Frieden; sie möchten ,doch mal sehen', welche Be- dingungen der Kaiser stellt. Mehr, liebe Brüder, verlangt er gar nicht von Euch. Ihr sollt nur .plaudern'. Für alles Uebrige wird er sorgen; er wird die von Euch in Plauderei verleiteten Regi» rungen einander entfremden, verfeinden und Euch facht inseinen deutschen Frieden überreden. Daß eine Fraktion, in der Albert Thomas und Marcel Sembat sitzen, solchen Blödsinn anrichten konnte, berechtigt zu der Frage, ob den Sozialistenführern nicht dieGefahr naht, verrückt zu werden.Wenns nach ihrem Beschluß ginge, würden drei Viertel aller Franzosen, weil sie nicht über ihre Nasenspitze hinaus gucken können, zu schreien anfangen: ,tzoch der Friede! "Sie hätten danach keine Lust mehr, zu fechten, und würden unsere Regirung bald zwingen, von den Verbündeten in einen Sonderfrieden abzuschwenken. Nach solchem Treubruch fänden wir niemals wieder Gefährten, wären, mit gebundenen Händen und Füßen, den Deutschen ausgeliefert und würden, wenns ihnen paßt, eines Tages zum Kampf gegen ihre Feinde gezwungen. Meine Seine«Genossen haben nur eine Kleinigkeit vergessen: daß die Verbündeten einander geschworen haben, nie einen Sonderfrieden zu schließen, und daß derLondoner Bertrag noch lebt. (Genosse tzerve in l,a Victore.) Genosse Renaudel hat den Beschluß der Fraktion vertheidigt. »Deulschland foll wissen, daß es,nachdem es zu reden begonnen hat,nichtwiederschweigen darf; daß jeder Friedensvorschlag, der nicht von der Befreiung aller deutschem Druck unterthanen Gebiete ausgeht, werthlos ist und den Willen der verbündeten Völker, selbst ihr Schicksal zu schmieden, nur Härten kann. Die Deutschen würden sich noch ein» mal als Schelme und Verbrecher erweisen, wenn sie nicht bereit wären, im hellen Licht der Öffentlichkeit über die Bedingungen

des Friedensschlusses zu verhandeln." Dem Blatt, das diese Sätze
verbreitet, hat James den Namen l.'ttumanite gegeben. Und es
kämpft seit dreizehn Jahren sür die heiligeSache der Menschheit.
Wer das Gesicht mir zeigt, Der kehrts nicht ab
Alls mit zerschlagnen Anter« und Oberbacken;
Mer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd grutz im Nacken^
Nnd schlagen Deine Männer dann
Mit Schwert und Kolben, wie ich wnthe,
So stürzt der Feind, Mann über Mann,
Ersäuft im eigenen Geblüte.
Das istRaufeboldö Kriegsziel, tzabebalds liegt noch näher:
»Dem tzeldenmuth der Kaiserschaaren soll sich der Durst NachBeute
paaren; und allen sei das Ziel gestellt: des Gegenkaisers reiches
Zelt." Beide wollenvonMenschheitundähnllchemGesühlsquark
nichts hören und stampfen als Gewaltige über die Erde. Ihre
Enkel machen fichs bequemer: bleiben zu Haus, knattern Artikel
in die Welt und rühmen sich gewaltigen Zulaufes. Sie auf den
Märkten auszustellen, ist der Heimath Kants, Herders, Goethes
nicht zu empfehlen. Die kann die Wirkung ihres Rufes zu erstem
Gespräch über Friedensmögltchkeit abwarten. Nie aber, in oder
nach so grausamem Krieg, zu laut betonen, daß sie ihrer Mensch»
heit bewußtist und sich für Menschheitzukunft verantwortlich fühlt.
Aus Europens schmalem Boden hat in Heller Zeit jede Umpflü»
gung, jede Düngung mit Men'chenblut Frucht gereift, die heute
uoch duftet, morgen noch laben wird. Die Französische Revolu»
tion: Menschenrechi, Gesellschaft oertrag, Staats Verfassung; die
Entfronung des Aermsten, die Ve: pflichtung des ReichsteninLast-
gemeinschaft, die vernünftige E ngrenzung der tzerrschermacht.
Die Kriege gegen Napoleon: die Besinnung auf das Recht und
die Würde der Nation und auf die Schmach der Knechtung in
Fremdjoch. Sedan: die Einung der nicht von tzabsburgs Forst
umwachsenen deutschen Völker. Gebietsumfang dehnt sich und
schrumpft wieder. Die Reiche Caesars.Alezanders, Bonapartes
starben früh. Jetzt erstrebt, im Granatenhagel, das Hirn den letz»
ten Sieg über das Schwert. Kräftige, nicht mehr von Mythologie
versüßlichte Menschenliebe will scheue oder protzige Selbstsucht
derVölker überwinden, aus Erwerb, und Schutzzenossenschaft sie
in seelische Gemeinschaft erhöhen. Menschheit ruft uns; wir hor-
chen froh. Wer Deutschlands würdig sein will, muß trachten, daß
der mit blindem Auge in Erkenntniß geläuterte Geist, nicht täp»
Pisch dreinflegelndes Gesinde, des Vaterlandes Zukunft bereite.

Die Weltenuhr.

DMLeit im Norden ragt aus Gischt und Meer
wolkenhoch, zerklüftet und zerbrandet,
eine Klixpe, da kein Schiffer landet,
keine flüchtige Möwe drüberher
wiegend ihre weißen Schwingen spannt.
Grau in Grau friert Himmel, Wasser, Land.
Grau in Grau, starr, leblos, ungeheuer,
wie ein Fragewort an Lchicksalsmächte,
ragt ein uralt räthsclvoll Gemäuer
sich hinauf ins Dunkel wilder Nächte.
Tief am Fundament die Wellen wogen,
hoch um Zinnen und zerborstnc Bogen
grollt das Wetter, tanzt der Winde Reigen,
flammt die Welt . , . Doch still um Thür und Thor
horchts und kcmerts . , . Schweigen, nichts als Schweigen
Tritt kein Hüter wehen Blicks hervor?
Schlagt vom Uhithurm endlich nicht die Stunde?
Schwingt der Klöppel nicht am Glockcnmundc
erzne Töne in die Ewigkeit?
Starb der Wärter? Träumt er? Steht die Seit?
Ncin, er starb nicht, träumt nicht, schlummert nichtl
Nein, er wartet, bis der wcltsturm sausend
ihn gemahnt an seine wärtcrpflicht.
Und dann langt er, einmal im Jahrtausend,
nach dem Glockenstrang und einmal nur
im Jahrtausend richtet er die Uhr.
Und dann summen Töne, wie aus Tiefen
längst vergangner Tage erdwärts wallend,
wecken Geister, die verborgen schliefen,
stürmen fluthcnd, stöhnend, widerhallend,
gellend, schreiend über Land und Meer —
und es lauscht die Menschheit, jäh ergrausend.
Starb der Wärter? Träumt er? Schlummert er?
Nein, er schreitet . . . einmal im Jahrtausend . . .
Und das Einmal treibt den Pflichtgcwohnten
auf die Stiege, wie der Aether rauscht I
wie ein seltsam Wehn die Lüfte bauschtl
Und er greift den Strang, den langgeschonten,
zieht ihn. Aechzend dröhnt es Eins vom Thurm:
Sturmi
I.

Die Weltenuhr.
Und er hört das Rauschen nah und näher,
und er schlürft die Treppe hoch und höher,
sieht die woken jagen an dem Himmel,
schaut der Menschen irrendes Getümmel —
fragend tönts zum Zweiten in die Zeit:
Streit?
III.
Da: ein Stürmen wie aus Donnerchören,
ein Entflammen, Branden, Sich empören!
Vurch den Türm, den wirren, übertollen,
bricht der Schwerter Klang, der Stücke Rollen I
Thürmer, reiß' zum Dritten I Klöppel, flieg I
Krieg!
IV.
Lichter wird die Nacht; der Sterne Flimmern
weicht der nie geschauten, jähen Helle.
Flackernd kochts cmxor. Ein glühend Schimmern
treibt die Schläfer über Flur und Schwelle.
Wächter, reck' zum vierten Seine Hand:
Brandl
V.
Da: ein Bächlein quillt, es wächst zum Fluß,
schwillt zum Sturm, tritt über Bord und Uferl
Niemand hemmt und hilft! Kein Warner, Rufer
weckt die Völker, wehrt dcni rothcn Guß.
Schwing' zum Fünften, Mann, es steigt die Fluthl
Blut!
VI.
Schwing' zum Sechsten, Wärter, zerr' am Strange,
daß es schrill durch alle Welten hallt!
Sieh, es hebt sich, wie in finstrem Drange
«us den Seelen eine Urgewalt,
lockt ein längst entschwundnes Schrcckenswort:
Mord!
VII.
Und so schleicht, gehüllt in hären Grau,
durch das Land mit leisen, scheuen Schritten
«ine bange, eine blasse Frau,
xocht an Schlösser, klopft an Hof und Hütten.
Sieben tönts vom Thurm ... Die Sorge droht...
Nothl

VIII.
winterlich die Halde! wie ein schmerzen
zehrend über alle Räume schwebtI
wie ein fröstelnd Zittern in den Herzen,
wie ein weinen um die kivvcn bebt!
Acht, erst Acht! Schier endlos drückt die Zeit...
Leid!
IX.
Wärter, lug' hinaus! Ein wilder Reiter
sprengt durch Feld und Tann, durch Moor und Flur,
sensenschwingend, weiter, rastlos weiter,
sturmrvindglcich . . . Zum Neunten schlägt die Uhr.
Dampft die Erde, — scisl Der wcltbrand lohtl
Tod!
X.
Endlich aber durch die wolkenschattcn
glüht ein ander Licht, ein neuer Stern!
Klänge, die wir längst vergessen hatten,
singen um uns: und wir lauschen gern.
Athme, Wärter; hoffend zieh' das Seil: <
Heil!
XI.
Und so hebt sich mählich ans dem düftern
Nachtgcbild ein leuchtend voller Tag.
Stimmen wie von goldnen Himmeln flüstern, ,
jauchzend schlägt die Uhr den elften Schlag.
Jubelnd klingt hinaus, was in uns schwieg:
Sieg! <
XII.
So zum zwölften und zum letzten Male
thuc, Thürmer, was Dir Pflicht und Amt;
denn mit goldncm, frohem Sonnenstrahle
ist die Welt, die junge, überflammt.
Saat keimt auf, es kehrt der kenz zurück —
Slückl
Und wie nun der klare Hall vertönt,
steigt der Wärter seine Stufen nieder.
Nur die Fluth um Saum und Küste stöhnt,
nur das Meer singt seine alten Lieder.
Schweigend steht der Zeiger an der Uhr,
klagend tost der wind, den Thurm umbrausend;
stumm der Thürmer wartet . . . Einmal nur
heischt die Pflicht ihn . . . einmal im Jahrtausend.
Franz küdtke.
(Aus: „Das deutsche Jahr".)
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Berlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag 6 Garleb G, ni, b K, in Berlin.